SCHMIDT-ROHR, G.

Die Sprache als Bildnerin der
Völker.

Jena 1932.

Was ist ein Volk?

Eine weite Fülle von Streitfragen und Zeitaufgaben steht im Lichte dieser Frage. Mag es sich um Lösungsversuche der Minderheitennot handeln oder um die Klärung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, um Pazifismus und Militarismus, Internationalismus und Nationalismus, um die Erörterung, was die Rasse für die nationalen Kulturen bedeutet, mag die beste Staatsform zur Besprechung stehen, immer wieder zeigt es sich als Vorbedingung für jedes wirklich ernste und vorwärtstrebende Bemühen, daß vorerst volle Klarheit über die Grundbegriffe und vor allem über den Begriff und das Wesen des **V o l k e s**, des Volkstums geschaffen werden muß.

Es darf als vergebliche Liebesmühe erscheinen, die Wertvollsten im Volke, die Lebendigen, Tätigen, die heute in ihrer verschiedenen Auffassung des nationalen Gedankens in wilhem inneren Hader gegeneinander stehen, zu solch vorurteilslos prüfender Besinnung auf die Grundvoraussetzungen ihres Streites zu rufen. Und doch muß dieser Ruf immer von neuem laut werden. Denn nur von einem vertieften, gewissenhaft untersuchenden Meinungsaustausch der Führenden ist die Milderung der Gegensätze auf ein Maß zu erwarten, bei dem nicht mehr lebenswichtige Belange unseres Volkes geschädigt werden.

Die unmittelbare Dringlichkeit sachlicher Klärung des Volksbegriffes besteht sowohl für den Politiker, der Wissen zum Zwecke des politischen Wirkens sucht, wie auch für den Forscher, der nur Wissen um des Wissens willen erstrebt. Aus welcher Veranlassung man immer sich bemüht, die bewegenden Ursachen hinter dem Weltgeschehen dieser Zeit zu ergründen, bei längerem Suchen muß in jedermann die Überzeugung aufbrechen, daß eine ganz neuartige geistige Kraft in wechselnden äußeren Erscheinungsformen am Werke ist: Das Wissen der Völker von ihrer Eigenart und ihrem Eigenrecht, der bewußte Wille der Völker als seelischer Einheiten, sich gegen alle Widerstände zu behaupten, ist zu einem lebendigen Feuer geworden, in dessen Blut die politische, gesellschaftliche Verfassung der Erde neu geformt wird.

Die **A u ß e r u n g s f o r m e n** dieses neuzeitlichen Nationalismus, der eben dabei ist, die ganze Erde zu gewinnen, sind recht mannigfaltig.

Im Mittelalter, ja bis in die jüngste Vergangenheit hinein, geschah es häufig, daß Fürsten fremder Nationalität von den Großen des Landes zur Herrschaft gerufen wurden, daß man ihnen jubelte, ohne auch nur auf den Gedanken zu kommen, es könnte irgendwie ehrenrührig sein, einem Volksfremden untertan zu sein.

Während des Weltkrieges mußten die Gelehrten die deutsche Abstammung des englischen Königs umfälschen in eine englische.

Vor siebenhundert Jahren wurde das Heilige Land für eine Religion erobert. Der neue Kreuzzug des Zionismus will es für ein Volkstum wiedergewinnen.

Dahin sind die Zeiten, wo ein Volk niederer Entwicklungsstufe, wo der „Barbar“ keinen lebhafteren Wunsch hatte als den, seine eigene Sprache, sein eigenes Volkstum völlig in sich auszulöschen und ein Grieche zu sein, oder ein römischer Herr, oder ein Pariser Cavalier. Vorbei sind die Zeiten, da die Kleinvölker ihr Volkstum vor einer führenden Nation verbargen, wie der Handwerker seine groben Hände in seiner Gesellschaft versteckt. Für Europa kann man fast sagen: Je niedriger die Zivilisationsstufe ist, desto lauter und anmaßender tritt Volkstum auf, gepeitscht und gereizt meist noch durch den Neid des Besitzlosen gegen den Besitzenden. Der Kulturreichere ist ja meist auch der wirtschaftlich Überlegene.

Vor allem bei den kleinen Völkern wird keine Anstrengung und kein Opfer gescheut, wenn es gilt, ein Volkstum zur Befinnung auf sich selbst zu bringen. Wohin wir sehen, finden wir rastlosen Eifer. Wie die Iren die Herrschaft der englischen Schriftsprache zu brechen suchen, so erkämpfen die Norweger sprachliche Selbständigkeit gegenüber dem Dänischen, die Finnen gegenüber dem Schwedischen, die Litauer gegenüber dem Deutschen.

Mehr noch als Geld und Blut wird auf dem Altar des Nationalismus geopfert: Um Volkstum als Ganzes zu retten, wird Volkstum als Teiläußerung geopfert, alte Bräuche in Schrift und Kleidung und Gottesdienst müssen weichen, wenn man glaubt, daß durch sie die völkische Kraft gelähmt wird. In China, in Indien, in der Türkei sind die geistigen Führer mit viel Scharfsinn und Geschick dabei, die alte bodenständige Kultur so umzubiegen, daß sie fähig wird zur Aufnahme der nationalen Idee, die diesen Völkern bisher so außerordentlich fremd war.

Auch im geistigen Leben des Abendlandes selbst wird der Nationalismus immer bewußter und fordernder.

In der pädagogischen Bewegung erscheint er unter dem Stichwort „Kulturfunde“. Das heißt, die Erkenntnis der nationalen Eigenart der Völker wird in den Mittelpunkt vieler Unterrichtsfächer gestellt.

In die religiöse Bewegung bringt der nationale Gedanke Unruhe und Unsicherheit. Wenn auch das Wort der Revue Catholique des Idées et Faits, „der Nationalismus ist die nächste Kezerei, die verdammt wird“, bei einer Rundfrage an eine große Zahl kirchlicher Würdenträger entschiedenen Widerspruch findet: die Aussage ist ein Zeichen, wie sehr dieser Gegenstand die Geister beschäftigt.

Die Gedankenwelt der politischen Parteien, vor allem in Deutschland, ist wesentlich bestimmt durch die Verschiedenheit der Ansichten darüber, wie der nationale Gedanke richtig zu verstehen ist. Und auch die eifernde Inbrunst von Sekten, die alles Nationale schlechthin verdammen, ist nur als Gegenreiz zu erklären, der letzten Grundes den Nationalismus immer weiter steigert bis in die übelsten, krankhaftesten Auswüchse hinein.

In aller Grellheit erscheint die Besonderheit und die Kraft dieser Idee erst in der großen Politik, im Kampfe von Staat gegen Staat, Volk gegen Volk, Staat gegen Volk. Welch Unterschied zwischen früher und heute:

Ohne irgendwelche Bedenkllichkeiten nannten sich einst schleswig-holsteinische Deutsche „Dänen“, nannten Pommern sich „Schweden“. Wenn Deutsche gegen Deutsche Krieg führten, seit den Zeiten der Römer bis zum unseligen Feldzug von 1866, dann wurden

immer wieder fremde Nationalitäten von der einen oder anderen Seite zu Hilfe gerufen, dann verbanden sich Deutsche mit Römern, Türken, Polen, Schweden, Franzosen — gegen Deutsche, ohne daß irgendein Schamgefühl dafür da war, ohne daß ein Vorwurf des Verrats am Volksbruder empfunden wurde.

Heute bereitet schon der Gedanke an diese Bündnisse Unbehagen, die volkstümlichen Geschichtsbücher schweigen sich meist darüber aus.

Der Dreißigjährige Krieg kennt noch keine Nationen als Gruppen, die ihrer besonderen Wesenheit wegen einen eigenen politischen Willen haben. Er kennt nur kämpfende Fürsten. Der Westfälische Friede kümmert sich nicht um Sprachgrenzen, als er eine Neuordnung des Landbesitzes der Fürsten trifft. Wenn er zum Teil Staatsgrenzen mit Sprachgrenzen zusammenfallen läßt, so ist das aus anderen Gründen zu erklären als aus bewußter Rücksichtnahme auf das Nationalitätenprinzip. Selbst auf dem Wiener Kongreß sitzen noch Fürsten um den Verhandlungstisch, nicht Völker.

Das Daseins- und Soseinsrecht wird heute auch von den kleineren Nationen nicht nur gefordert, es wird auch fast überall auf der Erde zum wenigsten als sittliche Forderung anerkannt. Selbst da, wo die Mächtigen dies Recht mit Füßen treten, suchen sie doch meist mit Lügen den Tatbestand zu verdrehen und das Unrecht vor der Welt zu verschleiern. Sie erkennen also wenigstens mit Worten die rechtliche Forderung an, die sie in ihrem Tun verleugnen.

Und tausendfach und abertausendfach wird das Recht heute vergewaltigt, weil das stärkere Volkstum im Staat das schwächere mit Hilfe des Staates zu schädigen und auszurotten sucht.

So wüten heute unter dem demokratischen Scheinrecht von Parlamentsabstimmungen Belgier, Franzosen, Italiener, Tschechen, Jugoslawen, Rumänen, Polen gegen Deutsche; Tschechen, Rumänen, Jugoslawen gegen Ungarn, um nur die bedrücktesten der Nationalitäten zu nennen. Unendlich ist das Leid, unendlich das Weh, Zündstoff häuft sich auf Zündstoff für kommende Kriege. Der Rechtsgedanke scheint nur ausgesprochen zu sein, um die niederträchtig rohe Gewalt in grausigem Hohn desto fühlbarer zu machen.

Und nicht auf Europa beschränkt sich die Bewegung. Überall in der Welt ist Gärung, Unrast, Unruhe, weil das bestehende Staatensystem sich allzu schlecht mit der Grundlage deckt, mit den volkstümlichen geistigen Räumen, auf denen es ruht. Die Volkstümer sind heute selbst in fernsten Landen dabei, immer härtere Bewußtseinsgrenzen zu entwickeln. Nachdem die Völker angefangen haben, aus ihrem traumhaften Leben aufzuwachen, wurden bald aus den Wachseinsgruppen, den Wesensgemeinschaften geistiger Art, in schneller Entwicklung Willensgemeinschaften mit politischen Hoffnungen, Wünschen, Forderungen.

Es ist nicht nur die alte Auflehnung gegen Bedrückung und Ausraubung, die wir da am Werke sehen, sondern es ist vor allem die Nationalismus genannte neue Form von auf Wesensgemeinschaft beruhendem Gruppenwillen, es ist die gewaltigste Macht überhaupt, die je das politische Geschehen auf diesem Erdball bestimmt hat.

„Das Streben der Völker — von Irland bis Korea — ihr eigenes Selbst zu behaupten und zu formen und ihr Schicksal selbst zu bestimmen, ist der beherrschende Faktor im Leben unserer Generation“ (W. Lunt).

Das Wesen der ungeheuren Kraft, die aus der Volksidee erwuchs, wird nur dort voll verstanden werden, wo man klar erkennt, was „Volk“ ist. Das Bedürfnis nach solcher Klarheit sollte uns unmittelbar packen. Denn wenn wir auf die Vernichtungen sehen, auf all die Opfer an Blut und Leid, die vom nationalen Gedanken geheiligt werden, so müssen doch auch Augenblicke des Zweifels kommen, ob dieser so gefährliche Gemeinschaftswille etwa gar auf Selbsttäuschung und den Hirngespinnsten einer romantischen Befangenheit beruht, über die ein neues Zeitalter mitleidig lächeln wird. Es muß uns daher der heiße Wunsch bewegen, die Rätsel dieses Fragenkreises zu lösen und eine gesicherte Rechtfertigung unserer persönlichen Haltung gegenüber den harten Forderungen zu finden, die unser Volkstum heute und morgen stellt. Das Volksbewußtsein ist ja nicht nur die entscheidende politische Großkraft, es ist auch für jeden Einzelnen die ideelle Macht, die sein ganzes Dasein mit schweren Flügeln überspannt. Der nationale Gedanke tritt heute mit Ansprüchen vor die Einzelseelen, wie sie selbst die Kirchen dieses allzu hellen Zeitalters nicht mehr zu stellen wagen. Er fordert Märtyrertum und Selbstverleugnung von arm und reich. „Der Nationalismus ist die Religion dieses Zeitalters.“

Mit Vaterlandsliebe aus blinder Unterordnung allein ist heute weder der Welt noch unserem Volke gebient, und die deutsche Zerrissenheit in nationalen Dingen ist bestimmt die schlimmste deutsche Not: hier sehen wir begeisterungsirre Liebe und laute Oberflächlichkeit das wahre Beste unseres Volkes schädigen, dort stehen Millionen grollend und zwiespältig und sehen nur Götzendienst im Gottesdienst des anderen. Diese Zerrissenheit kann nie durch demagogisches U b e r r e d e n beseitigt werden, sie kann nur schwinden, wo es gelingt, den Fragenkreis so zu durchleuchten, daß die auseinanderstrebenden Kräfte in die gleiche Richtung hinein ü b e r z e u g t werden.

Diese Klarheit ist nicht mit neuen Schlagworten zu erhaschen, sondern sie ist nur in mühevолlem Gedankenringen zu erkämpfen, im Ringen um Klarheit in der Grundfrage, was denn seinem eigentlichen Wesen nach das gesellschaftliche Gebilde „Volk“ ist, in dessen Namen von uns Opferbereitschaft ohne Grenzen gefordert wird¹.

In jedem Nationalismus stecken Gewalten von jenseits aller Vernunft, die da sind, die ursprünglich da sind und erst nachträglich vor dem Verstande gerechtfertigt werden. Aber doch erst mit ihrer Rechtfertigung vor dem Bewußtsein werden sie in ihre höchste so gefährliche Lebendigkeit hineingesteigert.

Wo überhaupt man der volksnationalen Forderung mit Gründen Nachdruck zu geben sucht, wo man das Lebensrecht der Volkstümer zu erweisen sucht, erscheint mit aller Notwendigkeit e i n Gedanke:

¹ Hier ist eine Feststellung einzuschalten. Wenn auch der Inhalt der Begriffe Volk und Nation erst noch gefunden werden soll, so lassen sich diese so häufig gleichbedeutend gebrauchten Wörter für den Sprachgebrauch dieser Arbeit doch schon hier gegeneinander abgrenzen. Die Begriffe sollen einander gegenüberstehen. Volk soll ethnologischer Begriff sein, ein Gruppengebilde im Hinblick auf ein gleiches Sein, im Hinblick auf gleiche naturgewachsene Eigenschaften, deren sich die Volksglieder nicht bewußt zu sein brauchen. — Nation soll vor allem politischer Begriff sein, Gruppeneinheit im Hinblick auf gleiche Aufgaben und gleiches Wollen, auf ein Gruppenbewußtsein von gemeinsamen Zielen und Zukunftsplänen. Volk kann Nation sein, wenn die Wesensgemeinschaft zugleich Willensgemeinschaft ist. Es gibt aber auch Völker, die nicht Nationen sind, und umgekehrt.

Diese Begriffsfestlegung soll eine Grenze zwischen den beiden Begriffen ziehen, keineswegs ist damit schon ihr Inhalt genau und eindeutig festgelegt.

Wir sind wir!

Wir sind etwas Besonderes!

Wir sind als Volk eine Gruppenpersönlichkeit von besonderer Prägung, von besonderem Lebensschwung und Lebensrecht, mit einem nur uns selbst eigentümlichen „feelischen Antlitz“ (Varrès). Wir sind eine Einheit mit besonderer Sendung und Aufgabe. Darum müssen wir uns durchsetzen in der Welt. Darum müssen wir uns behaupten gegen alle Widerstände.

Das Verstehen und Erkennen und die Rechtfertigung der Zeitgegnung des Nationalismus werden erst wirklich gefördert, wenn es gelingt, zur Klarheit darüber vorzudringen, ob die so stark empfundene und so gewaltige Kräfte auslösende Besonderheit der Völker mehr ist als nur eine Unterschiedlichkeit in zufälligen und unwesentlichen Kennzeichen. Es bleibt festzustellen, ob sie wirklich eine Eigenprägung der Tiefen des Charakters, eine wahrhafte Besonderheit der Wesenspersönlichkeiten in ihrem Grundkern bedeutet, ob die Verschiedenheit notwendig erweise im innersten Wesen des „Volkes“ selbst liegt und sich aus bestimmten Bedingungen je und je zwangsläufig ergeben muß.

Von allen Forschern, die sich bisher an diesem Gegenstande versuchten, das innere Gesetz der Volkwerdung zu bestimmen, ist nur eine recht eng begrenzte Zahl solcher die Wesensbesonderheit ursächlich erklärenden Grundbedingungen genannt worden, die bei den einen nebeneinander Geltung haben sollen, bei den anderen sich gegenseitig ausschließen:

Die einen legen das Hauptgewicht auf die klimatischen und geographischen Bedingungen und meinen, daß sie die körperliche und feelische Art der Völker wesentlich bestimmen.

Andere — und das sind heute die lautesten — betonen vor allem die Bedeutung der Rasse, des ererbten Blutes, der körperlich-geistigen Erbmasse einer Gruppe.

Andere machen Staaten und geschichtliche Schicksale und Aufgaben für den Charakter eines Volkes verantwortlich.

Für wieder andere ist die Gemeinsamkeit des Weges zu Gott entscheidend.

Und schließlich wird von manchen der Einfluß der Sprachen auf die feelische Sonderart der Völker als wesentliche Bedingung genannt.

(Über diese Versuche siehe Anhang S. 394.)

Seitdem die Minderheitenfrage weite Kreise der Gebildeten in allen Völkern beschäftigt, hat eine ganze Flut von Schriften, haben ganze Büchereien diese Frage „Was ist ein Volk“ in den Ausgangspunkt ihrer Erörterungen stellen müssen. Denn wer zu begründen wagt, warum Minderheiten geschützt werden sollen, der muß zeigen, warum sie schützenswert sind und was eine Nationalität, eine Minderheit, ein Volkstum dem Wesen nach eigentlich ist. Das ist die außerordentliche praktisch-politische Bedeutung dieser wissenschaftlichen Streitfrage. Es bleibt aber erschütternd zu sehen, wie ratlos und unbeholfen die Forschung diesen Fragen gegenübersteht, wie sie sich unbehaglich durchzuwinden sucht durch einen Wust von Empfindungen, Gefühlen, fertigen Glaubensmeinungen, wie die klare Rechtfertigung vor der Vernunft fehlt, und wie zur Beruhigung — Worte gemacht werden. In all diesen Büchern wird eigentlich immer nur die Reihenfolge gewechselt, in der man als Volkseigenart bedingende Kräfte aufzählt: Sprache, Rasse, Sitte, Kultur, Geschichte, oder: Rasse, Geschichte, Sitte, Kultur, Sprache usw., und die einzelnen Forscher unterscheiden sich stärker nur durch den verschiedenen Nachdruck, den sie auf den einen oder den anderen der nebeneinander wirkenden Faktoren legen. Überall fast

klingt bei den Neueren die müde Verzichtstimmung auf: „Volkstum ist irrationale, mit der Vernunft nicht faßbare Größe.“

Ein sehr scharfsinniger unter den am Nationalitätenproblem arbeitenden Denkern, Max Hildebert Böhme, erkennt deutlich, daß mit diesem Nebeneinanderordnen von bedingenden Kräften nicht viel gewonnen ist. „Es ist offenbar, daß diese Merkmale in den allerverschiedensten Ebenen liegen. Sie stehen keineswegs unreduzierbar nebeneinander, wie die Elemente der alten Chemie oder wie die Kategorien der Schulphilosophie.“ Aber auch von ihm ist noch nicht der Versuch gemacht worden, eine solche Ordnung herzustellen, ja er meint, man möge die Merkmale nach den verschiedensten Gesichtspunkten ordnen, es würde doch immer wieder „das Tor zu Fragen aufspringen, die nur metaphysisch beantwortet werden können“.

Im Gegensatz zu den bisherigen Versuchen einer Wesensbestimmung des „Volkes“ wird in dieser Abhandlung die Frage „Was ist ein Volk?“ zunächst ganz aus dem Auge gelassen. Es wird erst eine Voruntersuchung geführt, in der die einzelnen Mächte je für sich betrachtet werden, von denen behauptet wird, daß sie die Wesensbesonderheit der Völker ursächlich bedingen.

Es werden also Klasse, Sprache, Boden, Staat, Religion usw. als Menschen verbindende und Menschengruppen von besonderer Eigenart schaffende Mächte dargestellt, und zwar beginnen wir bei solcher Betrachtung mit der Sprache. Es soll dabei nicht nur erforscht werden, wie weit jede dieser einzelnen Mächte eine sonderartige soziologische Gruppe zu bilden vermag. Es soll auch der Charakter und die Rangstufe eines jeden dieser Gruppengebilde vergleichend festgestellt werden, es soll jedes von ihnen daraufhin bestimmt werden, ob es nur Gruppenperson ist, gesellschaftliches Gruppengebilde, oder ob es eine echte Wesensgemeinschaft ist, die mit vollem Recht Gruppenpersönlichkeit von eigenständiger Prägung genannt werden darf.

Diese mit der Sprache beginnende Untersuchung von Art und Rang der vergesellschaftenden Mächte muß in mehrfacher Hinsicht wertvollste Klarheit bringen, sie muß unser Sachwissen erweitern, unser Wertwissen durchleuchten und unseren Willen richten helfen. Wenn so zunächst auch nur die einzelnen der Volkstum bedingenden Mächte je für sich und im Vergleich miteinander betrachtet werden, so wird doch bei solcher Überprüfung der Tatbestände nur ein kleiner Knoten zu durchhauen sein, und es wird sich die Frage „Was ist ein Volk?“ eindeutig beantworten lassen. Das Gewebe der erklärenden Ursachen für die persönlichkeitsliche Besonderheit der Volkstümer, das Gewebe der Wesensbedingungen, die „Völker“ zu Wesenseinheiten, zu Ganzheiten zusammenschließen, wird in seiner inneren Ordnung klar übersehbar werden.

Unser Verfahren der Behandlung dieses Fragenkreises wird vor allem denen helfen, die aus dem Kampf des tätigen Lebens, aus der Arbeitswirklichkeit auf irgendeinem Gebiet der Volkstumsbetreuung zur Besinnung in den Fragen innehalten, die im Hintergrunde ihrer Pläne und Taten liegen. Irgendwie reicht heute jeder wirklich Lebendige hinein in das Gewebe der Spannungen, die sich aus verschiedenem Wertwillen ergeben, die daraus entstehen, daß die Ansprüche der Klasse, die Ansprüche des Staates, die Ansprüche der Kirche, die Ansprüche der Klasse, die Ansprüche der Menschheit, die Ansprüche anderer Völker, die Ansprüche des Individuums den Ansprüchen des eigenen Volkes in irgendeiner Weise entgegenstehen.

Die Sprache als Gruppenseele schaffende Macht

„Die Geistes-eigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung ineinander, daß, wenn das Eine gegeben wäre, das Andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können.“

(W. v. Humboldt, Über das vergleichende Sprachstudium.)

„... indem weit mehr die Menschen von der Sprache gebildet werden, denn die Sprache von den Menschen.“

(Fichte, in der 4. Rede an die deutsche Nation.)

Von der Notwendigkeit und Schwierigkeit einer kopernikanischen Umkehr in unseren Anschauungen über das Wesen der Sprache

Nationale Fragen sind bei uns sehr häufig Parteifragen, denen auch Menschen, die sich überparteilich und wissenschaftlich gebärden, meist mit einer fertigen Stellungnahme begegnen. Nur ein stumpfer Leser wird in die Erörterung solcher Gegenstände ohne die Neugierde eintreten können, ob er einen Meinungsgegner oder einen Meinungsfreund vor sich hat. Einer allein auf die Entscheidungen blickenden Einstellung sind meist die Beweise für eine bestimmte Anschauung nicht wichtig. Wenn dieser Beweis nun gar über eine nicht leicht zu lesende Untersuchung führt, in der die Bedeutung der Sprache und ihre eine Gruppenseele schaffende Macht erkannt werden soll, so mag eine schlecht verhehlbare Enttäuschung durch den Seiteneingang unmittelbar in die Hauptträume vorzudringen suchen. Denn wer sich gedrungen fühlt, „Nationalismus“ zu studieren, wird im allgemeinen wenig Neigung haben, solche „Philologie“ für eine wichtigere Angelegenheit zu halten.

Und doch liegt hier die Schlüsselstellung für jede zum Kern vordringende, wissenschaftliche und weltanschauliche Meisterung nationaler Dinge. Zu Klarheit und Wahrheit kann nur kommen, wer geduldig zu prüfen weiß, was die Sprache für ihn selbst und für den Charakter der Menschengruppe bedeutet, die sie zu einer Einheit zusammenschließt. Unter den Mächten, die das eigentümliche Sosein der „Völker“ genannten gesellschaftlichen Gebilde in besonderem Maße bedingen, ist die Sprache diejenige, die bei weitem die größten Erkenntnisschwierigkeiten bietet. Denn bei keiner anderen sind so viele und so tiefgewurzelte irreführende Vorurteile zu überwinden, ehe der wahre Tatbestand klar hervortritt.

Es ist unschwer zu verstehen, wenn dem seiner Wesensart nach tätigen Menschen die Betrachtung von Sprachercheinungen nicht liegt. Der T ä t i g e sieht Worte als Widerspiel der Taten, als Ausflucht des Faulen und Feigen. Der G r ü n d l i c h e sieht in den Worten nur die formale Oberfläche, die oft genug die wirklichen Gehalte zu verschleiern scheint. Der S p ö t t i s c h e sieht in der Sprache das Geschwäg über Bier und Weiber, das allzu alltägliche Geschwäg der Vielzuvielen über die Marktpreise.

Sie alle sind gefangen in der allgemeinen irrigen Voreingenommenheit, die unser Sprechen immer nur in Begleitung eines Größeren sieht, als Diener des Denkens, als Schatten der Tat.

Selbst da, wo in der rauhen politischen Wirklichkeit die Sprache notgedrungen als das e i n z i g e tatsächliche, erkennbare und meßbare Kennzeichen des Volkstums anerkannt werden muß (bei Abstimmungen, bei Nationalitätenzählungen), oder da, wo die ursprünglich aus national-wirtschaftlichem Nachdenken geborene Gesellschaftslehre mit erstaunten Augen immer wieder auf die Einzigartigkeit und Bedeutsamkeit der Erscheinung Sprachgemeinschaft stößt, glaubt man es verlegen entschuldigen zu müssen, daß ein so dienerhaftes Hilfsmittel wie die Sprache so wichtig genommen wird. Man duckt sich wie mit einem schlechten Gewissen vor einer Notwendigkeit, mit schlechtem Gewissen, weil es als Unvermögen, als schuldhafte Schwäche des Denkens erscheint, wenn es nicht glückt, wesentlichere, bedeutsamere, entscheidendere Kennzeichen und Unterscheidungsmerkmale der mit einem so wuchtigen, schwerwiegenden Wort „Volkstümer“ genannten Gebilde zu entdecken, als es dieses so ganz augenscheinlich doch nur sehr äußerliche Merkmal der Sprache ist. Man scheint nur einen Fingerabdruck von einer Persönlichkeit geben zu können, wo deren Charakterbesonderheit in Frage steht. Man erkennt nicht, daß die Sprache schon die ganze Seele des Menschen bedeutet und nicht nur eine zufällige, gleichgültige Äußerungsform derselben.

Die Schwierigkeit, die Rolle der Sprache für das geistige Leben zu begreifen, das Gewirr der geläufigen Irrtümer über das Wesen der Sprache zu beseitigen, entsteht vor allem durch ihre uns in jedem Augenblick umschmeichelnde Gegenwartigkeit. Die Sprache begleitet uns so allminütlich auf allen unseren Lebenswegen, daß ihr Besitz nicht mehr als ein Gut, als ein Wunder empfunden wird. Nach Rousseau gehört ja viel Philosophie dazu, einmal das zu beobachten, was man alle Tage sieht. Und die Sprache wurde uns allzu alltäglich.

Sprache ist uns etwas so Selbstverständliches und Alltägliches wie die Luft, die uns umgibt. Hunderttausend Folgen von Geschlechtern haben gelebt, ohne zu wissen, daß diese Luft aus Sauerstoff und Stickstoff, Kohlensäure und mancherlei Edelgasen besteht. Ja, ohne überhaupt zu wissen, daß es so etwas wie „Luft“ gibt, obgleich doch der Mensch zehntausendmal länger ohne Nahrung auskommen kann als ohne Luft.

Die Rolle der Sprache im geistigen Leben zu ermessen, ist auch darum schwer, weil sie nicht nur zu sehr alltäglich, sondern auch zu sehr u n t e r b e w u ß t e r Besitz ist, der die Bewußtseinsfläche jeweils nur in einem sehr dünnen Punkte berührt. Wie sehr dieser Besitz unterbewußt ist, kann grell durch den Hinweis beleuchtet werden, daß es bis jetzt keinen Gelehrten gibt, der sich rühmen dürfte, daß er auch nur die Baugesetze der Sprache einer ganz einfachen Marktfrau wirklich vollständig kenne. Obgleich Heere von Gelehrten deutsche Grammatiken geschrieben haben und man gewiß recht viel darüber weiß, welche Wortklassen es gibt und welche syntaktischen kategorialen Erscheinungen, ob auch erst kürzlich ein vielhundertseitiges Werk allein über die deutsche Wortstel-

lung geschrieben wurde, so gibt es doch noch eine ganze Fülle von bautümlichen, grammatischen Erscheinungen in der Sprache dieser einfachen Frau, — von dieser mit der Sicherheit beherrscht, mit der sie das Atmen „versteht“ — die noch kein Gelehrter zu Papier gebracht hat. Wie würde die gute Frau sich wundern, wenn man ihr erzählte, in diesen und diesen bestimmten Fällen wandle sie das Adjektiv nach der pronominalen Deklination ab und in jenen anderen Fällen nach der sogenannten schwachen Deklination; diese Verba gebrauche sie mit dem Infinitiv mit zu, jene anderen mit dem Infinitiv ohne zu; nach bestimmten Bindewörtern stelle sie das Zeitwort an das Sagende, nach anderen wiederum an die zweite Stelle!

So unterbewußt wie dem Menschen der Bau seiner Sprache ist, bleibt ihm auch das Allerwesentlichste an den Wortbedeutungen, deren lebendige Wertfülle. Er sieht immer nur, was bewußt geworden ist: Einerseits die eine jeweilige Bedeutung des Wortes in einem ganz bestimmten Satz und einem ganz bestimmten Lebenszusammenhang, andererseits das Lautgeplätscher, in dem der Satz sich äußert. Die unbeleuchtete Seite der Kugel bleibt im Verborgenen, muß im Verborgenen bleiben. Und so muß er notwendigerweise in der Täuschung leben, als wäre sie nicht vorhanden, als wäre da ein ganz von der Sprache loslösbares Denken, als würden die jeweils aus eigener Machtvollkommenheit gedachten Gedanken erst nachträglich in Worte gefaßt, als wären die Worte nur die Geräusche, die das Denken einem anderen übermitteln.

Jahrhunderten und Jahrtausenden hat die Vorstellung, daß sich die Sonne um die Erde dreht, genügt, und den ersten Entdecker der Wahrheit, daß der Augenschein trügt, tat man in Acht und Bann. Für unser Alltagsleben genügt die vorkopernikanische Vorstellung immer noch. Wir haben noch immer keine Ursache gefunden, den Sprachgebrauch zu ändern „die Sonne geht auf“, „die Sonne geht unter“. Das Scheinbild ist sogar brauchbarer für unsere alltäglichen Zwecke als das Wirklichkeitsbild. — So steht es auch mit dem Werturteil über die Sprache. Die unmittelbare Anschauung, die in der Sprache nur ein Mittel und Werkzeug zum Ausdruck unserer Gedanken sieht, ein Mittel der Verständigung, genügt durchaus für den Wochentag. Sie ist sogar besser, weil sie in stärkerem Maße den so lebenswertvollen Glauben an die geistige Freiheit des Menschen in sich trägt als die richtige Auffassung, daß nämlich unzählige und ganz wesentliche Denkbemühungen der Sprachgemeinschaft, von denen wir nichts wissen und ahnen, notwendige Voraussetzung für jede besondere Denkhandlung sind, die von einem einzelnen beim Sprechen eines bestimmten Satzes vollbracht wird. Unsere ganz unvermeidliche, zwangsläufige starke Abhängigkeit vom Denken anderer ist erst nach mühevолlem Erkenntnisringen zu durchschauen. Es ist nicht leicht zu verstehen, wie das Denken mindestens ebenso sehr aus der Sprache geboren wird wie die Sprache aus dem Denken. Doch erst aus dieser Grunderkenntnis ergibt sich die Klarheit auch über die nationale Bedeutung der Sprache, das Wissen, daß in der Besonderheit der Sprachen verschiedener Völker die Besonderheit des Denkens beschlossen liegt, in das der einzelne je nach seiner Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk unausweichlich hineingezogen, hineinvergewaltigt wird.

Zum Eindringen in die Tiefe des Weltanschauungsproblems „Volkstum und Nationalismus“ gehört Gelassenheit und der Mut, eine solche kopernikanische Umkehr der Anschauungen über das Wesen der Sprache in allen ihren erkenntniswissenschaftlichen und weltanschaulichen Folgerungen zu durchdenken und sich abzuwenden von dem täuschenden Scheinbild, von dem falschen Vorurteil, das uns aus den geläufigen Meinungen unserer

Sprachgemeinschaft entgegenwehrt. Erst aus solcher *kopernikanischen Wendung* begreift sich, daß die Sprachen in vollem Sinne des Wortes die Volkstümer schaffen, daß sie nicht ein nur *werkzeuglich* verschiedener Ausdruck eines im letzten Grunde gleichen menschlichen Denkens sind, auch nicht ein nur *werkzeuglich-zufälliger* Ausdruck einer mit dem Blut der Väter ererbten Geistesart, sondern daß die Völker in ihrer Geistesart verschieden sind um ihre Sprachen. Und diese Verschiedenheit liegt in der Ebene des Gestalt annehmenden Geistes, nicht in der Ebene biologischen Geschehens. „Die Verschiedenheit der Sprachen ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst.“ (Humboldt.)

Das Scheinbild, das wir von der Sprache haben, ist wie ein Stehaufmännchen, das uns immer wieder aufrecht stehend angrinst, nachdem wir es eben noch, den Kopf nach unten, glaubten ins Gleichgewicht gebracht zu haben. Es ist wohl leicht, sich den Vorgang richtig vorzustellen: nicht wir denken und äußern die Gedanken mit der Sprache, sondern es wird vor allem in uns von der Sprache gedacht, unsere Sprache gibt uns ein fertiges Gefüge von Denkmöglichkeiten, auf das wir notwendigerweise in starkem Maße beschränkt bleiben. — Bei jeder praktischen Anwendung dieses Gedankens aber sehen wir die Welt doch immer wieder, wie wir sie zu sehen gewohnt waren, fühlen wir uns frei und heiter, ungebunden und selbstbewußt.

Die Romantiker und Herder und Fichte haben gewiß schon erkannt und ausgesprochen, was Wilhelm von Humboldt mit so überwältigender Klarheit zeigte: Daß die Sprache die Seele eines Volkes ist, die auch unsere Einzelfeele formte. Das wird gern geglaubt und bei Festen und Tagungen aller Art in schwungvollen Sätzen wiederholt, weil ihm eine Eitelkeit entgegenkommt: man ist stolz auf seine eigene Seele und darum auf seine eigene Sprache, wie man oft genug stolz ist auf Dinge, für die man nichts kann, auf seine Familie, seine Muttersprache, seine lockigen Haare. Dieser Stolz läßt uns aber nicht unbefangen sehen, daß man nicht einerseits die geistige Waterschaft der Sprache behaupten und andererseits gleichzeitig das Eigenwesen des Volkes von der Rasse her bestimmen darf, daß man ferner auch nicht vom „Volk“ als einer durch die Sprache gegebenen Gruppenpersönlichkeit sprechen darf, wenn nationale Ziele vom geschichtlich entstandenen Staat her gefunden werden.

Die Priester des gesunden Menschenverstandes — und es sind gelehrteste Professoren der Logik darunter — wehren sich mit einem gewissen Recht gegen die Kezerei solcher Thronerhebung der Sprache. Für unser ganz alltägliches Leben ist sie wirklich eine fast gefährliche Kezerei. Und doch müssen wir es unternehmen, solche sicheren Alltagsmeinungen zu erschüttern, wenn untersucht werden soll, ob das im nationalen Idealismus stehende jellenhafte Teilbewußtsein berechtigt ist, wenn eine bisher von Instinkt und Gefühl bestimmte Willenshaltung ihre Rechtfertigung vor der Vernunft finden soll.

Es werden dabei noch viel unwahrscheinlichere Bedeutsamkeiten der Sprache offenbar werden. Noch wagen wir kaum, es schon anzudeuten, so unglaublich muß es zunächst erscheinen, daß auch das körperliche Leben des Gruppenwesens Volk wesentlich durch seine Sprachseele bedingt ist. Bevölkerungswachstum und Bevölkerungsverfall in den Hochkulturen, die Landflucht und andere ganz bestimmte Einzelercheinungen des Blühens und Welkens der Volkskörper werden in ihrer Schicksalhaftigkeit, in ihren wesentlichen Ursachen erst aus den Bedingungen des Sprachlebens ganz verstanden, aus Schicksalen des Denkens, die Schicksale von Sprachbegriffen sind.

Die kopernikanische Umkehr unserer Anschauungen über das Wesen der Sprache ist

schwer auch bewegen, weil sie unsere Freiheit zu gefährden scheint. Denn wenn die nationale Sprache so stark unser Seelentum bedingt, dann ist diese Vorbedingtheit unserer Seelenart noch eine weitere Einengung zu unseren anderen Bedingtheiten durch die ganz eigentümlichen menschlichen Sinne und die ganz eigentümliche menschliche Auffassungsweise. Mag das Aufgeben der Freiheit, das die Anerkennung unserer geistigen Abhängigkeit von einer Nationalsprache fordert, immerhin nur das Aufgeben einer eingebildeten Freiheit bedeuten, wir lieben nun einmal, uns einzubilden, daß wir frei sind. Darum sperren wir uns aus diesem eingeborenen Freiheitsdrang dagegen, den Burschen im Dienergewand, die Sprache, als unsern Herrn anzuerkennen. Und das muß so sein, denn die Herrschaft dieses Herrn, der uns nach einer höheren Vernunft dient als unserer einzelpersönlichen, beruht darauf, daß wir gemeinhin nichts von seiner Herrschaft ahnen.

Da nun der „gesunde Menschenverstand“, das Stehaufmännchen, sich immer wieder aufrichtet, da wir zwangsläufiger Täuschung unterliegen, so muß zu schwerer, geduldriger, Entsagung fordernder Arbeit bereit sein, wer das wahre Wesen der Sprache verstehen will. Der Lohn dieses Mühens aber kann noch ein anderer sein als nur der, daß wir den Nationalismus unseres Zeitalters genauer kennen lernen und Kräfte und Rechte und Pflichten der Völker, die aus ihren Sprachen erwachsen, besser ermessen, — und schon das wäre ein hoher Gewinn.

Der Ausgangsbefund des Beweises dafür, daß jede Sprache ihre Sprecher-
schaft zwingt, in besonderer Weise zu denken, ist die Erkenntnis, daß jede
Sprache einen Begriffsschatz von besonderer Eigenart hat

Erste Verschiedenheit:

Der Begriffsschatz jeder Sprache stellt je eine besondere
Auswahl aus dem allvollständigen Weltwörterbuch dar

Selbst wenn man für eine kurze Überlegung die Sprache unter dem gewohnten Vorurteil betrachtet, läßt sich schon ahnen, daß das geistige, seelische Leben der Sprechenden durch die Besonderheit ihrer Sprachen vorbedingt ist. Das Wort erscheint üblicherweise als Benennung für eine Einzelnummer aus dem Gesamtverzeichnis aller in der Welt vorhandenen Dinge, und verschiedene Sprachen erweisen sich als unterschiedlich zunächst darin, daß sie unterschiedliche Lautzeichen, u n t e r s c h i e d l i c h e B e n e n n u n g e n für die Einzelnummern des Verzeichnisses besitzen. Wir nennen das „Tüte“, was der Engländer „bag“ nennt.

Des weiteren zeigt sich die Verschiedenheit der Sprachen aber noch in der u n t e r s c h i e d l i c h e n A u s w a h l der Weltercheinungen, die jede Sprache mit einem Wort zu benennen für nötig hält. Wenn wir uns die Nummern eines als völlig fehler- und

lückenlos gedachten Verzeichnisses aller überhaupt vorhandenen Welterscheinungen einmal zeichnerisch als Punkte einer gewaltigen Reihe vorstellen:

∞ ∞

so dürfte unmittelbar klar sein, daß in keiner Sprache wirklich jedem einzelnen Punkte ein Wort entspricht, daß vielmehr jede von ihnen eine Auswahl trifft und daß jede für eine unterschiedliche Auswahl von Katalognummern Bezeichnungen besitzt.

Der zeichnerisch dargestellte Ausschnitt aus der allumfassenden Gesamtreihe möge die Katalognummern 3.459.763 bis 3.459.803 enthalten. Es sei an diesem Ausschnitt durch Pfeile angedeutet, welche Nummern des Kataloges in jeder von zwei angenommenen Sprachen S_1 und S_2 einen eigenen Namen haben. Durch Pfeile von oben nach unten seien die in der Sprache S_1 einen Namen findenden Dinge bezeichnet, durch Pfeile von unten die von der Sprache S_2 benannten. Folgendes Bild ist dann grundsätzlich möglich:

Diese zeichnerische Darstellung könnte sich etwa für einen Teil des Abschnitts „Vögel“ in dem allvollkommen gedachten Weltkatalog ergeben. S_1 könnte die Mundart im Walde lebender südamerikanischer Indianer sein, S_2 die Mundart von Eskimos an der Eismeerküste. Diese ↓ Pfeile würden dann etwa vor allem Papageien bedeuten, die ↑ Pfeile Möwen.

Wenn wir uns in solcher Weise den Gesamtwortbestand zweier Sprachen in dem allvollkommenen Kataloge mit für jede Sprache andersfarbigem Stift anstrichen, so würden wir feststellen, daß jede der Sprachen eine besondere, ihr eigentümliche Auswahl trifft.

Diese Verschiedenheit der Auswahl ist bedingt:

1. Wie an dem schon gegebenen Beispiel erhellt, durch die Verschiedenheit der *Zatbestände*, die beobachtet werden. Infolge der unterschiedlichen äußeren Lebensbedingungen der Sprachgruppen lernen sie unterschiedliche Welt Dinge kennen.

Die mit einem Wortzeichen benannten Pflanzen werden für einen Norweger andere sein als für einen Zulu. Ein Sonderbesitz an Geräten, an Kulturformen wird für ein Volk auch ein Sonderbesitz an Bezeichnungen für diese Dinge sein.

2. Durch die Besonderheit des *Aufmerkens*, mit dem von den Sprachgemeinschaften *gliche* *Zatbestände* verschieden beobachtet werden.

Diese zweite Ursache für die Verschiedenheit des Ausschnittes der Sprachen aus dem allgemeinen Weltverzeichnis ist sehr viel wesentlicher und bedeutsamer als die erste. Selbst unter gleichem Himmel lebende Völker beobachten die Sterne doch mit verschieden wachem Bewußtsein. Die einen geben mehr als hundert Sternbildern Namen. Andere wissen kaum zwei oder drei Gestirne zu benennen. Die einen benennen hunderte von Käfern, weil sie mythisch-religiöse Vorstellungen mit ihnen verbinden und sie darum genau beobachten; andere, die die gleichen Käfer sehen, haben nur für einige wenige Arten von besonderer Eigentümlichkeit eine besondere Bezeichnung.

Wir wissen, daß die Einzelglieder derselben Sprachgemeinschaft über einen sehr verschiedenen Wortschatz verfügen. Was für die Einzelseelen deutlich und klar ist, das gilt

auch für die Gruppenseelen, für Sprachgemeinschaften. Ihr Gesamtwortbestand ist jeweils verschieden, verschieden groß und verschiedenartig. Denken wir nur daran, wie erst in allerneuester Zeit eine große Zahl von Wörtern in unsere eigene Sprache aufgenommen worden ist: wuchtig, strebsam, Rundfunk, Leitmotiv, Volkstum, Einfühlung, rodeln, lila, Gas, Chinin, Gummi, empfindsam.

Wir können uns leicht Sprachen vorstellen, die unsere neuesten Erwerbungen noch nicht besitzen, die aber andererseits Begriffe haben, die uns fehlen.

Es ist nie der Wortvorrat eines einzelnen ganz genau gleich dem eines seiner Sprachgenossen. — Es ist nie der Wortvorrat eines einzelnen gleich dem der Gesamtheit seiner Sprachgenossen. — Es ist nie der Wortvorrat des einen Sprachvolkes gleich dem irgendeines anderen Sprachvolkes. — Es ist nie der Wortvorrat eines Sprachvolkes gleich dem des Gesamtverzeichnis aller auf der Welt vorhandenen Dinge.

Auf unsere Ausgangsfrage, worin die geistige Verschiedenheit der Sprachvölker besteht, lautet darum eine erste Antwort: die Völker besitzen je nur einen Auszug, aber einen verschiedenen, behelfsmäßigen, immer lückenhaften Auszug aus dem als fehlerlos und vollständig gedachten Weltwörterbuch aller benennbaren Dinge — womit, genau gesehen, eine überaus gefährliche Hilfsvorstellung genutzt ist, die leicht irreführende Vorstellungen vom Wesen der Sprache erzeugen kann, wie sich noch zeigen wird.

Zweite Verschiedenheit der Begriffsschätze:

A

Die einzelnen Begriffe in jeder Sprache haben je ihren sonderartigen, eigentümlichen Umfang

Grundsätzliches über den Begriffsumfang, den Begriff als Zusammengriff

Bezeichnender und wesentlicher als die eben besprochene Auswahlverschiedenheit des in den einzelnen Sprachen mit Wörtern bedachten Ausschnittes aus dem Gesamtverzeichnis aller Dinge ist eine andere in ihrer Allgemeingültigkeit zunächst nicht recht einleuchtende Unterschiedlichkeit der Sprachen: Die grundsätzlichen Bedingungen alles Sprechens mit Lautzeichen bewirken es, daß grundsätzlich keinem der Wörter einer Sprache A ein Wort einer Sprache B mit völlig gleichem Begriffsumfang entspricht.

Wenn der eine Punkt unserer zeichnerisch dargestellten Reihe eine ganz bestimmte „Möwe“ bedeutet, für die in jener Eskimosprache ein besonderes Wort steht, so besteht dieses Lautzeichen nicht als Name für ein Einzelfier, für ein Einzelbing, sondern als eine einheitliche Benennung für eine Klasse von tausend und aber tausend Einzeldingen, von

tausend und aber tausend, von Milliarden Möwen. Es steht für jene Möwe, die am linken Fuß eine Krallen verloren hat und die eben von dem einheimischen Jäger erlegt wurde, und es steht für jene andere Möwe, die dort ganz hinten mit grellen und frechen Augen unter hundert Artgenossen auf den Wellen schaukelt.

Der hängeohrige Karo, der gerade mit dem kleinen blonden Mädchen spielt, trägt die sprachliche Bezeichnung „Hund“ zusammen mit vielen anderen Hunden, gestorbenen und noch zu zeugenden, großen, kleinen, jungen, alten, schwarzen, braunen, männlichen, weiblichen, liegenden, sitzenden, in Stein gehauenen und gemalten. Es können Pudeln, Dackel und Windspiele sein.

Wir ahnen hier, daß die wesentliche Leistung der Sprache nicht so sehr nur das seit Herder so betonte Unterscheiden, das Absondern, das Herausgliedern einer Erscheinungseinheit aus der wirren Fülle der Sinnesindrücke und Erlebnisse ist, sondern daß im Gegenteil ihr eigentliches Verdienst erst im Zusammenfassen einer Vielheit zur einheitlichen Klasse besteht. Die Begriffsklasse läßt sich gewisse Ähnlichkeiten genügen, um eine solche ganze Gruppe nur ähnlicher, nur in manchen Beziehungen gleicher, aber doch unterscheidbarer Einzelercheinungen unter Übersetzung ihrer Verschiedenheiten mit einem einzigen Gedächtniszeichen zu benennen.

Jede Anwendung eines Wortes bedingt ein Wiedererkennen, einen Vergleich von Gegenwärtigem mit Erinnerungsvorstellungen. Beim Eigennamen (Edison, Rom) sind es die Erinnerungsvorstellungen an nur ein- und dieselbe, selbgleiche (identische) Einzelercheinung. Beim Begriff (Möwe, Stuhl) sind es die Erinnerungen an eine ganze Zahl, an eine ganze Klasse von in gewissen Beziehungen gleichartigen Einzelercheinungen. Die Hilfsvorstellung von einem vollständigen Weltwörterbuch erweist sich also als nicht sehr glücklich. Wäre es wirklich allumfassend, so müßte es die Eigennamen für alle, alle Einzelercheinungen enthalten. Der wirkliche Wortschatz der Sprachen enthält aber nicht nur solche Namen für Einzelercheinungen, sondern er enthält vor allem die Einheitsbenennungen für Klassen von Erscheinungen, die Zeichen für Begriffe, für Verallgemeinerungen. Das sich im Begriff darstellende „Greifen“ besteht also weniger in einer Bewegung des Hindeutens und Hinweisens, als vielmehr vor allem in der des Zusammengreifens, Zusammenfassens, Zueinanderordnens, Zusammenbündelns einer Vielheit zu einer Klasse mit einheitlicher Benennung.

Nun könnte man meinen: Aus dem nur gedachten Weltverzeichnis, in das alle überhaupt in der Welt vorhandenen Dinge eingetragen sind, nimmt die Sprachgemeinschaft einerseits eine kleine Zahl von ihr besonders wichtigen Einzel dingen heraus und benennt sie mit Namen (Karo, Helmholtz, Schneekoppe, Rhein); andererseits nimmt sie daraus die natürlichen Gattungen, die natürlichen Arten der Dinge, die uns wohl in verschiedenen Einzelvertretern begegnen, die aber doch schon aus dem Wesen der Dinge selbst gegebene Klassen und Ordnungen sind (Hund, Möwe, Dichter, Warenhaus, grün, Berg, Fluß), und diese natürlichen Klassen von Erscheinungen werden als Begriffe unter einem einheitlichen Sprachzeichen verstanden. Nach dieser Auffassung fände die natürliche, die ursprüngliche, von den Tatbeständen her gegebene Ordnung und Gliederung der Weltfülle in der sprachbegrifflichen Ordnung ihr sprachliches Spiegelbild.

Diese so einleuchtend erscheinende Auffassung vom Wesen des Begriffes ist aber grundfalsch. Es muß sich in uns eine kopernikanische

Umkehr vollziehen, wenn wir den wahren Sachverhalt erkennen wollen. Die sprachbegrifflichen Klassen von Weltercheinungen, die infolge einer zwangsläufig täuschenden Trugvorstellung von der „Gleichartigkeit“, der „Gleichklassigkeit“ der Dinge aus der tatsächlichen natürlichen Ordnung der Welt selbst gegeben zu sein scheinen, sind in Wahrheit ganz und gar willkürliche Zusammengriffe aus der schicksalstiefen Eigenart der Sprachgemeinschaft. Auch andere als die jeweiligen zufälligen begrifflichen Klassen gerade unseres Sprachvolkes würden Sprachzwecken gerecht werden können. Unsere Sprachgemeinschaft verlangt von uns aber mit so harter, ruhiger Selbstverständlichkeit Gehorsam, daß wir uns ihrer uns vergewaltigenden Eigenmächtigkeit nicht bewußt werden und gar nicht den Wunsch haben, uns dagegen aufzulehnen. Im Gegenteil, Auflehnung erscheint uns im allgemeinen als unsinnig, dumm, lächerlich (und wäre in der Tat unzumutbar; der Sprachzweck würde dadurch gefährdet). Es kommt uns gar kein Zweifel, weil der Despot Sprachgemeinschaft keinen Gegenspieler hat, weil nur er allein uns in dem Garten der Welt zurechtweist.

Wo es uns gelingt, die Täuschung zu durchschauen, werden wir erkennen, daß in Wahrheit die verschiedenen Sprachen die Befunde des menschlichen Welterlebens nach völlig unterschiedlichen Gesichtspunkten zu begrifflichen Klassen ordnen, daß auch in den am besten entsprechenden, ja scheinbar gleichen Begriffen verschiedener Sprachen durchaus unterschiedliche Klassen von Vorstellungen zusammengegriffen sind. Und das wird von entscheidender Wichtigkeit sein, wenn erwiesen werden soll, wie sehr sich in der besonderen Eigenart jeder Sprache die Besonderheit ihrer geistigen Art, der besondere Persönlichkeitswert ihres Sprachvolkes darstellt.

Die Sonderartigkeit der Sprachen besteht also nicht etwa nur darin, daß gewissermaßen eine Hohlform, ein gleiches Bezeichnungsbedürfnis mit verschiedener Lautmasse gefüllt wird, daß man verschiedene Volabeln für „ein und denselben“ Gegenstand hat.

Die wesentliche und höchst bedeutsame Verschiedenheit der Sprachen ist völlig anderer Art: Auch der Inhalt selbst der Hohlformen ist verschieden, die Hohlformen haben nicht eine sich auf gleichartige Klassen von Vorgeordnetem richtende Fassungskraft. Zwei einander „entsprechende“, verschiedene Wörter verschiedener Sprachen für die „gleiche“ Gegenstands-kategorie (Schrank — cupboard) weisen wohl häufig genug auch auf den gleichen Einzeltatbestand hin. Sie „bedeuten“ wohl im Einzelfall oft genug denselben Gegenstand. Jedes der beiden Wörter faßt aber je eine besondere, durchaus eigene, unterschiedliche Klasse von Tatbeständen zusammen, eine unterschiedliche Klasse von Bedeutungen, wenn man die Gesamtheit aller überhaupt durch die beiden Wörter rufbaren Vorstellungen ins Auge faßt. Jede Sprache hat ein andersartiges Verfahren, nach dem sie dem denkwirtschaftlichen Bedürfnis genügt, ganze Klassen von Welterlebnissen mit einer Einheitsbenennung zu versehen. Die Sonderartigkeit dieses Verfahrens ist aber jeweils nur sehr schwer zu erkennen. Nur eine angespannte, auf dies Erkenntnisziel gerichtete Aufmerksamkeit wird uns in den Stand setzen, hier und da die Sprache in der Wirklichkeit und Sonderartigkeit ihres Zusammenbündelns der begrifflichen Klassen zu überraschen.

Beispiele für diese Behauptungen über das Wesen des Begriffsumfanges

Bei einem ersten Anlauf, dem irreführenden Vorurteil zu entfliehen, das uns glauben macht, die Wörter wären die Zeichen für die natürlichen Gegenstandsklassen, die natürlichen Ordnungseinheiten der Welterrscheinungen, soll zunächst betrachtet werden, wie gewisse Tatbestände im Begriffsschatz nur einer Sprache geordnet erscheinen.

Wir belauschen auf dem Pferdemarkt das Gespräch der Händler. Wir lassen uns in einer Mäusezucht herumführen, in der Tausende von weißen, braunen, schwarzen Mäusen zum Studium der Vererbungsgeetze gehalten werden.

Auf dem Pferdeanger hören wir von Belgiern, von Hengsten, Fohlen, Stuten, Schimmeln, Wallachen, Rappen, Ponys, Schindern, Kleppern, „Ziegen“ sprechen. In der Mäusezucht hören wir wohl von „Spitz“-mäusen und „Hasel“-mäusen und „Feld“-mäusen, aber es sind nicht für die verschiedenen Geschlechter, für die verschiedenen Lebensalter, für die verschiedenen Farben, ja nicht einmal für die verschiedenen Arten besondere selbständige Wörter vorhanden. Man benennt solche Sonderklassen vielmehr durch einen besonderen unterscheidenden Zusatz zu Maus. Man unterscheidet männliche und weibliche Mäuse nicht wie Hengste und Stuten mit einem eigenständigen Wort, die jungen Mäuse haben keine dem Fohlen entsprechende Bezeichnung, für weiße und schwarze Mäuse steht kein den Schimmeln und Rappen entsprechendes Wort. Ebenso fehlt die Bezeichnung für unansehnliche Tiere: Klepper, Schinder.

Die sachlichen Tatbestände der Zugehörigkeit zu Geschlecht, Alter und Farbe sind für Pferde und Mäuse ziemlich gleichartig. Die sprachliche Benennungsweise der Tatbestände aber ist verschieden, ist aus einem unnachmeßbaren Schicksal verschieden. Ihre Verschiedenheit ist wohlgemerkt nicht schon von den Tatbeständen selbst her gegeben, von dem inneren Gesetz der Dinge selbst her, sondern aus der Gruppeneigenart des Volkes, das diese Welterrscheinungen benennt. Wenn uns die Mäuse so wichtig wären wie die Pferde, würden wir auch für sie Wörter haben, die denen für die Pferde: Stute, Wallach, Klepper, Fohlen entsprechen.

Wenn wir nun gar von Käfern sprechen, so wird oft nur der Fachmann männliche und weibliche unterscheiden. In der Gemeinsprache gibt es keine besonderen selbständigen Bezeichnungen für die verschiedenen Erscheinungsformen einer Käferart. (Abgesehen vielleicht von den Maikäfern.)

Für die verschiedenen Lebensformen des Rindviehs hingegen finden wir einen vollen Wortvorrat — Kalb, Färse, Ochse, Kuh, Bulle, Stier — mindestens bei landnahen Teilen der Bevölkerung. Für den Städter ist alles, was mit Hörnern droht und mit einem langen Schwanz mit einem Puschel wedelt, Kuh. Der Araber wieder besitzt eigenstämmige Wörter, um Kamele mit straffem und solche mit schlaffem Höcker zu bezeichnen.

Der Wortbestand der Sprachen ist also nicht schon durch den Bestand an Erscheinungen gegeben, sondern erst durch den Bestand an Zusammengriffsweisen, an Gesichtspunkten,

unter denen wir die Erscheinungen betrachten, unter denen wir die Erscheinungen auf gewisse Ähnlichkeiten hin unter die Gleichheit einer Bezeichnungsklasse ordnen. Im Wortbestand einer Sprache zeigt sich weniger der Bestand an bezeichnbaren Dingen, als vielmehr der Bestand an für eine bestimmte Menschengruppe bezeichnenswerten Auffassungsweisen von Dingen und den darauf beruhenden begrifflichen Klassen. Die Sprachgemeinschaft bestimmt den Genauigkeitsgrad, mit dem die Dinge als „gleichartig“ zueinandergeordnet werden, sie bestimmt den Gesichtspunkt, nach dem die Erscheinungen in besonderer und willkürlicher Weise zu begrifflichen Gruppen zusammengebündelt werden.

Wie der sprechende Mensch dabei sich selbst, seine Nutz Ziele, seine innere Art in die Welt hineinsieht, kann unmittelbar klar werden an Worten wie Obst, Getreide, warm, schenken, Schönheit, Rache, Wohlstand. Es ist hier leicht einzusehen, daß diese Ordnungen nicht schon allein von den Tatbeständen her gegeben sind.

„Obst“ und „Getreide“ fassen eine ganz bestimmte Gruppe von Fruchtarten und Gräserarten unter dem Gesichtspunkte des menschlichen Nutzens zusammen, Gruppen, die ganz augenscheinlich in keinem natürlichen System vorhanden sind. — Noch vor hundert Jahren teilten auch die Gelehrten das Tierreich in Haustiere und wilde Tiere, die Nichthaustiere wieder in dem Menschen gefährliche Raubtiere und dem Menschen nicht gefährliche Tiere. (So sehr sich manche der heutigen Wissenschaftler dieser Einteilungsweise überlegen dünken, auch ihre Ordnung ist nur dem Grade nach weniger vom Standpunkt des Menschen aus aufgestellt. Grundsätzlich bleiben auch ihre Einteilungen, die nur aus den Dingen selbst, aus den Phänomenen gefunden zu sein scheinen, noch Einteilungen nach menschlich willkürlichen Auswahlgrundsätzen.)

In warm und kalt ist eine menschliche Empfindungsweise verschiedener Atombewegungsgeschwindigkeit in die Welt hineingesehen. Schenken, Schönheit zeigt eine dem Menschen eigene Beurteilungsweise von Tatbeständen, und es darf uns von vornherein der Gedanke kommen, daß diese Beurteilungsweise bei verschiedenen Menschenarten verschieden ist. Denkt man sich Tatbestände gänzlich abgelöst von Nutzzwecken und Sehweisen des Menschen, dann können sie nicht mehr Geschenk, nicht mehr schön, nicht mehr Rache und ungestüm genannt werden.

Für die verschiedenen Aggregatzustände von H_2O haben wir selbständige Wörter: Eis, Schnee, Wasser, Regen, Dampf, nicht aber auch für Fett oder Natrium in diesen Erscheinungsformen. Die Tropfen H_2O an der Wimper sind Tränen, auf einem Blatt heißen sie Tau; die Tropfen Blut aber an beiden Orten bleiben Blut. — Der Jäger höchstens spricht von „Schweiß“. — Das Öl im Gelenk einer Maschine, der Wein im Glas sind Öl und Wein. Dieselben Stoffe aber auf der weißen Weste sind von einem anderen Gesichtspunkt aus gesehen als Stoffteile am unrechten Ort Schmutz, Dreck, ein Fleck. Was zusammengegriffen wird unter der Einheit eines Sprachzeichens, eines Wortes, ist aus der hemmungslos schöpferischen Selbstherrlichkeit einer Sprachgruppe in gerade dieser Weise zusammengegriffen, wogegen eine unendliche Fülle von Erscheinungen ohne besondere Bezeichnung bleibt.

Für den, der die Eigenwilligkeit seines Standpunktes zu erkennen vermag, müßte schon an diesen Beispielen deutlich werden, wie die Begriffe immer nach einer vom Menschen festgesetzten willkürlichen, auch anders möglichen Weise die Welterscheinungen in Klassen ordnen.

Wenn diese Willkürlichkeit, Menschlichkeit der begrifflichen Klassenbildung wirklich ein allgemeines, grundsätzliches Kennzeichen alles Sprechens ist, wie es aus den bisherigen Erwägungen naheliegt anzunehmen, dann müssen wir erwarten, daß solche Willkürlichkeit beim Vergleich mehrerer Sprachen besonders eindringlich hervortreten wird. Verschiedene Sprachen werden dann ein sehr verschiedenes Begriffsgewebe zeigen. Auch die einander am besten entsprechenden, nächstverwandten Begriffe zweier Sprachen werden dann nie die gleiche Klasse von Erscheinungen umfassen. — Und diese Erwartung wird in der Tat im vollsten Maße erfüllt, wenn wir zwei wirkliche Sprachen miteinander vergleichen.

Was an den gegebenen Beispielen innerhalb einer einzelnen Sprache mehr geahnt als deutlich erkannt wird, was dort leicht nur als ein verwunderlicher Mangel an Folgerichtigkeit, was als Wankelmüt erscheinen kann, als nur gelegentliche Befangenheit im Menschmenschlichen, das tritt bei solchem die Selbsttäuschung überwindenden Vergleich mehrerer Sprachen grell und laut als Gesetz alles sprachlichen Lebens in die Erscheinung: die Dinge legen von sich aus nur hier und da mit stärkerem Nachdruck, meist nur in schwachen Andeutungen eine ganz bestimmte „natürliche“ begriffliche Ordnung nahe. Der Begriff erst täuscht die „natürliche“ Gattung vor. In Wahrheit ist die begriffliche Ordnung der Erscheinungen vor allem gegeben aus der Blickweise des Sprechenden, die zwar mit uns vergewaltigender Selbstverständlichkeit als die einzig mögliche erscheint, die aber in Wirklichkeit doch nur die ganz eigentümliche und willkürliche Blickweise ist, zu der der Mensch von seiner besonderen Sprachgemeinschaft unbewußt erzogen wird.

Wir wissen heute, was die Farben als eine „natürliche“ Ordnung sind.

Was wir als Farben empfinden, beschreibt der Physiker als Lichtschwingungen von verschiedener Wellenlänge. Die gleichmäßig von geringeren zu höheren Schwingungszahlen ansteigende Reihe der Lichtschwingungen erscheint uns aber überraschenderweise im Spektrum als in Stufen gegliedert. Sie wird von den Sprachbegriffen in eine Farbskala in der Reihenfolge der Regenbogenfarben zerschnitten. Es ist nun zwar manchmal schwer und nur mit Schwanen zu entscheiden, welcher Begriffsgruppe man die einzelnen Farbtöne an den allmählichen Übergängen von einem Farb begriff zum anderen zurechnen soll. Für die Hauptzahl der unterschiedlichen Grün, der unterschiedlichen Blau aber macht die Einordnung keine Schwierigkeit. Unterschiedliche grüne Farbtöne erhalten trotz ihrer Unterscheidbarkeit schnell die gleiche Bezeichnung, wie auch verschiedene unterscheidbare Hunde und Kirschene Hunde und Kirschen genannt werden.

Hier kommt es darauf an, daß die Eigenlaune der Sprachgemeinschaft bestimmt, in wie viele Gruppen von Farbtönen das Farbband begrifflich gegliedert wird. Versuche haben erwiesen, daß das sinnliche Unterscheidungsvermögen sowohl bei auf niederer wie bei auf hoher Stufe stehenden Völkern etwa gleich ist, und daß überall mit Geläufigkeit mehr als hundert Farbtöne ohne Schwierigkeit unterschieden werden, wenn es sich

nehmbar herausgefielt ist. Die Klammern auf der rechten Seite zeigen, wie die verschiedenen Sprachen A, B, C die Farbwerte wortbegrifflich zusammenordnen.

Es ist klar, daß es von der Zahl der Farbwörter abhängig ist, wie viele Farbtöne jeweils mit einem gleichen Wort bezeichnet werden. So kann es kommen, daß im Bretonischen der Himmel und das Gras in der gleichen Weise grün genannt werden. (Man könnte auch blau sagen.) Der Engländer nennt red ants, was wir gelbe Ameisen nennen. Er spricht von „purpurnen“ Pflaumen und schwarzen Weintrauben, wo wir geläufiger Weise von „blauen“ Pflaumen und Weintrauben sprechen. Gelbsucht wird gelegentlich green sickness genannt. In ostasiatischen Sprachen gilt Himmel und Haar als schwarz. In der Odyssee werden schwarze Haare als der Hyazinthe gleichfarbig bezeichnet.

„Kein englisches, einigermaßen entwickeltes Kind wird die beiden Farbtöne rose colour und pink miteinander verwechseln, obgleich wir Deutschen beide nur mit rosa bezeichnen. Keine englische Dame wird es unnatürlich finden, zwischen violet und peach zu unterscheiden, obgleich ihre deutschen Schwestern die letzte Farbe, soweit meine Erfahrung reicht, gar nicht besonders benennen. Kein englischer Schriftsteller, der etwas auf treffenden Ausdruck hält, wird es unterlassen, hazel-hazel, auburn-auburn und bay-bay zu nennen, wenn auch ein Deutscher, der nicht geziert erscheinen will, in allen drei Fällen nur „braun“ sagt.“ (E. Abel)

Seit Abel das schrieb, haben die deutschen Damen gelernt, beim Einkauf von Stoffen eine ähnlich große Zahl von Farbwörtern zu verwenden wie die englischen. Diese Wörter werden aber nicht wie die englischen Wörter ganz alltäglich auch auf anderen Lebensgebieten verwandt. Darum ist es für den Deutschen nicht ganz leicht, den Begriffswert von bay, buff, dun usw. zu erlernen.

Ein unabhängig von der Menschenseele gegebener Tatbestand — daß in der Wirklichkeitswelt von Gegenständen Lichtwellen von verschiedener Schwingungszahl ausgehen — wird also einerseits schon s i n n l i c h „entstellt“, indem aus dem Gesamtband aller überhaupt vorhandenen Lichtwellen nur ein Teil als sinnlich wahrnehmbar herausgeschnitten ist; die überrot und überviolett genannten sind für den Menschen nicht unmittelbar mit den Sinnen, sondern nur mittelbar, mit Hilfe von Geräten wahrnehmbar. Andererseits wird dieser Tatbestand — worauf es hier ankommt — g e d a n k l i c h „entstellt“. Die Gesamtzahl wahrnehmbarer Farbtöne wird in verschiedener Weise in mit Farbwörtern begabte Klassen geordnet. Das Besondere wird in ein unterschiedliches Allgemeines eingeordnet je nach der willkürlichen Beobachtungsgenauigkeit von Sprachgemeinschaften. Wir sehen die Farben mit den Augen und wir erkennen sie mit der Sprache, d. h. wir ordnen und gliedern die Farbtöne für Sprachzwecke zu bestimmten Gruppen je nach dem zufälligen Vorbild, das uns unsere sprachliche Umgebung auf Grund ihres Lebensschicksals gibt¹.

Die Bezeichnungen der T a g e s z e i t e n haben einen verschieden weiten Geltungskreis.

¹ Es wird hier unterschieden: 1. Die ursprüngliche, von den Dingen selbst her gegebene Ordnung der T a t b e s t ä n d e, der Geschehnisse. 2. Die Ordnungsweise der Sinneswahrnehmungen, die menschliche Auffassungsweise von Tatbeständen, die für alle Menschen insofern gleich ist, als sie die gleichen Sinneswerkzeuge besitzen und darum die ursprünglichen Tatbestände in gleicher Weise ausheben (überviolett) und umformen. So erscheint z. B. die stetige Reihe der quantitativen Unterschiede der Lichtschwingungen stufenförmig als Qualitätsunterschied der Farbe. (Flächenfarbe.) Die stetige Reihe der Lichtmengen hingegen, hell-dunkel, bleibt jedoch eine stetige Reihe, sie wird nicht als ein stufenförmiger Regenbogen wahrgenommen. (Raumfarbe.) 3. Die Ordnungsweise der B e g r e i f n i s s e, die für die Benennung geltende

Der englische morning reicht anders als der deutsche Morgen weit in den Vormittag hinein. Die englische night erstreckt sich in bestimmten Gebrauchsweisen in den deutschen Abend. Gestern abend — yesterday night. Der deutsche Mittag entspricht oft dem französischen midi, dieser ist aber doch viel enger. Wenn ich sage „à midi ou à une heure“ übersehe ich „um 12 oder um 1 Uhr“. Die mit den beiden englischen Wörtern hot und warm bezeichneten Wärmegrade entsprechen durchaus nicht den im deutschen heiß und warm genannten. A warm soup ist eine fade, laue Suppe von nicht mehr angenehmen Wärmegraden. Der Gedanke an eine „warme“ Suppe bringt dem Deutschen ein behagliches Gefühl.

Wir sind heute dazu erzogen, das Tierreich und das Pflanzenreich als eine natürliche Ordnung von Familien, Gattungen, Arten zu sehen. Die Sprachvergleiche zeigen uns mancherlei Verschiedenheiten der begrifflichen Klassenordnungen dieses Gebietes in den verschiedenen Sprachen. Es gibt Völker, bei denen in den Begriff Fisch noch die Seeschlangen gebündelt sind, andere, bei denen noch die Delfine und Walfische zu den Fischen gehören, wieder andere, die noch die Muscheln dazu rechnen. Manche aber zählen Ale und Seeschlangen nicht zu den Fischen.

Im Englischen benennt man mit turtle und tortoise, pigeon und dove, monkey und ape je zwei, wie der Engländer meint, verschiedene Tiergattungen, die der Deutsche als einheitliche Gattungen sieht, als Schildkröten, Tauben, Affen. Aus dem Gesamt-tierreich wird die Gruppe der pets herausgegriffen, Tiere, die man sich zum Vergnügen hält; die dove gehört zu diesen pets, nicht aber die pigeon.

Wie die Begriffe der Menschenrassen, so werden auch die leitenden Gesichtspunkte in die Welt hineingesehen, nach denen der Engländer Möbelrassen unterscheidet als stool, chair, armchair, seat, form, chesterfield, bench, settee, divan, sofa, couch, ottoman, fauteuil. Der Deutsche sieht die gleichen Möbel aber in einer anderen gruppenhaften Zusammenordnung der einzelnen Stücke: Schemel, Stuhl, Sessel, Bank, Sofa, Chaiselongue. Wer etwa glaubt, ein chair wäre unter allen Umständen ein Stuhl, eine Bank immer a bench, a sofa ein Sofa, der ist ein ganz kläglicher Sprachstümper. Manche Bankarten heißen seat, manche Sofaarten settees.

Zwischen sketch und drawing, short story und novel, booklet und book ist eine andere Grenze des Begriffssumfanges als zwischen den bestentsprechenden Übersetzungen Skizze und Zeichnung, Novelle und Roman, Broschüre und Buch.

begriffliche Ordnungsweise der Tatbestände, die als Erfahrung der Sprachgemeinschaft übernommen wird. — Diese Dreiteilung wird in späteren Gedankenzusammenhängen nicht innegehalten. Es erscheint 1. und 2. als „von den Tatbeständen her“, während 3. der Gegensatz dazu ist: „von der Sprache her, aus Gemeinschaftsdenken gegeben.“

Ein Tatbestand, der für die Menschen aller Zonen ganz gleich ist und dessen „natürliche“ Ordnung in unterschiedlichen Sprachen von einer leicht erkennbar verschiedenen sprachbegrifflichen Ordnung überlagert wird, ist die Familie.

Eine solche natürliche Familie sei im Bilde veranschaulicht. ♂ bedeutet männlich. I, a, α, 1 sind bestimmte Männer. ♀ bedeutet weiblich. — zeigt Geschlechtsverbindung. Aus der Klammer kommende Punktlinie zeigt den Abkömmling, das Ergebnis der Geschlechtsverbindung. I ist also der Sohn der Frau h und des Mannes a. Klein a ist der Vater von I. Auf dem Bild sind 26 Einzelmenschen bezeichnet. Es gibt zwischen ihnen rechnerisch viele, viele hundert Sonderarten von Verwandtschaftsbeziehungen. Aber keine Sprache hat für jede von ihnen einen besonderen Namen. Es ist darum in allen Sprachen üblich, verschiedenartige Verwandtschaftsbeziehungen unter einheitlichen Bezeichnungen zusammenzufassen. Die Sprachen unterscheiden sich aber darin, welche verschiedenen Beziehungen jeweils zur einheitlichen Begriffsklasse zusammengegriffen werden. So gibt es etwa Sprachen, in denen es ein Fehler ist, das Verhältnis von 2 zu a mit demselben Wort zu bezeichnen wie das Verhältnis von 2 zu c. Im Deutschen sagt man jedoch beide Male Großvater, und nur im Verwechslungsfalle vergenauert man die Bezeichnung durch Zusätze. Wir haben uns auch an die Ungenauigkeit gewöhnt, daß wir das Verhältnis von 4 zu 2 und das von 4 zu 6 mit dem gleichen Namen benennen: Schwägerin. Der Feinhörige, der bei dieser Willkürlichkeit aufhört, kann sich nicht mehr darüber wundern, daß verschiedene Sprachen sehr verschieden verfahren in der Art und Weise, wie sie unterschiedliche Verwandtschaftsverhältnisse in sprachbegriffliche Klassen ordnen.

Die Bantulaffern haben nicht einmal den Begriff Vater, nur den der Mutter. Die chinesische Sprache hat kein Wort für Bruder, wohl aber je ein besonderes Wort für den älteren Bruder und den jüngeren Bruder. Gewisse Indianersprachen wiederum benennen den Bruder eines Mannes anders als den Bruder eines Weibes, und schließlich gar die Sioux und Dakota in Nordamerika bezeichnen mit tschinge den älteren Bru-

der eines Mannes, mit timdo den älteren Bruder einer Frau, mit sungka einen jüngeren Bruder (Geiger).

Im Serbischen bezeichnet man das Verhältnis 3 zu m mit stric, das von 3 zu a mit ujak, von 3 zu γ mit tetak. Im heutigen Deutschen sagen wir in allen drei Fällen Onkel.

Die Beispiele ließen sich mit Leichtigkeit vermehren. Sie zeigen, daß die natürliche Ordnung der gegebenen Tatbestände, die für die Menschen aller Völker und Zonen durchaus gleich ist, in den Sprachen dieser Völker von einer ganz verschiedenen, künstlichen begrifflichen Ordnung überdeckt ist.

Es dürfte unmittelbar klar sein, daß sich eine noch viel größere Verschiedenheit der Sprachen da ergeben muß, wo schon die zu bezeichnenden Erscheinungen selbst für verschiedene Völker verschieden sind, oder wo es sich um Erscheinungen handelt, deren Zusammenordnung im Sprachbegriff ganz besonders wenig „von den Dingen selbst her“, sondern besonders deutlich nur vom greifenden Menschen her gegeben ist. Begriffe wie Niedertracht, Benommenheit werden darum besonders ausgeprägt für einen in keiner anderen Sprache wieder zu findenden Klassenumfang damit benannter Erscheinungen stehen.

Die Farbreihe, die Gesamtgruppe der Verwandtschaftsbeziehungen stellen natürliche Ordnungen von solcher Durchsichtigkeit des natürlichen Aufbaus dar, daß daran besonders leicht klar wird, wie verschiedene Sprachen eine verschiedene sprachbegriffliche Ordnung haben. Die Gemeinschaftswillkür, die sich hier zeigt, wird auch deutlich, wenn wir sehen, wie sich solche Willkür ändert, innerhalb derselben Sprachgemeinschaft ändert. Es lassen sich leicht Beispiele dafür geben, wie sich sprachgeschichtlich der Umfang der Klassen von Farbtönen wandelt, die eine einheitliche Benennung finden. Wenn man auch heute noch gelegentlich schwanken mag, ob man einen Farbton braun oder rot nennen soll, so singt doch niemand mehr mit J. Chr. Günther „Man lobt die bräunlichen Violett“. Weichen sind für uns heute blau oder violett, nicht aber braun. Man wird auch nicht, wie in althochdeutscher Zeit, einen Purpurmantel braun nennen.

Wie sich der Brauch darin ändert, welche Gruppen von unterschiedlichen Verwandtschaftsbeziehungen mit einem gleichen Begriff zusammengefaßt werden, ist sehr häufig zu beobachten. Vetter bezeichnet ursprünglich nur die Waterbrüder, die Onkel väterlicherseits, Oheim nur die Onkel mütterlicherseits. Schwager bedeutete ursprünglich die Schwiegerväter. Braut hießen früher die jungen Frauen während und nach der Vermählung, heute sind es die verlobten Mädchen vor und während der Hochzeit.

Der Begriff Knecht umfaßt zunächst die Herrensöhne (wie noch in Knecht Ruprecht und im englischen knight), er umschließt einen neuen Kreis von Menschen, wenn die unverheirateten Söhne des Bauern, die auf dem Hofe des Vaters arbeiten, so genannt werden (so noch in Siebenbürgen). Schließlich erfaßt das Wort noch außerdem die für Lohn arbeitenden Dauerangestellten des Landwirts und endlich diese allein und nicht mehr die Bauernsöhne. (Die entgegengesetzte Entwicklung zeigt sich in familia aus famulus.)

Ursprünglich wird nur eine Klasse von Stoffen Bureau genannt, dann eine Gruppe von Möbeln, die mit diesem Stoff bespannt sind, dann jedes Schreibmöbel, dann die Zimmer, in denen diese Möbel stehen, dann auch die Beschäftigung in diesem Raum und schließlich die Gesamtheiten der Personen, die eine bestimmte Beschäftigung haben. Mut

sind ursprünglich vielerlei Stimmungen, Geistesverfassungen ganz allgemein (vgl. englisches mood, deutsches Gleichmut, Demut), schließlich aber nur die besonderen der Tapferkeit und der wagenden Entschlossenheit.

Equipage sind ursprünglich die Schiffsausrüstungen, dann Ausrüstungen schlechthin, schließlich Fahrzeuge. Getreide war einmal alles, was getragen wird, auch Kleidungsstücke, Gepäc, Früchte. Das Wort hörte aber allmählich auf, andere Gegenstände zu umfassen als nur die von bestimmten Gräserarten getragenen Früchte.

Miete war ursprünglich jeder Lohn, jedes Entgelt für eine Leistung, nicht nur der für eine Wohnung. Faß war jedes Gefäß. Fertig bedeutet zunächst nur das Bereitsein für eine Fahrt.

Tischler sind ursprünglich die Verfertiger von Tischen, dann aber die von vielerlei Holzgeräten. (Vgl. Bautischler.) Das Wort wurde allmählich zur Bezeichnung eines immer größeren Kreises von Handwerkern gebraucht. Schneider aber ist heute nicht mehr jeder, der schneidet, sondern nur noch der Bekleidungskünstler.

So ist, geschichtlich gesehen, unser gesamter Begriffsschatz der besondere, augenblickliche Zustand zwischen vielen Wandeln des Zusammengreifens zu Klassen von Gegenständen, zwischen früher eingetretenen und kommenden Wandeln. Wir sehen, wie die Gruppe der „Gegenstände“, die unter dem Wort zusammengefaßt werden, wächst und ursprünglich Verschiedenartiges „gleichartig“ wird (Tischler, fertig), wie sie abnimmt, und nur noch einen engeren Kreis von Dingen für gleichklassig, gleichartig hält (Mut, Getreide), und schließlich auch, wie sie nach einer Richtung weiterwächst und neue Erscheinungen in ihre Klasse einbegreift, in der anderen Richtung alte Erscheinungen aufgibt (Vetter. Bureau).

Diese Veränderlichkeit des Begriffsumfanges der Wörter zeigt besonders überzeugend, daß der jeweilige Umfang der Klasse von Gegenständen nicht nur von den Gegenständen selbst her gegeben ist, sondern auch noch ganz wesentlich vom Sprechenden her. Ein Wandel des Bezeichnens, des Zusammenfassens unter einem Zeichen, kann vorliegen, auch ohne daß die Bezeichnung, das Zeichen selbst sich ändern müßte. (Und andererseits kann auch ein Wandel im Lautkörper des Zeichens ganz bedeutungslos sein für die Art der Klassenordnung der unter dem Zeichen zusammengeordneten Erscheinungen.) Die Sprecherschaft ändert ihre Gewohnheit des Zusammengreifens von Erscheinungen, die Vergleichstätigkeit wird geläufigerweise anders gerichtet (auf einen engeren oder einen weiteren oder einen veränderten Ausschnitt von Erscheinungen), ohne daß an den Dingen selbst zugleich eine Veränderung vor sich gehen müßte, durch die ihre „eigentliche“, ihre „natürliche“ Ordnung geändert würde.

Diese Tatsache, daß die Begriffsumfänge, geschichtlich gesehen, veränderlich sind, bleibt dem einzelnen Sprechenden völlig unbewußt und wird immer erst durch gelehrte Arbeit erschlossen. Ebenso kann er sich auch nur mit sehr großer Anstrengung der Tatsache bewußt werden, daß die jeweilige Kraft der Wörter, ganz bestimmte begriffliche Klassen zusammenzugreifen, aus der jeweiligen Willkür seiner Sprachgemeinschaft stammt.

B

Vom Begriffsinhalt, dem Begriff als Herausgriff

Wenn sich die Klasse der Erscheinungen ändert, die ein Begriff zusammenfaßt (Tischler, hübsch [ursprünglich = höfisch], Büro), so ändert sich noch in einem anderen Sinn ein Verfahren des Zusammengreifens als bisher beachtet wurde. Es ändert sich nicht nur die Klasse der Einzeldinge, der Einzelercheinungen, die zur Klasse von Dingen, von Erscheinungen in einer Benennungseinheit zusammengefaßt werden. Es ändert sich auch an jedem einzelnen dieser Einzeldinge die Gruppe der Merkmale, auf die hin wir uns für berechtigt halten, die Einzeler-

scheinung mit gerade diesem bestimmten Wort zu benennen, sie unter diesen bestimmten Begriff zu ordnen. Es ändert sich etwa die Gruppe der Beschäftigungen, die als wesensnotwendig, „begriffsnotwendig“ (als konstitutiv) angesehen wird, damit einem Menschen die Bezeichnung „Tischler“ gegeben werden kann.

Wir können denselben Einzelmenschen als Tischler sehen wie als Vater, als Onkel, als Mann, als Held, als Mensch. Dabei ist jeweilig die Gruppe der Eigenschaften eine andere, auf die hin wir denselben Menschen unterschiedliche Bezeichnungen geben. Der Begriff ist also nicht nur ein Zusammengriff von Erscheinungen, sondern er ist auch ein Herausgriff einer Gruppe aus einem ganzen Zusammenhalt von Eigenschaften. Auf diese herausgegriffene Gruppe von Eigenschaften hin geben wir der Sache eine bestimmte Bezeichnung. Der Zusammenhalt ist die Gruppe aller Eigenschaften, die eine bestimmte Einzelercheinung, etwa dieser in Rede stehende Tischler von sich aus, von den Dingen her überhaupt hat und die unabhängig ist von jeder Benennung. Der Herausgriff ist die menschlich-willkürlich herausge-

griffene Untergruppe von Eigenschaften aus diesem Zusammenhalt, auf die hin ich die Einzelerrscheinung unter einen „Begriff“ ordne und je nach Belieben Held, Tischler, joiner, Radfahrer nenne. Die Einzelerrscheinung hat neben diesen begriffsnotwendigen, herausgrifflichen Eigenschaften noch viele andere, die aber in dem jeweiligen Falle des Benennens nicht beachtet sind. Der Zusammengriff ist die Klasse derjenigen Einzelerrscheinungen, derjenigen einzelnen Zusammenhalte, die neben allen unterschiedlichen Eigenschaften eine bestimmte Gruppe von herausgrifflichen, für die Benennung der Klasse wesensnotwendigen Eigenschaften gemeinsam haben.

Das Beziehungsverhältnis zwischen „Zusammengriff“ (Begriffsumfang) und „Herausgriff“ (Begriffsinhalt) kann durch eine zeichnerische Darstellung verdeutlicht werden. (Siehe Abb. auf Seite 26.)

Die Sentenzen stellen die Zusammenhalte dar, die von den Dingen selbst her gegebenen ganzheitlichen Zusammengruppierungen von Merkmalen. Der Einzelzusammenhalt Nr. 73 etwa hält die Merkmale a bis x zusammen. Auf die Eigenschaften c bis h hin, auf die herausgriffliche Gruppe R hin erhält der Zusammenhalt Nr. 73 etwa die Benennung „Tischler“. Alle Zusammenhalte zusammengenommen, die gleichfalls die Eigenschaften c bis h haben (neben anderen Eigenschaften, in denen sie sich entweder gleichen oder aber unterscheiden) stellen die zusammengriffliche Klasse IV dar, die alle Tischler zu benennenden Einzelzusammenhalte umfasst, zu ihr gehören unter anderem die Zusammenhalte 67 – 73.

Das Über-unterordnungsverhältnis zwischen mehreren Begriffen kann so dargestellt werden:

Jede der mit Nummern bezeichneten Sentenzen kann als ein willkürlich gewählter Vertreter für eine unübersehbar große Zahl von gleichbezeichneten Einzelercheinungen gelten. Das Einzelwesen Nr. 16 kann Säugetier, Hund, Terrier, Karo genannt werden. Als Hund (Zusammengriffklasse III, Herausgriffgruppe K) hat es außer den Eigenschaften aller Säugetiere d, e, f noch die Eigenschaften aller Hunde g, h, i, k. Als Terrier hat dies Einzelwesen Nr. 16 außer den Eigenschaften aller Hunde noch eine ganze Reihe von Eigenschaften l, m, n, o, die nur die Terrier haben. Die herausgriffliche Gruppe von Eigenschaften der Terrier (die Gruppe N) ist also größer als die der Hunde (K). Die zusammengriffliche Klasse aller Terrier (IV) ist aber umgekehrt kleiner als die der Hunde (III).

Als Karo hat dies Einzelwesen a u ß e r den Eigenschaften aller Terrier noch die vielen ganz besonderen, auf die hin es sein Herr von anderen Terriern unterscheiden kann. Während die herausgriffliche Gruppe ganz außerordentlich gewachsen ist, ist die zusammengriffliche Klasse von Wesen auf einen Punkt zusammengeschrumpft. Nur e i n Wesen ist mit dem Namen bezeichnet. Dieser Name ist allerdings noch die Klasse, die zusammengriffliche Klasse von E r s c h e i n u n g s w e i s e n dieses Wesens, was in einem späteren Zusammenhang wichtig ist.

Es gilt für diese Beziehungen die Formel: Je größer die herausgriffliche Gruppe der Eigenschaften ist, desto kleiner ist die zusammengriffliche Klasse der Dinge, die diese Eigenschaften gemeinsam haben und darum die einheitliche Benennung verdienen. Anders, das bekannte Gesetz der Logik: Der Begriffsumfang ist umgekehrt proportional dem Begriffsinhalt.

Während die Reihe: Säugetier – Hund – Terrier – Karo eine geschachtelte Ordnung darstellt und für die Reich w e i t e der Begriffe bezeichnend ist, stellt das Begriffspaar Stute, Rappe sich überschneidende Begriffe dar. Es erscheint hier eine verschiedene Reich w e i s e. Nicht alle Stuten sind Rappen, und umgekehrt. In unserer Darstellungsweise:

Es sei wiederholt: Im Begriff stellt sich zweierlei in einem dar:

1. die von einer Sprachgemeinschaft her gegebene Z u s a m m e n g r i f f w e i s e von Erscheinungen zu einer Klasse. Der Begriff ist die Klasse aller Bedeutungen eines Wortes.
2. die von einer Sprachgemeinschaft her gegebene sonderartige H e r a u s g r i f f w e i s e einer kleinen Gruppe von als begriffsnotwendig angesehenen Merkmalen, die alle Einzelercheinungen dieser zusammengrifflichen Klasse gemeinsam haben. Dieser von der Sprache her gegebene Herausgriff ist immer nur jeweils ein Ausschnitt, ein „Qualitätsrest von Bildern“ (Freud) aus den von den Dingen her gegebenen Z u s a m m e n h a l t e n von Eigenschaften. Auf eine herausgriffliche Gruppe von gemeinsamen zusammen-

haltlichen Merkmalen hin wird die zusammengriffliche Klasse der Zusammenhalte, der Einzelercheinungen gebildet. Die „Regel des Begriffs“ ist die Gruppe der begriffsnotwendigen, herausgrifflichen Merkmale.

Es kann nun scheinen, als ob dies alles nur für die Dinge bezeichnenden Dingwörter gilt, für die Dinge, die sich unmittelbar als „Zusammenhalte“ von wiederkehrenden Merkmalen darstellen. Kaninchen, Linde, Stuhl ist die Ganzheit je einer Gruppe von Merkmalen. Für den Augensinn hat das Kaninchen eine bestimmte Gestalt und bestimmte Farben im Nebeneinander. Für den Tastsinn, Gehörsinn, Geruchssinn, Geschmackssinn hat es bestimmte Eigenschaften, die immer in gleichartiger und gleichzeitiger Nebeneinanderordnung wieder erkannt werden und die als Gruppe von Eigenschaften unserem Verstand als eine für sich seiende Einheit, Ganzheit, als Seinsindividuum zusammengehalten erscheinen. Für die Eigenschaftswörter (und Tätigkeitswörter) hingegen scheint es nicht zu gelten, daß man sie von den Dingen her als Zusammenhalte, von der Sprache her als Herausgriffe sehen kann. Grün, weich, reiten, Güte, Leben wird nicht für sich als Zusammenhalt, sondern nur als Einzeleigenschaft an einem Zusammenhalt beobachtet. Es erscheint als einfach, nicht als zusammengesetzt. Daß auch diese Eigenschaftswörter Zusammengriffe von Unterschiedlichem sind, wurde an vielen Beispielen mit Bestimmtheit gezeigt. Die Farbeigenschaft „rot“ ist sicher eine zusammengriffliche Klasse unterschiedlicher Eigenschaften, unterschiedlicher Farbtöne. Bei dem Wechselverhältnis zwischen herausgrifflicher Gruppe und zusammengrifflicher Klasse dürfen wir schon von vornherein vermuten, daß wir einer Täuschung unterliegen, wenn es scheint, als stellten die Eigenschaftswörter nicht auch zusammenhaltliche, herausgriffliche Gruppen dar. Und diese Vermutung hat recht.

Bei flüchtigem Hinblick kann es scheinen, als seien mit der Unterscheidung von Dingwörtern und Eigenschaftswörtern in den Tatbeständen selbst gegebene Kategorien unterschieden: Hier die herausgrifflichen Gruppen von Einzeleigenschaften, auf die hin ein natürlicher Zusammenhalt von Eigenschaften benannt wird (die Dingwörter), dort die Einzeleigenschaften für sich, die an den natürlichen Zusammenhalten, an den Dingen zu beobachten sind (die Eigenschaftswörter, die Verben).

Bei genauem Hinschauen zeigt sich, daß diese Wortklassen nicht Kategorien von den Dingen her darstellen, sondern daß sie nur formale Mittel sind, die dazu dienen, das Beziehungsverhältnis der Wörter im Satz aufeinander klarzustellen, was noch in einem anderen Zusammenhang deutlicher werden wird. Schon der Hinweis auf Sprachen mit ganz anderen Wortklassen als den unsrigen, schon Bildungen wie Schönheit und des Vaters = väterlich sollten uns daran erinnern, daß die Zugehörigkeit eines Wortes zu einer grammatischen Wortklasse es damit nicht schon mit Notwendigkeit in eine von den Dingen selbst her gegebene Klasse ordnet, sondern allein in eine Klasse nach der Verwendungsweise im Sprachganzen. Diese Wortarten bezeichnen nicht Satzteile, sie decken sich vielmehr nur recht ungenau mit ihnen. Aber sie erschließen doch die Möglichkeit, Satzteile zu kennzeichnen.

Auch für die sich in den Eigenschaftswörtern und Verben darstellenden „Eigenschaften“ und „Merkmale“, gesehen als „von den Dingen her gegebene Befunde“, läßt sich also zeigen, daß sich in diesen scheinbaren Einzeleigenschaften immer ganze Gruppen von Untereigenschaften darstellen. Sie sind wie die „Dinge“ herausgriffliche Gruppen. Auch Eigenschaftswörter nicht nur der grammatischen Kategorie, sondern wie es scheint

ihrem Bedeutungswert nach — wie mahlen, satt, angelnd, gerissen, rot, waten, liederlich — stellen noch herausgriffliche Gruppen des Nebeneinander von Untereigenschaften dar, aus denen sich jede Einzeleigenschaft, die der Begriff bezeichnet, zusammensetzt. Um mit dem Begriff waten bezeichnbar zu sein, muß eine Bewegung mehrere Untereigenschaften zusammenhaltlich nebeneinander und nacheinander haben. Ebenso besteht die liederlich genannte Eigenschaft noch aus einer zusammenhaltlichen Gruppe von Untereigenschaften, die sich teils mit der Gruppe von in schlampig stehenden Untereigenschaften deckt, teils sich mit ihr überschneidet. Wenn ich statt angelnd sage „Fische mit an einer Schnur befestigtem Haken fangend“, so ahne ich etwas von der Zusammenhaltlichkeit des Eigenschaftswortes angelnd. Ja, selbst unter blond, rot ist nicht nur die zusammengriffliche Klasse von Blond- und Rotschattierungen verstanden, es steckt darin noch eine zusammenhaltliche, herausgriffliche Klasse von Untereigenschaften.

Es stellen also bei genauerem Zusehen alle Begriffe erstens ihrem Begriffsumfang nach zusammengriffliche Klassen von Erscheinungen dar, Klassen von verschiedenen Pferden, Stühlen, von verschiedenen roten Farbtönen, von verschiedenen rennen genannten Bewegungen. Zweitens sind alle Begriffe ihrem Begriffsinhalt nach, ihrer Begriffsregel nach herausgriffliche, zusammenhaltliche Gruppen von Eigenschaften, von im gleichzeitigen Nebeneinander gegebenen Eigenschaften (oder Untereigenschaften), auf die hin ein Gegenstand als unter diese zusammengriffliche Klasse gehörig erkannt wird oder nicht.

Diese Erkenntnis ist außerordentlich wesentlich, wenn festgestellt werden soll, welcher Art die Verschiedenheit des Denkens ist, zu der unterschiedliche Begriffssysteme unterschiedlicher Sprachen zwangsläufig führen.

Vorläufig hat die Erkenntnis des Begriffs als eines Herausgriffs für uns vor allem den Zweck, uns anschaulicher sehen zu lassen, welcher Art die Willkürlichkeit der begrifflichen Ordnung der Welterscheinungen ist: Die Willkürlichkeit des Standpunktes, von dem aus eine bestimmte herausgriffliche Gruppe von zusammenhaltlichen Eigenschaften, von Untereigenschaften als begriffsnotwendig angesehen wird für die Ordnung einer Erscheinung unter einem Sprachbegriff, bedingt die Art und Weise der zusammengrifflichen Klasse der Erscheinungen, die mit dem Wort benannt werden dürfen.

Man hat unmittelbar den Eindruck, als ob die Tatbestände je nach ihrer inneren Eigentümlichkeit dem sprechenden Menschen ein verschiedenes Maß an willkürlicher Freiheit bei der Bildung der begrifflichen Klassen lassen.

Der geistigen Tätigkeit des „Sonderens“ und „Verallgemeinerns“ wird dort verhältnismäßig stark schon vom Gegenstand her ein bestimmtes Verfahren nahegelegt, wo es sich besonders deutlich um einen immer nach der gleichen Regel der Anordnung der Einzelmerkmale wiederkehrenden Zusammenhalt von Merkmalen handelt, etwa um ein in der Wirklichkeit immer wieder gleichartig erscheinendes Tier, ein Tier mit braunem Fell, langen Ohren, oben schwarzem, unten weißem Schwänzchen, langen Hinterfüßen, das Männchen macht, schnell läuft, den Stolz des erfolgreichen Jägers, die Freude des Feinschmeckers. Wo solch ein deutlich von den Dingen her gegebener Zusammenhalt vieler Eigenschaften eine natürliche, ursprüngliche Einheit als gleichartig wiedererkannter Vorstellungen schafft, die „natürliche“ Gattung Hase, wo die Vorstellung eines Merkmalsträgers, eines „Dinges“, eines „Gegenwesens“, leicht entsteht,

da ist es meist für die Erinnerungen ordnende Menschenseele verhältnismäßig einfach, das Gleichartige und damit gleich zu Benennende wiederzuerkennen, im Herausgriff abzugrenzen und härtere Grenzen gegenüber anderen Zusammenhalten zu ziehen. Der deutliche, natürliche, ganzheitliche Zusammenhalt bedeutet auch geistig leichter eine Zusammenordnung, eine Assoziationsgruppe des gleichzeitigen Nebeneinander. Die Regel des „Herausgriffs“ scheint hier eindringlicher und mehr schon von den Dingen her mitbestimmt beim Auffinden der Klasse des „Zusammengriffs“ zu helfen. Und doch gibt es keine Begriffswelt jenseits der Sprache; auch wo die Sprache die „natürliche“ Ordnung wiederzugeben scheint, ordnet sie, wie immer wieder gesagt werden muß, meist noch außerordentlich eigenwillig. Manche packen Kaninchen in einen Begriff zusammen mit Hase, manche unterscheiden nicht Stühle mit und Stühle ohne Lehne (Schemel). Auf die Verschiedenheit des Begriffsumfanges von Fisch ist hingewiesen worden. „Vogel“ umfaßt für manche Völker auch die „Schmetterlinge“.

Stärker vom Beobachtenden abhängig und damit verschieden nach der Willkür verschiedener Menschen und Völker scheint demgegenüber oft genug die Aufstellung von begrifflichen Einheiten unter der Fahne eines Wortes zu sein, wo es sich um eine scheinbare *Einzelseigenschaft* handelt (grün, blau, traurig, niedergeschlagen), die an vielen Dingen als in gleicher Weise wiederkehrend beobachtet wird. Man kann glauben, daß Begriffe von Einzelmerkmalen — ganz gleich, ob sie als Substantiva, als Adjektiva, als Verba erscheinen — einem stärkeren geschichtlichen Wandel ihres Umfanges unterworfen sind (Mut, Knecht, traurig, begreifen, satt, clean — klein, höflich, zierlich, lusty — lustig) als Begriffe von augenscheinlichen Merkmalsgruppen, Zusammenhalten (Löwe, Pappel, Hase).

Wörter von der Art wie lion, poplar, hare, decken sich grundsätzlich in stärkerem Maße als Wörter von dem Typ schleifen — grind, Mut — valour, traurig — sad, begreifen — conceive, satt — satisfied. Die richtige Auffassung des Begriffsumfanges der Einzeleigenschaften bedeutet daher die eigentliche Schwierigkeit bei der Erlernung fremder Sprachen. So wird der Deutsche, der englisch lernt, große Schwierigkeiten empfinden, wenn er die verschiedenen Arten des Werfens, Stolperns, Rutschens, Stoßens, Spottens in der englischen Weise sprachlich richtig unterscheiden will, nachdem er einmal gelernt hat, die Welt in der deutschen Weise zu beobachten. Die gleiche Schwierigkeit empfindet der Engländer, der die ganze Zahl von Eigenschaften in jedem Fall richtig auf deutsch benennen will, die im Englischen in je einem Wort enjoyable, cheerful, genial, jolly, convenient untergebracht sind. Ihre ganze launische unselige Weite für den eine Fremdsprache Lernenden entfaltet aber die Eigenart der Völker, wo das Denken nicht im Sinnlichen bleibt, sondern wo es den Sprung in das stofflich nicht Greifbare tut, wo das Wort sich schließlich ganz vom Sinnlichen löst und weiterwächst in jenem Reich, das nicht einmal Zwischenwelt ist zwischen dem Sinnlich-Dinglichen und dem Menschen, sondern eine Eigenwelt menschlicher Träume und Schäume, Künste und Spiele. Die öffentliche Meinung ist daher durchaus im Recht, wenn sie abstraktere Begriffe wie esprit, gloire, Gemütlichkeit, spleen als besonders bezeichnend für die Geistesart der Völker ansieht. Und sie zielt auch durchaus nach der Richtung, wo das Ziel liegt, wenn sie die Flexionen, die unselbständigen bautümlichen Mittel für besonders wichtig ansieht, denn diese sind besonders gern Träger von abstrakten und kategorialen Gehalten.

Schon Eigennamen als Bezeichnungen für „Zusammenhänge“ können die Willkür des Benennens mit einem Sprachwort deutlich zeigen.

Es wurde erwähnt, daß die Stärke des Beobachtungsseifers für die Himmelserscheinungen bei den verschiedenen Völkern abweichend ist, daß die einen viele Dutzende, andere nur 4 oder 5 Sternbilder benennen.

Aber auch die Beobachtungsweise ist verschieden. Es zeigen sich Unterschiede darin, welche Sterne als Gruppe, als Sternbild zusammengeordnet werden und einen eigenen Namen erhalten. Schon wenn uns der Sprecher unserer Bezeichnungsgemeinschaft — in diesem Falle ist es sogar eine Bezeichnungsgemeinschaft, zu der sich mehrere Sprachvölker zusammengefunden haben, — klarmachen will, welches das Sternbild des Fuhrmanns ist, so weist er zunächst auf das sich deutlich als Sonderbild darbietende Fünfeck, 1, 2, 3, 4, 5. Dann jedoch sagt er: „Nr. 5 gehört aber nicht zum Fuhrmann, sondern zum Stier.“ — Wir sehen hier die ganze Willkür der Zusammenfassung in einer sprachlichen Einheit. Was unmittelbar als natürliche Ordnung erscheint, wird bei der Namensordnung verleugnet.

In Hartmanns *Astronomie* heißt es: „Vielleicht waren einst Waage, Skorpion und Schütze und wohl auch noch der Schlangenhälter zu dem gigantischen Bild eines Skorpionmenschen zusammengefaßt.“ Dieses Zusammengreifen ganz bestimmter Gruppen zur Einheit wanderte von den Babyloniern über die Griechen zu den abendländischen Völkern. Ein Vergleich mit Völkern jenseits dieses Kreises von Kulturen zeigt jedoch in reicher Fülle Beispiele für andere Zusammenordnung von Sternen zu Sternbildern, wie neuere Arbeiten mit überraschenden Beispielen belegen.

Die gleiche Welterscheinung kann in verschiedene Begriffe eingeordnet werden, je nachdem, auf welche herausgrifflichen Eigenschaften hin man sie beobachtet. Sie kann Pferd, Rappe, Stute genannt werden. Indem wir den Begriff als Herausgriff erkennen, zeigt sich uns besonders nachdrücklich, wie sehr der Mensch grundsätzlich den Gesichtspunkt der begrifflichen Ordnung von sich aus willkürlich und eigenmächtig setzt. Nach einem aus seinem geschichtlichen Schicksal erwachsenen Verfahren wählt jedes Volk aus den uner schöp flich vielen Möglichkeiten des begrifflichen Ord nens der Welterscheinungen jeweilig nur eine einzelne besondere aus und entscheidet, welche Eigenschaften einer Erscheinung jeweilig als begriffsnotwendig angesehen werden sollen, als die Verechtigung gebend zu ihrer Benennung mit einem bestimmten Wort. Die Völker sind darin sehr eigenwillig und weitherzig. Oft genug lassen sie sich die allerdürftigsten gemeinsamen Eigenschaften genügen, um aufdringlich Verschiedenes unter denselben Sprachbegriff zu ordnen.

C

Das Lebensgesetz der Begriffsumfänge und -inhalte

Es soll erwiesen — und nicht nur in wichtigtuierischem Geschwätz behauptet — werden, daß unterschiedliche Sprachen zu einem unterschiedlichen Denken führen, zu einer Verschiedenheit der Weltanschauung. In diesem Nachweis sind wir bisher so weit gelangt, daß wir erkannten, wie die Welterscheinungen nicht nur von sich selbst her eine „Ordnung“ haben, wie sie vielmehr grundsätzlich ihre begriffliche Ordnung erst wesentlich

vom Menschen her erhalten, der auf ganz verschiedene herausgriffliche Gruppen von Eigenschaften oder Gruppen von Untereigenschaften hin die Erscheinungen in die zusammengrifflichen Klassen der Begriffe ordnet. Die Bedingungen, aus denen die geistig seelischen Verschiedenheiten der Völker erwachsen, werden aber noch deutlicher werden, wenn wir in ganz anderer Richtung vorstoßen zu einem tieferen Verständnis des Wesens der Denkelemente, der Begriffe. Es soll die Art, das Wesen der Willkür, mit der die Welterscheinungen ihre begriffliche Ordnung finden, unter einem neuen Gesichtswinkel gesehen werden.

Wenn wir die Gradstufen und Weisen der Willkür, wie das Besondere der Erscheinungswelt in das Allgemeine der Begriffe geordnet wird, nun selbst zum Gegenstand der Betrachtung machen und Arten von Begriffen mit besonderen Bezeichnungen aufstellen, so können wir vier solche Hauptarten unterscheiden. An ihnen wird uns das Wesen der Menschlichkeit aller sprachlichen Begriffsbildung noch weiter klar werden.

Bei dem in der begrifflichen Klasse eines Wortes Zusammengegriffenen kann

- A. die Sprachgemeinschaft geläufigerweise verschiedene leicht als zu unterschiedlichen Wesensklassen gehörig erkennbare Gegenstände in einer einheitlichen Bezeichnung zusammenfassen.
- B. kann der einzelne Sprecher gelegentlich empfindlich Wesensverschiedenes unter einen Begriff ordnen, indem er, vom geläufigen Brauch der Sprachgemeinschaft abweichend, bisher noch nicht üblicherweise mit den betreffenden Wörtern gegriffene Gegenstände damit bezeichnet.

Zu A. Von der ganzen Sprachgemeinschaft werden unmittelbar als wesensverschieden zu erkennende Gegenstände geläufigerweise unter dem gleichen Wort verstanden, wenn ich z. B. sage a) der Schimmel zog besser als der Rappe. b) der Schimmel auf dem Käse bildete einen grünlichen Belag.

Der Zusammengriff deutlich verschiedener Einzelgegenstände unter dem gleichen Wort Schimmel geschieht hier nicht aus dem Kürwillen eines einzelnen, sondern aus der Willkür der Sprachgemeinschaft. Für den einzelnen ist es eine notwendigerweise anzuerkennende Gegebenheit, daß er in beiden Fällen das gleiche Wort zu gebrauchen hat.

Zu B. Wenn ich aber sage: a) Die jungen Burschen ruderten so kräftig und gewandt, daß ihr Boot zweimal mit einem Preis ausgezeichnet wurde. b) die Kraniche ruderten langsam über den Abendhimmel, so liegt im ersten Falle die übliche Gebrauchsweise des Wortes vor, die gruppenübliche, von meiner Willkür nicht abhängige Einvergleichung einer Bewegung in einen Verbbegriff; das zweitemal hingegen eine persönlich-willkürliche, von mir gewählte, nicht übliche Eingliederung einer Bewegung in ein Zeitwort.

Wörter, die, wie Schimmel, zwei oder mehr Arten von Einzelgegenständen zusammengreifen, die eigentlich „verschiedenklassig“, „verschiedenartig“ sind, die ganz deutlich nur aus einer geschichtlich erwachsenen Laune der Sprachgemeinschaft allgemeingebräuchlich unter der Einheit eines gleichen Zeichens erscheinen, seien hier

1. Vielbedeuter (Homonyme) genannt (sie sind augenscheinlich mehrdeutig).

Das Gegenstück. Wörter, die geläufigerweise nur eine gleiche Art von Einzelgegenständen zusammenzufassen sollen, sollen

2. Eindeutigseiner heißen. So: Schrank, Briefwage, Tintenfaß.

Den Gebrauch eines Wortes nach der Willkür eines Einzelnen für einen bisher nicht mit ihm verbunden gewesenen „Gegenstand“ nennen wir

3. Neuvergleich. (Die Kraniche ruderten.)

Die übliche Gebrauchsweise wäre dann ein

4. Altvergleich. (Die jungen Burschen ruderten ihr Boot.)

Der Eindeutigseiner (Nr. 2) bezeichnet also Gegenstände, deren Gleichartigkeit von den Dingen her gegeben zu sein scheint, Gegenstände, die wohl als viel wertig, als unterschiedliche Beispiele einer Klasse von Gegenständen darstellend zu erkennen sind, aber nicht als verschiedenklassige, verschiedenartige Gegenstände.

Ein bestimmtes Lindenblatt ist ein Lindenblatt, erscheint als zu der von den Dingen selbst her gegebenen Art „Lindenblatt“ gehörig und ist als solches den anderen Lindenblättern „gleich“ und verschieden von den Eichenblättern, Ahornblättern usw.

Im Vielbedeuter (Nr. 1) sind dagegen Befunde zusammengegriffen, zwischen denen gar keine sachlichen Ähnlichkeiten bestehen, die aber doch infolge einer eigentümlichen, nicht leicht verständlichen und als nicht sinnvoll erscheinenden Laune der Sprachgemeinschaft zusammengegriffen werden. Die Lautgruppe *wagen* bedeutet Dinge, die rein nach ihren dinglichen Eigenschaften nichts miteinander zu tun haben; es ist deutlich nur eine geschichtlich durchleuchtbare Sprachlaune, wenn heute für leicht erkennbar unterschiedliche Dinge ein gleiches Sprachzeichen benutzt ist:

Der letzte Wagen des Zuges entgleiste. — Wir wogen das Schwein auf mehreren Wagen. — Wir *wagen* es nicht, so viel zu fordern. (Wenn wir aus der Nähe von Berlin sind, sprechen wir noch die schriftmäßig auseinandergehaltenen Worte gleich aus: wir waren gestern in Pankow. — Wir wahren unbedingte Ruhe. — Die wahren Freunde erkennt man in der Not.)

Wir kaufen eine Mandel Eier. Diese Mandel war sehr bitter. Seine rechte Mandel ist entzündet. Diese Tatsache, daß ganz verschieden-„artige“ Dinge unter dem gleichen Worte verstanden werden, ist uns verwunderlicherweise meist so sehr unterbewußt, daß es uns rechte Schwierigkeiten macht, etwa bei dem Gesellschaftsspiel des Teekesselrätens aus der großen Fülle der vorhandenen Vielbedeuter einen zu finden. Und doch ist es leicht, viele Hunderte aus dem Wörterbuch herauszufinden. (Stift, Decke, Leiter, Mast, Fach, Strauß, Schimmel, Acht, Angel, Flechte, Stab, Posten, Mark, dauern, kosten, Arm, Reif, Matte, Weide, Rost, Tau, Zoll, Rolle, sehne, Steuer, Kiel, Linse, Tor.)

Wenn die Begriffskugel geschickt gerollt wird, so daß unser Bewußtsein von dem einen Bedeutungenfern auf einen unerwartet anderen überspringt, so kann das Verwundern wie ein Blitz aufflammen. So macht uns eine große Zahl von Wigen lachen, indem der unerwartete „Nebensinn“ eines Wortes ganz plötzlich ins Bewußtsein gerufen wird: Warum hat Herr Krause keine Haare? — Weil die Neger krauses Haar haben. — — Richter: „Hatten Sie einen Genossen, als Sie den Diebstahl begingen?“ Angeklagter: „Nee, Herr Gerichtshof, id hatte noch keenen jenossen, id war noch total nüchtern.“ — — In einem Raupenjahr sind die Kiefern im Walde mit schwarzen Leimringen umklebt. Warum? — Damit man Ober- und Unterkiefer unterscheiden kann. — —

Wortspiele beruhen oft auf der Mehrkernigkeit der Begriffe, so jener Satz aus der Begrüßungsansprache eines Bürgermeisters vor einer Lehrerversammlung: „Ich habe diesen Saal schon voller gesehen, ich habe ihn auch schon leerer gesehen, aber ich habe ihn noch nie so voller Lehrer gesehen.“

Sehr geistreich spielt Schleiermacher mit der Mehrdeutigkeit eines Wortes in dem Rätsel:

Im Leben sind wir's alle,
Im Tode aber sind wir's nicht;
Die sind's, die wir zu Grabe tragen,
Und eben diese sind es nicht.
Und weil wir leben, sind wir's eben,
Von Geiste und von Angesicht.

Wenn ein Gegenstand mit den zusammenhaltlichen, von den Dingen selbst her gegebenen Eigenschaften e, f, g, h, i, j, k, l, m usw. auf die herausgriffliche Klasse von Eigenschaften g, h, k hin geläufigerweise in einer Sprachgemeinschaft „Frau“ genannt wird, so liegt ein *Altvergleich* beim Gebrauch dieses Wortes für diesen Gegenstand vor. Wenn ich aber diesen gleichen Gegenstand auf solche seiner Eigenschaften hin benenne, die geläufigerweise *nicht* der Anlaß zu seiner Benennung in einer zusammengrifflichen Klasse sind, sondern die bei der Bezeichnung einer anderen Klasse von Gegenständen, der Katzen berücksichtigt sind, wenn ich diese bestimmte Frau eine Katze nenne, so liegt ein *Neuvergleich* (Nr. 3) vor.

Solch Neuvergleich kann, wo die Tätigkeit des Vergleiches *bewußt* vollzogen wird:

- a) auch schon durch sprachliche Mittel als *Vergleich* gekennzeichnet sein. Z. B. „wie eine Katze“ lauerte sie auf die Gelegenheit, ihre Nebenbuhlerin zu vernichten.
- b) der bewußte Vergleich braucht aber nicht schon sprachlich als Vergleich gekennzeichnet zu sein, sondern kann in einer *Gleichsetzung* bestehen. Statt zu sagen Frau Müller, sage ich „Die Katze“ lauerte nur auf die Gelegenheit . . .

Es liegt hier die Kunstform der Metapher vor. Solch Ersatz der „eigentlichen“ Bezeichnung durch eine „uneigentliche“ kann entweder

- a) Die Sprechweise eines anderen, anderer nachahmen — übliche Metapher. Oder er wird
- β) vom Sprecher im Augenblick des Sprechens aus eigener Kraft neu gefunden (rudern) — *echter Neuvergleich*, neue Metapher. Die Entscheidung, ob α) oder β) vorliegt, wird nicht immer leicht zu treffen sein, da es sich um die fließenden Übergänge größerer oder geringerer Übllichkeit handelt. So etwa, wenn jemand statt Frau Müller in einem bestimmten Satz das Chamäleon sagt.

Je frischer, neuartiger, erstmaliger ein Neuvergleich, eine neue Metapher ist, desto wirksamer und eindrucksvoller ist sie, wenn der Vergleich zugleich über besonders kennzeichnende Eigenschaften geht. Etwa: die Kraniche rudern über den Himmel.

Wir haben die Übertragung von rudern auf die Tätigkeit des „Fliegens“ so selten gehört, daß wir zunächst unmerklich stußen, um nachzudenken, was denn gemeint ist mit „rudern“. Wir suchen unter den vielen zusammenhaltlichen Untereigenschaften des „Ruderns“ diejenige, in der es dem „Fliegen“ besonders ähnlich ist. Dieses Suchen der gemeinten Untereigenschaft zwingt uns, *viele* Untereigenschaften dieses Fliegens vorzustellen, aus denen wir die richtige auszuwählen haben. Damit wird das gesamte „Vor-

stellen" deutlicher, anschaulicher. Wir sehen jetzt die Art des Fliegens so genau, daß wir das stoßweise Fliegen, das den ganzen Körper vorwärtsstößt wie ein Ruderboot, ganz deutlich, lebendig erkennen.

„Das Ticken einer humpelnden, altväterlichen Pendeluhr gemahnte in der traulichen Abenddämmerung an Zeit und Vergänglichkeit, als die Frau des Fischers Strümpfe strickend vor dem Fensterpion saß.“ Die geistige Vergleichsarbeit, die uns dahin führt, das Wort humpeln in dieser Gebrauchsweise überhaupt zu verstehen, zwingt uns, den Gehalt des Satzes anschaulicher, mit bewußterem Sehen seiner Einzeleigenschaften vor uns zu stellen.

Das Bedürfnis, nicht das alltägliche Wort zur Bezeichnung eines Sachverhaltes zu verwenden, das Bedürfnis nach einem Neuvergleich kann vorliegen,

- a) wenn eine bekannte Erscheinung unter einem neuen Gesichtspunkt gesehen werden soll, wenn das übliche Wort für eine Vorstellung nicht genügt, nicht lebhaft und deutlich genug die Vorstellung in der gewünschten Weise ruft; wenn der Sprecher die Findkraft besitzt, eine Vorstellung mit einem neuen Wort in einer neuen Weise lebhafter und in anderer Fühl- und Auffassungsweise ins Bewußtsein zu rufen, als es bei Anwendung des geläufigen Wortes geschieht.

Ein Neuvergleich kann aber auch vorgenommen werden, wenn

- b) ein gebräuchlicher Allgemeinbegriff für eine Einzelvorstellung nicht bekannt ist,
 - a) weil er überhaupt noch nicht vorhanden ist, weil die zu benennende Vorstellung bisher in der Sprachgemeinschaft noch nicht benannt worden ist, — so vor allem, wenn eine neuartige, bisher noch niemandem bewußt gemachte Vorstellung geweckt werden soll. —
 - β) aus Unvermögen. Ein geläufiger Ausdruck ist in der Sprachgemeinschaft allerdings vorhanden, aber dem Sprecher entweder noch nicht bekannt, oder er wurde von ihm wieder vergessen.

Das letztere ist häufig beim Kinde der Fall. Ein Kind, das einen Pfirsich einen Apfel mit einem Scheitel nennt, das statt Zebra und Maultier unbekümmert Pferd sagt, das eine Mücke eine Ameise nennt, das den erhabenen Eindruck der sinkenden Sonne mit komisch beschreibt, hat die Sprachkraft des Zusammenfassens nicht nach dem besten Vorbild der Sprachgemeinschaft angewandt. Es hat nicht auf die innerhalb der Sprachgemeinschaft übliche Weise des Verallgemeinerns auf eine bestimmte herausgriffliche Klasse von Eigenschaften des Dinges, des Zusammenhaltes hin verallgemeinert. Es hat aber, wie es gewöhnlich beim Sprechen der Fall ist, die neue Vorstellung mit ihm bekannten und von ihm benennbaren Erinnerungsvorstellungen verglichen, es wußte nur von der gemeinschaftsüblichen Weise des Vergleichens ab.

Einst sah der dreijährige kleine Uli die Segelschwalben schiefend über die Dorfstraße wie schwarze Funken hin und her schießen. Er sagte: „Sieh mal Vati, die Schwalben spielen Greifen. Und wenn die eine die andere gekriegt hat, dann sagt sie, du biist, du biist.“ — Als wir uns dem Hause näherten, das von Efeu und wildem Wein umrankt ist, meint er: „Das Haus hat ja einen Kranz auf.“ — Beide Male hat das Kind eine Vorstellung bezeichnet, für die es kein geläufigeres Wort, keine geläufigere Eingliederung vorfand. Da es darüber sprechen will, hat es diese Vorstellungen in die nächstpassenden Worte seines Erlebniskreises hineingebracht. Grundsätzlich ist dem Kind hier etwas Gleiches geglückt wie dem Dichter, der neuartige Vorstellungen mit Hilfe von alten Begriffen ruft. Grundsätzlich liegt ein gleicher „Fehler“ vor, wenn das Kind ein Zebra als Pferd und die grünen Ranken um das Haus als Kranz sieht und benennt. Die hauptsächlichsten Sprachfehler des Kindes sind „falsche“ Vergleiche in die begrifflichen Klassen hinein. Es wird ein Vergleichs- und Einordnungsmanöver entgegen den Regeln der übernommenen Feldbienstordnung vorgenommen, das aber doch gelegentlich so gut gelingen kann, daß es erfolgreicher ist als das übliche, gewöhnliche, gebräuchliche Verfahren. Dieses neue Verfahren kann eine Abweichung von der Regel sein, ohne daß sie als Abweichung erkannt wird. Es kann aber auch deutlich als Abweichung bewußt werden.

Eine gleiche Art von Neuvergleich wie das Kind nimmt der Australier vor, der „Buch“ mit dem Wort für doppelschalige „Muschel“ benennt. Und schließlich tut jeder Mensch dasselbe alle Tage in dem Augenblick, in dem er nicht deutlich und sicher genug weiß, welcher Gruppe von Vorstellungen er eine besondere Vorstellung geläufiger Weise zuzuordnen hat. Er sucht von der Sprachgemeinschaft benannte Vorstellungen, mit denen sich die neue, für ihn noch namenlose in irgendeiner Hinsicht vergleichen läßt. Er findet, daß die Erscheinungen E_1 , E_2 , E_3 sich in mancher Beziehung mit der noch unbenannten, zu benennenden Erscheinung E_5 vergleichen lassen. Er hofft nun, daß es ihm glücken wird, mit dem Wort für die Erscheinungen E_1 und E_2 auch die gemeinte Vorstellung von E_5 zu rufen. Es wird also eine Beziehung zwischen den neuen Erfahrungen und den alten Erfahrungen gesucht, die schon von der Sprachgemeinschaft zu Begriffen geordnet wurden. Auch jede übliche Metapher, auch jeder Vergleich in die begriffliche Vergleichsordnung, der uns heute so geläufig ist, daß wir uns des Vergleiches darin nur mit großer Mühe bewußt werden, muß irgendwo und irgendwann zum ersten Male vorgenommen worden sein. So lange er noch frisch als Vergleich gefühlt wurde, so lange noch ein Stutzen und Nachdenken zum Verstehen nötig war, eine Neu d e u t u n g der Neu f i n d u n g, so lange trägt er für uns im engeren Sinne die Bezeichnung „Neuvergleich“, Metapher.

Wenn wir den Neuvergleichen die Altvergleiche gegenüberstellen, so wird eine durchaus willkürliche Grenze in eine üppige Mannigfaltigkeit mit allmählichen Übergängen hineingezogen. Der Bestimmungsgrundsatz ist deutlich nur der einer mehr oder weniger großen G e h r ä u c h l i c h k e i t der jeweiligen Verwendungsweise des Begriffs, und das ist sehr wichtig, wo das Wesen des Begriffs genauer erkannt werden soll.

Es zeigt sich im Altvergleich unmittelbar die gleiche Tätigkeit wie im Neuvergleich, mit dem Unterschiede aber, daß das Vergleichen auf einer anderen Bewußtseinsstufe vorgenommen wird. Hier ist der Vergleich wegen seiner größeren Geläufigkeit nicht mehr als solcher unmittelbar erkenntlich, wiewohl immer noch die geistige Tätigkeit des Vergleichens zum Gebrauch der Wörter nötig ist; die unter der Einheit des Sprachzeichens zusammengehaltenen Gegenstände e r s c h e i n e n als schlechtthin gleichklassig, wenn sie auf die übliche Gruppe herausgrifflicher Eigenschaften hin verglichen werden. Je stärker bei einer Wortverwendung von dieser ü b l i c h e n Gruppe von herausgrifflichen Eigenschaften abgewichen wird beim Vergleich der Einzelercheinung mit anderen, in desto höherem Maße liegt ein Neuvergleich vor. Aber immer muß das Wort einen alten Sinn haben, um einen neuen annehmen zu können. Immer sind Neuvergleiche Ansätze zum Bedeutungswandel oder Vorstufen für eine erhöhte Vieldeutigkeit des Wortes. Immer bedeutet das Sprechen ein Vergleichen, ein V e r g l e i c h e n auch in dem ganz alltäglichen Geschwätz der Schulbuben, die miteinander Schlittschuh laufen. In jedem richtigen Satz müssen Gegenwartsvorstellungen richtig, d. h. in der gemeinschaftsüblichen oder mindestens gemeinschaftsverständlichen Weise mit Erinnerungsvorstellungen v e r g l i c h e n werden. Wo dieses Vergleichen ein Abweichen von der üblichen, eigentlichen Gebrauchsweise von Wörtern bedeutet, kann es ein leises, unmerkliches, unbewusstes Abweichen von der Regel sein, ein unbeachteter Grenzübertritt oder ein bewusstes, lautes, eigenwilliges Abweichen, das durch seine Neuheit Aufpassen und Aufmerken erregen will. Es kann ein erstmaliges Abweichen sein, oder ein nur wiederholtes, geläufigeres Abweichen, das man anderen abgesehen hat, oder schließlich ein Abweichen, das so geläufig geworden ist, daß es selbst schon die neue Regel darstellt und darum nicht mehr als Abweichung zu erkennen ist.

Es ist nun erkennbar, warum wir schon von vornherein erwarten dürfen, daß die Begriffsgrenzen geläufigerweise so schwammig und unbestimmt sind. Jede der in der zusammenhaltlichen Gruppe einer Welterrscheinung liegenden Einzeleigenschaften hat die lebendige Kraft, zum Vergleich mit anderen Gruppen von Welterrscheinungen mit gleicher Einzeleigenschaft anzuregen und das zu ihrer Bezeichnung dienende Wort an sich heranzuziehen. Damit werden die Wörter zu immer neuen Dingen hingelockt und die Dinge zu immer neuen Wörtern. Ganz unterschiedliche Eigenschaften können der Anlaß sein, aus dem hier ein Pferd oder Schmetterling oder ein Goldstück, dort ein Mensch Fuchs genannt werden. Das eine Mal denkt man an die Farbe, das andere Mal an die Schlaueheit dieses Tieres. Es kann also ein Wort bei verschiedenen Gelegenheiten nach ganz verschiedenen Richtungen gezerrt werden, „verschiedene“ Gebrauchsweisen des Wortes werden nebeneinander mehr oder weniger geläufig. Nur in manchen Fällen wird die Einzelabweichung Brauch, macht man sich die Herkunft des Wortes aus einem Neuvergleich nicht mehr bewußt, rückt die daraus sich ergebende Vieldeutigkeit der Wörter schließlich bis in die Stufe der Vielbedeuter. Mandel, Hund, Löwenzahn, Linse, Schimmel kann als „echt“ vieldeutig gelten, während die gemeinten Drüsen, Geräte, Blumen doch ursprünglich einmal nur vergleichsweise so genannt wurden. Die Grenze zwischen der noch als Willkür empfundenen und gerade Brauch werdenden Einzelwillkür und der schon Brauch gewordenen und nicht mehr als Willkür empfundenen Gruppenwillkür ist fließend.

Wir sehen hier, warum es mit aller Entschiedenheit abzulehnen ist, wenn gesagt wird, daß die Sprachbegriffe mehrere „natürliche“, „logische“ Begriffe enthalten können. Es ist auch schon gefährlich, von Bedeutungskernen, von Hauptbedeutungen und Nebenbedeutungen zu sprechen, wenn damit mehr gemeint sein soll als Gruppenbildungen unter den Bedeutungen nach ihrer mehr oder weniger großen Gleichartigkeit und als die größere oder geringere Geläufigkeit solcher ganzen Untergruppen der Bedeutungen eines Wortes. Solche Ordnung der verschiedenen Bedeutungen eines Begriffs zu Untergruppen ist allerdings mit Deutlichkeit zu beobachten. Für die Gesamtheit aller in einer Bezeichnungseinheit nebeneinander geordneten Untergruppen von Bedeutungen ist die gemeinsame Regel des zusammenhaltlichen Herausgriffs oft sehr eng, ja sie verengert sich bis zu dem Grenzfall, wo gar keine erkennbare, aus einer zusammenhaltlichen Ordnung ablesbare Regel mehr da ist. (Echter Vielbedeuter.) Aber das ist nur die letzte Stufe einer Reihe mit fließenden Übergängen. Grundsätzlich sind alle Sprachbegriffe mehrdeutig. Es scheint uns darum selbst in diesem Grenzfall richtig, die Klasse sämtlicher Bedeutungen eines Wortes zu nennen, obgleich hier schließlich die sprachformalen Vergleichsgründe, der gleiche Wortkörper, der einzige Grund geworden sind, Erscheinungen unter den gleichen Begriff zu ordnen. — Eine andere Auffassung müßte das Dasein von nicht an Worte, an Benennungen gebundenen „Begriffen“ bejahen, womit der Begriff „Begriff“ in unerträglicher Weise gedehnt würde.

(Es wäre dann außer den vielen in unserer Sprache überhaupt nicht fassbaren, aber möglichen Klassenbildungen von Welterrscheinungen jede Begriffshäufung (s. S. 55), jede offene Fügung, jede Flexionsendung als bedeutungstragend (s. S. 155), ja jede geschlossene Fügung zum mindesten als „Satz an sich“ mit ebenso großem Recht ein „Begriff“ zu nennen wie solcher Bedeutungskernen von Vielbedeuten (s. S. 144—145). Bedeutungskernen eines Vielbedeuters sind ja durch Sprachzusammenhang oder Erlebniszusammenhang abgeengte „Begriffe“. Es ist nur ein sprachformaler Unterschied zwischen diesen vielwortigen Begriffen, für die es keine Eigenbezeichnung gibt, und den einwortigen Begriffen. Wenn man überhaupt einmal den Schritt unternimmt, den Begriff vom Wort zu lösen, dann würde nur eine unerträgliche Willkür es selbst bei den „wissenschaftlichen Begriffen“ wagen dürfen, in bestimmten Fällen die an ein Wort gebundene Vergleichsregel als „Begriff“ anzusehen, in anderen nicht. Ein wirklich brauchbarer und verhältnismäßig eindeutiger Begriff wird der „Begriff“ erst, wenn man ihn als die an ein Einwort gebundene, auf verallgemeinerndem Vergleichen beruhende Klasse von Bedeutetem ansieht, auf die man sich zu Mitteilungszwecken bezieht. Selbstverständlich bleibt bei dieser Auffassung anzuerkennen, daß es auch ein Vergleichen auf Eigenschaften hin, ein Denken ohne Worte gibt.)

Es wird hier aber nicht nur deutlich, warum im Sprachbegriff die Willkürlich-

keit des Zusammengriffs zu Klassen von Gegenständen so grundsätzlich gegeben und so groß ist, sondern wir verstehen nun in aller Klarheit, warum sie so schwer erkennbar ist, warum die sprachbegriffliche Ordnung der Welt von uns so unbefangen als die natürliche Ordnung der Welt angesehen wird. Der Grund ist der, daß die Einzelwillkür, sofern sie zur Gruppenwillkür wurde, als unbefangen anerkannter Brauch und nicht mehr als „Willkür“ erscheint. Die Willkürlichkeit tritt erst wieder als solche hervor, wenn man die eine Gruppenwillkür mit der anderen Gruppenwillkür vergleicht. Für das Einzelglied ist die Willkür seiner Gruppe eine in aller Selbstverständlichkeit als richtig geltende Regel, ein scheinbar von den Dingen her gegebenes Gesetz. Wenn wir ein Besonderes richtig unter einen Begriff unserer Muttersprache ordnen, haben wir es scheinbar „objektiv“, das ist von den Dingen her, richtig erkannt. Wir haben es in diesem Fall allerdings nicht allein von uns selbst aus, subjektiv in gerade dieser Weise erkannt, aber auch nicht von den Dingen her, sondern nur nach dem Ordnungsbrauch unserer Sprachgemeinschaft, den wir nachahmten. Das „Objektive“ ist zwar etwas Überpersönliches, aber doch etwas gruppenpersönlich Subjektives.

Die Begriffe wurden bisher unter zwei Gesichtspunkten in Arten geordnet.

Der augenblicklichen Gruppenwillkür nach als

1) Vielbedeuter und 2) Eindeutigscheiner.

Der augenscheinlichen Einzelwillkür nach als

3) Neuvergleiche und 4) Altvvergleiche.

Unter den vielen weiteren überhaupt möglichen Gliederungsgesichtspunkten soll nur noch einer wenigstens angedeutet werden.

Der Gesichtspunkt der Erkenntnisgenauigkeit erlaubt die Scheidung von

5) wissenschaftlichen Begriffen und 6) Sprachbegriffen.

Der Philosoph rückt schon unbehaglich auf dem Stuhl, weil ihm die Tatsache der Willkürlichkeit des Zusammengreifens von Welterrscheinungen im Begriff übertrieben zu sein scheint. Es können seiner Meinung nach mit Leichtigkeit zwei Arten von Begriffen unterschieden werden:

a) Die eigentlichen Sprachbegriffe, die allerdings offen liegen für überaus willkürliche Benutzungsweisen, die unbekümmert in ganz verschiedene Sachgebiete überspringen, die gummiartig dehnbar sind und verschwommene Grenzen zeigen und unbestimmt schillernde Gestalt, die das sachlich Ungleichartigste enthalten.

b) Die reinen Begriffe, die wissenschaftlichen Begriffe, die Begriffe aus „Wesensschau“, die mit ihrem besonderen Inhalt und Umfang durch richtige Beobachtung der Tatbestände selbst gewonnen werden mußten, die aus klarem Wissen stammen. Hier behauptet das Wort, eindeutiges Zeichen für eine einheitliche Klasse von Tatbeständen zu sein, und die sachliche Gleichartigkeit der mit einem Begriff bezeichneten Erscheinungen erscheint hier gesichert, da die Eindeutigkeit als notwendiger Bildungsgrundsatz dieser Begriffe und als notwendige Voraussetzung aller wissenschaftlichen Arbeit mit Begriffen vorausgesetzt wurde.

Mit der Unterscheidung von „Sprachbegriffen“ und „wissenschaftlichen Begriffen“ ist die übliche Willkür der Sprachgemeinschaft und der Einzelnen bei ihrer Bildung von begrifflichen Klassen anerkannt. Zweifellos ist mit dem „wissenschaftlichen Begriff“ ein wissenschaftliches Ideal von gewaltigster Bedeutsamkeit gegeben. Und doch werden wir,

nachdem wir die Rolle des Begriffs im Sprachganzen erkannt haben, sehen, daß es wesentliche Arbeitsvoraussetzung für wirklich schöpferische Wissenschaft ist, daß dieses so nützliche Ideal nie ganz erreicht werden kann. Die Scheidung von „reinen Begriffen“ und „Sprachbegriffen“ als Scheidung von grundsätzlich und wesensgemäß verschiedenen Arten beruht auf einer frommen, nützlichen Selbsttäuschung. Es handelt sich in Wahrheit nur um niedrigere Grade der Willkürlichkeit, der Vieldeutigkeit, die sich in den wissenschaftlichen Begriffen darstellen, und bestenfalls um eine mit besonderer Strenge gehandhabte Übereinkunft über den Gebrauchswert der Wörter, nicht um völlige Aufhebung der Willkürlichkeit und Vieldeutigkeit ihres Begriffsumfanges. Letzteres würde das Ende, den Abschluß wissenschaftlicher Arbeit bedeuten.

D

Der logische Aufbau der Welt im Begriffsschaß verschiedener Sprachen

Bei unserem ersten Anlauf, die Willkürlichkeit zu zeigen, mit der die Weltererscheinungen vom Menschen je nach seiner Sprachgemeinschaft in ganz verschiedener Weise zu Mitteilungs- und Denkzwecken in begriffliche Klassen geordnet werden, haben wir uns darauf beschränkt, solche Tatbestände herauszustellen, die eine „natürliche“ Ordnung zeigen, die deutlich für sich erkennbar und die in verschiedenen Sprachen von einer jeweilig besonderen sprachbegrifflichen Ordnung überlagert ist. Das ist nicht sehr oft der Fall. Daraus ergibt sich, daß die gleichen klassischen Beispiele wie Familie und Farbreihe im sprachkritischen Schrifttum überall dort gegeben werden, wo von der ursprünglichen Ordnung der Gegenstände her die Willkürlichkeit der begrifflichen Ordnungen in den Nationalsprachen beleuchtet werden soll. (Mit besonderer Ausführlichkeit etwa bei Mauthner, recht geschickt bei Weisgerber, Muttersprache und Geistesbildung.)

Statt von den „natürlichen“ Ordnungen, den Tatbeständen, auszugehen, kann man aber auch von den Sprachbegriffen her die Willkürlichkeit des menschlichen Ordnen der Weltererscheinungen beim Sprechen dartun. Die sich hier ergebenden Beispiele werden nicht so schlagend und verwunderlich sein, dafür wird uns aber die Fülle der Beispiele überraschen und uns zeigen, wie durchgängig tatsächlich die nach unseren Darlegungen zu erwartende Willkürlichkeit ist, mit der jede Sprache auf allen Lebensgebieten das Einzelne auf jeweilig besondere Allgemeine bezieht. — Es ist dargestellt worden, wie aus der einzelpersönlichen Willkür beim Vergleich der Weltererscheinungen die Gruppenwillkür entsteht. Die grundsätzliche Wahrscheinlichkeit, mit der wir von jeder Sprache ein sonderartiges Begriffssystem erwarten dürfen, wird besonders deutlich werden, wenn wir bei der von uns begründeten Einteilung bleiben und „Neuvergleiche“, „Vielbedeuter“ usw. der einen Sprache je für sich neben ihre fremdsprachlichen Entsprechungen halten.

Je offener ein Wort Vielbedeuter (Nr. 2) ist, desto unwahrscheinlicher wird es, daß es sich mit irgendeinem Wort einer anderen Sprache in seinem Begriffsumfang voll deckt. Es ist eine uns überraschende sprachgeschichtliche Erinnerung, daß das weiß „schimmernde“ Pferd und der „Schimmer“ auf dem Käse mit dem gleichen

Wort bezeichnet werden, daß der Bauende und das Gebaute (Bauer) den gleichen Namen tragen, daß die Geldmünze, der Knocheninhalt und die Grenzprovinz Mark genannt werden, daß *locare* und *laudare* zusammenfielen in der Form *louer*. Wenn es uns aber deutlich geworden ist, daß es sich hier nur um einen Zufall handelt, dann erwarten wir gar nicht, daß eine andere Sprache in gleicher Weise Verschiedenes, der Sachklasse nach Verschiedenes in einem Worte zusammenordnet. Wir finden es ganz natürlich, daß *louer* mit vermieten und loben übersetzt wird, Bauer mit *cage* und *paysan*. Wir erwarten nicht, daß ein gleicher „Zufall“ sich an verschiedenen Orten wiederholt.

Auch eine Übereinstimmung im Gebrauch sehr eigenmächtiger *Neuvergleiche* (Nr. 3) wird uns noch verwundern, darf aber doch als möglich erscheinen. Es ist klar, daß eine Ähnlichkeit von Dingen, die Anlaß für die Bildung von Metaphern ist, von verschiedenen Menschen wie auch von verschiedenen Völkern in ganz gleicher Weise gesehen werden kann. Von einem weniger bedeutenden Diebstahl sagen wir im Deutschen: Er hat den Bleistift „geklemt“. Der Engländer gebraucht in gleicher Weise: *To pinch something*.

Grundsätzlich ist also die Gleichheit der Metaphern wohl möglich. In Wirklichkeit zeigt sich aber auch hier die Eigenmächtigkeit der Völker und die Eigenart ihrer Weltanschauung in recht beträchtlichen Unterschieden des vergleichenden, metaphorischen Zusammengreifens. Für einzelne Dichterpersönlichkeiten hat Gundolf die Verschiedenheit ihres bildlichen Greifens mit vorzüglicher Klarheit dargetan, so vor allem in seinem Buch „Shakespeare und der deutsche Geist“. Aber auch ganze Sprecherschaften haben je ihre besondere Art des Vorbildlichen. Schon aus einem besonderen Grunde müssen die „entsprechenden“ Wörter verschiedener Sprachen eine unterschiedliche Fähigkeit haben, *Neuvergleiche* zu tragen:

Die Möglichkeiten für einen Begriff, in übertragener Bedeutung verwandt zu werden, kann man sich in konzentrischen Kreisen, in Kraftströmen um ihr Vorstellungsfeld herum gelagert denken. Verschiedenheiten des Grundkreises bedingen dann auch Verschiedenheiten der sie umlagernden Vorstellungsfelder, also auch Verschiedenheiten der bildlichen Gebrauchsweise, die als möglich in dem Begriffe liegt. Verschiedenheit im alten Gebrauch schafft zwangsläufig eine Verschiedenheit in der Möglichkeit des neuen Gebrauchs. Auch die einander am besten entsprechenden, nächstverwandten Begriffe zweier Sprachen müssen deshalb noch mit Notwendigkeit in je besonderer Weise geeignet sein, als Metaphern gebraucht zu werden; das um die alte Gebrauchsweise herumliegende Kraftfeld für *Neuvergleiche* muß unterschiedliche Gruppen von Gegenständen einbeziehen.

Ein englischer Dichter setzt *brow* als Vergleichsbild für Mond. Der deutsche Übersetzer setzt für *brow* Braue. Beide Male wird das Gestirn mit Hilfe des Bildes sinnunmittelbarer vorgestellt. Aber es wird in verschiedener Weise vorgestellt. Die deutsche Metapher ist stärker und gewagter. Das englische Wort wird verhältnismäßig geläufig außer für Braue auch für Gesicht schlechtthin gebraucht, für Gesichtsausdruck, Miene, ernste und heitere, aufgeblasene (*high brow*) und freundliche Miene. Im deutschen Braue knüpft sich daran vielleicht auch die Vorstellung an ein unfreundliches, stirnrunzelndes Gesicht, aber man denkt doch ganz unmittelbar nur an etwas Haariges, an die kleinen Wärtchen über den Augen. Es wird somit der Mond in verschiedener Weise gesehen, wenn man *brow* in Freemans schönem Gedicht mit Braue übersetzt: *It was the lovely moon — she lifted slowly her white brow among bronze cloudwaves*.

Völker, zwischen denen lebhafteste kulturelle Beziehungen bestehen, werden auch Metaphern aus-

tauschen. Es wird dann meist schwer zu entscheiden sein, ob der Vergleich aus eigener Kraft gewachsen oder ob er nachgeahmt ist. Jemand, der ein gutes fachliches Wissen besitzt, kann im Deutschen wie im Französischen „beschlagen“ genannt werden. (Im Deutschen aber ist der Vergleich abgeblaßter. Im Französischen sagt man noch *ferré à glace*, mit Eisstollen beschlagen, sehr gut beschlagen.) Wenn in orientalischen Sprachen die Geliebte als „Tautropfen“ oder als „Pfirsich“ gesehen wird, der tapfere Krieger als „Haifisch“, so ist das nicht ganz nach unserem Geschmack. — Der Engländer sagt allerdings auch *peach* für ein Mädchen.

Die uns „gleich“ erscheinenden Metaphern haben also sehr oft doch ein verschiedenes Gewicht. Sie sind Vergleiche eines gleichen Besonderen in unterschiedliche Allgemeine hinein. Aber möglich sind sie immer auch für uns. Das Vergleichsdritte finden auch wir. Jedes Wort ist so sehr „une liste ouverte de jugements en nombre indéfini“ (Delacroix), daß jemand schließlich auch ein Sofa ein „Pferd“ nennen kann. Es sind sogar Zusammenhänge denkbar — wenn etwa ein alter gichtiger Kavallerist selbstspöttisch spricht —, in denen das Bild gar nicht so uneben ist. Aber für den Begriffsbestand einer Sprache sind die häufigen, die üblichen, die geläufigen Metaphern wichtiger als diese nur möglichen. Die geläufigen Metaphern und Vergleiche erst erziehen die Kinder, die jungen Zugügler der Sprachgemeinschaft, in der gleichen Weise veranschaulichend zu vergleichen. Erst diejenigen „Neuvergleiche“, die nicht mehr eigentlich neu sind, nicht mehr einzelpersönlich, sondern schon gruppenpersönlich, gehören recht eigentlich zur Sprache als Gruppenbesitz. Und darin, welche Willkür eines einzelnen zum allgemeinen Brauch wurde, unterscheiden sich die Sprachen. Die Möglichkeit vielfältigster persönlicher Willkür steht in allen Sprachen grundsätzlich offen, wenn auch der Vergleich jedesmal eine andere Kraft und Farbe hat. Aber die Wirklichkeit, die Brauch gewordene Willkür des vergleichenden Zusammenfassens in Begriffsklassen ist jeweils nur ein schmaler Ausschnitt aus der unererschöpflichen Fülle der Möglichkeiten. Und dieser enge Ausschnitt aus der möglichen Willkür, der in einer Sprache gebräuchliche, „objektive“ Willkür, wirkliche begriffliche Ordnung einer Sprache wurde, bleibt für jede Sprache ein nur ihr selbst eigentümlicher, besonderer.

Hier brechen die Sprachen auseinander. Was in der einen geläufiges Bild ist, geworden ist, das ist es in der anderen nicht, oder noch nicht, oder nicht mehr.

Wenn man im Theater sitzend die Zuschauer von hinten sieht und einen von ihnen, der fahlköpfig ist, bezeichnen wollte, würde man geläufigerweise bei uns sagen können: „Der Herr dort, bei dem der Mond aufgeht — — —“. Es wäre schon kaum noch verständlich, wenn man sagte: „Der Herr dort mit dem schönen Knie“. Der Franzose würde den zweiten Ausdruck leicht verstehen, den ersten nur mit Mühe. Der Mond als Körperteil steht in Frankreich etwas tiefer. „Tal-lilie“ für Maiglöckchen (*lily of the valley*) wäre im Deutschen zunächst etwas unverständlich. Maybells klingt vielen Engländern recht fremd. Um seiner Selbstsucht und Neidsucht willen würde der Engländer einen Menschen nicht mit einem Schaf vergleichen wie wir (Neidhammel), sondern mit einem Schwein oder einem Hund (*selfish pig, selfish dog, dog in the manger*). Der Sterbende heißt in Deutschland ins Gras, in Frankreich in den Staub. Er heißt auch dann in den Staub, wenn er nur gestolpert ist und hinfiel oder im friedlichen Sportkampf zu Boden gerungen wurde. Der Engländer nennt den Langfinger „leichtbefingert“ (*light fingered*). Der Franzose läßt das Weinblatt die Scham wahrn, der Deutsche das Feigenblatt.

Die Unterschiedlichkeit des begrifflichen Bündelungsverfahrens der verschiedenen Völker, die bei Vielbedeutern und Neuvergleichen leicht augenscheinlich wird, kann, wenn auch weniger augenscheinlich, so doch an einer unbegrenzt großen und leicht zu findenden Zahl von Eindeutigkeitsbeispielen beobachtet werden. Dieser Bleistift vor mir hat dieselbe Form und Farbe und denselben Zweck als „pencil“ für den Engländer und als „Bleistift“ für den Deutschen. Das Wort pencil und das Wort Bleistift haben in diesem Falle die gleiche Bedeutung, genau die gleiche Bedeutung, sie bezeichnen denselben Bleistift. Aber die Summe der Bedeutungen, die Klasse der Bedeutungen, der Einzelbegriffe, der Einzelvorstellungen, die der Begriff pencil geläufigerweise zusammengreift, ist eine andere als die Klasse der Bedeutungen, die der Begriff Bleistift umschließt. Für eine Anzahl von Dingen, die der Engländer pencil nennt, gebrauchen wir andere Wörter als Bleistift, nämlich zeichnen, Pinsel, Zeichenkunst, Bleistiftschrift, entwerfen, anstreichen.

Waschen ist nicht gleich wash. Die in wash zur Begriffsklasse zusammengegriffenen Tätigkeiten stecken in vielen Duzend deutschen Wörtern, in anstreichen, aufwaschen, Untergrund malen usw.

Der Engländer gebraucht das Verbum grind da, wo wir unter anderem schleifen oder mahlen oder drehen sagen: to grind a knife — ein Messer schleifen, to grind the corn — das Korn mahlen, to grind the teeth — mit den Zähnen knirschen. Für das deutsche Wort schleifen ist es wiederum leicht, Fälle zu finden, in denen der Engländer verschiedene Wörter gebraucht: Ein Messer schleifen, to grind a knife; eine Festung schleifen, to raze a fortress; einen Diamanten schleifen — to cut a diamond. Grind ist ferner u. a. noch zu übersetzen: Malz schroten; (einen Menschen) mißhandeln; schuften, büffeln (für die Schule, Universität). Schleifen ist ferner u. a. noch zu übersetzen: sharpen, burnish, furbish, polish (Menschen), slide (auf dem Eise), trail (von Gewändern).

Wir beobachten hier also, daß sich die Begriffe in ihrer geläufigen Gebrauchsweise nicht decken: To grind hat einen anderen Inhalt, umfaßt, vermittelt eine andere Gruppe von Vorstellungen, von Bedeutungen als das deutsche mahlen oder irgendein anderes Verbum. Ebenso hat das deutsche schleifen weder im Englischen noch in irgendeiner anderen Sprache ein genau entsprechendes Gegenstück. Es muß immer wieder gesagt werden: Nicht nur die Lautförper, die Gruppen von Lauten, die Zeichen für eine Vorstellung, sind andere, man sagt nicht nur grind statt mahlen, sondern die Begriffe selbst umfassen in den verschiedenen Sprachen verschiedene Klassen von Vorstellungen. Auf sich nicht deckende Begriffe ist nicht nur von Schopenhauer in „Sprachen und Worte“, sondern auch von anderen immer wieder hingewiesen worden. Es ist aber nicht so, wie man in Erinnerung an gelegentliche Fehler in fremdsprachlichen Schularbeiten leicht meinen könnte, als wären solche sich nicht genau deckenden Begriffe nur gelegentlich zu finden. In Wahrheit ergibt sich schon aus dem Wesen des immer in willkürlicher Weise vergleichenden Sprechens die grundsätzliche Regel, daß es für keinen Begriff ein genau entsprechendes Wort in irgendeiner anderen Sprache geben kann. Die völlige Übereinstimmung muß die Ausnahme sein. Das gilt sogar fast immer auch da, wo es zunächst als unmöglich erscheint, wo die Dinge selbst allein vorzuschreiben scheinen, welche Einzelercheinungen in eine begriffliche Gattung gehören, das gilt selbst für die Eindeutigkeitsbeispiele, für die Be-

zeichnung ganz sinnhafter, greifbarer Gegenstände, deren Gleichartigkeit aus der naturgegebenen Ordnung der Welt gesichert zu sein scheint, für Möbel, Fische, Farben.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß der Engländer die Möbelrassen anders einteilt als der Deutsche. Der Stift, das Tintenfaß, die Mappe, das Papier, diese Gegenstände, die ich hier im Britischen Museum vor mir sehe, sind für die Eschschin links neben mir und für den Engländer zur Rechten gewiß genau in der gleichen Weise durchs Auge und durch den Tastsinn wahrnehmbar. Wir drei haben den gleichen Gegenstand vor uns und die gleiche sinnliche Vorstellung von ihm. Stift hat in diesem Fall die ganz gleiche Bedeutung und doch hat dies Wort einen anderen Begriffswert als pencil, wie gezeigt wurde, paper hat einen anderen als Papier, Mappe einen anderen als bag. Unsere Sprachgemeinschaft lehrte uns, zu den Begriffen, zu denen wir eben dieses bestimmte Papier, diese bestimmte Mappe stellen, bei anderen Gelegenheiten, in anderen Fällen in jeder Sprache besondere, unterschiedliche Vorstellungen zu ordnen. Die Begriffskugeln, die auf der Bewußtseinssebene rollen und diese in nur einem Punkte berühren, haben wohl für einen Teil ihrer Oberfläche in den verschiedenen Sprachen gleiche Vorstellungen, nie aber sind die Oberflächen zweier Begriffskugeln völlig gleich. Es ist sehr leicht, Fälle anzuführen, in denen ich bag nicht mit Mappe „übersetze“, a bag of sweets ist eine Tüte mit Süßigkeiten, he writes a paper, er schreibt einen Aufsatz oder eine Prüfungsarbeit.

Selbst diese Begriffe für gegenstandhafte, sinnhafte Dinge ordnen also in den verschiedenen Sprachen je ihre besondere Gruppe von Erlebnissen, von Erfahrungen, von Vorstellungen zur begrifflichen Einheit zusammen; sie enthalten außer den gemeinsamen doch auch unterschiedliche Bestandteile. Die verschiedenen Sprachgemeinschaften beobachten die Welt auf verschiedene herausgreifliche Klassen zusammenhaltlicher Eigenschaften hin. Daraus ergibt sich, daß auch die zusammengegrifflichen Klassen verschieden sein müssen. Die verschiedenen Sprachgemeinschaften halten überlieferungsgemäß ganz verschiedene Dinge für einander genügend ähnlich, für genügend gleichartig, für vernüpfbar und aufeinander beziehbar, um sie in gleiche begriffliche Fächer hineinzutun, um sie durch einheitliche Wörter darzustellen. Das *was* im Einzelfall begriffen wird, kann *das selbe* sein für Menschen verschiedener Sprachen. Aber *wie* das Begriffene zu begrifflichen Klassen zusammen eingebündelt wird, wie das Besondere in ein Allgemeines geordnet wird, das ist *verschieden* für sie, das ist aus einer blinden, zufallsreichen Überlieferung heraus verschieden. Wir glauben doch durchaus zu wissen, daß das, was wir „Haut“ nennen, den Namen Haut verdient. (Es hieß einmal hut; unter Hut, früher huot, verstehen wir heute etwas ganz anderes.) Der Franzose nennt aber nicht nur die Haut des Menschen, sondern auch das Fell der lebenden Kaße Haut (peau). Wir nennen das Fell des Tieres erst dann wieder Haut, wenn es ihm über die Ohren gezogen worden ist. Die Haut auf der Milch ist im Französischen auch nicht peau. In Deutschland essen die Pferde nicht, sie fressen. In Frankreich und England essen die Pferde ihr Heu, die Menschen ihr Schnitzel. Früher aßen und fraßen auch bei uns Menschen und Tiere in gleicher Weise. In Deutschland ißt man die Suppe, in England trinkt man sie auch. Dafür kann man aber in England Tee essen. (high tea ist die ganze Mahlzeit mit Eiern und Schinken. He eats his tea, he drinks his soup.) Die Kühe und die Löwen tun das gleiche, wenn sie in Deutschland „brüllen“. In Frankreich mugieren die Kühe und rugieren die Löwen.

Diese Beispiele zeigen sehr grob und schon für ein schnelles Hinschauen erkennbar die

Verschiedenheit der Begriffe, indem sie zeigen, daß in dem einen Wort ein ganzer Bedeutungskern, eine ganze Unterklasse von Bedeutungen fehlt, die im anderen enthalten ist. Wenn man nun einen Begriff genauer ansähe und ihn begleitete bei seinem Versuch, dem Leben der Sprechenden zu dienen, ihm in tausend immer wieder voneinander verschiedenen Lagen zu dienen, wenn man all die einzelnen Bedeutungen, die er haben kann, ansehen könnte, dann würde man entdecken, daß die Verschiedenheit der Begriffsumfänge noch sehr viel größer ist, als es scheint, als es sich auch für gespannte Aufmerksamkeit erkennen läßt. E. Abel legt einmal den Begriff „Freund“ auf „ami“ und versucht uns auszumalen, wie sehr diese beiden sich scheinbar so gut entsprechenden Begriffe Verschiedenes bezeichnen.

„Auch der französische ami kann alles sein, was der deutsche Freund sein soll. Aber er braucht es nicht durchaus zu sein, um den Begriff zu erfüllen, den die Franzosen mit dem Ausdruck gewöhnlich verbinden. Er ist selbst weniger als das: ein Mann, dem wir Gelegenheitsdienste erwiesen haben oder der uns solche erwiesen hat, der gern mit uns plaudert und der nichts Schlechtes hinter uns herreden wird. Leute, die in Frankreich in solcher Beziehung zueinander stehen, nennen sich amis. Sie sprechen nicht allein gegenseitig unter diesem Namen voneinander, wenn der eine oder andere nicht dabei ist, sondern sie reden sich, da nach ihrem Gefühl so wenig Pathetisches in dem Namen liegt, auch gewohnheitsgemäß so an. Der Deutsche sagt kaum je zu seinem Freunde „mein Freund“. Das Wort bedeutet ein zu inniges Verhältnis, um leichtthin gebraucht zu werden. Nur in ernstesten oder erregten Augenblicken werden wir geneigt sein, unsere zarten Beziehungen zu anderen durch diese Namensnennung einzugestehen, zu bestätigen oder zum Hebel eines Appells zu machen. Der Franzose ami't sich dagegen den ganzen Tag. Die Leute, die sich im Café beim petit verre zu treffen pflegen, grüßen sich mit einem comment ça va-t-il, mon ami? Und wenn wir auf den Boulevards mit der lässigen Menge hin und her schlendern, so hören wir alle Augenblicke dasselbe vielgebrauchte, vieldeutige Wort. Zwei burschikose, ihre Wechsel vergeubende Studenten reden sich so an, und auch zwei vertrocknete sousweis geldmachende épiciers. Den Studenten drückt es die leichten kameradschaftlichen Gefinnungen aus, die sie beim gemeinsamen Trinken und Tanzen füreinander gewonnen haben und die aufhören werden, sowie sie nach verschiedenen Stadtteilen ziehen und sich nicht mehr sehen; den épiciers vielleicht die Erinnerung an lange Jahre, in denen sie sich eigentlich nicht mochten, aber ab und zu miteinander schwakten, schnupften und rauchten. Ein alter Herr wirft das mon ami einem Kind in gar zu nonchalanter Freundlichkeit hin. Halb läßt er sich herab, halb stellt er sich gleich, und das Resultat ist, daß er auch dem Kinde die allgemeine Wohlwollenstitulatur des ami zugesteht. Der Ehemann sagt es ganz ernsthaft zu seiner Frau, der dandy scherzend zur Kellnerin, und sogar der Herr des Hundes karessierend zu seinem vierfüßigen Begleiter — eine Sitte, die wir nachahmen, glücklicher- und bezeichnenderweise aber nur mit dem bezeichnenden Wort, das wir eben nicht mehr zu schonen brauchen als die, die es erfunden und geprägt. Man sieht, ami besagt weiter nichts, als daß die Leute sich kennen und äußerlich gut miteinander stehen. Die ganze Stufenleiter aller Verhältnisse, die innerhalb dieser Definition möglich ist, paßt in den umfassenden Rahmen des Wortes ami.“

So ausführlich auch dieser Vergleich von „Freund“ und „ami“ erscheint, der im Wörterbuch auf drei oder vier Zeilen gegeben wird, er deutet immer nur erst blaß die Unterschiedlichkeit der Worte an. Erst in tausendfältigem Hören und Sprechen des Wor-

tes lernt man den „üblichen“ Bedeutungsumfang des Wortes ganz kennen, wird er sicheres unterbewusstes Wissen. Es ist nun eine höchst auffällige Erscheinung, daß diese scharf ausgeprägte Verschiedenheit der Begriffsbestände zweier Sprachen, demjenigen, der sie beide beherrscht, so ganz und gar nicht bewußt wird. Nur ganz gelegentlich stößt er bei einem Wort darauf. Die Erklärung für diese eigentümliche Blindheit ist wohl so zu geben:

Wer eine fremde Sprache rein durch Sprechen im Erlebniszusammenhang ohne bewußten Vergleich mit der Muttersprache lernt, für den lagert sich die Verschiedenheit des in jedem Begriff Zusammengefaßten in der fremden Sprache ebenso unterbewußt nebeneinander wie in der Muttersprache, und er wundert sich eines Tages ebenso über die Doppeldeutigkeit von *louer* und *voler*, wie ihn die Doppeldeutigkeit von *Kiefer* oder verschieden verblüfft. Wenn er die fremde Sprache schulmäßig im bewußten Vergleich mit der Muttersprache lernt, wird er wohl häufig genug die Mehrdeutigkeit fremdsprachlicher und muttersprachlicher Wörter erkennen, aber die ganze Weite und Bunttheit dieser Vieldeutigkeit wird in der Regel auch ihm versteckt bleiben. Denn sie tritt nur für eine ganz besonders geschulte Aufmerksamkeit hervor. Im allgemeinen wird man sich um so weniger des Unterschiedes der Begriffsumfänge einander entsprechender Wörter bewußt, je besser man die Fremdsprache beherrscht. Wir können darum die Verschiedenheit der Begriffsumfänge nur mit Mühe zu erkennen suchen und merken sie auch dann nicht, wenn wir in fremder Sprache schreiben oder sprechen. Sie kommt uns erst schmerzlich ins Bewußtsein, wenn wir die besondere Aufgabe vor uns sehen, einen schon in einer Sprache festliegenden Wortlaut zu übersehen, möglichst dasselbe anzudeuten, was in ihm liegt. Je besser wir dann die beiden Sprachen beherrschen, desto deutlicher sehen wir die notwendigen, naturgegebenen Grenzen der Übersetzungsmöglichkeit.

Der Sprechende muß zwangsläufig ganz unbefangen schließen, die entsprechenden Begriffe zweier Sprachen müßten sich auch in der ersten Bedeutung decken, wenn sie es in zehn anderen Bedeutungen tun. Die erste Erscheinung, die begrifflich eingeordnet wird, deren Einordnungsweise in der fremden Sprache man aber noch nicht erlebt oder wieder vergessen hat, kann auch von dem Klügsten der Sprechenden gar nicht anders als nach dem Ordnungsverfahren seiner Muttersprache eingebündelt werden. Und doch ist das oft ein Fehler. Die Schwierigkeit der Erlernung einer Fremdsprache besteht nicht darin, 5000 Vokabeln zu erlernen, sondern darin, 500 000 Gebrauchsweisen von Vokabeln in sich aufzunehmen.

Der Ausländer wird aber im allgemeinen bei der falschen Einordnung der ersten Erscheinung durchaus verstehen, was gemeint ist; ja, meist wird ihm die Abweichung überhaupt nur sehr dunkel bewußt werden, denn der neue Ausdruck ist ja eigentlich nur zufälligerweise weniger geläufig, er ist zum mindesten ein möglicher, wenn auch nur ein seltener oder gar ein nicht üblicher Vergleich. Jedes Wort ist ja eine „offene Liste“ von Bedeutungen. Oft genug wird der Einheimische die Ursache für dieses unbestimmte Gefühl, daß etwas an der Ausdrucksweise des Ausländers nicht ganz stimmt, falsch bestimmen. Trotz der Fehler macht aber das Verstehen geringe Schwierigkeiten. Denn wo ein Vergleichsdrittes für die Sprecher der einen Sprache gegeben ist, liegt es auch den Sprechern der anderen Sprache als möglich, wenn auch nicht als üblich offen. (Vgl. darüber die Einleitung zu Palmer, *Everyday sentences in Spoken English*.) So kommt es, daß der eine Fremdsprache Sprechende immer weiter die Fehler macht, zu denen ihn seine Muttersprache verführt, und daß er von niemand verbessert wird.

Der Franzose wird verstehen, was gemeint ist, selbst wenn das Wort „Stange“ in Bohnenstange, Angelstange, Telegraphenstange, Sitzstange des Vogels wie im Deutschen auch fälschlich im Französischen mit dem gleichen Wort bezeichnet wird. Aber selbst ein Sprachgenie würde von sich aus die Lebensart „ich habe da noch ein Wörtchen mitzusprechen“ nicht übersetzen mit „to have a say in it“, auch wenn er alle Teile dieser Lebensart gut kannte, denn auch das Genie kann nicht erraten, welcher von den tausend möglichen Fällen persönlicher Einzelwillkür wirklicher gruppentümlicher Brauch wurde.

Wirkliche Mißverständnisse werden nur selten vorkommen und im allgemeinen auch nur da, wo Bedeutungen aus verschiedenen Bedeutungsgruppen, Bedeutungskernen der „Vielbedeuter“ mit dem gleichen Wort übersetzt werden. Die Älteren unter uns erinnern sich noch des drolligen Gesichts, das in jedem englischen und französischen Übungsbuch stand, von dem Engländer, der mit seinem etwas absonderlichen Bruder in einem französischen Gasthof abgestiegen ist und, bevor er zu einem Spaziergang fortgeht, den Wirt darum bitten will, nicht das Feuer im Kamin ausgehen zu lassen. Er sucht das Wort für ausgehen. In seinem Wörterbuch findet er *sortir*. So sagt er denn „*Ne laissez pas sortir le feu*“. Da seine Aussprache schlecht ist, klingt feu wie fou, und der Wirt riegelt darauf den Bruder ein, der sich in wilder Wut zu befreien sucht. — Solche falsche Übersetzung läßt in uns ausblitzen, was uns im allgemeinen nicht bewußt ist, wie vieldeutig das deutsche Wort ausgehen ist. Die Einpunktigkeit unseres Bewußtseins täuscht uns immer wieder vor, solche „mehrdeutigen“ Wörter, solche sich nicht bedeckenden Begriffe, wenn man zwei Sprachen übereinander legt, wären die Ausnahme, während sie in Wirklichkeit die Regel sind.

Wir empfinden nicht, wie wir bei allem sprachlichen Benennen eine nationale Form des Erkennens von uns aus dazugeben, und wir empfinden das nicht einmal, wenn wir mehrere Sprachen nebeneinander beherrschen. Die willkürliche Sonderart der von uns dazugegebenen Form wird uns nicht bewußt, weil die Gleichheit der Dingwelt, über die in verschiedenen Sprachen gesprochen wird, der unmittelbare, starke Eindruck ist. Es ist eine gleiche Welt von Warenhäusern, Brötchen, asphaltierten Straßen, Kinos, Schaufenstern, Fabriken, Autos, Handschuhen, Hüten, Spülklosetts. Es sind gleiche Wirtschaftsformen und Formen der technischen Weltbewältigung, die den Londoner und Berliner umgeben, in denen Messer „geschliffen“ werden — *knives are „ground“*. — Und doch, das was in den Sprachen dieser Menschen aus der wirren Fülle ihres Lebens zusammengebündelt wird als Begriff, als sprachliche Einheit, als Verallgemeinerung, das ist doch außerordentlich verschieden, das ist nur in seltenen Fällen nicht verschieden. Es ist verschieden auf allen Lebensgebieten, im Heiligen und im Banalen, und es ist grundsätzlich und notwendigerweise verschieden, obgleich wir uns diese Verschiedenheit jeweils nur mit großer Mühe bewußt machen können.

Die Art und Weise, wie sich die Begriffsflächen überschneiden können, vermag sehr unterschiedlich zu sein. Es seien in einer recht gewagten zeichnerischen Darstellung willkürlich die deutschen Begriffe zu Dreiecken versinnbildlicht, die englischen zu Kreisen. Punkte mögen die Einzelvorstellungen, die Einzelbedeutungen der Begriffe anzeigen. Dann könnten Begriffe wie *bag* und *Tüte* sich im folgenden schraffierten Teil decken. (Siehe Abb. auf Seite 48 oben.)

Jeder der Punkte wäre dann eine sonderartige zusammenhaltliche Ganzheit von vielen Merkmalen. In die Punkte ist hier das hineinstilisiert, was in unseren bisherigen Zeichnungen als Senkrechte, als Träger vieler Eigenschaften gezeichnet wurde. Die dort

in der Wagerichten gegebenen Klammern für die zusammengrifflichen Klassen erscheinen hier als Dreiecke, beziehungsweise als Kreise, um deutlich machen zu können, wie sich die Begriffe überschneiden. Der Grundsatz für dieses Überschneiden, für die Sonderartigkeit des begrifflichen Ordners in die Dreiecke und in die Kreise ergibt sich aus dem jeweiligen Verfahren, nach dem eine besondere herausgriffliche Gruppe von Eigenschaften eines Gegenstandes der Anlaß zu seiner Benennung mit einem bestimmten Zeichen ist, das für eine ganze Klasse von Gegenständen mit diesen gleichen Eigenschaften gilt.

Und ein größeres Tatsachengebiet könnte in folgender Weise begrifflich gegliedert sein, wobei zu beachten ist, daß sich auch die Begriffe *e i n e r* Sprache ganz oder teilweise überlagern können.

Eine Gesamtvergleichung des Begriffsgewirrs zweier Sprachen ist eine unlösbare Aufgabe. Der logische Aufbau der Welt ist nach Sprachen verschieden, und es ist unmöglich, den Sinngehalt eines Wortes mit anderen Worten erschöpfend genau darzustellen. Die dicksten Wälzer vergleichender Wörterbücher, die für die Mehrzahl der Wörter

viele Dugende von Übersetzungen geben, müssen immer noch die Wahrheit verzerren und ungenau sein. Sie geben immer nur Ersatzbegriffe für nicht vorhandene Begriffe. Der Lehrling in der Fremdsprache mag die Hilfe dieser „gefälligen Wörterverkäufer“ (Eigen) in Anspruch nehmen. Der Meister weiß, daß sie Täuscher sind, die vertauschen, die etwas Ähnliches als Gleiches ausgeben. Vor der Aufgabe des Übersetzens bekennt er sich zu dem Wort von Morgenstern: „Es gibt nur schlechte Übersetzungen und weniger schlechte.“

Die beiden Gedankenreihen unserer Untersuchung laufen also in ihrem Ergebnis zusammen. Es ließ sich einerseits aus grundsätzlichen Erwägungen über das Wesen des Begriffes als eines Zusammengriffes vom Menschen her zeigen, daß Begriffe nie Ordnungen allein von den Tatbeständen her sein können, sondern daß sie notwendigerweise auch noch jeweils Ordnungen aus der Willkür der Sprachgemeinschaften sein müssen. Und es wurde andererseits aus dem unmittelbaren Vergleich der wirklichen Begriffsbestände verschiedener Sprachen klar, wie weitreichend tatsächlich ihre Begriffsverschiedenheit ist. Die Begriffe verschiedener Sprachen sind verschieden, und wir dürfen es als notwendige Regel erwarten, daß sie verschieden sind, da der Vergleichsakt beim Sprechen immer noch einer aus Einzelwillkür entstandenen Gruppenwillkür gelenkt wird. Diese Verschiedenheit darf nicht als gelegentlich hier oder da zu beobachtende Einzelercheinung gewertet werden, sondern sie muß als grundsätzliche, allgemeine Regel erkannt werden. — Sie darf aber auch nicht vorschnell beurteilt werden, wo man Rückschlüsse auf die Denkmöglichkeiten zieht, die eine Sprache erschließt. Es wird erst noch festzustellen sein, welche Rolle der Begriff im Sprachganzen spielt, im Saß, ehe deutlich heraustreten kann, welche Schlüsse aus dem Wortschatz einer Sprache auf die geistig-seelische Wesensbesonderheit des Volkes erlaubt sind.

Die Rolle des Begriffs im Sprachganzen

Die richtige Beurteilung der Frage, was die Verschiedenheit der Begriffsumfänge für die Charakterbesonderheit der Sprachvölker bedeutet, ist nicht schon zu gewinnen, indem einfach Einzelbegriffe je für sich betrachtet und verglichen werden. Es muß vielmehr erst erkannt werden, in welcher Weise grundsätzlich die Sprachbegriffe notwendige Voraussetzung für die lebendige Denkbewegung sind. Erst diese Erkenntnis von der Aufgabe des Begriffs als Zweckteil im Satz erschließt ein volles Verständnis für die Art der Zwangsläufigkeit, mit der sonderartige Sprachbegriffe zu einem sonderartigen Denken führen. Daher muß zunächst das Wesen des Satzes erfasst werden.

Papagei als Begriff gesehen bezeichnet die ganze Fülle von „Gegenwesen“ (E. Pfeiffer) verschiedener Arten und Größen, verschiedenen Alters, lebende und gestorbene, in Käfigen und im Walde, gemalte und aus Schokolade nachgebildete. Der Begriff als solcher wäre für Verständigungszwecke unbrauchbar, wenn nicht durch ein besonders darauf eingestelltes Verfahren aus der unübersehbaren Vielheit des Zusammengegriffenen die Einheit einer gewünschten Einzelnvorstellung herausgeholt werden könnte. Solch Herausholen findet etwa in dem Satz statt, den Christel zu ihrem eben von der Reise zurückgekehrten Vater spricht: „Schulzes Papagei hat sich gestern wieder einen Flügel blutig gekratzt“. Von all den unzählig vielen überhaupt der Möglichkeit nach durch das Lautsymbol Papagei rubaren Vorstellungen ist in diesem ganz bestimmten Sprachganzen nur die eine einzige Vorstellung von einem einzelnen ganz bestimmten Papageien wirklich gerufen worden.

Wie wird nun diese Leistung des Sprachverstehens möglich, daß aus Gruppen von je für sich vieldeutigen Allgemeinvorstellungen eine besondere, erwünschte Einzelnvorstellung wirklich herausgelöst und ins Bewußtsein gehoben wird? Welches Mittel wird angewandt, das mit Erfolg darauf abzielt, die Begriffskugeln als die Klassen unterbewußter Vorstellungen so zu bewegen, daß sie gerade in dem einen gewünschten Punkte die Bewußtseins-ebene berühren? Es leuchtet ein, daß mit der Antwort auf diese Frage zugleich schon Entscheidendes darüber gesagt wird, was der Besitz eines sonderartigen Schatzes von Begriffen sonderartigen Umfanges für die Denkvoreingenommenheit, für die schon im voraus gegebenen Denkbedingungen der Sprechenden verschiedener Sprachen bedeutet.

E. Otto meint in seiner „Grundlegung der Sprachwissenschaft“, die ganze Frage, „auf welche Weise das Verstehen des gesprochenen oder gelesenen Satzes zustande kommt, ruht noch völlig im Dunkeln“.

Wir vertrauen, hierzu doch Wesentliches sagen zu können, wenn auch an dieser Stelle nur Raum ist für die Darstellung des Hauptsächlichen.

Das eigentliche Wunder des Sprachverstehens, die Heraussonderung, die Hervor-
zauberung einer bewußten, bestimmten, wirklichen, engen Ein-

selbvorstellung aus dem unterbewußten, weiten, vieldeutigen, allgemeinen, unbestimmten Begriff, aus dem Bündel von Vorstellungen, aus der Klasse möglicher Bedeutungen soll Abengung genannt werden.

Eine schon rein äußerlich unmittelbar erkennbare Vorbedingung aller erfolgreichen Abengung ist es, daß das Wort in einem Zusammenhang erscheint, indem erstens die Tatsache des Sprechens sich in einem bestimmten Erlebnis zusammenhang abspielt, indem zweitens der Sprechende sie noch in einen bestimmten Zusammenhang mit anderen Worten rückt, in einen bestimmten Sprachzusammenhang. Und diese beiden Zusammenhänge vor allem bewirken in der Tat die eigentliche Abengung, die Herauslösung des Besonderen aus dem Allgemeinen, dem Begriff.

1. Abengung durch Erlebniszusammenhang

Fritz und Karl haben bisher vielleicht nie von dem Molch gesprochen, den Karl erst vor kurzem geschenkt bekommen hat. Sie spielen Farbenraten, ein Rot soll gefunden werden. Fritz ist suchend durch das Zimmer gegangen und sagt plötzlich: „Der Molch!“ Und Karl versteht, daß unter den vielen möglichen „Molchen“ der besondere Molch gemeint ist, den sie beide im gleichen Raum zu gleicher Zeit eben sinnlich erleben.

Oder sie wissen aus früheren gemeinsamen Erlebnissen, welcher bestimmte Papagei, welche Schule, welcher Stuhl, welcher Schornstein gemeint ist, wenn von Papagei, Papier, Schule, Stuhl, Schornstein die Rede ist. Dieser Erlebniszusammenhang zwischen Sprecher und Hörer schneidet aus der überhaupt möglichen Gesamtzahl von Bedeutungen, die ein Begriff innerhalb der Sprachgemeinschaft haben kann, von vornherein eine engere, kleinere Zahl von Bedeutungen heraus, ja oft erscheint schon infolge des Erlebniszusammenhangs nur ein einziger Einzelgegenstand aus der ganzen Klasse der mit dem Begriff rufbaren Gegenstände als wirklich gemeint.

Wie der Erlebniszusammenhang zwischen Sprecher und Hörer den Wörtern erst ihren besonderen Sinn gibt, läßt etwa das folgende kleine Geschichtchen erkennen: Fräulein X, begeisterte und beliebte Klassenlehrerin einer Sexta, hat einen Elternabend veranstaltet, an dem sie einen Vortrag über Erziehungsfragen hielt. — Nach Beendigung dieser Aussprache ist sie eben in die Elektrische gestiegen. In dem Herrn drüben, der sie so zweifelnd und unsicher anzusehen scheint, als wisse er nicht, ob er grüßen solle oder nicht, glaubt sie einen Teilnehmer der Versammlung zu erkennen. Sie nickt ihm darum freundlich zu. Als dieser verdutzt und unangenehm berührt wegsieht, da erkennt sie, daß sie sich getäuscht hat und sagt: „Ach, entschuldigen Sie, ich dachte, Sie wären der Vater eines meiner Kinder“. — Worauf die Elektrische vor Lachen fast aus den Schienen stolperte und Fräulein X auf der nächsten Haltestelle mit hochrotem Kopf ausstieg.

— „Eines meiner Kinder“ hatte tausendfach die richtige, gemeinte Vorstellung von „Schul-kind“ gerufen, diesmal rief es die peinlich falsche aus der Täuschung über den gemeinsamen Erlebniszusammenhang mit dem angerebten Herrn.

In verschiedenen Lagen kann der Satz: „Das ist ja noch schöner“, „Gott ist gut“, oder „Mein lieber Freund“ ganz verschiedene Bedeutung haben. Er kann ironisch gemeint sein und das Gegenteil von dem bedeuten, was in einem anderen Zusammenhang in dem Wort steckt. Das Wort „ich“ kann Millionen Sondervorstellungen rufen, seine wirkliche Bedeutung ist immer erst gegeben aus dem Zusammenhang. —

Sechaye, der unter den französischen Sprachforschern am nachdrücklichsten auf die *mirages linguistiques*, auf die zwangsläufigen Täuschungen durch die Sprache aufmerksam macht, sagt einmal: „Unsere Worte sind die *Parasiten* der Zusammenhänge und Umstände, in denen wir sie gebrauchen.“

Wie sehr dieser Erlebniszusammenhang bei jedem Sprechen die ganz starke Einschränkung des weiten Kreises der überhaupt innerhalb der Sprachgemeinschaft durch einen Begriff rufbaren Vorstellungen bewirkt, kann gar nicht eindringlich genug betont werden.

2. Abengung durch Sprachzusammenhang

Grundsätzlich die gleiche Leistung, die der Erlebniszusammenhang zeitigt — indem er aus der unendlichen Zahl der Bedeutungen, die ein Wort überhaupt innerhalb einer Sprachgemeinschaft haben kann (wie Pferd, Hund, Schrank) von vornherein einen engeren Kreis von Bedeutungen, von Pferden, Hunden, Schränken als möglicherweise in Rede stehend auswählt —, wird von den Wörtern des *Sprachzusammenhanges* vollbracht. Wenn ich sage ein blindes Pferd, so engt sich hier ein Begriff am anderen ab. Von den vielen überhaupt möglichen Pferden wird eine engere Gruppe herausgegriffen, die blinden. Und von den vielen Arten des Blindseins wird eine Untergruppe gemeint, die von Pferden. Spiegel haben eine andere Form des Blindseins. Waibinger sagt dazu: „Alles Sprechen ist eine *regula falsi*, man geht von irgendeiner Voraussetzung aus, die man *einschränkt*.“ So wie der Erlebniszusammenhang die Zahl der möglichen Begriffsbedeutungen einschränkt, so schränkt auch jede nach bestimmten hergebrachten Regeln geschehende Zusammenordnung von Begriffen sie ein.

Von den vielen überhaupt mit Apfelbaum bezeichnbaren Dingen wird ein ganz bestimmtes herausgegriffen durch die Sprachabengung: der Apfelbaum auf dem Hofe unseres Hauses in der Karlstraße . . ., oder: der Apfelbaum in der Schlucht südlich des Luhmannschen Grundstückes in Lebus. (In dem Wörtchen *unser* wird noch deutlich, wie der Erlebniszusammenhang Hand in Hand mit dem Sprachzusammenhang geht, wie überhaupt im Grundfall des Sprechens immer *beides* sinngebende Bedingung ist, wenn auch in verschiedenem Maße, wie noch zu zeigen sein wird.) Es ist deutlich, wie mit jedem neu hinzugefügten Wort der Kreis der aufgerufenen Apfelbäume immer kleiner, immer enger wird.

Als wesentliche Eigenschaft des „Begriffes“ war das Zusammengreifen, das Zusammenbündeln einer ganzen Gruppe, einer Vielzahl von Einzelercheinungen dargestellt worden. Die Leistung der Abengung (derjenigen des Erlebniszusammenhanges wie der des Sprachzusammenhanges) ist also die entgegengesetzte: aus der Vielheit des Zusammengegriffenen die Besonderheit des Gemeinten herausfindbar zu machen. Die von der Begriffsfügung, vom Sprachzusammenhang geweckte geistige Tätigkeit, *energia*, hebt also gewissermaßen die grundsätzliche Vieldeutigkeit des Begriffs wieder auf, bis zu einem Maße auf, daß wir genau genug sehen, was gemeint ist¹.

Die „Abengung“ wirkt als das Widerspiel des Zusammen-greifens im „Begriff“.

¹ Es ist hier vereinfachend bei unserer Darstellung zunächst immer an den Hörer gedacht. Der Sprecher geht in genau entgegengesetzter Richtung vom Besonderen zum Allgemeinen. In einem späteren Abschnitt wieder erscheint es uns klärender, nur den Sprecher zu berücksichtigen.

Eine kurze Überlegung zeigt, wie außerordentlich zweckdienlich im denkwirtschaftlichen Sinne dieser Kunstgriff der Sprache ist:

Mit zweimal 6 Wörtern: grau, schwarz, weiblich, lahm, alt, jung einerseits, Pferd, Kuh, Maus, Käfer, Hecht, Esel andererseits, also mit im ganzen 12 Wörtern kann ich 36 „offene“ zweigliedrige Abengungen bilden, das weiße Pferd, die weiße Kuh, die weiße Maus, der weiße Käfer, der weiße Hecht, der weiße Esel, das schwarze Pferd usw. usw. Ich spare also die Merkarbeit für 36 selbständige Wörter. (Für Pferd habe ich tatsächlich besondere Wörter, um schwarze und weibliche Pferde zu bezeichnen, nicht aber für Maus usw.)

Der gemeinte Begriffsinhalt ergibt sich als Schnittpunkt von mehreren geometrischen Orten, aus der Begegnung von 2 (3, 4, 5, x) Begriffen. Es ist keine schwere Aufgabe für einen Mathematiker, auszurechnen, wieviel dreigliedrige Kombinationen etwa aus 3000 Worteinheiten zum wenigsten rein rechnerisch möglich sind.

Diese technische Ökonomie hat einen Vergleichsfall in der Bildung der Wörter aus den Lauten. Das einzelne Wort besteht nicht aus einem eigenen, nur ihm eigentümlichen Laut, sondern aus einer sonderartigen Gruppe von auch in anderen Wörtern wiederkehrenden Bestandteilen. Im ganzen hat die Sprache etwa nur 30–60 solcher umstellbaren lautlichen Bestandteile. Aus den Lauten T, O, R kann ich rein rechnerisch folgende Umstellungen bilden:

TOR
TRO
ROT
RTO
OTR
ORT

Von diesen sind wirklich genutzt nur rot, Tor. (Ort stimmt mehr graphisch als lautlich, denn es liegt hier kein langes o vor, sondern ein kurzes.) Mit 30 Lauten können Millionen und aber Millionen von Wörtern gebildet werden.

3000 Wörter machen Milliarden von Begriffsabengungen möglich. Um Millionen von Einzelvorstellungen durch Sätze rufen zu können, braucht man also sein Gedächtnis nur mit wenigen tausend Wortzeichen zu belasten, „die immer gleich tausende von Einzelbilden mit der Verbindung weniger Laute dem Hörenden leicht verständlich zusammenfassen“. (Berthold Otto.) Obgleich der Begriff vieltausendfältige Bedeutung trägt, ist es mit Hilfe des denkwirtschaftlich so außerordentlich gerissenen Kunstgriffes der Abengung möglich, aus ihm eine einzelne, gewünschte hervorzuzaubern. Berthold Otto meint daher, „man müßte den Erfinder der Eigenschaftswörter eines Denkmals würdig erachten, da er in genialer Weise die Erfindung neuer Dingnamen überflüssig machte“. Aus dem Gegenstand der Techniken des Zusammengreifens im Begriff einerseits, des Abengens im Satz andererseits erklärt sich die ganz überwältigende Leistungsfähigkeit der Sprache, eine unzählbare Fülle von Einzelvorstellungen zu rufen, trotz der geringen Mittel eines verhältnismäßig kleinen Wortschatzes, und obgleich in diesem Wortschatz jedes der Einzelwörter meist nur sachlich vergleichbare, ihrem Wesen nach eigentlich noch durchaus verschiedenartige Erscheinungsindividuen umfaßt.

Auch das Tier hält Dinge für gleichartig, die nicht wirklich gleichartig sind. (Darauf beruht der Gang mancher Tiere. Ein Papierdrachen von der Gestalt des Raubvogels hält die Rebhühner am Boden. Der blecherne Köderfisch oder die aus Federn gefertigte Fliege täuschen den Hecht und die Forelle.) Der Mensch aber macht aus dem ungenauen Wiedererkennen, aus dem „Verwechseln“, ein besonders genaues Erkennen, indem er den Kunstgriff der Mehrfachbestimmung, der Abengung anwendet. Er macht aus mehreren ungenauen Bestimmungen eine genaue. Hier fängt recht eigentlich die menschliche Sprache an, hier liegt die wesentliche Verschiedenheit zwischen den Gebärden und Zeichen der Tiere und den Sprachzeichen der Menschen.

Es handelt sich bei dieser Abengung durch Zusammenfügung von Wörtern für genügend flüchtiges Hinschauen um einen ähnlichen Vorgang, wie wenn der Mathematiker einen Punkt mit Hilfe von geometrischen Orten findet. Ein Punkt ist immer durch zwei Punktreihen, durch zwei Gerade, die sich schneiden, festgelegt.

Man darf hier auch daran erinnern, wie auf der Erdkarte jeder Punkt durch Angabe von Höhen- und Breitengrad bestimmt werden kann, wie ein größerer Stadtplan in kleinere Felder geteilt wird, die man mit Namen benennt, indem die Querstreifen mit a, b, c, d usw. bezeichnet werden, die Längsstreifen mit 1, 2, 3, 4 usw. Mit f9 kann dann die große Karte auf $\frac{1}{144}$ abgeengt sein, wenn jede der beiden Flächenseiten in 12 Abschnitte geteilt ist.

Ähnliches tun die beiden Lautsymbole „blindes“ und „Pferd“ aneinander. Dieses mathematische Beispiel hat aber durchaus nur erläuternden Wert, denn die sprachliche Abengung ist in mehr als einem Punkte andersartig, als in diesen mathematisch-zeichnerischen Beispielen deutlich wird. Die Sprachabengung geht beispielsweise von vornherein nach bestimmten Regeln in nur einer Richtung vor sich, wie auf den ersten Blick erhellt. Goldstück und Stückgold, Butterfaß und Faßbutter, Milchkanne und Kannenmilch, Muttersprache und Mutter Sprache sind (wie t-o-r und r-o-t) nicht gleichwertig, während 9f oder f9 die gleiche Kartenabengung bedeuten.

Es sollen hier nur die beiden hauptsächlichsten, ihrem Wesen nach scharf unterschiedlichen Arten solcher „Abengungen durch Sprachzusammenhang“ auseinander gehalten werden. Die erste Art von Abengungen, solche wie das blinde Pferd, tapfer kämpfen, das Haus im Walde, das brennende Haus, also Satzteilfügungen, Begriffsfügungen, die noch nicht Sätze sind, werden Abengung durch „offene Fügung“ genannt. Die zweite, sorgfältig davon zu unterscheidende Art, eine Abengung wie das Pferd stirbt, der Riese kämpfte, das Haus brennt, also Subjekt-Prädikatsfügung, Satzfügung schlechthin, wird Abengung durch „geschlossene Fügung“ genannt.

a) Die erste Art, die Abengung durch offene Fügung

In Begriffsfügungen wie der Molch im Aquarium, ein gelber Schmetterling, das blinde Pferd, das Haus des Malers, die Tasse im Schrank wird nur die Größe der zusammengrifflichen Klasse der Einzelercheinungen verkleinert, erscheint eine engere Auswahl aus der Gesamtheit aller Schmetterlinge, Pferde, Häuser als rufbar. Aber auch diese Verkleinerung der Klasse, die durch die Abengung von mehreren Begriffen aneinander vorgenommen wird, läßt die Klassenhaftigkeit selbst der Begriffsfügung noch bestehen. Solche Fügungen sind, sofern der Erlebnis-zusammenhang nicht weitere Einengung bewirkt, ebenso offen, ihrer Wesensart nach noch ebenso sehr Klasse wie ein einzelwortiger Begriff.

In: das weiße Pferd wird die herausgriffliche Klasse der Pferdeigenschaften vergrößert durch die Eigenschaft des Weißseins. Damit wird die zusammengriffliche Klasse der Pferde, die benannt ist, kleiner. (Es sind ja nur die weißen gemeint, nicht die schwarzen, braunen usw.) In diesem Fall haben wir ein besonderes Wort für die offene Fügung:

statt weißes Pferd können wir im Deutschen Schimmel sagen. In dem Maße, wie Schimmel Begriff ist, offen, vielmöglich, vieldeutig, in demselben Maße ist auch die Begriffsfügung das weiße Pferd noch immer offen, vielmöglich. Ebenso wählt der Ausdruck schießt den Hasen eine bestimmte Art des Schießens aus, die auf den Hasen

zielende, ebenso sind die schlafenden Jäger eine Untergruppe unter allen denkbaren Jägern. Alle diese Fügungen engen die zusammengriffliche Klasse ein, indem sie die herausgriffliche Gruppe vergrößern. (S. S. 27.) Der Franzose sagt immer cheval blanc, wo wir Schimmel sagen, sagt immer „patiner“, wo wir „Schlittschuh laufen“ sagen.

Auch wo eine ganze Gruppe von Worten sich aneinander abengt — der Hof des Hauses in der Karlstraße; der im vorigen Jahr auf Borneo verunglückte Freund meines Bruders Fritz — kann die so gefügte Gruppe offen bleiben und ihrem Bedeutungswert nach einem einzelwortigen Begriff, ja einem Namen entsprechen.

Neben dieser Art von „offener Fügung“, die weite Begriffe zwar abengt, aber die neue Einheit immer noch so offen läßt wie den einzelwortigen Begriff, gibt es eine andere Art von Wortfügung, die zwar ebenfalls „offen“ ist wie die hier geschilderte, in der sich die Bestandteile aber nicht aneinander abengen, sondern zueinander abdiieren. Hier liegt eine echte „Erweiterung“ vor. Eine Bildung wie Pferde und Kühe würde sich wie folgt im Bilde darstellen:

„Weiße Pferde“ hingegen sieht so aus:

(Eine systematische Übersicht über alle Typen der in deutscher Sprache möglichen offenen Begriffsfügungen versucht John Ries in seiner „Wortgruppenlehre“ 1930, einem Versuch, in dem wir nichts als eine Stoffsammlung sehen können, da uns die Grundsätze der Gliederung des Stoffes völlig verfehlt erscheinen.)

b) Die zweite Art von Sprachzusammenhang, die Abengung durch geschlossene Fügung. Der Satz

„Der Satz ist das *ens realissimum* aller Wissenschaft.“
(H. Nidert in „Die Logik des Prädikats“.)

Eine offene Begriffsfügung wie ein gelber Schmetterling, das stürzende blinde Pferd verkleinert zwar den Grad der Weite der Teilbegriffe blind und vor allem Pferd usw. als zusammengrifflicher Klassen. Aber sie ist immer noch nur Hinweis auf eine Klasse von Einzelvorstellungen, nicht auf eine besondere aus dieser Klasse.

Demgegenüber ist die Subjekt-Prädikatfügung: Der Schmetterling flatterte an der Fensterscheibe, das blinde Pferd stürzte geschlossen. Sie enthält die Aufforderung, eine einzige, ganz bestimmte, wirkliche Einzelvorstellung zu bilden. Diese Art von Begriffsabengung ergibt eine besondere, gemeinte Einzelbedeutung. Der grüne Baum — der Baum grünt, das springende Pferd — das Pferd sprang, sind verschieden nach dem Maß ihrer „Offenheit“. In der offenen Fügung „liegt kein Zwang zu bestimmter Bahn zwischen den Partialbegriffen“. (Burkamp, Begriff und Beziehung.) Dagegen „in der Gültigsetzung von Sätzen herrscht Zwang“. — „Hier ist deutlich, daß in sehr kurzer Zeit ein Übergang aus einem Zustand der Unentschiedenheit in einen Zustand der Entschiedenheit vor sich geht.“ (B.)

Das Wesen dieser geschlossenen Fügungen kann aus einer Reihe von Erwägungen deutlicher werden.

a) Warum das Verbum als Tätigkeitswort besonders geeignet erscheinen kann, die Schließung vorzunehmen

Das formale, technische Mittel, welches bei der Abengung durch geschlossene Fügung bewirkt, daß die Abengung bis zum Ende getrieben wird, daß der „Satz“ zum Träger einer bestimmten Einzelbedeutung wird, ist im Deutschen und fast überall in den anderen indogermanischen Sprachen und in nicht wenigen Sprachen anderer Bauart geläufigerweise das konjugierte Tätigkeitswort. Berthold Otto, der dem Erfinder des Attributs schlechthin, des Adjektivs, schon ein Denkmal errichtet wissen will, weist mit Recht dem Erfinder dieses Tätigkeitswortes den allerhöchsten Ehrenplatz zu: „Die Krone aber würde doch dem Urgeist gebühren, der das Wort schlechthin, das Verbum, τὸ ὄντως erfusch, der einen Vorgang, ein Ereignis, im Geiste des Hörenden aus der schlafenden Erinnerung zum wachen Bewußtsein weckte“, — der aus offenen, vielmöglichen, noch Klassen von Vorstellungen darstellenden und darum „schlafenden“ Begriffen und Begriffsfügungen geschlossene machte, der aus ihnen bestimmte, wirkliche und damit „wache“ Einzelvorstellungen erlöste.

Wie es dazu kam, daß gerade das Tätigkeitswort in vielen Sprachen als besonders geeignet für diese Aufgabe genutzt werden konnte, eine bestimmte Entscheidung unter den vielen Möglichkeiten der Vorstellungswahl zu treffen, einen vorläufigen Abschluß des Ratens zu bewirken, die Einheitslichkeit und Eindeutigkeit der Sprachäußerung vorzutauschen, kann verständlich werden, wenn wir sehen, in welcher Weise überhaupt in unserem Welt-erleben das Merken und Trennen von Vorstellungen, von Gedächtnisbildern, an den Tätigkeiten einen festen Halt findet.

Wir stellen uns einen ganzen Erlebniszusammenhang vor. Wir beobachten, wie ein Mensch eine Jagd erlebt. Auf einem gleichbleibenden (oder sich langsam verändernden) Hintergrunde, dort vor der großen Pappel, steht der Jäger an der Ecke einer Kiefern-schonung. Die Sonne wirft die Schatten der Bäume auf den Weg, gleichgültig und stumm starren die Nadeln an den Kiefern-bäumchen links von dem Jäger. Der von den Treibern aufgeschreckte Hirsch tritt aus der Schonung, der Jäger legt seine Büchse an, ein Bliß, der Hirsch stürzt noch einen Satz vorwärts, der Jäger geht auf seine Beute zu.

Der Film enthält immer einerseits gleichbleibende Elemente, Zusammenhalte (s. S. 26), Dinge vor allem. Den Hintergrund mit der großen Pappel, mit dem Rande der Kiefern-schonung. Und er enthält andererseits im zeitlichen Verlauf sich verändernde Elemente. Einzelmerkmale, Merkmale sich verändernder Zustände, Lageveränderungen der Dinge innerhalb verschiedener Zeitaugenblicke in einem bestimmten Rhythmus, zu bestimmten Zwecken. Der zur Erde gesenkte Gewehr-lauf wird plötzlich gehoben, der Kolben wird gegen die Schulter gepreßt, der Jäger beugt sich über seine Beute, er berührt das Geweih, er richtet sich wieder auf. Wenn ich von den 2785 Bildern des ganzen Jagd-filmes ein einzelnes, ein ganz bestimmtes einzelnes herausgreifen und durch einen Teilinhalt des Bildes das ganze Bild bezeichnen will, so werde ich es nicht durch den Hintergrund, nicht durch die dargestellten Dinge, sondern vor allem durch die sich gerade auf ihm abspielende Handlung, Tätigkeit, durch das Element der „Veränderung“ bestimmen, denn die Handlung ist vor allem das, worin sich das gemeinte Einzelbild von den anderen Einzelbildern unterscheidet.

Solche Heraussonderung eines Einzelnen aus einer Vielzahl leistet nun auch das Handlungen darstellende Verbum im sprachlichen Satz. In dem Augenblick, in dem das Tätigkeitswort in der Zeitform ertönt, schnappt für das suchende Bewußtsein der Befehl ein, sich ein ganz bestimmtes Bild aus einem ganzen Streifen von Erinnerungsbildern vorzustellen. Die Auswahl findet statt. Von den vielen auswählbaren Bildern erscheint ein einzelnes, bestimmtes als bezeichnet.

Diese Kraft des konjugierten Verbums, eine endgültig entscheidende Auswahl unter den zu erratenden Vorstellungen zu treffen, die bei der dargestellten Art von Welterlebnissen ganz natürlicherweise am Tätigkeitswort haftet, wird allmählich schon eine Kraft der Verbform schlechthin. Sie geht, ihr ursprüngliches Geltungsgebiet erweiternd, auch auf solche sprachlichen Äußerungen über, die sich nicht auf Tätigkeiten, sondern auf Zustände und Eigenschaften beziehen, sofern sie nur ihrer sprachlichen Form nach in der Verbklasse stehen. Es werden nicht nur willensbegabte Wesen als „Kraftzentren für Kraftäußerungen“ angesehen, als Träger von Handlungen, sondern auch über das Tote wird mit Handlungswörtern etwas ausgesagt, es wird als handelnd personifiziert. Selbst das sich nicht verändernde Zuständliche erscheint schließlich in der Form der Handlungsaussage, erscheint als

von einem Verbum dargestellt, als „Veranlassung“ für Erscheinungen. Man sagt nicht nur: das Pferd stürzte, sondern auch, das Pferd stand, der Baum grünte, der Käse stank. Hier wird durchaus nur ein ruhendes, auf verschiedenen Bildern gleichbleibendes Merkmal angegeben, nicht ein bewegtes. Die einheitliche Formklasse „Verbum“ greift hier deutlich auf sachlich in einer anderen, fremden Klasse Liegendes über. Die nach einer ursprünglichen Sachklasse geschaffene Formklasse der Bewegungswörter wird nun auch von der Sachkategorie der Zustandswörter mitgenützt. Auch hier noch macht das Verbum die Fügung geschlossen. Selbst in diesen Fällen findet das Vorstellungensuchen einen endgültigen Abschluß, schnappt eine ganz bestimmte Vorstellung ein, wenn nur das Verb als Verb der Form nach erkannt ist (im Deutschen vor allem an der Endung und Stellung). Die offene Reihe der vorhandenen Denkmöglichkeiten wird auf einmal geschlossen, ja, die Reihe schrumpft zu einem Punkt zusammen.

Schließlich ereignet sich dasselbe wie bei echten Handlungsfällen auch bei denjenigen Zustands- und Tatbestandsangaben, die in nominalen Wörtern erscheinen und die ganz deutlich nur unsere besondere Erlebnisweise eines Gegenstandes zum Ausdruck bringen, die sonderartige Richtung unserer eigenen geistigen Tätigkeit und nicht eine Tätigkeit des beobachteten Dinges. Aus den vielen möglichen Vorstellungen wird die Entscheidung für eine gewünschte, gemeinte schon dann getroffen, man versteht sogar dann nur noch eine einzige gemeinte Vorstellung, wenn das Verbum nur aus einem Schatten besteht, der nichts weiter besitzt als allein die Verbform. So bei der Kopula, wenn ich sage, der Löwe ist blind, die Eidechse ist ein Tier. Es werden hier zwei offene Listen von Vorstellungen, Merkmalsträger und Einzelmerkmal, allein durch ein fast inhaltloses Wort von verbaler Form in Verbindung gebracht, das begrifflich kaum einen anderen Inhalt hat als die Endung der 3. Person Singularis der sinntragenden Verben. Die von der wirklich en Handlung auf eine Formklasse, auf das Handlungs w o r t, auf das Verbum übergehende Kraft, ein bestimmtes wirkliches Bild aus einer langen Kette möglicher Bilder zu bezeichnen, ist hier fast rein die Kraft der Verbform geworden.

Solange keine bessere Erklärung gefunden ist, dürfte die obige das Verständnis der Frage erleichtern, warum eine Begriffsfügung wie „der grüne Baum“ sich in bestimmten Sprachen in höherem Maße einer Vielheit von Vorstellungen offenhalten kann, sich weniger entschieden für eine bestimmte Vorstellung entscheidet als die Subjekt-Prädikatfügung: „Der Baum grünt“, „Das Pferd stürzt“. Die letztere erzwingt mit ihrem „Tätigkeitswort“ einen Entscheidung treffenden Akt des Auswählens unter den vielen möglichen Vorstellungen.

β) Warum das Verbum als Zeitwort besonders geeignet erscheinen kann, die Schließung zu bewirken

Noch eine zweite, tiefer dringende Erwägung macht es verständlich, daß gerade mit der Verbform so besonders leicht aus Denkbarem etwas Gedachtes werden kann. Das Verbum als Tätigkeitswort ist auch notwendigerweise ein „Zeitwort“. Jede Tätigkeit ist nur vorstellbar innerhalb von „Zeit“. Die Trennschärfe, mit der Tätigkeitseigenschaften von Dingen Einzelbilder von Dingen verdeutlichen helfen, beruht darauf, daß die Rückkoppelung durch das Bestimmungsmittel „Zeit“ so besonders scharfe Bilder zu liefern

imstande ist. Aber auch die „Dinge“, die schon allein mit Hilfe des Raumvorstellens vorstellbar erscheinen, die nur ein Nebeneinander von Eigenschaften darzustellen scheinen, sind in Wahrheit immer noch an Zeit als Darstellungsform gebunden. Zu jedem Zusammenhalt gehört unablässlich auch das Hintereinandererscheinen seiner mehr oder weniger verschiedenen Zustände.

Die Eigenschaften, die Merkmale eines Zusammenhaltes sind für den Menschen erstens solche, die *zeitunabhängig*, beharrlich, fertig sind: Der Hase hat zwei Augen, zwei lange Ohren, ein braunes Fell. Zweitens hat dieser Hase Eigenschaften, die *zeitgebunden*, veränderlich sind, die im Zeitablauf dazuwachsen: sein Aufenthaltsort kann wechseln, eben war er noch unter dem Baum, jetzt sitzt er im Stoppelfeld. Sein Bewegungszustand wechselt, er kann schlafen, schwimmen, Männchen machen, grasen. Die herausgriffliche Klasse der Eigenschaften, auf die hin ein Wesen „Hase“ genannt wird, umfaßt erstens die augenfälligsten Merkmale der ersteren Art, zweitens die Eigenschaften der zweiten Art, aber vor allem als „der Möglichkeit nach“ gegeben. (Manche von diesen Eigenschaften können nicht „wirklich“ gleichzeitig gegeben sein [das „Schlafen“ und das „Nennen“].)

Auch das sei wieder in der üblichen Weise dargestellt, daß die zusammenhaltliche Gruppe der Eigenschaften in der Senkrechten erscheint.

Wenn wir an ein Einzelding denken, an einen bestimmten Hasen, einen bestimmten Hund, der nicht nur eine *Klassenbenennung* trägt (Hund, Terrier), sondern der nach unserem Wortgebrauch (s. S. 15) Träger eines *Namens* sein kann, so ist auch dieser Name immer noch Klasse, nämlich Klasse der Erscheinungsformen des Namensträgers, die beruht auf der Gruppe von möglichen zeitabhängigen Eigenschaften des Zusammenhaltes an Merkmalen, die der Namensträger darstellt. Karo in verschiedenartigen Bewegungen, an verschiedenen Orten, in verschiedener Umgebung und verschiedener Beziehung zu anderen Dingen ist für unser Vorstellungsleben ein „verschiedener“ Hund, in-

sofern er ein verschieden erscheinender ist. Selbst der „Einzelgegenstand“ aus der zusammengrifflichen Klasse, der selbstgleich, identisch ist nach der Gruppe zeitunabhängiger Eigenschaften, die er herausgrifflich darstellt, ist noch ein innerhalb der Zeit ablaufender Film von Vorstellungen, ist Klasse dieser Filmbilder.

Wenn ich also ein wirkliches Einzelbild haben will, so muß, selbst nachdem schon aus der zusammengrifflichen Klasse der einzelne gemeinte Sondergegenstand bestimmt ist, noch weiter festgestellt werden, in welcher besonderen zeitabhängigen Erscheinungsform er in diesem Falle vorzustellen ist. Und das geschieht vor allem durch das Prädikat, das konjugierte Zeitwort.

Erlebniszusammenhang und Attribute bestimmen meist schon den Einzelgegenstand des Subjekts aus der begrifflichen Klasse, aus der Vielheit der grundsätzlich mit dem Wort benennbaren Einzelgegenstände. Das Prädikat aber bestimmt erst die jeweilige besondere Erscheinungsform dieses Einzelgegenstandes.

Die Trennschärfe, die Auswahlkraft des „Zeitwortes“ als Einenger eines Dingwortes, aus der Reihe der möglichen Bilder ein wirkliches zu bestimmen, ist aber nicht nur so groß, weil ein zeitliches Hintereinander von Eigenschaften ein räumliches Nebeneinander von Eigenschaften bestimmt, weil „Zeit“ als Form des Vorstellens erscheint. Zeit kann nicht nur Vorstellungsform, sondern auch Bedeutung des Zeitwortes sein. Zum mindesten in unseren abendländischen Sprachen kann das Verbum befähigt sein, Zeitstufen, das Zeitverhältnis zwischen mehreren Handlungen oder Zuständen zu bestimmen. Das Prädikatsverb hat oft nicht nur die Aufgabe, das Nacheinander bestimmter Untereigenschaften eines Gegenstandes als seine Tätigkeit zu bezeichnen, sondern es hat oft auch noch die außerordentlich bedeutsame Aufgabe für Hörer-Sprecher, den Zeitpunkt der mit dem Verbum bezeichneten Handlung in Beziehung auf den Augenblick festzustellen, in dem gerade der betreffende Satz gesprochen wird¹. Damit nur stellt die konjugierte Verbform grundsätzlich eine unmittelbare Beziehung zwischen dem Sprecher (und Hörer) einerseits und dem Ausgesagten selbst andererseits her. Der Sprachzusammenhang fließt in den Erlebniszusammenhang ein.

Der Satz „das Pferd stürzt“, — den Friedrich Bohrmann aus Leipzig (Augustastr. 49, III) eben seiner Mutter zurief, als ein plötzlicher Ruck während der Wagenfahrt nach Löbwiß den Wagen erschütterte — enthält einerseits die Abengung der Begriffe „Pferd“ und „stürzen“ aneinander, andererseits wird mit diesem Satz aber außerdem noch im Prädikatstempus (und oft auch in der Aktionsart und im Modus) eine Beziehung auf den gerade Sprechenden oder den als Sprechend zu Denkenden selbst hergestellt, nämlich die eines bestimmten zeitlichen Verhältnisses der in der Aussage genannten Handlung (hier: stürzen), zu dem Augenblick des Sprechens während jener Wagenfahrt selbst, also die Beziehung des zeitlichen Abstandes (Vergangenheit, Zukunft, Gegenwart) der Handlung des Ausagens von der im Prädikatsverb genannten Handlung des Stürzens, die der Allzeitigkeit, die der Modalität. Die Verbform ist — am deutlichsten erkennbar im gewöhnlichen Fall, in den „konkreten“ Sätzen

¹ Das attributive, detlinierbare Verbum und das konjugierte Verb im Nebensatz stellen oft eine nur mittelbare Zeitbeziehung her, die abhängt von der Zeitangabe des Prädikats im Hauptsatz. Hier kann das Verb für sich gesehen, losgelöst von seiner Beziehung auf das Hauptprädikat nur Zeit als Form des Vorstellens angeben, nicht Zeit als einen bestimmten Zeitaugenblick: das stürzende Pferd.

(H. Paul) und an diese ist hier immer nur zu denken — nicht nur der besondere Punkt, in dem sich Begriffsinhalte treffen und die Angabe von zeitabhängigen Eigenschaften, die den Subjektsgegenstand genauer bestimmen, sondern sie ist außerdem noch der geometrische Ort, der die Aussage auf eine ganz bestimmte Wirklichkeit eines ganz bestimmten Zeitaugenblicks bezieht, der sie also mit dem Sprechenden selbst verbindet. Es ist leicht verständlich, wie solch „Erlebniszusammenhang herstellender Sprachzusammenhang“ so unmittelbar und entschieden auf das Vorstellungsleben einwirken kann, daß er eine so stark abengende Kraft hat. Dieser „Zusammenhang“ rückt ja das Ausgesagte in die lebendige Gegenwart derjenigen, deren Vorstellungsverlauf durch die Sprachäußerung bestimmt wird. Humboldt sagt einmal: „Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verläßt durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über.“

Die Prädikatsform ist die Nabelschnur, mit der die Aussage am Sprecher, an seiner besonderen Gegenwärtigkeit im Augenblick des Sprechens hängt. Indem nun ein Punkt eines zeitlichen Beziehungssystems festliegt, — der Augenblick des Sprechens — werden damit auch die Zeitangaben der Aussage selbst festgelegt, ja mehr, die Dinge, die Subjektsganzheiten als tote Herausgriffe zeitunabhängiger Eigenschaften werden jetzt lebendig. Indem das Prädikat die Aussage in einen bestimmten Zeitaugenblick hineinstellt, erscheint damit das Satzsubjekt wie mit einem Zauberstabe berührt zugleich in einen bestimmten Raum und in ein bestimmtes Dasein gerückt, die schattenhaften Umrisse des Begriffes gewinnen eine harte Linie, hörbar einschnappend fällt unter den vielen möglichen Vorstellungen die Entscheidung für eine bestimmte. Das Verbum als Zeitwort schafft ein ganz bestimmtes Bild vom Subjekt als Träger der Prädikatstätigkeit. Indem diese abengende Kraft die Kraft der konjugierten Verbform schlechthin wird, hat das Prädikat auch als bloße Bewegungs- oder Zustandsbestimmung diese Kraft, eine bestimmte Subjektsvorstellung zu „zitieren“ (S. S. 396.)

γ) Auch im vielwortigen Satz gibt nur ein einziges Wort die Klasse an, in der der vorzustellende Gegenstand liegt. Alle übrigen Wörter engen nur diese eine Klasse ein

Als Beispiele für unsere Erörterungen wurden immer sehr einfache Sätze gegeben. Es ist zunächst schwer vorzustellen, daß auch aus sehr vielen Wörtern bestehende Fügungen, daß auch die längsten Sätze und Satzgefüge ebenfalls je nur eine einzige Einzelvorstellung rufen, eine einzige Vorstellungsganzheit.

Wir gehen aus vom Vergleich der beiden Fügungen, Das Haus des Malers — — Der Maler des Hauses. In Das Haus des Malers soll angegeben werden, von was für einem Haus die Rede ist, nicht, von was für einem Maler. Der Begriff Haus ist hier der vom Wort H—a—u—s aufgerufene Vorstellungshaufe, aus dem eine Einzelvorstellung herausgesucht werden soll, des Malers ist das herauslösende Mittel, mit dessen Hilfe die zu suchende Einzelvorstellung richtig aus dem mit dem anderen Wort gegebenen Haufen herauszufinden ist.

Der eine Bestandteil der zweiteiligen Fügung hat also den Zweck, das Begriffsbündel aufzurufen, er gibt die Gegenstandsklasse an, in der der gesuchte Gegenstand liegt, der

andere hat nur den Zweck, herauszulösen, er ist nur das Mittel, mit dessen Hilfe aus dieser angegebenen Klasse der Einzelgegenstand besser herauszufinden ist. Bei der Maler des Hauses und das Haus des Malers, Faßbutter — Butterfaß, Muttersprache — Mutter Sprache werden jeweilig verschiedenartige Gegenstände vorgestellt. (Die Kartenbezeichnung f9 und 9f bezeichnet dagegen denselben „Gegenstand“. S. S. 54.) Von den beiden funktional überaus Verschiedenes leistenden Teilen der Fügung soll der die gesuchte Gegenstandsart angegebende Begriff das Abzuegende oder das Abgeengte genannt werden, der bei der Suche helfende, herauslösende, nur genauer bestimmende Begriff der Einenger.

Alle die formal so wesentlich verschiedenartigen Abengungsweisen — durch Attribute verschiedener Art, durch Prädikate, durch mannigfaltige Objekte, durch adverbiale Bestimmungen — sind doch alle in dem einen Teil ihres Gehaltes gleich, daß sie alle klarstellen, welches jeweils der Einenger und welches das Abgeengte ist, welches das bestimmende Wort ist und welches das von ihm bestimmte: Faßbutter, Butterfaß; die grüne Farbe, ich färbe grün, ich färbe den Hut. Grün ist mit Bezug auf Farbe der Einenger, Farbe mit Bezug auf grün das Abgeengte.

Es kann nun im Zusammenhang der Rede ein gleiches Wort beides zugleich sein, Einenger und zugleich Abgeengtes. In dem Redeteil: der Kirschbaum auf dem Hof des Hauses in der Karlstraße ist Haus in bezug auf Hof der Einenger, in bezug auf Karlstraße aber das Abgeengte. Aber auch Hof wird, wenn auch nur mittelbar, noch durch Karlstraße abgeengt. Kirschbaum wird durch auf dem Hof unmittelbar abgeengt, durch des Hauses und in der Karlstraße mittelbar. Wo A durch C abgeengt wird und C durch B, da wird A auch durch B mittelbar abgeengt. Husserl gibt dafür das Beispiel:

Formale und Transzendente Logik S. 263.

„Bermöge der Form erhält mitunter ein in sich sachbezügliches Glied noch eine über es selbst hinausreichende Sachbezüglichkeit, nämlich bezogen auf die in einem anderen Gliede liegende. Zum Beispiel wenn es heißt, dieses Papier ist weiß, so gewinnt, wie in jedem kategorisch bestimmenden Satz, das Prädikat über seinen eigenen Sachgehalt hinaus Beziehung auf das Subjekt Papier, in dessen Sachbezüglichkeit bedeutungsgemäß eingreifend. Heißt es aber statt weiß: bläulich weiß, so hat das vordem einfache Prädikat weiß nun in sich selbst eine sekundäre Bestimmung, die also noch mittelbarer das primäre Subjekt angeht.“

Wenn der Ausgangspunkt des Pfeiles den Einenger zeigt, der Zielpunkt das Abgeengte, so würde das Schema

in dem folgenden Satz erfüllt sein: Der Hund des neuen Zollinspektors fing gestern früh einen lahmen Hasen. (A — Hund, C — des Zollinspektors, B — neuen, D — fing, E — gestern usw.)

In dieser ganzen Gruppe von Abengungen ist nur ein einziger Begriff, der allein Abgeengtes ist, der nicht zugleich auch noch Einenger ist, und das ist das Subjekt. Es ist in der logischen Reihenfolge der vielen Abengungen (die im Deutschen recht unabhängig von der Wortstellung ist!) das letzte Ab-

geengte, der Vorstellungshäufung, aus dem allein die gemeinte Sonderbedeutung heraus zu suchen ist. Mit dem Subjekt ist erstens die Klasse der Satzgegenstände der gesamten Sätzeinheit genannt, und es ist zweitens durch die herausgriffliche Gruppe der durch den Subjektsbegriff angedeuteten Eigenschaften, auf die hin der Gegenstand mit gerade diesem Wort benannt werden durfte, eine mehr oder weniger große Reihe von Eigenschaften dieses Satzgegenstandes bestimmt. (Tier, als Subjekt des gleichen Satzes bestimmt wenige Eigenschaften, Hund mehr, Karo die meisten.) Der Erlebniszusammenhang und die übrigen Satzteile nennen unmittelbar oder mittelbar weitere Eigenschaften des Satzgegenstandes. Diese weitere Benennung herausgrifflicher Eigenschaften aus dem im Subjektsgegenstand dargestellten Zusammenhalt engt die Klasse der mit dem Subjekt genannten Welterrscheinungen, Zusammenhalte ein, wie das für die offenen Fügungen beschrieben wurde.

Dem Subjektsbegriff stehen also alle übrigen Satzteile als etwas Wesensanderes gegenüber. Alle übrigen Satzteile sind nur Bestimmungsmittel, Suchmittel innerhalb eines vom Subjekt angegebenen Kreises. Das Subjekt allein nennt diesen Kreis, nennt eine Ganzheit, nennt die vorzustellende Gegenstandsart des Satzes.

Die übrigen Satzteile nennen Eigenschaften dieser Ganzheit und sind zum Teil schon ihrer Wortart nach als solche gekennzeichnet (Adjektiva, Verba). Aber selbst sofern sie die Wortart Substantiv nutzen (des Malers, den Hasen) ist dieses Substantiv ein unmittelbar oder mittelbar Eigenschaften des Subjekts angegebendes Wort. Es liegt grundsätzlich derselbe Fall vor wie in Milchkanne, wo Kanne den vorzustellenden Gegenstand angibt, Milch eine seiner Eigenschaften. Die Bedeutungen der bestimmenden Satzteile werden in einem anderen Sinne vorgestellt als die des letzten Bestimmten, die einen erscheinen als ein Ganzheitliches bezeichnend, die anderen geben Teilheitliches an. Es wird hier deutlich, daß die Wortarten nichts sind als ein formales Mittel, das in bestimmter Verwendungsweise mithilft, die Beziehungsordnung der Begriffe im Satz, im Sprachganzen klarzustellen; nicht aber sind sie in erster Linie, wie es fälschlicherweise den Anschein hat, von den Dingen her gegebene Kategorien.

(Sofern die Satzteile auf ihren Umfang hin, als Zusammengriffe gesehen werden, ist das Subjekt das letzte Abgeengte, die übrigen Satzteile sind die mittelbaren oder unmittelbaren Einenger. Sofern die Satzteile auf ihren Inhalt, als Herausgriffe gesehen werden, ist das Subjekt das durch die übrigen Satzteile mittelbar oder unmittelbar Erweiterte, das nicht die herausgriffliche Gruppe von anderen Begriffen Erweitertende. Alle übrigen Satzteile erweitern — mittelbar oder unmittelbar — die Gruppe herausgrifflicher Eigenschaften, die mit dem Subjekt angegeben ist, mit deren Hilfe die Satzgegenstandsart bezeichnet ist.)

(Das gilt, trotzdem ganz augenscheinlich die schon mit dem Subjekt genannten Eigenschaften nur selten das Wesentliche, das Aussagenswerte an der Aussage sind. Das gilt trotz der „subjektlosen“ Sätze wie Gib mir das Buch! oder Von mir ist weit zu ihm.)

Auch der erweiterte Satz und das Satzgefüge sind in sich einheitliche Gruppen von Abengungsbeziehungen. Im Satzgefüge treten Nebensätze an die Stelle der Satzteile des erweiterten Satzes. Die Schließung solcher vielteiligen und doch in sich einheitlichen Gruppen, die aber immer noch offen sind, Klassen von Bedeutungen darstellen, wird nun auf fast wunderbare Weise bewirkt: Wenn das Subjekt, das letzte Abgeengte des Satzes oder Satzgefüges, durch ein Prä-

dikät — im Deutschen durch ein Verbum von bestimmter Form — abgeengt wird und damit diese Subjekt-Prädikatsfügung, der Satz Kern geschlossen wird, dann werden auch alle übrigen mit den Wörtern des Satzkernes verbundenen Abengungen, die an und für sich offen sind, gleichzeitig geschlossen.

Wir vergleichen etwa eine offene Fügung für sich mit derselben offenen Fügung im Satz: Ein sterbendes (mit dem Schwanz zuckendes) Pferd — — ; Ein sterbendes Pferd (zuckte mit dem Schwanz). Wir sehen, wie ein sterbendes Pferd, das für sich eine offene Fügung ist, im Satzzusammenhang auf einmal eine geschlossene Fügung wird, ohne daß sich dabei in seiner Form etwas ändern müßte. Der elektrische Kontakt, der zwischen Pferd und zuckte den Schluß herstellt, schließt auch gleichzeitig Pferd und sterbend zu einer geschlossenen Fügung zusammen. Der mit den Begriffen selbst gegebene Hinweis auf die Tatbestände der Welt ist in beiden Fällen genau gleich, ob nun sterbendes Pferd eine offene oder eine geschlossene Fügung ist.

Das eine beschreibt nicht genauer als das andere, welcher Art das Pferd ist, welches das besondere Pferd ist, das ich mir vorzustellen habe. Aber indem die Fügung Teil eines Satzes wird, sich mit der einen bestimmten Erlebniszusammenhang schaffenden Subjektprädikatsfügung berührt, wird sie in die ganz bestimmte Wirklichkeit irgendeiner bestimmten Sprachhandlung gestellt, und es erscheint damit ein ganz bestimmtes sterbendes Pferd als gemeint. Es erscheint hier besonders eindrucklich der höchst bedeutungsvolle Wesensunterschied zwischen den anderen abengenden Fügungen und der Subjekt-Prädikatsfügung, der nur dem Grade nach die offene Klasse der Vorstellungen enger machenden offenen Fügung einerseits und der die Klasse selbst aufhebenden, eine Einzelvorstellung rufenden Satzfügung andererseits. „Alle übrigen Wörter sind gleichsam tot daliegender, zu verbindender Stoff, das Verbum allein ist der Leben enthaltende und Leben verbreitende Mittelpunkt“, sagt Humboldt, sich an die Erkenntnis dieser verwunderlichen Kraft der letzten Abengung herantastend. Mit der Subjekt-Prädikatsfügung werden alle damit verbundenen Satzteile auch im wortreichsten Satzgefüge wie von einem Zauberstab berührt. Sie werden wie von einer magischen Kraft an den gleichen elektrischen Strom angeschlossen, der ankündigt, daß nun eine bestimmte Einzelvorstellung gemeint ist. Es ist damit die sich immer Gehorsam erzwingende Aufforderung ausgesprochen, daß man eine ganz bestimmte unter den möglichen Vorstellungen auswählen soll, und diese Aufforderung führt in der Tat immer zur Auswahl einer wirklichen Vorstellung.

Die Subjekt-Prädikatsfügung, der Satz Kern erst ist recht eigentlich Satz, ist Setzung. Die übrigen Fügungen sind nicht eigentlich Teile dieses Satzes, sondern nur Bestimmungen, Vergenauerungen, deren formale Bindungsweisen an das von ihnen Bestimmte je nach den formalen Wortklassen besondere sind. Und alle diese vergenauernden Fügungen werden erst durch ihre Berührung mit einem Satz Kern geschlossen; für sich gesehen sind sie offen. —

Es tritt hier scharf heraus, daß es sich um zwei durchaus wesensverschiedene Tätigkeiten handelt, wenn das eine Mal — das stürzende Pferd — nur Sprachbegriffe aufeinander bezogen werden und die begrifflichen Klassen, die Zahl der Auswahlmöglichkeiten für Einzelvorstellungen, die die Teilbegriffe bieten, eingeschränkt werden, während das andere Mal — das Pferd stürzte — von der rein sprachlich immer noch beträchtlichen Zahl von Auswahlmöglichkeiten zu einer wirklichen Vorstellung abgesprungen wird. —

Im Vorgang des Sonderbedeutungannehmens eines bestimmten Satzes, der lebendiger Teil eines bestimmten Welterlebens war, sind also drei ihrer Wesensart nach unterschiedliche, aus den Allgemeinbegriffen eine Sondervorstellung herauslösende Mittel unterscheidbar.

Das erste, der Erlebniszusammenhang, in dem der besondere in Rede stehende Satz gesprochen wurde, läßt aus der Gesamtzahl der überhaupt möglichen, durch jedes der Wörter rufbaren Vorstellungen schon eine engere, kleinere Zahl als in diesem Fall möglich erscheinen.

Das zweite, der Sprachzusammenhang der attributiven, Objekt- und adverbialen Abengung, der prädikativen, soweit sie reine Sprachabengung ist, erweitert die herausgriffliche Gruppe der Eigenschaften des Subjektgegenstandes unmittelbar oder mittelbar und schränkt damit die Klasse möglicher Vorstellungen für diesen Satzgegenstand, den Subjektbegriff ein. Er bezeichnet nur eine einzige Klasse von Gegenständen, innerhalb welcher der vorzustellende liegt, nämlich die mit dem jeweiligen Subjektbegriff angegebene — und das gilt auch für die länglichsten, vierteiligsten Sätze und Satz-gefüge.

Das dritte, der Sprachzusammenhang der Subjektsprädikats- f ü g u n g, bewirkt die endgültige Herauslösung einer Einzelsvorstellung aus der Klasse von möglichen Vorstellungen, die der Satz trotz der Einschränkung des Grades der Offenheit des Subjektbegriffes im erweiterten Satz immer noch darstellt.

Diese dritte Art von Abengung, die den endgültigen Sprung vom Allgemeinen zum Besonderen vollzieht, ist der verwunderlichste Vorgang der Sprachnutzung. Die Art und die Willkür dieses Sprunges wird heraustreten, nachdem erkannt ist, wie ein Satz verschieden gesehen werden kann: einerseits in abstrahierender Betrachtung als vieldeutiger Satz an sich, andererseits als Träger eines bestimmten Zweckes sprachlicher Mitteilung, als Satz für dich.

d) Der „Satz an sich“ ist die Klasse der „Sätze für dich“, als die er verstanden werden kann. — Die im „Satz für dich“ vom Verb bewirkte Schließung des Wortgefüges geschieht nicht durch eine genauere Bestimmung, welche Sondervorstellung gemeint ist, sondern nur durch die besondere Nachdrücklichkeit der Aufforderung, sich in willkürlicher Wahl für eine Einzelsvorstellung aus der Klasse von Vorstellungen zu entscheiden, die auch der Satz als „Satz an sich“ noch darstellt.

Vor uns steht der Satz „Das sterbende Pferd zuckte mit dem Schwanz“. In einem ganz bestimmten Sprachzusammenhang haben der Sprecher und der Hörer ein ganz bestimmtes Vorstellungsbild. Es ist nicht ganz das gleiche bei den beiden, aber beide Male waren die offenen Reihen von Vorstellungen, die Verallgemeinerungen, die die im Satz genutzten Begriffe darstellen, das Mittel, einerseits (für den Sprecher), einer Sondervorstellung sprachliche Form zu geben, andererseits (für den Hörer), die Sondervorstellung überhaupt erst zu rufen. (Erinnerung: Unsere Darstellung berücksichtigt im allgemeinen nur den Hörer!) Der Satz als Ausdruck einer Einzelsvorstellung heißt für uns „Satz für dich“.

Wenn wir nun aber in einer durchaus nachträglichen, erkenntniswissenschaftlichen Betrachtung, die losgelöst ist von den besonderen Sprachzwecken, denen dieser Satz in dem gerade in Rede stehenden Lebenszusammenhang dient, fragen, welche Bedeutung der Satz

überhaupt haben kann, welche Vorstellungen er überhaupt zu rufen vermag, wenn wir ihn als „S a ḡ a n s i ḡ“ sehen, so müssen wir feststellen, daß es je nach den Sprachzwecken, je nach den besonderen Erlebniszusammenhängen ganz verschiedene Bedeutungen, ganz unterschiedliche Vorstellungen sein können. Der gleiche S a ḡ kann angewandt werden, ob es sich um einen Rappen oder um einen Schimmel handelt, um einen Hengst oder eine Stute. Das Pferd kann im Schnee auf einer Waldschneise liegen, nachdem ihm eben das Eisen des Schlittens eine Schlagader öffnete, und es kann in afrikanischer Wüste von der Kugel eines Beduinen gefällt sein. Genau der gleiche S a ḡ, der doch als S a ḡ für dich tatsächlich jeweils eine Einzelvorstellung ruft, kann, auf andere Wirklichkeiten bezogen, als S a ḡ an sich, andere, verschiedenartige Einzelvorstellungen rufen — wie der Einzelbegriff. Genau der gleiche S a ḡ kann bei ganz verschiedenen Gelegenheiten gesprochen werden und überaus verschiedene Tatbestände, verschiedene Filmbilder meinen. Obgleich der S a ḡ für die jeweiligen Zwecke der Verständigung „geschlossen“, „abschließend“ ist, bleibt er unter einer anderen nur theoretischen Sehweise doch noch vieldeutig. Es ist allerdings jeweilig ein Absprung gewagt, aber der Absprung kann nach verschiedenen Richtungen gehen. Wenn man nämlich den besonderen Erlebniszusammenhang ausschaltet und an all die vielen Fälle denkt, auf die überhaupt der S a ḡ angewandt werden kann, so ergibt sich eine Vielheit und Vielseitigkeit von durch ihn rufbaren Vorstellungen. Auch der S a ḡ steht, als S a ḡ an sich gesehen, genau wie der Begriff als Begriff gesehen immer noch für eine K l a s s e von Bedeutungen, von Vorstellungen. Der S a ḡ an sich ist die Klasse der S a ḡe für dich, als die er verstanden werden kann.

Da es hier um für den Gesamtgedankengang sehr wichtige Erkenntnisse geht, sei die grundsätzliche, wenn auch nur nachträglich abstrahierbare Vieldeutigkeit des S a ḡes als S a ḡ an sich noch an einem anderen Beispiel erläutert: Eine Eidechse lief über den Weg. Das können sehr viele Eidechsen sein, verschiedene Arten, verschiedene Tiere der Größe und dem Aussehen nach; sie können von rechts nach links oder von links nach rechts laufen. Der Weg kann durch einen Wald führen, einen Tannenwald, einen Laubwald, oder über freies Feld. Er kann ein wenig ansteigen oder ganz eben sein. Es können Steine am Wege liegen, oder es kann Gebüsch bis nahe an die Räderspur kriechen. Die Sonne kann scheinen, oder es kann gerade aufgehört haben zu regnen. — — Die Filmbilder, deren Inhalt je durch einen einzigen S a ḡ angegeben ist, können ganz außerordentlich verschieden aussehen. Die Illustrationen verschiedener Künstler zu dem gleichen Gedicht, zur gleichen Erzählung, sind nicht gleich. Die Vorstellungen, die der S a ḡ ruft, werden für verschiedene Menschen verschieden sein je nach den verschiedenen Erinnerungserlebnissen oder unmittelbaren Wahrnehmungserlebnissen, die sich für sie mit den Begriffen Eidechse, Weg, laufen verbinden. Sie können sogar verschieden sein für denselben Menschen. Der ganz gleiche S a ḡ hat für ihn durchaus verschiedene Bedeutungen je nach dem wechselnden Zusammenhang.

- e) Die willkürliche Wahl der Einzelvorstellung des S a ḡes für dich aus dem S a ḡ als S a ḡ an sich geschieht durch eigen-schöpferische Ergänzung

An den gegebenen Beispielen wird erkenntlich, daß der S a ḡ an sich als S a ḡ für dich geschlossen wird, daß eine Sondervorstellung gebildet wird, ohne daß die rein sprachliche Be-

stimmung dieser Vorstellung schon genau genug wäre, ohne daß die gerade diese Entscheidung treffende Wahl einer wirklichen Vorstellung aus den vielen für den Satz möglichen Vorstellungen schon durch genügend genaue sprachliche Bestimmung gerechtfertigt wäre. Wenn wir zwei inhaltlich leicht vergleichbare Fügungen nebeneinander halten, von denen die eine der Form nach eine offene Fügung ist, die andere der Form nach eine geschlossene — das weiße Pferd — das Pferd ist weiß — so ist besonders deutlich, daß grundsätzlich die den Satz ausmachenden, die Schließung der Fügung bewirkenden Mittel nur sagen, daß überhaupt die Entscheidung für eine bestimmte Vorstellung getroffen werden soll, nicht aber sagt der Satz schon genauer als die offene Fügung, auf welche bestimmte unter den durch den Begriff überhaupt rufbaren Vorstellungen die Wahl fallen soll.

Zwischen „dieses Pferd ist weiß“ und „dieses weiße Pferd“ besteht kein Unterschied des Wissens um die Besonderheit der sachlichen Gegebenheiten, die mit den Sprachbegriffen angedeutet werden. Wir erfahren in dem einen Sprachausdruck nicht Genaueres als im anderen über die Eigentümlichkeit, über Zahl, Art und Eigenschaften der in Rede stehenden Gegenstände. Und doch ist ein wesentlicher, grundsätzlicher Unterschied zwischen den beiden Ausdrücken. Der eine Ausdruck hat die Kraft, eine besondere Einzelvorstellung wirklich zu rufen, während der andere nur erst eine bestimmte durch das Attribut verkleinerte Klasse von Einzelvorstellungen zur Auswahl darbietet als der Möglichkeit nach gegeben und wir erst noch darauf warten, welche besondere Erscheinungsform dieses weißen Pferdes wir uns vorstellen sollen, welches Bild einschnappen soll. (Der Satz kann weitergehen: Das weiße Pferd . . . brach sich gestern ein Bein, aber er kann auch weitergehen . . . ist blind.) Der „Satz“ genannte Ausdruck ist nicht schon darin genauer, daß er sachlich genauer andeutete, welche besondere Einzelvorstellung gewählt werden soll, sondern er ist nur bestimmter in seinem Befehl, daß der Hörer sich nach eigenem, freiem, nicht mehr durch die Sprachgehalte selbst geleitetem Wählen mit Hilfe seiner Erinnerungsvorstellungen eine in diesem Falle genügende besondere Einzelvorstellung bilden soll. Der Unterschied ist also nicht ein logischer des schon mit den beiden Sprachbegriffen gegebenen sachlichen Gehaltes, sondern durchaus nur ein psychologischer des jeweiligen wirklichen Verhaltens zu der mit den Begriffen gegebenen Vorstellungsmasse. Das eine ist, wie wir sagten, eine lauernde, offene, sich den Absprung nach vielen Richtungen offen haltende Abengung. Das andere ist eine geschlossene, die in uns den mit einem gewissen Behagen verbundenen zwangsläufig wirklichen Reiz ausübt, in freier Wahl der Richtung wirklich abzuspringen, uns in eigenmächtiger Wahl etwas Bestimmtes, Gemeintes, Wirkliches vorzustellen, mag auch die sprachliche Andeutung noch so dürftig sein.

Die Satz genannte Fügung „ist“ nicht schon wirklich geschlossen, sie „erscheint“ uns nur zwangsläufig als Satz für dich als geschlossen. Sie ist in theoretischer Betrachtung als Satz an sich gesehen immer noch vieldeutig. Eine durch besondere Mittel bewirkte unwiderstehliche Selbsttäuschung, ein Bluff läßt uns einen rein logisch gesehen immer noch vieldeutigen Satz als geschlossen, als eindeutig erscheinen. Der Satz wird beim jeweiligen Sprechen nur für eine besondere Wirklichkeit geschlossen. Wenn man nicht eine bestimmte Sprachhandlung im Auge hat, wenn man ihn abgelöst von allen besonderen Wirklichkeiten als Satz an sich betrachtet, bleibt er noch Klasse von Bedeutungen. Man kann also fast sagen: die sprunghafte Abengung dieses Viel möglichem auf das Einzelwirkliche wird gewissermaßen durch einen Betrug erschlichen.

Ein Vergleichsfall für den psychischen Zwang, mit dem der Satz uns in einem plötzlichen Sprung auf eine Einzelvorstellung losfahren läßt, findet sich in dem plötzlichen, ruckhaften Erkennen eines „Gegenstandes“ aus einem Gewirr von Linien und Farbklecksen.

Diese Plötzlichkeit wird besonders deutlich beim Erkennen der gesuchten Gestalt im Werierbild.

Wie dort aus vorher sinnlosen Strichen auf einmal ein Bild wird, ein Gegenstand als dargestellt erscheint, so wird aus der Begriffsfügung nach den bestimmten Regeln der Subjekt-Prädikatsfügung aus dem Haufen von Vorstellungen ganz plötzlich eine Einzelvorstellung. Solchen psychischen Knacks beim Einschnappen einer Vorstellung können wir auch deutlich empfinden, wenn wir etwa in der beigegebenen optischen Täuschung beim Drehen des Bildes ganz plötzlich unsere Auffassungsweise umspringen fühlen. Mit einem Ruck wird für uns aus einem konkaven ein konvexes Kreuz. Nach kurzem Vergleich läßt hier die in vielfältigem Erleben gebildete Gesichtserfahrung ein Urteil entstehen, trifft sie eine Entscheidung, erscheint eine „Wirklichkeit“ hinter dem Punkthaufen von Druckerschwärze. Ähnlich bestimmt uns die Spracherfahrung, mit der Subjekt-Prädikatsfügung die sprachliche Angabe der Eigenschaften für genügend zu erachten und daraufhin eine Wahl zu treffen, ein Urteil einschnappen zu lassen und aus dem Haufen möglicher Vorstellungen eine wirkliche herauszugreifen. Die offene Begriffsfügung – der grüne Baum – hat noch unter den vielen möglichen Entscheidungen keine Auswahl getroffen über das eine wirkliche Ziel des Sprunges; die geschlossene Subjekt-Prädikatsfügung – das Pferd wieherte – hat den Sprung zu einer ganz bestimmten wirklichen Vorstellung hin gewagt.

Zur Kennzeichnung der Willkür dieses Sprunges wurde das harte Wort „Betrug“, und „Bluff“ gebraucht, um in aller Schärfe und Deutlichkeit auszudrücken, wie sehr hier unterbewusstes Geschehen vorliegt, wie sehr ganz plötzlich, ganz lautlos und blitzschnell und mit scheinbarer

Selbstverständlichkeit Denkergebnisse erscheinen, von deren Entstehung wir nichts mehr wissen, die nicht schon mit den Begriffsinhalten selbst gegeben sind. Muß es doch jeden, der über diese Dinge nachdenkt, erstaunen machen, wenn eine sehr ungenaue sprachliche Andeutung einer Vorstellung, die ganz verschiedenartige Vorstellungen zu wecken imstande ist, nun auf einmal eine ganz bestimmte, genaue ganzheitliche Vorstellung mit vielen solchen Einzelzügen ruft, die sprachlich überhaupt nicht angegeben waren¹. Besonders wesentlich an diesem Sprung vom Satz als Klasse, vom Satz an sich, zum Satz als Einzelbedeutung, zum Satz für dich ist es, daß er jedesmal in sehr e i g e n m ä c h t i g e r und willkürlich verschiedener Weise vorgenommen wird, ohne daß der eigenmächtig das Besondere aus dem Allgemeinen, das Enge aus dem Weiten Erschließende sich seiner Willkür und Eigenmacht bewußt ist. Aus dem Vielen wird ja ein Besonderes gewählt, ohne daß für die Sonderart der Wahl von den Sprachmitteln her ein Anhalt gegeben wäre.

Alles Sprachverstehen hat solche „e i g e n s c h ö p f e r i s c h e E r g ä n z u n g“ zur Voraussetzung, und das Eigene ist immer ein Besonderes, ein Unterschiedliches bei jedem Menschen. Auch wenn zwei Leser auf der hundertsten Seite desselben Buches den Satz lesen

¹ Augenscheinlich liegt hier eine vorsprachliche, aus Erberinnerung (Instinkt) stammende Form des „Denkens“ vor. Nicht nur die höheren Tiere, sondern auch die niederen erkennen „Ganzheiten“, „Zusammenhalte“, „Gegenwesen“, komplexe Bilder. Der Sprachbegriff hilft aber erst, diese Denkform in nützlichster Weise sehr hoch zu entwickeln.

Eine Eidechse huschte über den Pfad, haben sie von dem sprachlich dargestellten Vorgang noch durchaus unterschiedliche Vorstellungsbilder, die abhängen von dem, was jeder von beiden bisher zu dem Wort erlebt hat. Die sprachliche Bestimmung des Vorgangs ist immer noch so ungenau, daß der aus Schicksalsverschiedenheit erwachsenen eigenmächtig verschiedenen Auffassungsweise Für und Tor geöffnet ist in dem Augenblick, wo die unabweisbare, herrische Forderung laut wird, den Satz als Satz für dich, als Träger einer einzigen Sondervorstellung zu verstehen — und das ist der Normalfall des Hörens. Jetzt wird in ungestümer Wahl zugepackt und meist mit dem beruhigten Bewußtsein, daß man die einzig richtige Vorstellung erwischt hat, obgleich es doch nur eine von sehr vielen möglichen Vorstellungen ist. Wir halten unbefangen das Verstandene für das Gemeinte. Die Subjektpredikatfügung scheint uns zur Herausforderung des besonderen Einzelnen aus dem rein sprachlich immer noch Wielmöglichen, Allgemeinen bevollmächtigt zu haben, und wir benützen diese Vollmacht in jeweils verschiedener und eigenmächtiger Weise.

Gleichstarke sprechende Kraft des Erlebniszusammenhanges vorausgesetzt, ist die Größe des Spielraums für die eigenschöpferische Ergänzung abhängig davon, eine wie große Zahl von zusammenhaltlichen Eigenschaften des Subjektsgegenstandes schon sprachlich bestimmt ist. Das heißt im allgemeinen: je umfangreicher, je umfassender ein Satz, je größer die Zahl der vergenauernden Bestimmungen in ihm, desto kleiner ist der Spielraum für die eigenschöpferische Ergänzung. Am größten ist sie gegenüber einem einzelnen Begriff von weitem Umfang.

Dieser Tatbestand läßt sich an einem Bild veranschaulichen. Wir können uns alle Einkerkerter des Satzes als Scheinwerfer vorstellen, die die Subjektsvorstellung beleuchten. Eine Mehrzahl von Scheinwerfern vergrößert aber nicht die Zahl der beleuchteten Gegenstände, so lange sie durch die Technik der Abengung alle auf einen gleichen Subjektsgegenstand, ein lektes Abgeengtes, eingerichtet sind, wie dargestellt wurde.

Jedes zu einem Satz hinzutretende Wort fügt nicht zu dem Tatbestand etwas hinzu, wie selbstverständlich ist, sondern es fügt einen neuen Scheinwerfer hinzu, der eine neue Eigenschaft schärfer beleuchtet und uns selbst weniger Freiheit läßt, diese Eigenschaft willkürlich zu ergänzen.

Der äußere Augenschein täuscht auch hier wie auf so vielen Gebieten des Sprachlebens die entgegengesetzte Auffassung vor. Er zeigt uns den Satz als ein Vielfältiges, als ein aus vielen Wörtern „Zusammengesetztes“, als eine Mehrzahl von Begriffen, die nach bestimmten Regeln zueinander geordnet sind. Die ältere Grammatik sieht darum im Satz immer nur die Häufung von vielen Elementen zu einem geordneten Ganzen, die Addition, die Summe von Elementen. Es hat lange gedauert, ehe der Satz mit Entschiedenheit als etwas Einheitliches, als „Gesamtvorstellung“ gesehen wurde. Das war am leichtesten für den Sprechenden zu erkennen. Er muß den Gesamthalt des Satzes als etwas Einheitliches fertig haben, ehe er ihn zur Reihe von Begriffen auflöst. Für den Hörenden, so meinte man, ist deutlich, daß er die Glieder, die Teile einzeln hintereinander erhält und daß erst über die Glieder das Ganze, die Einheit entsteht. Je nach dem Standpunkt, von dem aus man sah, glaubte man also entweder mit Mundt den Satz als die in Teile zergliederte oder mit H. Paul als die sich aus Teilen zusammensetzende „Gesamtvorstellung“ sehen zu dürfen. Aber auch diese Vorstellungsweise, die die Einheitlichkeit des Satzes schon als „Gesamtvorstellung“ sieht, wird der wirklichen Denkleistung im „Satz für Dich“, in der Äußerung eines bestimmten Sprechers für einen bestimmten Hörer in einem bestimmten „Zusammenhang“ noch nicht gerecht. Der Satz gibt nicht eine Gesamtvorstellung, sondern eine einzige Einzelvorstellung, ein Vorstellungsganzen, so groß auch die Zahl der Satzglieder sein mag, aus denen er sich zusammensetzt; ja er gibt um so sicherer eine einzige Einzelvorstellung, aus je mehr Gliedern er besteht.

Wenn man den Sachinhalt als „Gesamtvorstellung“ sieht, so würde diese Gesamtvorstellung mit jedem neu dazu gefügten, erläuternden Begriff immer „gesamter“, immer vollständiger, immer umfassender, immer mehr Teile einheitlich zusammenfassend. In Wahrheit wird aber nur ein einziger Begriffsumfang, nämlich der des Subjekts, des einzigen ganzheitlichen Sachteils, immer kleiner, je größer durch die Erweiterungen die Zahl seiner genannten herausgrifflichen Eigenschaften wird.

Ein gleicher Tatbestand kann durch die Sätze angedeutet werden: 1. Sieh! — 2. Das Pferd ist gestürzt! — 3. Der Schimmel hat sich das Bein gebrochen. — 4. Der Schimmel, den unser Nachbar Müller im vorigen Jahr von seinem Schwiegersohn, einem reichen Großschächter in Berlin, geschenkt bekommen hat, brach sich gestern Abend das Bein, als er hinter dem Vorwerk an der Klemente mit dem Huf in ein Mauselloch trat. — Je mehr gemeinsamer Erlebnis-zusammenhang zwischen Sprecher und Hörer, desto genauer kann selbst bei geringerem Sprachzusammenhang die vom Sprecher erwünschte Vorstellung im Hörer gerufen werden.

Zeichnerisch haben wir die „Dinge“ als ganzheitliche, zusammenhaltliche Reihen von Eigenschaften in der Senkrechten dargestellt. Die „Eigenschaften“ erscheinen an diesen Ganzheiten. Nach unserer Erörterung über das „letzte Abgeengte“ ist es klar, daß nur das Subjekt im vollen Sinne „Dingwort“ ist. Alle anderen Sachteile, auch die „Substantiva“, die Dingwörter der Formkategorie nach, welche im Satz einengende Funktion haben (sie sind dazu durch Stellung oder Formwörterchen oder Flexionen als „Rasus“ gekennzeichnet) sind funktional nicht Dingwörter, sondern Eigenschaftswörter, sie vergrößern jeweils die herausgriffliche Gruppe der Eigenschaften des Satzgegenstandes, den sie bestimmen. In: das Haus aus Stein, das Haus des Vaters, ist „aus Stein“, „des Vaters“ funktional Eigenschaftswort, nur das Satzsubjekt ist funktional Dingwort und außer dem Eigenschaftswort. Jedes Wort eines Satzes ist ein Eigenschaftswort.

Das soll wieder durch zeichnerische Auflösung klar werden:

Die zusammenhaltliche Gruppe von Eigenschaften, die das eigentliche „Ding“, den Subjektsgegenstand des Satzes der lahme Terrier wittert darstellt, sei durch die Reihe

A bezeichnet. Dieser Subjektsgegenstand wird, sofern ich ihn mit keinem „Namen“, sondern mit einem „Begriff“ bezeichne, nach einer herausgrifflichen Klasse seiner Eigenschaften benannt. (Etwa $C_1a = \text{Hund}$, $C_2a = \text{Terrier}$, $C_3a = \text{Tier als Subjekt der Sätze } C_1, C_2, C_3$.)

Indem ich ein Attribut zu Hund, Terrier, Tier stelle, ($C_1b = \text{der Hund des Försters, der lahme Hund}$) gebe ich eine weitere herausgriffliche Eigenschaft dazu, die die zusammengriffliche Klasse der Hunde, Terrier, Tiere einschränkt. Indem ich ein Prädikat dazugebe beschnüffelt C_1c , bezeichne ich (im konkreten Satz besonders deutlich), eine besondere Erscheinungsweise des Gegenstandes, und ich bezeichne sie überdies in einer solchen Form, die die merkwürdige Kraft hat, die Offenheit der Begriffe aufzuheben und ein besonderes Einzelbild B, einen Satz für dich hervorzuzaubern.

Die Zahl der Eigenschaften des wirklichen Einzelbildes B_{1a} , das dieser Satz für dich C_1 in mir ruft, ist kleiner als die Zahl der zusammenhaltlich, von den Dingen selbst her gegebenen Eigenschaften, die in A dargestellt sind. Sie ist aber immer größer als die Zahl der rein sprachlich, rein durch den Satz an sich gegebenen Gruppe von herausgrifflichen Eigenschaften C_1 .

B ist kleiner als A: Selbst wenn ich mir den Satzhalt besonders lebhaft vorgestellt habe, übersehe ich Eigenschaften des Hundes Karo, an die ich gerade nicht denke (seine Verhaftetheit mit einem Bandwurm, sein Loch im Ohr) oder von denen ich nichts weiß (Größe und Gestalt der Blutkörperchen in seiner Milch).

B ist größer als C um B minus C. B minus C stellt die eigenschöpferische Ergänzung dar. Obgleich sprachlich nur angegeben ist, daß der „lahme“ „Terrier“ „ein Mauseloch beschnüffelt“ sehe ich noch außerdem mehr oder weniger blaß die Umgebung des Mauselochs, die Haltung des Hundes, seine bligenden Augen usw.

Es ist nun deutlich, daß diese Vielmöglichkeit der eigenschöpferischen Ergänzung um so stärker eingeschränkt wird, je mehr Eigenschaften schon rein sprachlich angegeben sind. Je größer C, desto größer wird auch B, aber desto kleiner wird B minus C. Aber nie wird B minus C gleich Null. Immer bleibt Sprechen nur Andeuten. Selbst wenn das Vorstellen von B wie beim schnellen Lesen ganz matt und blaß wird, immer ist noch eigenschöpferische Ergänzung zum Sprachverstehen nötig. Denn nie ist der Satz eine erschöpfende Beschreibung.

Der Satz, das Urteil stellt also nicht eigentlich das Überordnungs-Unterordnungsverhältnis zwischen den Begriffen dar, wie nicht nur die alte klassische Logik, sondern auch noch die neuere Logistik meint, sondern nur die Mehrfachkennzeichnung des Subjektsgegenstandes. Selbst ein Satz, der für die Logik einen Mustertyp darstellt, der aber im wirklichen Sprechen nur gelegentlicher Typ unter anderen ist. Der Löwe ist ein Raubtier sagt nur: Das Löwe genannte Wesen wird mit Recht Raubtier genannt. Das logische Recht für diesen Satz ist allerdings, daß sprachgebräuchlich die herausgriffliche Klasse von Eigenschaften, auf die hin ein Wesen Löwe genannt wird, begriffsnotwendig die Eigenschaften des Raubtieres mit enthält. (Während in Sätzen wie „der Löwe ist ein Raubtier“, „der Löwe hat vier Beine“ die Prädikats-eigenschaften schon in den Subjekts-eigenschaften mit enthalten sind, benennt der Satz „der Löwe ist auf einem Auge blind“ eine nicht begriffsnotwendige Eigenschaft, es können darum nicht alle Löwen gemeint sein.) Aber der Sprachwed und Mitteilungswert selbst solcher Sätze ist doch meist der, eine besondere Vorstellungsform, einen besonderen Aspekt, eine besondere Beleuchtungsweise des Löwen zu geben. Gelegentlich allerdings kann dadurch auch eine dem Hörer nicht bekannte begriffsnotwendige Eigenschaft genannt werden, die von den Dingen her zwangsläufig mitgegeben ist, wenn die anerkanntermaßen, die dem Sprachgebrauch entsprechend den Begriffsinhalt ausmachenden Eigenschaften gegeben sind. Dies zur Frage, ob in aphoristischen Urteilen auch Mehrung der Erkenntnis möglich ist.

Wir fassen zusammen:

Immer ist der Satz nur die Bezeichnung einer einheitlichen Vorstellungsganzheit, einer Vielheit, einer Erlebniseinheit durch mehrere, durch willkürlich viele Begriffe. Das Subjekt gibt die ganze Klasse der Vorstellungsganzheiten, der Gegenstände an, in der der einzelne besondere, gemeinte liegt, und überdies bestimmt es eine mehr oder weniger große und sonderartige herausgriffliche Gruppe von Eigenschaften dieses Gegenstandes. Der Erlebniszusammenhang und die übrigen Sakteile einschließlich des Prädikats geben unmittelbar oder mittelbar weitere herausgriffliche Eigenschaften oder Gruppen von Eigenschaften des mit dem Subjekt genannten Gegenstandes an und engen dadurch das Subjekt als zusammengriffliche Klasse weiter ein, indem sie es als herausgriffliche Gruppe erweitern.

Das Prädikatsverb hat überdies die Kraft, uns zu veranlassen, trotz der immer noch bestehenden Ungenauigkeit der sprachlichen Andeutung uns mit Hilfe eigenschöpferischer Ergänzung eine bestimmte, einheitliche ganze Vorstellung zu bilden.

Jeder der Begriffe des Satzes vergleicht bestimmte Eigenschaften, Eigenschaftsgruppen des Satzgegenstandes unmittelbar oder mittelbar mit Eigenschaften, Eigenschaftsgruppen, die wir schon früher beobachteten und die in den Sprachbegriffen eine sonderartige Klassenordnung nach den Vorschriften der Sprachgemeinschaft fanden. Damit ist mit den Begriffen für alles Denken, das sich in einer Nationalsprache ausdrückt, ein a priori der Denkform gegeben, an das es zwangsläufig gebunden ist¹.

¹ Dies ist nicht eine erschöpfende Definition des Satzes, wie sie neuerdings mit recht dürftigen Ergebnissen John Riez versucht: Was ist ein Satz? (Lauffig — Lauffig, Prag 1931.) Ein Abschnitt zur „Definition“ und über den Satz als „Urteil“ mußte hier aus Raumangel gestrichen werden. Aber die obige in großen Zügen die wesentlichen Eigenschaften des Satzes herausarbeitende Darstellung dürfte für unseren Zweck genügen, die Vorbedingungen für die Erörterung zu schaffen, wie die Verschiedenheit der Begriffsumfänge verschiedener Sprachen zu einem in jeder Sprache besonderen, ihr eigentümlichen Denken führt, wie die Charakterbesonderheit der Volkstümer von den Sprachen her entscheidend bedingt ist.

Neue Eigenschaften des Begriffs

Zu allen bisher festgestellten Eigenschaften des Begriffs traten neue hinzu, als wir seine Rolle im Sprachganzen, im Satz, verfolgten. Bisher wurde der Begriff dargestellt als Zusammengriff von Gegenständen, als Herausgriff von Gegenstandseigenschaften, als Klassen willkürlich greifend, als grundsätzlich von weitem Umfang, als grundsätzlich verschieden in unterschiedlichen Sprachen. Nun erscheint als neue Eigentümlichkeit des Begriffs, daß seine Weite aufhebbar ist, aufhebbar sein muß durch das Gegenspiel der Abengung, daß sie in jedem wirklichen Sprechen aufgehoben wird, daß überhaupt der Satz, die Sätze dem Wort erst unterschiedliche Bedeutung geben, daß das Urteil dem Bedeutungnehmen des Begriffs vorausgeht.

„Begriff“ ist nur da, wo die lebendige Kraft vernünftiger Wesen zum Vergleichen der Welterscheinungen und zu ihrer Klassenordnung auf Einzeleigenschaften hin Möglichkeit und Wirklichkeit ist.

Dies ist das wesentlichste Geheimnis des Begriffs, daß er an und für sich bedeutungslos ist, daß er als Ganzheit und Einheit überhaupt nichts als eine nachträgliche Abstraktion ist, daß er als Begriff gar nicht vorstellbar ist, daß immer nur eine seiner unterschiedlichen besonderen Bedeutungen vorgestellt werden kann. Daß er seinen Sinnerst durch das Sprachganze, durch Sprach- und Erlebnis zusammenhang und eigenschöpferische Ergänzung erhält.

Der Satz erst gibt für den Hörer und Sprecher dem Wort die Bedeutung (wie er ihm beim Sprechen die Form gab). Das Wort „geben“ ist hier in seinem vollen Sinne gemeint. Wenn es von der einen Seite aus gesehen auch durchaus richtig ist, daß der Satz vorhandene Bedeutungen aus der Erinnerung „nimmt“, daß er etwas Zuständliches, daß er ein „ergon“ nutzt, daß selbst der kühnste Neuvergleich noch an Bedeutungen gebunden ist, die das Wort gehabt hat, so ist doch die andere, schwerer zu erkennende Seite des Vorganges die wichtigere: Der Satz füllt erst eine besondere, er füllt in verschiedenen Sätzen eine verschiedene Bedeutung in jedes der Wörter hinein, und jedes Wort, jeder Begriff hat grundsätzlich so viele Bedeutungen, wie die „energia“, das in der Erinnerung ruhende „ergon“ nutzend, vergleicht und Sätze von ihm bildet. Er hat so viele Bedeutungen der Möglichkeit nach, wie sich Sätze mit ihm bilden lassen. Er hat so viele richtige Bedeutungen, wie richtige, nach dem vorhandenen Sprachgebrauch verständliche und anzuerkennende Sätze mit ihm möglich sind. (Simmel bestimmt mit Recht den Begriff als „Totalität möglicher Urteile.“) Seine „eigentliche“ Bedeutung ist die Klasse von Bedeutungen, in der als wesensgleich, als in Bezug auf eine einheitlich erscheinende herausgriffliche Regel gleichklassige Gegenstände zusammengeordnet zu sein scheinen und nicht nur deutlich nur mit Bedenken vergleichbare. Das Wort „scheinen“ ist in dieser Kennzeichnung wichtig, denn ganz deutlich liegt

hier eine Beurteilungsweise der Bedeutungsarten des Begriffs vor, die von der individuell verschieden gewählten Genauigkeit, mit der die Tatbestände verglichen werden, abhängig ist.

An den Vielbedeutern ist besonders leicht zu erkennen, wie erst der Sprachzusammenhang dem Wort die Bedeutung gibt.

Wir brauchen nur nebeneinander zu halten: Der Schimmel auf der Reithahn — der Schimmel auf dem Brot. Der blaue Himmel — der gütige Himmel.

Auch beim Neuvergleich ist wie beim Vielbedeuter noch ohne Schwierigkeit zu verstehen, wie er erst durch den Zusammenhang seinen Sinn erhält: Die Katze lauerte auf den günstigsten Augenblick. — In langen Stößen ruderten die Burschen zur Insel. — Daß eine Frau die Katze ist, daß die Knaben ruderten, indem sie in gleichmäßigen langen Stößen „schwammen“, wird aus dem Zusammenhang klar.

Wenn nun schon die allergrößte Verschiedenartigkeit von Einzelerrscheinungen, wie sie im Vielbedeuter und Neuvergleich in ein Wortzeichen geordnet erscheinen, durch die Täuschung verdeckt wird, daß uns jeweils immer nur eine einzige wirkliche Bedeutung vom Satz erschlossen wird, so bleibt diese grundsätzliche Vieldeutigkeit der Wörter in den sogenannten Altvergleichen und Eindeutigsheinern natürlich noch schwerer zu erkennen. Und doch haben auch alle diese Wörter so viele verschiedene Bedeutungen, wie unterschiedliche Sätze mit ihnen gebildet werden. Nachdem erkannt ist, wie der Satz dem Begriff die Bedeutung erst gibt, wird nun im vollen Umfang deutlich, daß die Unterscheidung von Altvergleichen und Neuvergleichen nichts als verschiedene Grade der Ubllichkeit des Vergleichens von Weltererscheinungen in Worteinheiten hinein angibt. Vielbedeuter und Eindeutigsheiner bedeuten wiederum nichts als verschiedene Grade der Erkennbarkeit, wie die üblicherweise in den Wörtern einer Sprache vorliegende begriffliche Bündelungsweise von Erscheinungen nicht nur von den Dingen selbst her, sondern vor allem vom ordnenden Sprecher her gegeben ist.

Die Unterscheidung dieser Begriffsarten muß daher als sehr behelfsmäßig, als oberflächlich und grob erscheinen, nachdem die Rolle des Begriffs im Sprachganzen klar hervortritt, nachdem deutlich geworden ist, wie grundsätzlich erst der Satz aus dem Begriff die Einzelvorstellung erlöst. Nun kann eine wache Aufmerksamkeit die immer wiederkehrende zwangsläufige Täuschung durch den Satz durchschauen und in voller Klarheit erkennen, daß der Begriff gar nicht eine Bedeutung hat, sondern daß er eine auf dem unnachmessbaren Schicksal einer Gemeinschaft beruhende gemeinschaftsübliche Klasse von Bedeutungen darstellt, daß „Mehrdeutigkeit“, Flüssigkeit, Beweglichkeit des Begriffsinhaltes nicht die Ausnahme, sondern die Regel, ja das notwendige Lebensgesetz selbst des Begriffs ist. Diese Freiheit gegenüber dem Begriffsinhalt nutzt vor allem der Künstler. So sagt Schnitzler (Neue Rundschau, Jan. 1932): „Jedes Wort hat fließende Grenzen; diese Tatsache zu ästhetischer Wirkung auszunützen, ist das Geheimnis des Stils.“ Erst vom Wesen des Satzes aus verstehen wir die grundsätzliche Molluskenhaftigkeit des Begriffs, der wir uns im allgemeinen nicht bewußt werden.

Was im Vielbedeuter und im Neuvergleich leicht zu erkennen ist, die Verschiedenheit des unter einem Sprachbegriff willkürlich Zusammengebündelten, das ist, schwerer erkennbar, grundsätzlich bei allen Begriffen der Fall. Bei ihnen allen werden unterschiedliche Weltererscheinungen mit dem gleichen Wort bezeichnet. Jede Ver-

wendung eines Begriffs in einem anderen Zusammenhang ist zwar eigentlich schon eine Benennung in einer anderen „Sphäre“, aber nur grob, nur mit einem deutlichen Sprung zu erreichende andere Zusammenhänge nennen wir für gewöhnlich verschiedene „Sphären“. Noch deutlicher erkennbar verschiedene Sphären liegen vor, wenn ich das gleiche Wort golden in folgenden Zusammenhängen gebrauche: Der goldene Humor, der goldene Segen, das goldene Korn, das goldene Armband, die goldene Abendsonne. — Das gefallene Mädchen, der gefallene Soldat. — In überraschender Weise wird uns die Verschiedenheit der Bedeutungen nach ihren Sphären bewußt in dem Beispiel, das Burkamp (Begriff und Beziehung) dafür gibt: Der Stallknecht sagt von seinem Gaul Er hat kein bißchen Religion. Er will sagen: er ist nicht fromm.

Aber selbst in der „goldene“ Ring, das „goldene“ Armband bedeutet „golden“ noch einen verschiedenen eigenschaftlichen Tatbestand, denn das Gold ist in ganz verschiedener Legierung und Farbe vorhanden.

Wörter wie gehen, Volk, Haus, deutsch, Prosa, Kultur werden gemeinhin wie Grün und golden für eindeutig gehalten. Wir brauchen aber wieder nur Sätze, auch Sätze, in denen diese Worte als „Altvergleich“ gebraucht werden, diesmal mit bewußterer Aufmerksamkeit zu vergleichen, um zu erkennen, daß durchaus verschiedenartige Tatbestände mit „gehen“ bezeichnet werden: Es geht um seine Ehre, er geht verloren, er geht auf das Realgymnasium, diese Ware geht, der eine geht, der andere kommt, der Mensch geht auf zwei Beinen, diese Straße geht nach Paris, wie geht es Dir?“

Oder wir beachten sorgfältig die Bedeutung von Volk in den Sätzen:

Der König erließ einen Aufruf an sein Volk.

Der Adel darf nicht vor dem Volk bevorzugt werden.

Das bayerische Volk liebt sein Bier.

Das jüdische Volk bringt große Opfer für den zionistischen Gedanken.

Das belgische Volk feiert den Waffenstillstandstag.

Das deutsche Volk sollte seine großen Denker nicht vergessen.

Hier engt der Zusammenhang das eine Mal aus dem Begriff „Volk“ die Vorstellung der Untertanenschaft ab, das nächste Mal die der Klasse, bei anderen Malen einen Stamm, eine Glaubensgemeinschaft, eine Staatsbürgerschaft, eine Sprachgemeinschaft. Der Begriff „Volk“ ist in seiner Vieldeutigkeit Regelfall für alle Sprachbegriffe. Alle Begriffe sind in dieser Weise vielmögliche, lockere, willkürliche, gummiartig dehnbare Zusammengriffe von in gewisser Beziehung — wenn man mit einer bestimmten, von der Sprecherschaft eigenmächtig festgelegten Genauigkeit und Regel verallgemeinert — Gleichartigem, das aber bei genügend aufmerksamer Betrachtung immer durchaus noch verschiedenartig ist. Die Gruppe der wirklich gemeinsamen herausgrifflichen, begriffsinhaltlichen Eigenschaften der gesamten Klasse aller mit dem gleichen Wort bezeichneten Gegenstände, die begriffsnotwendige herausgriffliche Gruppe ist immer ganz außerordentlich viel kleiner, als es unmittelbar den Anschein hat. Die Enge des Bewußtseins versperrt uns gemeinhin die Erkenntnis der Kleinheit dieser Gruppe. Selbst die Begriffsfügung jüdisches Volk, die als Begriffsfügung schon eine größere Gruppe von Eigenschaften und eine kleinere Klasse von Erscheinungen darstellt als der Einzelbegriff Volk, ist immer noch grundsätzlich in genau der gleichen Weise „vieldeutig“ wie jedes andere Einzelwort oder jede andere Begriffsfügung:

Das jüdische Volk bringt große Opfer für den Zionismus.

Das jüdische Volk lebt in vielen Staaten.

Das jüdische Volk zeigt im Alten Testament Beispiele zähen Willens.

Im ersten Satz steht „jüdisches Volk“ für einen verhältnismäßig kleinen Kreis strenggläubiger, in Rassetheorien befangener Juden. Im zweiten Satz denken wir an die heutigen Juden in ihrer Gesamtheit; im dritten an bestimmte Lagen, in denen sich alttestamentliche Juden bewährten.

Wie Verschiedenes vor allem von Worten wie Kultur angedeutet wird, ist unmöglich erschöpfend zu sagen. — Im Schaufenster des Schneiders wird der Inhalt von Kultur bestimmt mit „Kultur haben, heißt Maßanzüge tragen“. — „Betreten der Kulturen ist verboten“ warnt ein Schild an der jungen Schonung. „Die Kultur der Griechen“, „Die Kultur des Körpers“ und andere Gebrauchsweisen des Wortes erlauben uns wohl, eine sehr kleine Gruppe gemeinsamer herausgrifflicher Eigenschaften zu finden, aber die gemeinten Tatbestände sind entsprechend deutlich verschieden.

Auch die Sachbedeutungen, die in bautümlichen Formelementen der Sprache liegen, im Genetiv, im Akkusativ, sind ganz außerordentlich vieldeutig, sehr oft sogar vieldeutig in der Gradstufe der Vielbedeuter.

Auf die Vieldeutigkeit von „Nation“ weist Burkamp hin:

„Es ist wohl noch in guter Erinnerung, wie 1919 die Weichheit der Begriffsmolluste „Nation“ dazu diente, sie bald mehr als Einheit der Sprache und Kultur, bald mehr als Einheit des Volksbewusstseins, bald mehr als Staatseinheit aufzufassen, je nachdem im Einzelfalle die eine oder die andere Auffassung mehr zur Schwächung und gegenseitigen Verfeindung der ehemaligen Mittelmächte Europas diente.“

Welche gewaltige, überhaupt nicht zu lösende Aufgabe es ist, alle Bedeutungen eines Begriffs aufzuweisen, zeigt in besonders hervorragender Weise der Versuch Hildebrands, in Grimms Deutschem Wörterbuch die Verwendungsweise von „Geist“ zu bestimmen.

„Worte sind im allgemeinen Zeichen für ziemlich unbestimmte Komplexe von Vorstellungen, die in mehr oder minder loser Weise zusammenhängen.“ — „Die Grenzen der Wortbedeutungen sind verwachsen, verschwommen, zerfließen“, sagt Erdmann in seinem Buch: Die Bedeutung des Wortes. Als erstes ausführliches Beispiel für diese Auffassung zeigt er, wie verschiedenartige Tatbestände das Wort „deutsch“ bezeichnet.

„Welches ist z. B. der Sinn des Wortes ‚der Deutsche‘? Jedermann versteht ja unmittelbar die Aussagen: ich bin ein Deutscher, oder die Deutschen siegten bei Wörth über die Franzosen. Soll aber etwa eine Karte über die Verbreitung der Deutschen in Europa angefertigt werden, und suchen wir nach objektiven Kennzeichen, die bei statistischen Aufnahmen zur Feststellung des Deutschtums der einzelnen Personen in Holstein oder Polen wirklich brauchbar wären, so tauchen sofort die größten Schwierigkeiten auf. Wir haben zwar das unbestimmte Gefühl, daß eine ganze Reihe körperlicher, geistiger und gemüthlicher Eigenschaften zusammentreffen müssen, um die Bezeichnung als Deutscher zu rechtfertigen; aber erstlich werden alle Bemühungen scheitern, diese Merkmale in allgemeingültiger Weise in Worten einzufangen; und sodann wird sicher die Mehrzahl aller Personen, die sich mit Zug und Recht Deutsche nennen, von dem konstruierten Normaltypus völlig verschieden sein. Nur drei brauchbare Merkmale lassen sich allenfalls aufstellen:

1. Die staatsrechtliche Zugehörigkeit zum Deutschen Reich,
2. die Abstammung,
3. die Muttersprache.

Alle Personen, für die jene drei Merkmale gleichzeitig zutreffen, müssen zweifellos als Deutsche bezeichnet werden. Aber ihre Zahl bildet noch nicht das Drittel aller Personen, die sich doch auch mit Fug und Recht Deutsche nennen. Das Merkmal der Reichszugehörigkeit fehlt bei Deutsch-Amerikanern oder Schweizern; das der Muttersprache bei französisch redenden Elßässer Bauern echt deutscher Abstammung; das der Abstammung bei den reichs-deutschen Juden. Auch zwei Merkmale können fehlen: alteingesessene Bewohner Polens oder der Lausitz gehören zum Reiche, wie nur irgendein Franke oder Märker; aber ihr Typus ist rein slawisch, und als ihre Muttersprache kann vernünftigerweise nur die polnische oder wendische angenommen werden. Und ein Wiener Bürger kann zwar nur deutsch reden, aber der Abstammung nach kann er Jude, der Staatsangehörigkeit nach Österreicher sein. Wer will allen diesen Personen das Recht bestreiten, sich Deutsche zu nennen? Aber in gewissem Sinne sind sie es doch wieder auch nicht. Sie bilden — wie ich mich ausdrücken möchte — das unklare Grenzgebiet des Wortumfanges; während jene Personen, denen keinesfalls der Name Deutscher abgestritten werden kann, weil für sie alle drei der genannten Merkmale zutreffen, den Kern des Wortumfanges ausmachen.“ —

„Es ließen sich also aus dem Worte der Deutsche drei verschiedene Begriffe herauslesen, für die nunmehr nur je ein Merkmal maßgebend wäre und die man umständlicher aber genauer als „Angehörige des Deutschen Reiches“ als „Rasse-Deutsche“ und als „deutsch Redende“ bezeichnen könnte. Sieht man aber näher zu, so findet man, daß es sich mit diesen Teilbegriffen genau so verhält wie mit dem Worte „der Deutsche“ schlechthin. Auch sie sind keine Begriffe im Sinne der Logik, sondern nur Popularbegriffe. Auch sie haben ein unbestimmtes Grenzgebiet; auch sie lassen sich wieder in eine Reihe übereinander lagernder Begriffe auflösen. Der erste Begriff freilich, der des Reichsdeutschen, kann durch das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 als festbegrenzt angesehen werden. Wer aber soll der Abstammung nach als Deutscher gelten? In dem Augenblick, da man schärfere Kriterien aufzustellen sich bemüht, taucht auch das Problem vom Ursprung der Arten und Gattungen mit allen seinen Rätseln auf. Angenommen jedoch, es sei möglich zu bestimmen, welche Individuen rein deutscher Abstammung seien, als was sollen dann jene gelten, die einen Nichtdeutschen als Vorfahren haben, etwa unter den Eltern, oder den Großeltern, oder den 16 Ahnen? Will man etwa nur die beiden letzten Generationen als ausschlaggebend erachten, so muß man auch Personen von ganz unverkennbarem jüdischem oder slawischem Typus als Rasse-Deutsche anerkennen. Will man aber den Stammbaum der Individuen durch eine ganze Reihe von Generationen zurückverfolgen, so sieht man sich bald genötigt zu erklären, mehr als neun Zehntel aller sogenannten Deutschen seien keine Deutsche. Auch der deutsche Kaiser wäre es ebensowenig wie die Mitglieder der übrigen deutschen Fürstenhäuser. Will man aber verwickeltere Kriterien aufstellen und etwa eine Vermischung Deutscher mit Engländern oder Scandinaviern anders beurteilen als eine mit Romanen oder Slawen; eine Vermischung mit Arieren wieder anders als eine solche mit Semiten; oder will man auch das Aussehen, insbesondere Gesichtsformen mit als Merkmale heranziehen und sie auf einigermaßen greifbare anatomische Kennzeichen zurückführen, so verliert man sich schließlich ins Bodenlose. Auf jeden Fall ergibt aber eine solche Überlegung, daß der Umfang des Wortes Deutscher (auch im Sinne des schon spezialisierten Begriffs des Rasse-Deutschen), wie er tatsächlich in der lebendigen Sprache und im Schrifttum gebraucht wird, nur durch einen breiten, sehr fragwürdigen Grenzstreifen angegeben werden kann. Eine schärfere Begrenzung ist zwar möglich und oft auch notwendig, aber immer willkürlich und je nach den Zwecken, denen das Wort dient, auf sehr verschiedene

Weise. Und so ist die Zahl der übereinander lagernden Begriffe, die alle durch das nämliche Wort Deutscher bezeichnet werden, ganz unbestimmt groß."

In unserer Sprechweise haben wir zu sagen: Die Zahl der Bedeutungen, die der eine Begriff deutsch haben kann, gehabt hat, ist unbestimmt groß. —

Die verwunderliche Tatsache, wie trotzdem der Ausdruck verständlich bleibt, wie trotzdem aus dem molluskenhaften, schwammigen, vieldeutigen Wort eindeutige Vorstellungen gerufen werden, ohne daß uns gemeinhin auch nur eine Ahnung ihrer möglichen Vieldeutigkeit kommt, ist aus dem Wirken der Gegentechnik zum Zusammengreifen des Begriffs, aus den drei Arten der Abhängung erklärt worden, dem Erlebniszusammenhang, dem Sprachzusammenhang, der eigenschöpferischen Ergänzung.

Die allerfeinsten Vorstellungsschattierungen sind auf einmal mit Hilfe der an und für sich erstaunlich vieldeutigen Wörter darstellbar, wenn wir sie geschickt genug in den richtigen Zusammenhang zu stellen wissen, wenn wir sie geschickt genug einengen.

Der Begriff — gleichgültig, ob Name, ob Sprachbegriff, ob wissenschaftlicher Begriff — ist also die Ordnung von Bedeutungen, die ein sinntragendes Sprachzeichen, ein selbständiges Wort, eine unselbständige Flexionsendung in allen möglichen verständlichen Sprachzusammenhängen nach einer wirklichen oder erstrebten Übereinkunft unter mehreren Menschen gehabt hat und haben kann. Diese Ordnung der Vorstellungen ist in den verschiedenen Sprachgemeinschaften durchaus verschieden, ist, wie mit vielen Beispielen belegt wurde, willkürlicher- und zufälligerweise und notwendigerweise verschieden. Oft genug legt schon die Eigenart der Tatbestände selbst es nahe, bestimmte Vorstellungen in bestimmter Weise zueinander zu ordnen, doch ist außerdem immer auch noch aus der eigenmächtigen, geschichtserwachsenen, eigentümlichen Bündelungsweise der Sprecherschaft die tatsächliche Ordnung der Erscheinungen im Begriffsschatz einer Sprache mit uns vergewaltigender Bestimmtheit gegeben. Solche Möglichkeit zur Eigenmächtigkeit besteht, weil jede Erscheinung immer nur auf eine Auswahl aus ihren Eigenschaften hin ihre Benennung durch ein Sprachwort erfährt. Und diese Auswahl hängt nur vom Menschen ab, nicht von der Welt an sich. In der Art der Auswahl zeigt sich das geistige Schicksal der Sprachgemeinschaft.

Dies für das Benennen nötige Erkennen auf eine bestimmte Auswahl von Eigenschaften hin erfordert immer menschliche geistige Tätigkeit. Wohl läßt sich der Begriff auch als eine nachträglich abstrahierte Ordnung sehen, in der Bestandteile des Sprechens abgelöst von wirklichen Sprachzwecken beurteilt werden, in der Dynamisches als statisch und zeitlos gesehen wird. Diese zeitlose Ordnung beruht aber auf Vergleichskraft, auf einer in der Zeit wirkenden Vergleichstätigkeit.

Diese Vergleichskraft kann je nach den verschiedenartigen Menschen verschieden stark sein. Wie die Menschen verschieden schnell laufen können, so vermögen sie auch ihre aus Spracherziehung innerhalb einer bestimmten Sprachgemeinschaft gebündelten Erinnerungsvorstellungen mit verschiedener Kraft festzuhalten, mit verschiedener Kraft und Geschwindigkeit und Genauigkeit ins Bewußtsein zu rufen und zueinander zu ordnen. Der Schwächling im Vergleichen „hat kein Personengeächtnis“, der andere „kommt nicht auf das Wort“, und viele vergleichen schlecht und in ungeeignete Vergleichsgruppen hinein. „Langsam und mühselig“ (Delbrück) wird diese Kraft im Sprecher entwickelt. Die Starken und Mächtigen im Geist vermögen besser zu vergleichen als der Durchschnitt der Massen. Daß

eine Vergleichskraft vorliegt, zeigen Cassirer (Philosophie der symbolischen Formen, III) und Weisgerber (Muttersprache und Geistesbildung) ausführlich durch Beispiele von Kranken, die wohl die Einzelerrscheinungen zu erfassen und zueinander zu ordnen wissen, die aber infolge einer krankhaften Störung nicht die geistige Ordnung eines Farbbegriffes etwa zu erfassen vermögen.

Selbst der nicht an Nachdenken gewöhnte Mensch, der immer nur alle Dinge so sieht, wie andere es vor ihm getan haben, der die Erscheinungen so in Begriffe gliedert, wie er es von anderen hört, muß doch bei jedem Sprechen handeln, tätig sein, er muß die alten und die neuen Vorstellungen miteinander vergleichen und Stellung nehmen, um sie richtig zueinander ordnen zu können.

Begriff ist nicht einfach Abbild, Symbol, Fahne, Tauschmittel, Erfaß, sondern er ist Tätigkeit, Handlung, Kraftäußerung, Erkennen nicht der Gegenstände schlechthin, sondern Erkennen auf bestimmte ihrer Eigenschaften und Untereigenschaften hin im Vergleich zu anderen Gegenständen der Erinnerung, Erkennen von einem bestimmten Standpunkt aus, Stellungnahme zu den Gegenständen.

Der Begriff ist nicht eine feste, unabhängig vom denkenden Menschen gegebene Ordnung. Der Begriff ist nur da, wo nach einem bestimmten Vergleichsgrundsatz, unter einer bestimmten „Idee“, einer bestimmten Sehweise wirklich verglichen wird, gehandelt wird, wo wirklich begriffen, für gleichartig gehaltenes unter einem einheitlichen Lautzeichen zusammengegriffen wird. Es gibt (trotz Hufferl) keinen Begriff ohne begreifende Menschen. Von den Dingen her sind nur zusammenhaltliche Ordnungen gegeben, aber nicht herausgriffliche. Wo es glückte, beides zur Deckung zu bringen, hätte man bestenfalls Namen, nicht aber Begriffe.

Wohl ist die sich in der Sprache zeigende Denkkraft des Vergleichs auch ohne Wortzeichen da. Aber sie wird erst an diesem Zeichen, mit diesem technischen Mittel zu höchster Leistungsfähigkeit gesteigert.

Das logische Recht zu einer jeweiligen bestimmten Vergleichsart, zum Zusammenordnen und Zusammenbündeln, die Vergleichsweise, kann aus den allerverschiedensten Vergleichsursachen, aus den verschiedensten Anlässen entstanden sein. Sie kann beruhen: auf dem im vollen Sinne als dasselbe erscheinen. Auf der Ähnlichkeit und Vergleichbarkeit infolge dieser oder jener ähnlichen Einzelzüge. Auf der Vergleichbarkeit infolge räumlicher Nähe und zeitlicher Nähe, infolge eines Ursache-Wirkungsverhältnisses. Auf der Vergleichbarkeit infolge irgendeiner gleichen Beziehbarkeit auf andere Vorstellungen. Auf der Vergleichbarkeit infolge des Verhältnisses des Ganzen zum Teil oder des Teils zum Ganzen. Alle überhaupt möglichen assoziativen Beziehungen zwischen Vorstellungen, nicht nur die der Gleichheit, können Anlaß zu begrifflicher Zusammenordnung sein. Im Altervergleich ist dieser erste Anlaß vergessen und es scheint Gleichklassigkeit schlechthin zu bestehen.

Ohne die Vergleichskraft von Vorstellungen in Zeichen hinein ist kein sprachliches Denken vorhanden, bleibt das Sprechen ein Lautgeplätscher wie das Klingklangspiel des Baches, sind die Gedichtsammlungen und Romane nur mit schwarzen Flecken beschmutztes Papier. Erst diese geistige Tätigkeit des Ordnen in Klassen und Herausgliederns aus Klassen erlöst einen Sinn aus den Lautgeräuschen und dem Linienzittern.

Am Anfang der Menschwerdung steht diese Tat.

Was die jeder Nationalsprache besondere eigentümliche Art und Weise des begrifflichen Ordners der Welterrscheinungen für die geistige Eigenart der Sprecher bedeutet

Nachdem solchermaßen klargestellt ist, was ein Begriff ist, in welcher Weise die auf Vergleichung beruhende Vorstellungsbewegung in jedem Denken vor sich geht, das über Sprachbegriffe geleitet wird, das als *Sach*, als Urteil erscheint, ist endlich der Weg frei, um festzustellen, was die Verschiedenheit der Begriffssysteme verschiedener Sprachen für die geistige Art der Sprechenden bedeutet.

Oft wurde die Bedeutung der Begriffsverschiedenheit darin gesehen, daß man meinte, ein Volk könne nichts von der *Sache* wissen, für die es keinen Begriff hat. Die Dinge, die nicht „begrifflich registriert“ sind, könnten ihm nicht bekannt sein. (E. A b e l.) Das Volk, das keine Perfidie kennt, könne nicht perfide sein, hat man ein Wort *G o e t h e s* umgedeutet. Wenn es den Begriff *revanche* nicht hat, könne es nicht *Revanche*gelüste haben, behauptet H. St. C h a m b e r l a i n in seinen bekannten Kriegsaussäßen. Von *F i c h t e* und *S c h o p e n h a u e r* bis zu den Philologen unserer Tage, die aus „kulturkundlicher“ Einstellung sich mit neuem Eifer bemühen, aus der Sprachverschiedenheit auf die Charakterverschiedenheit der Völker zu schließen, sehen wir das irrtümliche Verfahren des Parallelitätsschlusses, aus dem Fehlen von Begriffen in der einen Sprache und aus der Verschiedenheit ihrer Begriffsumfänge schon eine *V e r s c h i e d e n h e i t* in der Auswahl der den Völkern als beobachtenswert dünkenden Welterrscheinungen selbst zu folgern. Wenn *W e i s s g e r b e r* sich auch nicht in der üblichen falschen Weise daran versucht, Begriffspaare aus verschiedenen Sprachen gegenüberzustellen und daraus auf die geistige Art der Sprecher zu schließen, so läßt er doch die Frage offen, in welcher Weise denn nun eigentlich die von ihm so meisterhaft geschilderte Verschiedenheit der Begriffswelten unterschiedlicher Sprachen die zwangsläufige Verschiedenheit des Denkens erzwingt, die er mit Recht so nachdrücklich behauptet. (Meillet sieht hier den wesentlichen Mangel der *W e i s s g e r b e r s c h e n* Beweisführung.)

Wenn eine Sprache die Klasse der Gegenstände überhaupt nicht kennt, die eine andere Sprache mit einem Begriff benennt, so ist allerdings der Parallelitätsschluß richtig. Dem Fehlen etwa der Begriffe *Chinin*, *Rundfunk*, *Trappe*, *Curry*, *jodeln*, *rodeln*, entspricht dann im geistigen Besitzstand der Sprechenden ein Fehlen der *Sache*, der Vorstellung von einer *Sache*.

Es kann jedoch auch in einer Sprache Begriffe geben wie *revanche*, *esprit*, *Weltschmerz*,

Schimmel, für die es ganz augenscheinlich in einer anderen Sprache keine eigenwortige Entsprechung gibt, die dort also „fehlen“; die mit ihnen bezeichneten Weltgegenstände können aber trotzdem in dieser zweiten Sprache bekannt und benennbar sein. Der Schimmel findet dann etwa eine sprachliche Bezeichnung, indem man ihn Pferd nennt. Wo es den Oberbegriff Hund nicht gibt, können die Unterbegriffe Seidenpinscher und Airedale-Terrier usw. den Sprachwecken genügen. Das „Nichtdasein“ von Begriffen ist hier nur ein besonders schlechtes „Sichbedecken“ der sich „entsprechenden“ Begriffe.

In welcher Weise nun eine Verschiedenheit des Denkens zweier Völker daraus erfolgt, daß ihre sich „entsprechenden“ Begriffe grundsätzlich sich nur mehr oder weniger schlecht decken, das ist die eigentliche zu lösende Frage.

Jeder der 36 Punkte in der beifolgenden Zeichnung möge für je tausend oder für tausend Millionen Vorstellungsganzheiten stehen, die als für sich Bezeichnetes in zusammengrifflichen Klassen von Begriffen liegen. Dann könnten die Kreise a, b, c, d die Begriffe der einen Sprache X und die sich schlecht mit den Kreisen deckenden Dreiecke A und B die „entsprechenden“ Begriffe der anderen Sprache Y sein, die diese Einzelwesen zusammengrifflich erfassen. (Siehe Abb. auf S. 82.)

Wenn ich nun die Erscheinung 29 benennen will, dann finde ich sie in der Sprache X von dem Begriff d umschlossen, in der Sprache Y von dem Begriff B. Etwa schleifen von Messern grind und schleifen. Der Zweck des Sprechens ist oft genug erreicht, wenn der Einzelatbestand selbst genau genug bezeichnet wird. Welcher Klasse von Vorstellungen, welcher Allgemeinvorstellung er im Sprachwort zugeordnet wird, kann zunächst als eine rein werkzeugliche Zufälligkeit erscheinen. Ob sie nun gerade in schleifen steckt, oder in grind, oder in cut oder trail oder raze, darf so lange als unwesentlich scheinen, als man meint, die Leistung der Sprache beschränke sich darauf, auf den gemeinten Einzelatbestand hinzuweisen. Und es glückt ja mit Hilfe des Sages, diesen einzelnen gemeinten Atbestand aus der großen Fülle der an sich möglichen, in den Begriffsklassen liegenden herauszulösen.

Das Verhältnis von „Zusammengreifen“ und „Abengen“ sei der größeren Anschaulichkeit halber in einem anderen Beispiel bis zur Verfälschung vergrößert: Die eine Sprache sperrt die Pute, die Gans, den Storch und den Hahn und die Ente in einen unterbewußten Begriffsstall zusammen. Die andere Sprache sperrt den Reiher, die Ente und den Storch zusammen. Es ist — wenn ich nur darauf sehe, ob dieselbe Sache bezeichnet ist — durchaus unwesentlich, ob der Satz den Storch aus dem ersten oder aus dem zweiten Stall ins Bewußtsein entläßt. Es ist der gleiche Storch. Die Sprache benötigt immer nur den Einzelgegenstand. Es ist für die richtige Herausgliederung eines besonderen Einzelnen aus dem Allgemeinen gleichgültig, ob der Satz es hier aus der einen Klasse von Gegenständen oder dort aus der anderen Klasse von Gegenständen herauslöst. Dies eine ist bestimmt sicher: Die durchgehende begriffliche Verschiedenheit der Nationalsprachen bedeutet ganz und gar nicht schon von vornherein eine Verschiedenheit in der Auswahl der in diesen Sprachen erkennbaren und benennbaren Weltgegenstände, wie fälschlicherweise so oft behauptet wird.

Danach kann es leicht scheinen, als wäre es für das Denken und Sprechen eines Volkes, eines Menschen gleichgültig, wie die Erscheinungen der Welt von ihm gebräuchlicher- und geläufigerweise, willkürlicher- und zufälligerweise je nach seiner Sprachgemeinschaft zu Allgemeinheiten, zu Einheiten zusammengebündelt sind, wie sie in die Begriffsfächer geordnet erscheinen, wenn sie nur überhaupt durch die Begriffe faßbar und durch Abengung aus der Zusammengriffsklasse heraus- holbar sind.

Diese Anschauung ist jedoch durchaus trügerisch. Es bleibt von allerhöchster Bedeutung für die geistige Artung der Sprechenden, aus wie beschaffenen Begriffsklassen das gemeinte Einzelne jeweils herausgesondert wird, doch es führt zu irrigen Ergebnissen, wenn einfach je einander entsprechende Begriffe zweier Sprachen paarweise übereinander gelegt werden und verglichen wird, in welchem Teil ihrer Bedeutungen sie sich nicht decken. Die Begriffe haben immer nur mittelbaren Bedeutungswert, unmittelbare wirkliche Einzelbedeutung haben immer erst Sätze.

Erst die möglichen Sätze einer Sprache zeigen, welche Denkbewegungen in ihr der Möglichkeit nach gegeben sind und in

welcher Weise die Sprachen die geistige Eigenart der Sprecher bedingen.

Der Satz als Satz an sich, als Klasse von Bedeutungen ist grundsätzlich außerordentlich viel enger als jeder der Begriffe des Satzes. Denn die zusammengriffliche Klasse von Bedeutungen, die der Satz an sich darstellt, ist abhängig von der herausgrifflichen Gruppe aller Eigenschaften, die von ihm angegeben ist. Wie der Begriffsumfang auf dem Begriffsinhalt beruht, so beruht auch der Satz als Klasse der Zusammenhalte auf der Gesamtgruppe der herausgrifflichen Eigenschaften, die er darstellt. Diese herausgriffliche Gruppe von Eigenschaften ist nun die Summe, die Gesamtheit aller Eigenschaften, die von der Gesamtheit der Begriffe des immer eine Mehrfachbenennung darstellenden Satzes angegeben ist. Und wie die Summe immer mehr ist als jedes ihrer Teile, so ist die vom Satz dargestellte herausgriffliche Gruppe von Eigenschaften größer als die von jedem seiner Begriffe dargestellte. Da mit wachsender herausgrifflicher Gruppe von gemeinsamen Eigenschaften der Gegenstände die Größe der zusammengrifflichen Klasse der damit bezeichneten Gegenstände abnimmt (S. S. 28), so wird entsprechend die vom Satz dargestellte zusammengriffliche Klasse von Bedeutungen, von damit meinbaren Sachverhalten immer kleiner. Die freie Bewegungsmöglichkeit der Begriffe zueinander, die mit der Möglichkeit der Satzbildung gegeben ist, ermöglicht also eine ganz unendlich viel größere Zahl von unendlich viel genaueren Gegenstandsbestimmungen, als sie mit dem bloßen Begriffssatz einer Sprache gegeben ist.

Diese freie Bewegungsmöglichkeit der Begriffe zueinander bewirkt es, daß die Mehrfachbenennung, die ein Satz darstellt, eine sehr ähnliche Summe von Eigenschaften eines Sachverhalts bezeichnen kann wie ein anderer Satz, selbst wenn jeder seiner Einzelbegriffe sich mit denen des ersten Satzes nur schlecht deckt.

Schon die Mehrwortbenennung weißes Pferd stellt eine sehr ähnliche Gruppe von herausgrifflichen Eigenschaften, eine sehr ähnliche zusammengriffliche Klasse von Wesen dar, wie die Einwortbenennung Schimmel. Pferd und Schimmel decken sich aber recht ungenau.

Die beiden Mehrwortbenennungen: Mr. Cassel tries to cut the diamond und Herr Cassel versucht den Diamanten zu schleifen, können bei einer besonderen Gelegenheit den gleichen Tatbestand bezeichnen.

Als S ä t z e an s i c h auf a l l e durch sie ausdrückbaren Tatbestände bezogen bezeichnen sie zwar nicht die gleiche Klasse von Tatbeständen, aber doch zwei sehr ähnliche, sich wenig überschneidende Klassen. Die in den Sätzen vorkommenden Begriffe jedoch bezeichnen ganz überraschend, ganz auffällig voneinander verschiedene Klassen von Erscheinungen. Man vergleiche etwa try mit versuchen, cut mit schleifen, diamond mit Diamant. Diamond trägt noch die Vorstellung rautenförmig — Karo im Kartenspiel heißt Diamond —, die im deutschen Begriff nicht liegt. Cut umfaßt Elemente, die im Deutschen enthalten sind in den Begriffen: bohren, brechen, schneiden, (Baum) fällen, (Preiße) drücken, (Land) umackern. Try übersetzen wir je nach den Umständen mit probieren, prüfen, anproben, reinigen, anstrengen, untersuchen, entscheiden u. a. m. Versuchen übersetzen wir je nach den Umständen mit attempt, to put to test, to make an effort, to tempt. Es ist also dies eine klar: Man darf nicht einfach einen Begriff auf seine Entsprechung in einer anderen Sprache legen und schon daraus schließen, welche Ausdrucksmöglichkeiten für jede der beiden Sprachen gegeben sind. Die Ge-

druckskraft der Begriffsfügung, des *Sages*, abhängt von der Ausdruckskraft seiner Teile, der Begriffe, aus denen er besteht.

Es ist also Art und Umfang des engeren Allgemeinen, des *Sages* an sich, immer noch bedingt durch die zu seiner Bildung benötigten weiteren Allgemeinen, durch die Begriffe. Damit ist in der Tat, wenn auch nur mittelbar, der Begriff, die durch ihn gegebene Klasse von Eingleichsmöglichkeiten, von Bedeutung für die Denkmöglichkeiten der Sprache. Es ist aber von ganz außerordentlicher Wichtigkeit für den wirklichen Vergleich der geistigen Leistungsfähigkeit zweier Sprachen, daß die unmittelbaren Denkmittel, die Sätze, die Sagemöglichkeiten betrachtet werden, und nicht die nur mittelbaren, die Begriffe. Andernfalls dürfte man schon aus dem Fehlen von Begriffen wie etwa Schimmel im Französischen und Englischen mit Recht Schlüsse auf die Denkmöglichkeiten in diesen Sprachen ziehen.

Die freie Beweglichkeit der Begriffe, die es erlaubt, in ganz außerordentlich wechselreichem Lottospiel Gruppen von Eigenschaftsangaben, von Mehrfachbenennungen von Welterscheinungen als Sätze zusammenzustellen, gibt der Darstellungskraft der Sprache einen weiten Spielraum, und hervorragend Begabte werden in einer begriffsarmen Sprache immer noch Tieferes auszudrücken und zu verstehen vermögen als schwach Begabte in hochentwickelten Sprachen. Aber der vorhandene Schatz an Begriffen, an üblichen Begriffen stellt immer die Lottosteine dar, die in unterschiedlichen Sprachen unterschiedlichen Steine. Und an Zahl und Art der Steine findet auch dieses Lottospiel Grenze und Inhalt seiner Ausdrucksmöglichkeiten. So wird denn derselbe Weltgegenstand, derselbe „Zusammenhalt“ in verschiedenen Sprachen, auch noch wo sie in Sätzen sprechen, auf recht unterschiedliche Gruppen seiner Eigenschaften und Erscheinungsweisen bestimmt. Die eine sieht üblicherweise die Eigenschaften α , γ , ε , η , die andere die Eigenschaften β , γ , δ , ε , η . Das was wirklich rein sprachlich durch die Mehrfachbenennung selbst eines umfassenden Satzgefüges an Eigenschaften einer Welterscheinung bestimmt wird, ist immer noch so wenig, daß jeweilig eigenschöpferische Ergänzung diese Gruppe von herausgrifflichen Eigenschaften vervollständigen muß, damit ein rundes, genügendes Vorstellungsbild B entsteht.

Wie der Begriff, so benennt der Satz nur je eine kleine Auswahl von Eigenschaften der durch ihn als Satz an sich benannten Gegenstände. Er greift mit jedem seiner Worte willkürlich Eigenschaften heraus, auf die hin er die Gegenstände Tier, horse, pet, Fisch, Stute benennt und ihr Bild ruft. Die fertigen Schemata des Herausgreifens von Eigenschaften und Untereigenschaften von Eigenschaften in den fertigen Sprachbegriffen und damit in den Bauteilen der Sätze sind jedoch in verschiedenen Sprachen verschieden, und daraus ergibt sich, daß uns unsere Sprachgemeinschaft in eine Sonderbetrachtungsweise der Welt einspinnt, ohne daß wir es merken.

Wenn der eine Mensch die Eidechse mit den widerlich zu nennenden Erscheinungen vergleicht, der andere mit den niedlich genannten, der eine mit den grauen, der andere mit den grünen, so empfinden wir noch deutlich, wie die Vergleichsweise vom Menschen her gegeben ist. Weniger deutlich ist das in dem obigen Fall zu erkennen, in dem der eine sie Tier nennt, der andere Eidechse mit abgebrochenem Schwanz. In dem der eine die Bewegung mit huschen, der andere sie mit laufen bezeichnet. Und doch geschieht

auch in diesen Beispielen das Gleiche, es wird auch hier die in Rede stehende Einzelercheinung von dem ersten Sprecher auf eine andere Gruppe von Eigenschaften und Untereigenschaften hin verglichen als von dem zweiten. Und es geschieht genau das Gleiche bei den sogenannten „entsprechenden“ Sätzen verschiedener Sprachen, also auch von Satz C₂ und C₃ unserer Beispiele. Es können also wohl dieselben Gegenstände benannt werden, aber sie sind in verschiedener Weise aufgefaßt, wenn sie bezeichnet sind mit schleifen und grind, mit Taube und dove, mit cloakroom und Garderobe (in anderen Fällen kann cloakroom auch Gepäckaufbewahrungsraum sein usw.), mit dem englischen Präteritum und dem deutschen Perfektum, mit Rappe, Stute, Pferd, Tier, Lebewesen, horse, cheval; mit gelb und yellow; wash und waschen; Freund und ami; werfen und cast. Die mit ihnen gebildeten Sätze sind synonym in dem Sinne, daß sie auf genau denselben Tatbestand hinweisen können, aber sie weisen nach einem abweichenden Verfahren darauf hin. (Wenn wir zwei Sprachen miteinander vergleichen, sehen wir deutlich die Verschiedenheit der Begriffe als zusammengrifflicher Klassen von Gegenständen, schwer ist aber die immer damit gegebene Verschiedenheit der herausgrifflichen Klassen von Eigenschaften dieser Gegenstände zu erkennen.)

Wir können uns leicht eine Sprache vorstellen, in der es kein Wort für Eidechse gibt, in der die Eidechsen nur unter Tier mitbegriffen werden können. In ihr müssen also die Erlebnisse notwendigerweise anders gesehen werden als bei uns. Die Sprachgemeinschaft erweist sich hier als eine uns unwiderstehlich formende Erziehungsgemeinschaft. Sie führt uns zu einer besonderen Art und Weise des Vergleichens der Welterrscheinungen nach ganz besonderen sachlichen und werthaften Ordnungsklassen. Wir sprechen aber immer mit diesen sonderartigen Zusammenordnungen unserer jeweiligen Sprachgemeinschaft, nicht mit den Eigennamen der Sachverhalte selbst. Das sich im Sprechen äussernde Denken ist ein Vergleichen der Welterrscheinungen mit denen unserer Erfahrung nach einem besonderen Verfahren, ist Einordnen in die ganz besonderen Verallgemeinerungen gerade dieses unseres besonderen Volkes. Die begriffliche Ordnung der Sprachgemeinschaft ist die besondere Art gerade unseres denkenden Erfassens der Welt, die Art und der Genauigkeitsgrad des gerade bei uns üblichen und für uns und unsere Weisensart bezeichnenden Beobachtungsverfahrens.

Sehr wesentlich ist, daß man beim wertenden Vergleich von Sprachen nicht nur fragt, welche Einzelvorstellungen überhaupt der Möglichkeit nach durch die Begriffe dieser Sprachen rufbar sind, sondern man hat vor allem festzustellen, welche Vorstellungen wirklich innerhalb der Sprachgemeinschaft geläufiger Weise gerufen werden, welches die Kraft der Begriffe ist, ihr Wissen auszutragen. Diese Ublichkeit, die Gebräuchlichkeit der „entsprechenden“ Begriffe verschiedener Sprachen kann verschieden groß sein.

Das ist unter anderem wichtig, wo zu erklären bleibt, was es bedeutet, wenn in der Sprache B eine Bedeutung durch Abengung mehrerer Begriffe gerufen werden muß, die in einer anderen Sprache C in einem einzelnen Wort gegeben ist. (Cheval blanc — Schimmel; Schwarzbrot — schwarzes Brot usw.) Es wird hier schnell deutlich, daß die Erscheinung mit beiden Mitteln bezeichnbar ist, daß jede der Bezeichnungen aber unter anderem vor allem in verschiedenem Maße üblich sein

wird. Wo es Stute, Eidechse, Sitzen nicht gibt, sondern nur Pferd, Tier, Sein, da wird man geläufigerweise mit dieser gröberen, weniger genauen, unanschaulichen, denkbaren Verallgemeinerung und Beobachtung zufrieden sein und nur im Zweifelsfall von der Möglichkeit Gebrauch machen, sich durch das System der Begriffe, durch Abengung genauer auszudrücken. „Es ist nicht gleichgültig, ob ein Begriff durch ein Wort ausgedrückt wird, oder ob er nur umschrieben werden kann.“ „Die ganze lebendige Wirklichkeit des Wortes als Individuum fällt für den Begriff weg, dem es an einem solchen einheitlichen Ausdruck fehlt.“ Diese Erkenntnis des Wortes als eines selbständigen, eigentkräftigen, eigenlebendigen Einzelwesens ist eine der in ihrer hohen Bedeutung erst noch auszuschöpfenden Leistungen Humboldts, des genialsten aller Sprachphilosophen, des Meisters aller Meister. Die Worte sind aus dem Blut des Geistes lebende Gegenwesen, Gestalten eines Sonderreiches zwischen den Menschen, einer Überwelt über den Dingen. Wenn nun auch manche dieser Gestalten üblicherweise immer in Begleitung anderer erscheinen, die Möglichkeit des Für-sich-seins, des gerade so Für-sich-seins, des eigenständigen Seins als Ganzheit bestimmt die Bewegungsspielregeln der gesamten Gestaltenwelt. (Ob die größere sinnliche Genauigkeit, wie sie durch den engeren einheitlichen Begriff gegenüber dem weiteren gegeben ist, grundsätzlich als Denkgewinn gebucht werden muß, ob sich hier wirklich eine höhere Entwicklungsstufe der Sprache zeigt, steht hier noch nicht in Frage. Um es vorweg zu nehmen: Wir bezweifeln es.) — Hier ist von Bedeutung, daß die Begriffe je nach ihrer Üblichkeit eine bestimmte Beobachtungsgenauigkeit nahelegen, üblich machen, selbst wenn auch in dieser Sprache eine andere Genauigkeit und ein anderer Betrachtungsgesichtspunkt möglich bleibt. Bei der Feststellung, was der Begriffsschatz einer Sprache für die geistige Art der Sprechenden bedeutet, ist es vor allem wichtig festzustellen, welchen Geläufigkeitswert die einzelnen Bedeutungen dieser Begriffe haben, mit welchem Nachdruck sie sich innerhalb einer Sprecherschaft zum Gebrauch aufdrängen.

In jeder Anwendung des Begriffs ist Eigentätigkeit des Sprechenden und des Hörenden nötig. Jedesmal ist erst durch Vergleich der gemeinten Vorstellung mit der in den Begriffen liegenden, aus der Erinnerung stammenden Klasse von Vorstellungen die richtige Anwendung des Wortes gesichert. Dieser Vergleich kann sehr üblich sein, es kann von einer Vorstellung gesprochen werden, die schon oft in einen Begriff geordnet worden ist, der Vergleich ist so gut geübt und geht so glatt vor sich, daß er unterhalb der Bewußtfeinslinie bleibt, daß er nicht als Vergleich empfunden wird. Und dies ist der Grundfall alles Sprechens. Nur Kinder, die das Übliche noch nicht kennen, und Erwachsene, denen das Übliche nicht genügt — die seltenen, überdurchschnittlich begabten Erwachsenen —, weichen gelegentlich von ihr ab. Sie weichen ab, wie schon in der Erörterung über das Wesen der Metapher dargestellt worden ist, indem sie entweder den üblichen Begriffsinhalt dehnen, erweitern auf Vorstellungen, die er bisher geläufigerweise noch nicht umfaßte, oder indem sie überspringen auf einen Begriff, der im bewußten Vergleich gebraucht wird, der um der Ähnlichkeit in einer Eigenschaft willen in einem uneigentlichen, neuen Sinn gebraucht wird. Zur eigentlichen Sprache, zum Allgemeinbesitz gehört aber nur das, was wirklich geläufiger Weise gemeint und verstanden wird, was von Sprechern und Hörern als festes Ordnungswissen weitergegeben wird, die Begriffsbedeutungen, die sich mit Leichtigkeit auf jeden einzelnen Sprecher hinbewegen. „Für die Sprachen und ihren Einfluß auf die Nationen beweist nur (ist nur das von wirklicher Bedeutung), was aus ihnen natürlich hervorgeht; nicht das, wozu sie gezwängt werden können, sondern das, wozu sie einladen und begeistern.“ (Humboldt.)

Der Gesamtgehalt einer Sprache läßt sich nicht einfach nach der Zahl ihrer Wörter messen, nicht einmal nur nach der Zahl der Bedeutungen, die in den Begriffen der Möglichkeit nach liegen, — und das ist schon viel genauer — sondern erst nach der Zahl und Art der Bedeutungen und dazu nach dem Nachdruck, mit dem sie den Sprechern zum Gebrauch nahegelegt werden, nach der Geläufigkeit, mit der sie innerhalb der Sprachgemeinschaft Gemeingut sind.

Die stehenden Redensarten einer Sprache sind in sehr ähnlicher Weise fertige „Begriffseinheiten“, Teil des Gesamtschakes, wie die Einzelwörter. Im Gebrauchswert eines Wortes ist schon mitgegeben die Anziehungskraft, die es auf andere Wörter des Begriffsschakes hat. Eine gewaltige Anzahl von „offenen Fügungen“, ja von „geschlossenen Fügungen“ sind schon fertig, gewissermaßen als Einheiten vorhanden, so etwa Ausdrücke wie: Felle gerben, Kohl bauen, helles Licht, warmer Ofen, listig lächeln, was ist das?, hab dich nur nicht!, er versteht keinen Spaß. Die unendliche Fülle der Fügungsmöglichkeiten wird geläufigerweise in einer Sprache nur in ganz beschränktem Maße genutzt, und diese wirklichen Sätze, wirklich gebrauchten Sätze einer Sprache sind bezeichnender für die geistige Art der Sprecherschaft als Gesamtheit als die möglichen Sätze. Es gehörte ein großer Dichter dazu, die Fügung morgenschön zu finden.

Wenn man an die Möglichkeiten denkt, die der Neuvvergleich in jeder Sprache erschließt, so kann man sagen, daß sich in jeder Sprache alles ausdrücken läßt, was überhaupt in irgendeiner Sprache faßbar ist. Aber die Zahl der fertigen Einzelwörter, der fertigen üblichen Wortfügungen kann doch so dürftig und armselig sein, daß das immer an früheres Sprechen anknüpfen müßende Neudenken in seinem sprachlichen Ausdruck gelegentlich ein allzu großes Vergleichen bleibt. Wenn 80 in eine Negersprache mit dem Wort überseht wird, das genauer „viele“ bedeutet, so ist die metaphorische Andeutung schon so ungenau, daß es einem schwer fällt zu sagen, daß in beiden Fällen wirklich „derselbe“ Tatbestand gesehen wird. Oder wenn Parabel mit Wurflinie umschrieben würde, so mag das in manchen Sätzen genügen, falls es hier nur auf die Eigenschaften aus der Klasse der Eigenschaften der Parabel ankommt, die auch in Wurflinie stecken. In anderen Sätzen aber bleibt die Übersetzung mangelhaft, denn es kann gerade wichtig sein, daß es sich nicht um eine ballistische Kurve handelt, sondern eben um eine Parabel. Oder wenn man Bakterien überseht mit manchmal böse, Krankheiten verursachende, manchmal gute, das Leben fördernde Geister, so ist auch hier die erwünschte Vorstellung so ungenau gerufen, daß man eigentlich nicht mehr von der gleichen Vorstellung reden kann; was für sich gesehen wird, ist etwas Verschiedenes. Oder wenn Missionare, die Gott übersehn wollen in eine primitive Sprache, sich erkundigen nach dem in höchster Weise idealen, höchst erstrebenswerten Gut, dem höchsten, das es überhaupt gibt, und wenn sie nun das Wort dafür hören, das unsere europäischen Nasen schon beleidigendes Wildfleisch bezeichnet, so ist der neue Gedanke vielleicht in der Tat in die beste Verknüpfung mit dem alten Begriffszustand gebracht. Aber wir sehen doch, wie in diesem Begriffsbestand Grenzen des Vorstellenskönnens, des Für-sich-sehens, des Erkennens einer bestimmten Gruppe von Eigenschaften der Dinge liegen. (Das ist einer der Gründe, warum solches Neuwissen, Neu-für-sich-sehen, In-neuer-Weise-sehen, es so oft vorzieht, sich an einem Fremdwort festzuhalten, das allmählich durch immer neue Aufmerksamkeit und Belehrung den gewünschten Sinn annimmt, ohne mit Altwissen zu stark belastet zu sein. Man vertraut, die Dinge so besser im Hinblick auf die

Eigenschaften benennen zu können, die besonders wesentlich und erwünscht sind. Darüber siehe Anhang S. 406.)

Es ist sehr schwer zu durchschauen, daß von den Sprachen her nicht nur gegeben ist, welche Gegenstände unserer Aufmerksamkeit empfohlen werden, welche von ihnen durch bestimmte Sammellinsen die Strahlen unseres Interesses einfangen, sondern auch, wie wir uns gewöhnen sollen, die Welterscheinungen nach einem durchaus willkürlichen Verfahren aufeinander zu beziehen, und was uns an ihnen als „bezeichnend“ erscheinen soll.

Diese ganz erschütternd gewaltige Bedeutsamkeit des Begriffs für unser ganzes geistiges Dasein, diese unausweichliche Vorurteilsbefangenheit unseres Denkens, in die wir durch unsere Sprachgemeinschaft hineingezogen werden, können wir wohl an Sprachen zu ahnen beginnen, die so arm gegenüber der unseren sind, daß ihnen Begriffe wie 80, Gott, Lüge fehlen. Unsere eigene Sprache läßt sich jedoch nur ganz selten dabei überraschen, daß sie uns Vorurteile übermittelt. Denn wo die Sprache uns etwas „Richtiges“, etwas Brauchbares, Nützliches lehrt, muß es uns ja immer unmittelbar als unser ureigenstes Verdienst erscheinen, daß wir selbst die Erscheinungen der Welt „richtig“ ordneten. Auch wenn wir, was sehr schwer ist, erkennen, daß die Sprachen mit einer unterschiedlichen Genauigkeit beobachten, daß der eine Tier sagt, der andere Eidechse, so läßt doch die darin beschlossene Willkürlichkeit uns durchaus kühl, da wir vertrauen, daß das System der Begriffe durch Abengung schon etwaige Mängel ausgleichen wird: *cheval blanc*.

Einen tieferen Eindruck muß es aber machen, wenn wir sehen, daß die Sprache uns nicht nur eine willkürliche, nicht nur eine ungenaue Erfahrungsgruppierung, sondern gelegentlich auch sogar eine leicht erkennbare falsche nahe legt. Eine solche Überraschung der unser Denken fälschenden Sprache kann uns glücken, wenn wir uns wie Jäger mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Lauer legen. Wir müssen versuchen, sie in dem Augenblick zu ertappen, in dem Bedeutungsbestandteile, herausgriffliche Eigenschaften in die Begriffe hineinrutschen, wie sie der Esel im wahren Sinne des Wortes im Galopp verloren hat. Eine Einzeleigenschaft muß zur Gruppe, zur herausgrifflichen Gruppe der Eigenschaften, die üblicherweise die Begriffsregel ausmacht, deutlich nur infolge eines ganz groben äußeren Zufalls, infolge ganz zufälliger Klangähnlichkeiten hinzugeordnet sein.

Was ist eine Spinne? Dasselbe wie a spider, une araignée? — Ja und nein. —

Nach unserem Begriff ist sie ein Tier, das Spinnwebgewebe verfertigt, Fliegen fängt und ausfaugt, das geduldig immer wieder anfängt, neue Gewebe zu verfertigen, wenn ihm die alten zerrissen werden. Ein Tier, das sehr fleißig ist und u. a. eine bestimmte Schicksalsbedeutung hat; wenn man es morgens sieht, bedeutet es etwas Böses: Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen.

Ganz zufälligerweise ist in diesem Falle einmal klar zu sehen, wie durch eine rein sprachliche Analogie, durch einen reinen Gedächtnisfehler der „Herausgriff“ Spinne in sich die letztere Eigenschaft einbündelte.

Ursprünglich hieß es: Spinnen am Morgen bringt Kummer und Sorgen. Das Spinnen war nur ein Nebenbetrieb der Landwirtschaft. Gesponnen wurde, wenn sonst keine andere Arbeit zu tun war. Wenn also einmal die Ernte so schlecht gewesen war, daß es nicht viel zu ernten gab, dann wurde schon am frühen Morgen mit dem Spinnen angefangen. Das Spinnen am Morgen brachte zwar ebensowenig Unglück wie das Männchen im Wet-

terhäuschen den Regen, aber es war doch ein Zeichen für Unglückszeiten: Spinnen am Morgen; e i g t Kummer und Sorgen.

Von daher wurde das Sprichwort nun infolge eines für alles Sprachdenken höchst bezeichnenden Gedächtnisfehlers auf das harmlose Tierchen übertragen, das schon so manchem die Morgenstimmung verdorben hat. Da, wo das englische spider und das französische araignée etwas von dieser Eigenschaft der Spinne wissen, handelt es sich um Übertragung aus dem Deutschen.

Hier sehen wir einmal besonders klar, wie das Urteil über die Spinne ganz deutlich nur Vorurteil ist, ein recht abergläubisches, dessen Entstehung aus einem irrtümlichen Sprachgebrauch klar zu verfolgen ist. V e i t a u s e n d anderen Begriffen sind die überlieferten „Bedeutungen“ des Sprachgebrauchs ebenso aus einer Grille, aus einem Zufall in den Zusammengriff hineingeraten, nur ist das Zufällige des Zufalls, das Irrtümliche nicht so deutlich zu erkennen. Nur ganz selten ist das Vorurteil als falsches Vorurteil zu erweisen.

Der Ohrwurm ist manchem Kind deswegen besonders widerlich, weil das Wort es schreckt mit der Angst, dieses Tierlein mit den pathetischen Zangen tröche gern in die Ohren hinein.

Nur eine Klangähnlichkeit macht aus Château Morelle Schattenmorelle und ließ glauben, diese Kirsche gedeihe besonders gut im Schatten. Aus dem gleichen Grunde, aus einem sprachlichen Irrtum wurde aus Sintflut (sint gleich groß, allgemein) Sündflut, als wäre sie verursacht durch die Sündigkeit der Menschen. Die tausend Volksethymologien aller Sprachen enthalten, das ist besonders wichtig, nicht nur die Änderung eines Lautklanges, die Angleichung eines Lautklanges, sondern auch Änderung, Übertragung, Neuentstehung und Aussterben von Bedeutungselementen. Fremdwörter werden wie mit den Klängen so auch mit ihren Bedeutungen in die eigene Sprache hineingehört. — So wird Ventilator zu Windelator, Zigeuner zu Ziehgauner, Staubsauger zu Staubsauber. Lautähnlichkeiten ziehen Sachähnlichkeitsvorstellungen an, legen solche Vorstellungen zu den Begriffen, die ursprünglich nicht in ihnen stecken. Der ganz grobe sprachliche, klangliche Formzufall hat nicht nur den Spinnen und Schattenmorellen besondere Kraft verliehen, das formale Mittel des grammatischen Geschlechtes hat G ö t t e r geschaffen. Usener stellt den Satz auf und beweist ihn mit ungewöhnlicher Gelehrsamkeit: „mit Ausnahme von zwei, meinetwegen drei alten Göttinnen, deren Begriffe unwillkürlich die Wahl des Geschlechtes bedingten, haben die Indogermanen ursprünglich nur männliche Götter geschaffen; der schöpferische Trieb der Sprache bildete aus diesen adjektivisch beweglichen Worten Feminina heraus, die dann ein selbständiges Leben gewannen und die Maskulina zurückdrängen konnten.“ Unter den Neueren hat André Jolles gezeigt, wie Märchengestalten nicht eigentlich von den Dichtern, sondern mit innerer geistesgesetzlicher Notwendigkeit von der Sprache selbst geschaffen werden und dann ein Eigenleben führen.

Die ausführlichste Darstellung dieses Vorganges, wie schon durch ganz zufällige Klangähnlichkeiten Bedeutungen in Worte übertragen werden, die ursprünglich nicht in ihnen stecken, liegt in der Schrift von L u k M a c k e n s e n vor: *N a m e u n d M y t h o s*. Hier wird eine sehr reiche Beispielsammlung dafür gegeben, wie Begriffe aus Zufälligkeiten der F o r m einen ganz bestimmten J n h a l t gewannen. Wie die Sprache nicht nur Gehilfin, Dienerin

des Mythos ist, sondern sehr oft auch seine Herrin. „An den Tagen Fabian und Sebastian soll man mit dem Flötenpfeifenmachen beginnen, weil da der Saft in die Bäume geht und sich der Bast gut löst. An Gallus soll man kein Schwein schlachten, damit der Sped nicht gallig wird, am Ruperstag schüttele man die Obstbäume, dann bekommen sie keine Raupen.“ — „St. Blasius heilt die Blasenkrankheiten, am Niederrhein haben ihn sich die Hornbläser zum Schirmherrn erkoren. Der Heilige Lambert wird bei Lahmheit, Augustin bei Augenkrankheiten angerufen.“ — „Bekannt ist auch die Herkunft mancher Venusberge. (ahd. fenna, mhd. venne — sumpfige Höhe. Vgl. Hohes Venn; eine Försterei westlich Godesberg heißt Venne.) Auch hier wird längst nicht in allen Fällen eine direkte Beziehung zur römischen Liebesgöttin Venus vorliegen, etwa so, daß alte Hollenberge stets durch humanistische interpretatio romana zu Venusbergen geworden seien; vielmehr scheint sehr häufig der Mythos von der Liebesgöttin im Berge, der ja auch in der Tannhäuserfage eine entscheidende Rolle spielt, durch den umgelauteten und daher mißverstandenen Namen bedingt.“ — „Ein interessantes Beispiel dafür, wie weit solche sprachentstandenen Mythen fortwirken, bildet der goldene Esel von Reichenstein. Der „goldene Esel“ ist ein alter Stollen, nach bergmännischer Weise mit einem Tiernamen (Namen wie „goldener Ochse“, „Able“, „Einhorn“ usw. sind häufig) und dem erhofften Attribut bezeichnet. Die Bergleute zogen fort, der Name blieb und wurde mythenbildend; ein wirklicher Esel sollte im Berge liegen; man hat auch schon einmal sein Ohr freigelegt, da versank aber alles.“

An diesen Beispielen ist ganz zufälligerweise einmal zu übersehen, wie Eigenschaften schon durch Klangzufälligkeiten in Worte hineingelangen. In hunderttausend anderen Beispielen ist das Wissen von den Klassen der Eigenschaften, die die Begriffe darstellen, ist der Bedeutungsmythos, der mit jedem Wort der Sprache weitergegeben wird, ebenso willkürlich und launenhaft, nur ist seine Entstehung bei ihnen nicht mehr zu erkennen. Wie die Worte einen Bedeutungsmythos haben, kann uns bewußt werden, wenn wir sehen, wie Tiernamen in übertragener Bedeutung gebraucht werden. Wir erkennen dann, daß mit dem Tiernamen der Sprachgemeinschaft bestimmte Denkvoraussetzungen mit übernommen werden. Der Hase ist überall ängstlich. Aber a rat, a silly goose kann im Englischen auch von einem Mann gesagt werden. Das deutsche Geschlechtsworterswert solche Übertragung. Den Käfer sieht der Deutsche mit freundlichen Augen, er sagt von einem reizenden Mädchen, es ist „ein netter Käfer“. Für beetle im Englischen wäre das aber ganz unmöglich. Im Deutschen ist es dafür keine Liebkosung, wenn man jemand seine „kleine Ratte“ nennt, wie es der Franzose geläufigerweise der Erkorenen seines Herzens gegenüber tut. Der Spatz wird im Englischen mehr als fleißig angesehen, bei uns mehr als frech. Das Rotkehlchen gilt uns als zutraulich, dem Engländer als cheeky. „Du bist 'ne Mottel!“ übersetzt man am besten mit „was für ein Fisch du bist!“ Der Kuckuck ist im Englischen silly, im Deutschen höchstens niederträchtig. Die Charaktereigenschaft des ape steckt im deutschen Wort Affe. Im monkey liegt die Böswilligkeit, die Rutwilligkeit, die im deutschen Wort nicht steckt. (Die für Luther noch darin lag!) Der Engländer glaubt, daß die Fledermaus im Schädel das Unheil anrichtet, das im Deutschen dem Vogel zugeschrieben wird. Eine Eidechse bezeichnet im Englischen den jungen, nichtstuhenden Gecken. Im Deutschen ist das Wort ohne sprechenden Erlebniszusammenhang sinnlos. Ein englischer Walfisch ist ein Arbeitstier. Es ist auch ein Unterschied, ob man die Biene fleißig oder busy nennt.

Nicht nur Götter schafft die Sprache, nicht nur legt sie den Heiligen bestimmte

Eigenschaften zu, nicht nur haben Tiere bestimmte ihnen sprachgebräuchlich beigelegte Eigenschaften. Ja schon die Möglichkeit, ein Schriftwort in verschiedener Weise auszusprechen, schafft verschiedene Städte! Ein Engländer sagte mir einmal, er habe immer geglaubt *baed* und *baegdaed* wären zwei verschiedene Städte, während es doch nur zwei Ausspracheweisen für Bagdad sind.

Unsere Erinnerungen an alte Erlebnisse erziehen uns zu bestimmter Deutung neuer Erlebnisse. Das gänsehütende Mädchen sieht in die Wolken Schneemänner hinein, die Modeschöne erblickt in ihnen Kleidermodelle. Wir Feldsoldaten duckten in den ersten Monaten nach dem Kriege, wenn wir am Schreibtisch sitzend nur halbbewußt einen Wagen rattern hörten, wohl manches Mal unseren Kopf und lauschten auf die pfeifenden Maschinengewehrketten. Wie uns die Sprachgemeinschaft erzieht, nicht nur Erscheinungen in die Welt hineinzusetzen, sondern auch Klänge in bestimmter Weise zu hören, wurde mir kürzlich bewußt, als eine junge Engländerin aus dem Garten kam und ganz empört erzählte, man habe sie ganz falsch unterrichtet. Man hätte ihr erzählt, die deutschen Hähne schrien „Kikeriki“. Nun habe sie eben ganz deutlich mehrfach und mit gespannter Aufmerksamkeit den Hahn schreien gehört. Er habe aber wie die englischen Hähne ganz deutlich „K o k e l d u d e l d u h“ geschrien.

Wie sehr der Sprachgebrauch, der Wortaberglaube „Gegenstände“ schafft, die von den Dingen her gar nicht da sind, zeigen tausend Sprachbegriffe, zeigen tausend widerliche, togeborene Kinder der spekulativen Philosophie.

Der Sprechende, der in einer bestimmten Sprache nach den Vorschriften seines Volkes das „Für-sich-sein“ von Dingen sehen lernt, wird durch die Begriffe seiner Sprache veranlaßt, von einem bestimmten Standpunkt mit einem bestimmten Genauigkeitsgrad zu beobachten, mit einem Wichtigneehmen bestimmter Eigenschaften der Dinge. Die Sprache redet ihm ein, an Gesetzen zu glauben, die gar nicht da sind. Der Bedeutungsmythos des Wortes mit all seinen richtigen und fehlerhaften, immer menschlichen Voreingenommenheiten bestimmt, wie die Dinge der Welt von uns denkend und einsältig glaubend erfaßt werden. Das mit der Sprache gegebene Wissen von den Dingen steigt wie triebhaft auf als ein intellektuelles Gewissen, als scheinbar unmittelbar gegebene Denkkraft, als vermeintlich nur aus eigenem Vermögen erworbene Erfahrung. Wo die den Dingen zugeschriebenen Eigenschaften wie in den gegebenen Beispielen ihnen zu Unrecht zugeschrieben werden, erkennen wir wohl gelegentlich, daß dieses Wissen unseres „Gewissens“ ein Falschwissen ist. Aber nur ganz selten und mit großer Mühe läßt sich erkennen, daß es von dem Gesehen haben nach den Schweisen unserer Sprachgemeinschaft mitbestimmt ist, von dem Hineinvergleichen in Ordnungen, die wir nutzen und die wir tragen helfen, die aber in ihrem wesentlichen Bestand von anderen geschaffen wurden. So bedeutet Sprache instinktives Urteilen nach der Urteilsweise der Sprechgruppe, wir merken es nur nicht.

Es ist nötig, zu verstehen, in welcher Weise überhaupt die Menschwerdung, das Wachsen des Menschengeistes, der Menschlichkeit an den Sprachbegriff gekettet ist, an in Sprachzeichen gebundene Ordnung von Erscheinungen, ehe noch deutlicher und vollkommener hervortritt, von welcher Wichtigkeit die ganz besondere, zufällige, nationale Eigen-

art dieser Ordnung ist. Es sei darum in einem Schritt nach rückwärts zunächst einmal darauf hingewiesen, daß unsere Muttersprache nicht nur bestimmt, daß wir so denken, wie wir es tun, sondern daß sie uns überhaupt erst in einem volleren Sinne des Wortes „denken“ lehrt, uns eine höhere Form des Denkens erschließt, als sie ohne Sprache möglich ist.

Was leistet der Begriff, was leistet überhaupt die Sprache im geistigen Werden des Einzelmenschen?

Es scheint uns außer Zweifel, daß es auch ein Denken ohne Nutzung von Begriffen gibt. Der Vergleich eines Erlebnisses mit einem in der Erinnerung bewahrten Erlebnis kann auch vor sich gehen, ohne daß das Erinnerungserlebnis in eine sprachbegriffliche Klasse geordnet wurde, in eine Klasse nach der Vorschrift der Sprachgemeinschaft. So denken Tiere, so „denken“ auch Menschen für einen gewissen Kreis ihrer Erlebnisse.

Der Vergleich der jeweiligen bewussten Vorstellungen mit den Vorstellungen der Vergangenheit, mit den Erinnerungsvorstellungen geht aber bei uns Menschen für gewöhnlich auf Gleisen vor sich, die uns die Sprache zur Verfügung stellte. Es wird dann die Einzenvorstellung nicht einfach zu einer Einzenvorstellung oder einer nur vom Einzelmenschen her gegebenen Gruppe von Vorstellungen der Erinnerungen gestellt, die sich aus einzelpersönlichem Ordnen der Vorstellungen ergeben hat, sondern es schiebt sich eine künstliche Gruppierung von Vorstellungen ein, eine Gruppierung von Vorstellungen, wie sie der einzelne aus der Sprache seiner Mutter, seiner Erlebnisgemeinschaft, übernommen hat. Es sind dies Gruppierungen, die durch die Einheit des Wortzeichens zusammengehalten werden. Mit diesen fertigen Begriffen ist ihm ein fertiges Schema gegeben, auf welche Eigenschaften hin die Dinge empfehlenswerterweise zu vergleichen sind, auf welche hin wir sie zu Verständigungszwecken vergleichen sollen.

Der Vorgang des Sprachdenkens besteht also darin, daß wir die gemeinten Vorstellungen je nach der Erfahrungsordnung der Sprachgemeinschaft mit unseren Erinnerungen vergleichen, vergleichen müssen, so gut oder so schlecht, so subjektiv und verzerrt diese auch sein mag. (Ob wir dabei wirklich Laute vernehmen lassen oder nicht, ist ganz unwesentlich.) Nach unserer Auffassung von dem Begriff „Denken“ ist nun schon das Vergleichen, das Aufeinanderbeziehen von Erfahrungen so sehr Kern und Wesen dieses geistigen Tuns, daß es nur verschiedene Formen, verschiedene technische Möglichkeiten sind, wie sich das gleiche Tun abspielt, ob es nur über die ganz besonderen Vorstellungsgruppierungen des einzelnen geht oder aber über die Vorstellungsgruppierungen, die der einzelne sich zwar auch nach eigenen Erlebnissen bildete, die aber doch nach dem Vorbilde seiner Denkgemeinschaft eine ganz bestimmte Beziehungsweise aufeinander erführen.

Das Ziel des Denkens, die besondere Einzenvorstellung, ist nicht durch den Sprachbegriff bedingt, wie schon ausgeführt wurde. Der Sprachbegriff ist nur die Regel, mit deren Hilfe ich die nicht notwendigerweise nur durch Sprache rufbare Vorstellung wirklich rufe. Auch ein wirklicher Löwe oder ein Bild eines Löwen oder irgend welche Gedankenverbindungen im Träumen oder im Wachen können das Vorstellungsbild, die einem Satz entsprechende Vorstellungsganzheit rufen: der Löwe brüllt oder Herrchen geht auf die Jagd. Sprache ist wesentlich Mittel der Erinnerung, Mittel, um bei einem anderen die Beziehung des Vorstellungsverlaufes auf in bestimmter Weise geordnete Erinnerungserlebnisse zu bewirken.

Die dabei mitwirkende Ordnung der Erscheinungen in Klassen, die sich aus bestimmten Vergleichsregeln einer Sprachgemeinschaft ergeben, bedeutet immer einen Umweg des Den-

tens. Dieser Umweg kann manchmal störend sein. Der ohne das Sprachhirn vergleichende Mensch denkt und handelt oft sicherer und geschickter als der mit Sprachhirn arbeitende. Dieser Umweg bedeutet ferner Gefangennahme des einzelnen in die Denkwirkung einer Gruppe hinein. Er kann Schaden bedeuten, aber er bedeutet doch vor allem Nutzen, höchsten Nutzen für den sprechenden Menschen, wie schon angedeutet wurde.

Jedes Sprechen und Hören bedingt ein Sehen von Welterscheinungen auf ihre Eigenschaften hin, Vergleich auf ihre Eigenschaften hin, und mit jedem Hören und Sprechen wurde diese geistige Kraft des beobachtenden „Vergleichens in Bezug auf“ schlechtthin geübt. Auch noch wo diese Kraft tätig ist, ohne daß Worte ihre Ursache oder Worte ihr Ziel sind, ist diese Kraft geschaffen, gestärkt, zu einer besonderen Weise des Denkverfahrens erzogen durch Worte, durch Begriffe. Auch das sich nicht in Sprachformen bewegende Denken des Menschen ist noch stark durch Spracherziehung bedingt.

Besonders stark durch den Sprachbegriff bedingt ist natürlich das höhere Denken. Mit dem „Umweg“ des Beziehens der Welterscheinungen aufeinander nach einem Verfahren, das innerhalb einer geistig arbeitsteiligen Menschengruppe die Verständigung ermöglicht, tritt das Denken erst in das hellere Licht des Bewußtseins. Unsere Sinnesbeobachtungen haben erst dann eine Funktion, einen „Zweck“, wenn sie mit früheren Beobachtungen, mit Erinnerungen verglichen werden. Dieser Vergleichsakt wird bei Mensch und Tier zum Teil durch den Instinkt geregelt, durch Erinnerung von den Blutsverfahrenden her, zum Teil aber erst durch nachgeburtliche Erfahrung des einzelnen und durch ihm nachgeburtlich von seiner Lebensgruppe übermittelte Erfahrung. Beim Menschen ist im Vergleich zu den Tieren der erstere Erfahrungsbesitz auf ein Mindestmaß gesunken, der letztere aber ganz gewaltig gewachsen. Die Sprache ist das Organ geworden, das dem einzelnen die nachgeburtlichen Erfahrungen einer langen Kette von Geschlechtern als im zeitlichen Nebeneinander lebenden großen Gesamtgruppen übermittelt. Der Mensch wird von seiner Gruppe durch die Sprache in einem Verfahren unterrichtet, wie er seine Sinnesindrücke verarbeiten soll. Die von den Sinnesindrücken erfaßten „Gefühle“ („denn was sind ursprünglich unsere Sinne anders als Gefühl?“, Herder) erhalten durch die Rettung an Sprachzeichen eine gegenständliche Bestimmtheit. Sie wandeln sich zu etwas Neuartigem. Aus der im Dunklen vollzogenen Beziehungssetzung von durch die fühlenden Sinne bewirkten Vorstellungen und den durch Instinkterfahrung und Einzelerfahrung gegebenen Erinnerungen aufeinander wird jetzt durch die Rettung an das Zeichen ein vielfacher Prüfung unterliegender, umständlicher Akt. Der Hörende versteht nur, wenn das Gruppenbildliche Vergleichsverfahren richtig angewandt wurde. Dadurch wird der Sprechende, der richtig verstanden werden will, zu schärferer Selbstprüfung gezwungen. Der Vergleich erfordert jetzt jeweilig eine umständlichere Befinnung, eine Prüfung der an ein Zeichen gebundenen Beziehungsweise. Wie dem Wort sein voller „Sinn“ nur langsam durch die Erlebnisse erwächst, so erhalten jetzt die Sinneserlebnisse durch ihre Bindung an Begriffe, an „Ideen“, einen Sinn. Durch den über Zeichen geleiteten und nach einer „objektiv“ festliegenden Ordnung von Beziehungsweisen vorgenommenen Vergleich erhalten vor allem die „Augengefühle“, die von den Augen erfaßten Vorstellungsbilder, eine solche Beziehungs Klarheit, einen so sicheren „Sinn“, daß aus dem Vergleich solcher Gefühle ein „Denken“ wird.

Die akustischen Gefühle verrauschen zu schnell; die geschmacklichen liegen innerhalb einer Lebensgruppe meist nicht genügend gleichartig und gleichzeitig

um zum Austausch der Erfahrungen über sie anzuregen; der *L a s t s i n n* ist nicht mehr wichtig genug in der sinnlichen Organisation des Menschen, die fertig war, ehe er zu sprechen anfang; die *A u g e n e i n d r ü c k e* aber sind wegen ihrer besonderen Zeitbeständigkeit genügend „objektiver“ Stoff der Wahrnehmung, der innerhalb einer Lebensgruppe gleichförmig genug beobachtbar ist. Daher beruht das durch die Sprache in Art und Umfang wesentlich bestimmte menschliche Denken vor allem auf dem *G e s i c h t s s i n n*.

Erst mit den Begriffen, die einen „Sinn“ in den Erscheinungen haben, die den Erscheinungen einen „Sinn“ geben (im Akt der „Ideation“), fängt das höhere Denken an. Jetzt wird das Einzelerlebnis auf von Geschlechtern erprobte Regeln des Vergleichens bezogen. Jetzt wird eine größere Zahl von wertvollen und erprobten Prüfungswiderständen eingeschaltet; jetzt lehren die Begriffe uns, auch solche Erfahrungen auf einer höheren Bewußtseinsstufe zu ordnen, die wir ohne die Hilfe der Sprachgemeinschaft überhaupt nicht aus dem Gewebe der Erfahrungen bewußt herausgelöst und verglichen hätten.

Nachdem der Mensch erst einmal gelernt hat, seine Erfahrungen begrifflich zu bündeln, drängt alles Denken durch die Pforte des Begriffs in das hellere Licht, die Eingleichung der Erscheinungen in die Sprachbegriffe wird so fest, stellt sich so unabweisbar, so notwendigerweise ein, daß nun allerdings ein Denken ohne Prüfung durch die Sprache fast gar nicht mehr möglich bleibt. Ja, diese ursprünglich nur für den Mitteilungszweck nötigen „Kontrollassoziationen“ werden so eigenlebensfähig, daß das Denken von ihnen aus einen neuen Antrieb gewinnt. Oft genug ergibt sich jetzt das Hintereinander der Gedanken schon aus den üblichen und geläufigen sprachlichen Begriffsverbindungen. Die Wörter rufen gewissermaßen die Wörter, und die Wörter die Gedanken. Das wird durch die bekannte Erscheinung bestätigt, daß „der Gedanke beim Sprechen kommt“, daß man Selbstgespräche führt, Traumgespräche mit sich selbst, daß das Denken den Umweg über die Sprache gar nicht mehr entbehren kann, daß von diesem Umweg her die Kraft und Lust am Wandern wuchs. So stehen schon Kinder, so steht schon unser Freund Mark in der Zurede „*causant avec le mur*“ (Annette I, 96). „Lügen die Sprachorgane nicht versteckt, so würden wir sie bei angestrengtem Denken charakteristisch zucken sehen“, sagt Mauthner.

Die Erfahrungsordnung unserer Sprachgemeinschaft, die uns eine unendliche Fülle eigener Erfahrungen erspart, hilft uns, erschließt uns eine menschlichere, bewußtere, klarere Welt, als wir uns aus eigener Kraft je erobern hätten. Wir geraten damit gewiß in die Abhängigkeit von einer Gruppenbefangenheit, aber ohne dieses Freiheitsopfer wären wir Tiere geblieben. „Wenn man die Menschen nötigen könnte, von jetzt ab zu schweigen, so könnte man sie zu Pferden und Seehunden und Kühen zurückbilden; denn diesen Wesen sieht man an, was es heißt, nicht sprechen zu können: nämlich soviel, als eine dumpfe Seele haben.“ (Nietzsche.)

In dem menschlichen Denken mit Sprache und dem tierischen Denken ohne Sprache erkennen wir also grundsätzlich den gleichen Vorgang. Beide Male werden Gegenwartsvorstellungen mit Erinnerungsvorstellungen verglichen. Nicht, daß wir überhaupt denken, Vorstellungen aufeinander beziehen, ist also schon durch Sprache bedingt, aber daß wir so denken, daß wir in bestimmter Weise Vorstellungen aufeinander beziehen, ist durch unsere Muttersprache bedingt. Das menschliche Denken wird nun außerordentlich viel leistungsfähiger dadurch, daß es durch Gemeinschaftsarbeit immer mehr, immer bessere, immer bewußtere und wertvollere Vergleichserfahrungen erwirbt. Die Kunst

des Vergleichens selbst gelangt zu immer höherer Vollendung und Übung. Die Sprache erst bringt eine bestimmte Helligkeit in den Denkvorgang. Sie zwingt uns zum Denken, auch wo wir nicht denken wollen.

Der Denkvorgang selbst wird abgekürzt, so abgekürzt, daß darin allerdings fast eine Wesensänderung des Denkens zu sehen ist. Das vorsprachliche und tierische Denken (und das Denken sehr primitiver Sprachen) bleibt immer Denken in scharf geschauten Bildern. Es vergleicht jedesmalig einen gegenwärtigen Film mit den Erinnerungsfilmen. Die entwickeltere Sprache hat mit ihren abstrakten Begriffen schon die Regel, die Regel ganzer Erinnerungsfilme auf eine knappste Formel gebracht. Sie sieht nicht mehr die ganzen Bilder, sondern nur das an diesen Bildern wirklich Mitteilenswerte, Bildreste vom Wesentlichen. Die „gedachten“ Bilder werden immer blasser und undeutlicher. Und so bedeutet das, was zunächst als „Umweg“ erscheint, das Hineinvergleichen in eine künstliche gruppenpersönliche Erfahrungsordnung, doch eine ganz außerordentliche Wegabkürzung und Beschleunigung und Wertsteigerung des Denkens.

Das Wort bedeutet ferner eine neue Beweglichkeit des Denkens, eine geordnete Ablösung des Denkens vom sinnlichen Erlebnis, ohne daß dabei die Erinnerungsbilder nun nur in der wirren Willkür des Traumes zueinander geschüttelt werden. Das Lottospiel der Vorstellungen bleibt frei, beweglich, aber es geht nun nach Regeln vor sich, es bekommt gar durch diese Regeln eine neue, schöpferische Beweglichkeit. — „Die Begriffsbildung ist ein feiner Kunstgriff der Denkmachine, durch den die Gegeneinanderbewegung der Vorstellungen fruchtbarer, ergiebiger gemacht wird.“ (Waihinger.) „Durch das immer bereite Zeichen des Wortes lernt der Mensch, die Vorstellungen, die sonst flüchtig wären und ineinander fließen, zu fixieren und zu unterscheiden, und mit jeder fixierten und unterschiedenen Vorstellung wächst ihm die Kraft, reicher und schärfer zu kombinieren. Durch das Zeichen wird die Herrschaft über die Vorstellung bedingt, und ohne Zeichen, und seien sie die natürliche Lautsprache oder ein künstliches Erfasmittel, gibt es kaum einen Ansat menschlichen Denkens.“ (Trendelenburg, Logische Untersuchungen.) „Es bedarf der Sprache nicht nur zur Darstellung, sondern auch zur Bildung des Innern, zur Entwicklung seines geistigen Vermögens selbst.“ (Lazarus.)

Alles Sprechen und Hören ist Übung in der Kunst und Kraft des ordnenden Vergleichens. Das Wort bewirkt eine Dauerübung des Denkens, wie sie dem Tier fehlt. Es ist überdies Speicher des Wissens. Denn das Wort sammelt die Einzelerfahrungen gewiß immer nach einer Willkür, einer Gruppenwillkür, aber es sammelt. Es ordnet, es sammelt, es bindet Erlebnisbilder an Zeichen. Es sammelt Wissen in diese Zeichen, es sammelt Eigenschaften. Denken wir daran, wie Verge ohne Namen für das Wissen von unseren Reisen fast immer von untergeordneter Rolle bleiben. Aber in dem Augenblick, in dem sie einen Namen erhielten, sammelten sich in diesen Ordnungsmappen immer neue Erfahrungen zu einer Einheit und stützten einander assoziativ. Das Wort war so oft die Sammel-einheit, in der immer zu uns bekannten neue, uns bis dahin noch unbekannte Eigenschaften gesammelt wurden, daß wir grundsätzlich bei jedem Wort erwarten, mit dem Namen auch die Sache selbst in unsere Gewalt zu bekommen, mit dem Namen der Krankheit, der Diagnose, den ersten Schritt zu ihrer Heilung getan zu haben.

Mit der Sammelkraft des Wortes ist dem Erinnern ein Hilfsmittel von unschätzbarem Wert an die Hand gegeben. Es sind nun feste Kristallisationskerne, für eine Gruppe von Menschen gleiche Kristallisationskerne geschaffen, an die die Erfahrungen vieler anwachsen können. Es ist durch feste Merksymbole eine bestimmte Ordnung in die fließende Fülle der

Erscheinungen gebracht, und es wird außerdem in uns die Kraft selbst des Vergleichens von Seiendem mit Gewesenem ganz außerordentlich gestärkt, wie schon dargestellt wurde. Wir müssen jetzt genauer zusehen, klarer unterscheiden, bewußter vergleichen, um sprechen zu können.

Eine besonders wichtige Leistung des Begriffes ist, daß er uns hilft, Dinge zu beobachten, die wir ohne seine Hilfe nicht beobachtet hätten. Schon die Entstehung der einzelnen Begriffe unseres Wortschatzes zeigt die von Humboldt so betonte Leistung der Sprache, daß sie nicht nur Darstellung unabhängig von der Sprache erkannter Wahrheit ist, sondern daß sie uns zur Entdeckung vorher unerkannter Wahrheit führt.

Es sei zugegeben, daß das Kind die Sache Flasche, Mutter, schlafen kannte, bevor es die sprachliche Bezeichnung dafür, bevor es den Namen verstand und gebrauchte. Für eine Reihe anderer Begriffe wird aber zweifellos gesagt werden dürfen, daß das Kind zunächst die Wörter hörte, ohne sie zu verstehen, daß es erst allmählich den Gebrauch, den Inhalt der Wörter voller und richtiger erkannte. Der Begriffsinhalt entwickelte sich deutlich genug an den sprachlichen Bezeichnungen. „Für viele ihrer Zeichen lassen sich die Ideen gar nicht abgefordert von der Sprache aufzeigen.“ (Humboldt.) Denken wir etwa an artig, Gast, Wade, Gott, rein, elektrisch. In diesen Fällen — um schwierigere abstrakte Begriffe nicht zu erwähnen, die erst den Erwachsenen lehren, Erscheinungen deutlich für sich als Erscheinungsklasse zu sehen, Beziehungen zwischen den Erscheinungen festzustellen — wird das Wort der Mittler sein, der dem Kind hilft, zu klarerem, denkendem Bewußtsein über vielleicht schon dumpf und unklar empfundene Erlebnisse zu kommen. Oft wird es sogar erst der Anreiz sein, die Sache hinter dem Wort bewußter zu beobachten. Wer auf diese Dinge achtend Kinder aufwachsen sieht, merkt, wie nicht nur in den seltenen Fällen, wo das Kind fragt, was ist ein Gast? was eine Wade? wo ist der liebe Gott? das Wort die genauere Bekanntschaft mit der Sache vermittelte, sondern wie ganz allgemein ein sich erweiternder Schatz von Worthüllen erst allmählich die richtigen, d. h. die von der Sprachgemeinschaft gewünschten begrifflichen Inhalte in sich aufsaugt. Neunjährige wissen für ihnen so geläufige Worte wie Onkel und Tante oft nicht einmal die „richtige“ Bedeutung. In tausend Wörtern, Sprüchen, Redensarten geistern leere Wortschatten im Gespräch der Kinder umher. Gelegentlich ertappen sich aber auch Erwachsene dabei, daß sie Wörter wie Nabe, Ulme, Rüster, Abraum, Preßglanz, Diskont, Schwalbe, Karzer hören und zu verstehen glauben, daß sie in Wirklichkeit aber doch nur höchst nebelhafte oder falsche Vorstellungen von den Sachen haben, die damit bezeichnet werden. Aber das Wort enthält die Behauptung, daß es eine ihm entsprechende Sache gibt, es übermittelt mehr oder weniger stark den Wunsch, diese Sache, die Eigenschaften dieser Sache kennenzulernen. Das Für-sich-sehen als Ganzheit, Einheit wird in entscheidender Weise durch das Für-sich-benennen unterstützt. Nur mit Hilfe des Wortes sind die unsinnlichen, undinghaften Erfahrungen zu übermitteln, die Generationen von Vätern allmählich anhäufen.

„Der einzelne Mensch könnte so tiefgründige und vielfältige Gedanken, wie sie in den Worten ‚Zeit‘ oder ‚Unendlichkeit‘ oder ‚Geist‘ bezeichnet sind, vielleicht von sich aus nie erringen, aber die Sprache trägt ihm in ihren Worten diese Bedeutungen einfach zu. Sie schlagen sich durch die Sprache in seinem Geist nieder.“ (Freyer.)

Das Wort macht mit Dingen bekannt, die ohne das Wort kaum beobachtet worden wären.

Noch aufschlußreicher und überzeugender für die Bedeutung des Wortes ist es aber, den Sachverhalt von der anderen Seite zu sehen: Über Dinge, für die eine Sprachgemeinschaft keine Wörter besitzt, über Erfahrungen, die nicht irgendwie in Zusammengriffen von Vorstellungen stecken, die durch Begriffe bezeichnet werden, kann man in dieser Sprachgemeinschaft nicht unterrichtet werden. Es wurde schon gesagt, daß in diesem Falle der Parallelitätsschluß berechtigt ist.

Was nicht im Wortschatz einer Sprache seinen Niederschlag gefunden hat, das mag höchst begabten Individuen hier und da aufgebämmert sein, es existiert wohl der Möglichkeit nach, denn es kann durch Neuvergleich in den bestehenden Begriffsschatz hineinvergleichen werden, es ist aber nicht als wirkliches gemeinsames Gut der Sprachgruppe vorhanden.

Jemandem, der die Begriffe acht, Parabel, curry, Bakterie, Revanche nicht kennt, sage ich nichts mit den Sätzen: Ich habe acht Pferde, ich zeichne eine Parabel, in diesem Fleisch sind Bakterien, er liebt den Curry. Es gibt Kinder und einzelne Glieder der deutschen Sprachgemeinschaft, denen diese Sätze nichts sagen, weil sie die Wörter nicht kennen. Diese Wörter oder andere, die gleiche Sache bezeichnende Symbole können aber auch sämtlichen Gliedern eines Sprachvolkes fehlen, können einer ganzen Sprache fehlen. Das ihnen entsprechende Erfahrungswissen kann nicht als ein schon etikettiertes, fertiges, auf eine knappste Formel gebrachtes Wissen weitergegeben werden von der einen Generation der Wissenden an die nächste Generation der Wissenerwerbenden, sondern es kann allerhöchstens als Neuwissen erworben werden und dann von einzelnen schließlich an die ganze Gemeinschaft übergehen. —

Das sind höchst alltägliche, aber doch außerordentlich wichtige Gedanken. Denn es gibt tatsächlich Sprachen, in denen nicht nur, um schon erwähnte Beispiele zu wählen, die Begriffe acht, Parabel, Bakterie fehlen, es gibt auch solche, in denen eine ganz gewaltige Zahl uns überaus selbstverständlicher Begriffe nicht vorhanden ist.

Der Sprechende nimmt aber vor allem mit den Sprachbegriffen unbefehen hin, in welche begriffliche Klasse von Befunden hinein eine Erscheinung zu stellen ist, welche Gruppe von Eigenschaften der Befunde jeweilig als wichtig und maßgeblich anzusehen ist für die begriffliche Ordnung der Befunde. Jeder Begriff bringt eine besondere Verzerrung der Wirklichkeit, indem er eine willkürliche Gruppe von Eigenschaften besonders wichtig nimmt und, daraus sich ergebend, seiner inneren Wesensart nach Verschiedenes als gleichartig oder doch als vergleichbar nebeneinander ordnet. Wenn wir auch den Parallelitätsschluß bekämpfen haben, nach dem es bestimmte Dinge für das begriffliche Erfassen schon deswegen nicht gibt, weil keine Begriffe vom gleichen Umfang da sind — es wurde gezeigt, daß der Satz gleiche Dinge mit Begriffen von sehr verschiedenem Umfang bezeichnen kann — so darf doch nie gefolgert werden, wie ganz ausführlich dargelegt wurde, daß diese gleiche Erscheinung in den synonymen Sätzen nun etwa in völlig gleicher Weise beobachtet würde. Die eine gleiche Erscheinung bezeichnenden Sätze an sich verschiedener Sprachen sind immer noch notwendigerweise verschieden, das sich in ihnen darstellende Allgemeine ist verschieden, die Gesichtspunkte, unter denen sie die Erscheinungen sehen, sind verschieden, und diese Verschiedenheit der Eigenschaften, auf die hin die Erscheinungen verglichen werden, ist die zwangsläufige Verschiedenheit des Denkens in verschiedenen Sprachen.

Da ein Satz immer aus Begriffen als seinen Teilen besteht, wird ein verschieden-

artiger Begriffsschatz verschiedener Sprachen die Aufmerksamkeit des die Sprache Lernenden in verschiedener Weise lenken. Die Begriffe der Sprache sind wie optische Linsen, die von der Sprachgemeinschaft in der Welt aufgestellt sind und uns auffordern, doch einmal hindurchzuschauen, um die Dinge genauer zu beobachten, die in ihrem Blickfeld liegen. Es gibt weite Gebiete von Welterscheinungen, in denen keine Linse uns einlädt, die Dinge vergleichend zu betrachten. Auf anderen Gebieten steht die gleiche Sache im Brennpunkt mehrerer Linsen. Die Lebenswichtigkeit der Gegenstände und das unergründliche Schicksal der Sprecherschaft und ihr Spieltrieb schleifen die Linsen und stellen sie an bestimmten Orten auf. Immer wird durch die Linsen unser Interesse in einer ganz bestimmten Weise gerichtet, indem (einerseits) aus einer Gruppenwillkür bestimmte Dinge überhaupt unbeobachtet bleiben, nicht für sich als Ganzheiten gesehen werden, während andere Gegenstand lebhafter Anteilnahme sind, indem (andererseits) in ganz willkürlich verschiedener Beobachtungsweise bestimmte Sachverhalte auf bestimmte Eigenschaften hin durch einheitliche Linsen zu Klassen geordnet sind, von der Sprachgemeinschaft her zu Klassen geordnet sind. Und wir müssen diese Klassen anerkennen, wenn wir verstanden werden wollen.

Sätze verschiedener Sprachen, die im besonderen Fall den gleichen Vorgang der Erscheinungswelt bezeichnen, sind nicht gleichbedeutend in dem, was die Sprechenden damit, ohne es zu wissen, über sich selbst aussagen, in dem, was sie verraten, ohne sich dessen bewußt zu sein, über ihre Denkgenauigkeit und Blickschärfe, über ihr Beobachtungsinteresse, ihren Erfahrungs- und Erlebnisreis. Es steckt in jeder Aussage nicht nur, was gesehen wurde, — und das wird sehr häufig gleich sein auch für verschiedensprachige Menschen —, sondern es steckt darin auch, wie es gesehen wurde. Und das ist bei zwei Sprachvölkern verschieden und bei aller nur mittelbaren Bedeutung der Begriffe für das Denken doch notwendigerweise verschieden um die Eigenart ihres Begriffsschatzes. Hier liegt die außerordentliche Bedeutsamkeit der unterschiedlichen Begriffsumfänge für die geistige Artung der Sprecher.

Wenn wir also vom sprachlichen Ausdruck nicht nur auf die bedeutete Erscheinung rückschließen, sondern auch auf den Sprecher, auf die Sehweise, wie der Sprecher die Erscheinung auf faßt — und es soll ja die Eigenart der Völker aus ihrer Sprache erkannt werden — so entdecken wir in den im Hinblick auf die bezeichneten Sachverhalte synonymen Sätzen wesentliche und für die geistige Artung der Sprecherschaft durchaus bezeichnende Verschiedenheiten.

Wir erfassen wohl dieselben Welt Dinge wie ein Anderssprachiger, wir müssen sie aber zwangsläufig in anderer Weise erfassen, in einer anderen Blickweise, im Hinblick auf andere ihrer Eigentümlichkeiten. Unser Begriffsschatz lehrt uns, die Geschehnisse in jeweils besonderer Weise zu deuten, und damit werden aus den Geschehnissen sondergestaltige Erlebnisse. Die Sinnesindrücke sind nicht ohne weiteres schon Bewußtseinsgehalte, sie werden erst verarbeitet, gedeutet, auf Erinnerungen bezogen, ein Stück des Weges gewiß ohne Sprache; aber wo sie in das Licht hellerer Bewußtheit rücken, formt die Sprache entscheidend an ihrer geistigen Gestalt mit. Es kommt nun darauf an, wie die Worte unserer Sprachgemeinschaft auf die „Dinge“ hinweisen. In den Worten liegt schon ein fertiges, übliches Verfahren des Hinweisens, sie geben den einzelnen Sprechern schon fertig geformte geistige Gehalte. Die Sonderartigkeit und Willkür dieser fertigen Formen ist aber nur in allerangestrengtestem sprachlichem Mühen zu

erkennen. Gemeinhin ist sie unerkannte und unbewusste Gegebenheit. Die Menschen verschiedener Sprachvölker sind darum auf verschiedene Weise Mensch. Ihre geistigen Kategorien sind grundsätzlich verschieden.

Es kann niemand aus seiner Haut, es kann niemand über seinen Schatten springen. Leo Spitzer drückt diesen bittersten Kummer Mauthners mit den Worten aus: „Dem Wort von der Sprache, als dem Spiegel der Dinge, setze ich ein anderes entgegen: Die Sprache spiegelt nur den Menschen, besonders aber seine Unfähigkeit, anderes als sich in diesem Spiegel zu sehen. Wenn der Mensch seine Worte ernst nimmt, gleicht er dem in seinem Bilde ertrinkenden Narzissus.“ — Aber er nimmt sie geläufiger Weise ernst! Nur mit allergrößter Anstrengung ist es zu verstehen, wie zwar derselbe objektive Sachverhalt gemeint, sprachlich ausgedrückt ist, wie aber trotzdem überdies noch die Verschiedenheit besonderer Auffassungsweisen in den ihn darstellenden sprachlichen Sätzen liegt. Es verlangt zäheste Selbstprüfung, wenn man dazu vordringen will, die Form des Denkens, das vom Sprecher Dazugegebene, das in jeder Aussage steckt, von dem von den Dingen selbst her Gegebenen zu lösen. Denn die hier in Frage stehende stumme, unterbewusste Gruppensubjektivität reicht sehr viel tiefer als jene grobe und bewusste der lauten einzel-menschlichen Meinungsverschiedenheiten über einen Gegenstand.

Die Sprachen sind verschieden,

- a) indem sie eine verschiedene Auswahl von Welt dingen sprachbegrifflich zu bezeichnen vermögen,
- b) indem sie objektiv gleiche Welt dinge in verschiedener Weise begrifflich in unterschiedliche Klassen einbündeln, indem die Dinge nach verschiedenen Gesichtspunkten, auf verschiedene Eigenschaften hin zusammengeordnet werden¹.

Es ist eine große Zahl von Beispielen für die Verschiedenheit der Begriffsumfänge in unterschiedlichen Sprachen gegeben worden. Diese Beispiele sind aber, das muß immer wieder betont werden, nicht Ausnahmen, sondern die Regel. Die Paraderpferde esprit, Gemüt, Heimweh, Hausfrau, Lied, perfide, comfort, spleen, honmot, point d'honneur, frivolité, ami stellen nicht einen seltenen Typus von Wort dar, sondern den zu erwartenden Fall, wenn man weiß, wie grundsätzlich aus der Willkür der einzelnen die Gruppen „objektivität“ entsteht. Diese Wörter zeigen den eigentlichen, den durchschnittlichen Tatbestand nur in besonders anschaulicher Form: grundsätzlich gibt es nicht zwei Begriffe verschiedener Sprachen, die sich völlig decken. —

Diese in den Begriffen sehr grobe Verschiedenheit der Beziehungseinheiten ist in den Sätzen infolge der Abengung zweifellos ganz beträchtlich verkleinert und hier noch stärker verschleiert durch Unbewußtheit der eigenschöpferischen Ergänzung, aber grundsätzlich ist sie auch hier vorhanden, da der Urteilsinhalt völlig durch die Bedeutungen der Begriffe gegeben ist, aus denen das Urteil gebildet wird.

Bei allem Freiheitspielraum des einzelnen stecken doch die in einer Sprache vorhandenen Begriffe gewisse äußere Grenzen der Möglichkeit ab, was in einer Sprache gedacht werden kann. Und sie stecken ab, wie es gedacht werden kann.

Und die geläufigen Bedeutungen der Begriffe und die geläufigen Fügungen von Begriffen zeigen, was und wie in einer Sprache geläufiger Weise wirklich gedacht wird.

¹ Scheler sieht in „Die Wissensformen und die Gesellschaft“ wohl die Verschiedenheit a. aber nicht die Verschiedenheit b.

Unter allen Umständen muß der fertige, gar nicht von uns abhängige, von anderen geschaffene Bedeutungsumfang der Worte, den man von seiner Sprachgemeinschaft übernimmt und der eine ganz bestimmte, ganz eigentümliche Schauweise ausdrückt, eine bestimmte Voreingenommenheit gegenüber der Welt schaffen. Er enthält ein fertiges Urteil, er läßt eine bestimmte Art des Verallgemeinerns, gegen die man sich nicht wehren kann, zur Gewohnheit werden, weil wir uns dessen nur selten bewußt werden können, daß alle sprachlichen Begriffe ein menschliches, aus dem unnachmeßbaren geistigen Schicksal unseres Volkes geborenes Vorurteil enthalten, eine bestimmte Art der Denkerziehung, eine bestimmte Aufmerksamkeit des Vergleichens und Sammelns und Inbeziehungsetzens, die schon durch die Sprache in uns vorgegeben ist, ehe wir auch nur zu sprechen anfangen. Sprache ist mehr als eine Ordnung von Mitteilungszeichen für die Weltererscheinungen. Sie ist schon eine die Art unseres Erlebens der Weltererscheinungen ganz wesentlich mitbestimmende Kraft.

Mögen wir Menschen verschiedener Sprachen auch infolge der allgemeinmenschlichen Gleichheit des Baues unserer Sinnesorgane dieselben Dinge sinnlich gleich sehen und erleben,

Mag auch in allen Sprachen die grundsätzliche Technik des Weltbegreifens durch symbolische Zeichen, das Zusammengreifen und Abengen gleich sein und eine in den Grundsätzen gleiche formale Logik ergeben,

Mag es sich auch bei dem Wie des Zusammengreifens der „Sätze an sich“ oft um ganz und gar unbedeutende Verschiedenheiten handeln, um Verschiedenheiten, wie Käse und Petroleum begrifflich gefaßt werden, ob ein Ding noch ein Mantel oder schon ein Ueberzieher ist,

Mögen auch Sätze verschiedener Sprachen synonyme sein können als die am besten einander entsprechenden Wörter,

Mag auch von Laien entsetzlich viel Dummes aus Begriffsverschiedenheiten herausgelesen werden — sogar das unschuldige Kan Kultur hat französische Literaten Geistreichkeiten über deutsche Barbarei offenbaren lassen,

Mag auch ein beträchtlicher Freiheitspielraum bleiben, wie die einzelnen innerhalb einer Sprachgemeinschaft nach ihrer unterschiedlichen Erziehung und Begabung in verschiedener Weise „denken“, Besonderes auf Allgemeines beziehen:

Für verschiedene Sprachen gilt mit Notwendigkeit, daß die den am besten einander entsprechenden Sätzen verbleibende grundsätzliche Verschiedenheit der Sätze an sich eine Verschiedenheit des Interessestandpunktes, der Umdeutungsweise, eine Verschiedenheit im Kern des Denkens selbst ist, in dessen Voraussetzungen immer ein Vergleichen steckt. Die gleiche, gleiche Welt wird zwangsläufig in verschiedener Weise denkend erfasst. Wir drücken immer nur uns selbst aus, die Welt in Bezug auf uns, unsere Beziehungsweise der Weltererscheinungen aufeinander, und wir drücken uns so aus, wie es uns die Sprachgemeinschaft lehrte. So schwer diese Verschiedenheit verschiedensprachiger Menschen auch zu erkennen ist, so sicher, so bedeutsam, so tiefreichend ist sie. Denn man darf durchaus verallgemeinern, daß alles höhere und bewußtere Denken begriffsgeboren ist. Aber es kommt keinem Volk der Gedanke, seine Augen nicht für die Augen schlechtthin und die Dinge, die sie offenbaren, nicht für die Dinge schlechtthin zu halten und einzusehen, daß das objektiv Richtige nur deswegen „objektiv“ ist, weil es dem Urteil der Sprachgemeinschaft entspricht. Erst die Erfassung der Welt mit Hilfe der be-

grifflichen Ordnungen einer Sprache ist Denken in höherem Sinne, ist m e n s c h l i c h e s Denken. Mit Recht wurde auf dem Psychologentag 1931 in Hamburg gesagt: Wo die Sprache beginnt, beginnt der M e n s c h. Und mit Recht darf weiter behauptet werden: Mit der d e u t s c h e n Sprache beginnt der d e u t s c h e Mensch.

„Die Sprache drückt nicht den Gedanken des Sprechenden in seiner persönlichen Ursprünglichkeit aus. Im Gegenteil, sie ist eine Form, die dieser Gedanke fertig vorfindet und der er sich anpassen muß, ob er will oder nicht, wenn er zum Bewußtsein seiner selbst kommen und sich ausdrücken können soll.“ — (Noch richtiger wäre es zu sagen, sie ist Kraft und Form, die diesen Gedanken erzeugen hilft.) „Man muß also wohl zugeben, daß die Sprache uns begrenzt und formt“, sagt Sechehaye in seinen *Mirages linguistiques*. Und eine besondere Sprache begrenzt und formt in einer besonderen Weise infolge der Besonderheit ihres Begriffsschatzes. Sprache ist Geschöpf und Schöpfer. Die Sprachen sind nicht nur Erzeugnis, Ergebnis der Nationalseele, Form gewordener Volksgeist, sondern sie sind dem einzelnen gegenüber ganz und gar der Volksgeist selbst als lebendige, formende, gestaltende Kraft, als Kraft und als eigenartig geprägte und gerichtete, sonderpersönlichkeitliche Kraft. Sprache ist der lebendige, zeugungsgewaltige, schöpferische Volksgeist selbst, in dem und aus dem die M e n s c h l i c h k e i t all der einzelnen Volksglieder erst erblüht.

Es steckt für uns die Verpflichtung zur Bewährung in unseren Werken in dem Humboldt-Wort:

„Die Geistes Eigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung ineinander, daß wenn das eine gegeben wäre, das andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Die Sprache ist gleichsam die äußere Erscheinung des Geistes der Völker. Die Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache. Man kann sie beide nicht identisch genug denken.“

Jede Sprache lehrt in besonderer Weise werten, wollen, handeln

Begriffe sind Sachbegriffe auf Grund der Beziehung von Welterscheinungen untereinander. (Insofern die Welterscheinungen auf eine regelhafte Auswahl aus ihren Eigenschaften — oder Untereigenschaften — als gleichklassig erscheinen, tritt ein gleiches Sprachzeichen für sie ein.) Begriffe sind Wertbegriffe auf Grund der Beziehung der Welterscheinungen auf den Menschen. Wir unterscheiden als Hauptarten von Werten Zweckwerte und Spielwerte. Zu den ersteren gehören die Werte des Einzelnutzens und die des Gruppennutzens.

Die Wertbeziehung des Einzelnutzens ist für eine große Zahl von Begriffen unmittelbar klar. Die Begriffe erzählen von den Dingen, die für uns nützlich sind, und sie sprechen so von ihnen, wie sie für den einzelnen Sprecher nützlich sind.

(Einzelnutzen bringt das Sprechen nicht nur, indem es eine nützliche Beziehung zu einem Weltgegenstand herstellt, sondern auch, indem es unter den Sprechenden selbst eine für den einzelnen nützliche Berührung herstellt. Das Handeln wird zweckentsprechend gerichtet in Sätzen wie: Hol mir mal den Mantel aus dem Haus. — Ich treibe jetzt die Fische mehr nach der Bucht zu [damit wir sie dort um so leichter fangen].

— Einzelnutzen bringt das Sprechen ferner, indem die Sprachbegriffe mittelbar die Berührung mit früher Gesprochenen herstellen, mit ihren in langen Zeiträumen erworbenen Erfahrungen, was Brot, giftig, heiß, salzig, verehren, schenken, Gold, Schildkröte zu nennen ist und werthhaft bedeutet.)

Gruppennutzen bringen die Begriffe unserer Sprache, indem sie dazu beitragen, das Denken, Fühlen, Wollen unmerklich auf das Beste der Gruppe einzustellen.

Wenn die einzelnen Sprechenden, unmittelbar miteinander Zusammenwirkenden in ihrem Dasein gefördert werden, so wird damit häufig genug auch schon das Leben der Arbeitsgemeinschaft, der ganzen Sprachgemeinschaft, das Leben der Sprachgattung gefördert, wie ohne weiteres klar ist. Das Leben der Gattung — das im allgemeinen dann am besten gewährleistet ist, wenn das Leben all der einzelnen Träger der Gattungen gut behütet wird — kann aber auch gelegentlich im Gegensatz zu den Lebenswünschen dieser einzelnen Glieder der Gattung stehen. In gewissen Lagen wird das Leben der Gattung auf Kosten des Einzel Lebens geführt.

Spielwerte bringen Wörter und Begriffe insofern, als sie uns unterrichten darüber, was wir für „schön“ zu halten haben. Der Name „Spielwerte“ erscheint uns deswegen berechtigt, weil es Spiel ist, geschichtstiefes Spiel, wenn die Menschen noch diese Welt des Ästhetischen neben und in die Welt des kämpfenden Lebens stellen. — Und diese Spiel-

welt des Schönen, der Künste, der Musik, der Malerei, der Bildhauerei, der Dichtkunst, diese Welt der Entfaltungen von Stilen und Wertungsweisen des Schönen ist die menschlichste, die menschartigste aller Leistungen des erst durch die Sprache ermöglichten menschlichen Gemeinschaftslebens. (In welcher Weise geschichtliche und ursächliche Beziehungen zwischen dem „Schönen“ und dem „Guten“ als dem Gruppenförderlichen, Gesunden bestehen, soll hier nicht untersucht werden.)

Der Begriff ist Verallgemeinerung, ist Klasse von Gegenständen, die mit dem gleichen Sprachwort benannt werden. Umfang und Weite solcher Klasse gleichbenannter Gegenstände wiederum ist durch die herausgriffliche Gruppe des „Nebeneinander“ der Eigenschaften dieser Gegenstände gegeben, die als begriffsnotwendig (konstitutiv) angesehen werden für die Ordnung des Gegenstandes in eine Begriffsklasse. (S. S. 26 ff.)

An diese Erkenntnis läßt sich anknüpfen, wenn zu zeigen ist, daß nicht nur das Denken, das sachliche Ordnen der Einzelheiten in das Allgemeine durch Sprachbegriffe wesentlich bestimmt ist, sondern daß wir von ihnen auch unsere Werturteile, die Art unseres Empfindens und Wollens empfangen.

Bei den sogenannten „Dingen“, den „Zusammenhalten“ ist besonders deutlich, daß ein in den Erscheinungen selbst, ein nicht von Menschen her gegebenes *Nebeneinander von Eigenschaften* den Anlaß gibt, eine Ganzheit, ein Ding als einen mit einem Begriff bezeichnbaren Gegenstand zu erkennen. Wenn nun auch eine Anzahl dieser Eigenschaften rein sachlicher Art ist — das Brausein, zwei Ohren haben, Männchen machen des „Hasen“ — eine andere Anzahl von Eigenschaften sind deutlich *Wert* eigenschaften — die Schmachhaftigkeit seines Fleisches, die Schönheit seines Felles —. Das Gleiche gilt für Begriffe wie Pferd, Stuhl, Tintenfaß, Streichholz, Erde, Brot. Es ist mit als *Eigenschaft* dieser Dinge gegeben, daß sie je in vielfacher Hinsicht eine Beziehung auf den Menschen haben, daß sie von eigentümlichem *Wert* für den Menschen sind.

Ogden wählt unter anderem das Beispiel Streichholz, wo er zeigen will, wie im Begriff immer ein Erlebt haben mit bestimmten Lebensinteressen, ein Gewertet haben steckt: Wenn ich es reibe, gibt es Feuer. Es gibt einen bestimmten Geruch. Die vorher braune Kappe strahlt zischend Licht aus. Bald brennt das Licht ruhiger. Es brennt eine bestimmte Zeit. Ein kurzer Stumpf bleibt übrig. Ein Streichholz läßt sich leicht auspusten oder austreten. Zu bestimmten Zwecken habe ich Streichhölzer angezündet. Bei unachtsamem Umgang mit Streichhölzern sind bestimmte Gefahren vorhanden.

Auch ein Wort wie Streichholz, das durchaus nur für die Andeutung eines objektiven Tatbestandes da zu sein scheint, enthält also noch Bestandteile der Wertbezogenheit auf den Menschen, enthält das Wissen über die Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieses Gegenstandes, das Wissen über seinen Wert und Unwert in mancherlei Lagen des von Menschen gelebten Lebens. Durch diese Wertverschiedenheit unterscheidet sich das Streichholz vor allem von den anderen kleinen Stückchen Holz, die zufälligerweise für die Sinne sehr ähnlich aussehen. Die Gebrauchsanweisung zu Streichholz ist für Termiten eine andere als für Menschen. Es stecken in diesem Wort als Untertöne Gefühlelemente, Bejahung und Befriedigung über den warmen Ofen, die glimmende Zigarette, den dampfenden Braten. Es steckt darin Angst und Ablehnung, Vermeidenwollen der Gefahren, die mit ihm verknüpft sein können. Ganz hinten in dem Wertgewebe, nicht mehr für uns hervorholbar, steckt vielleicht ein Bild aus

dem Struwelpeter. Irgendwie steckt in allen Begriffen ein Urteil über Lebensnützlichkeit oder Schädlichkeit, werden die in ihnen dargestellten Sachverhalte als Lebenssteigerung oder Lebensminderung, als brauchbar oder nicht brauchbar, als wertvoll oder wertlos, als angenehm oder als unangenehm, als bekämpfungswert oder förderungswert begutachtet. Die Sprache gibt nicht nur Zeichen für Tatbestände, sie sagt auch, welchen Wert die Dinge für das Kind haben, welcher Art sein Interesse dafür sein soll. Da aus dem Sprechen solche Belehrung fließt, fragt der Drei- bis Vierjährige so ungewöhnlich häufig: Warum? — Warum ist das eine Treppe? Warum schwimmt das Schiff? Warum ist das ein Spatz? — Er will nicht Wissen um des Wissens willen erwerben, er will vielmehr wissen, in welchem Lebenszusammenhang die Dinge stehen, wie er sich zu ihnen zu verhalten hat. Von der Freiheitsstatue auf dem Bild des New Yorker Hafens will er wissen: Ist die gut? — Da sind Leute auf dem Dampfer: Sind die gut? — Da sind Krebse auf dem Bild: Sind die gut? — Das Kind will für seine eigene Selbstbehauptung aus der Sprache Verhaltensmaßregeln haben. „So agglomeriert jeder Begriff vom möglichen Erkenntnismaterial gewisse nur das in sich, was vom suchenden Willenszentrum her zu erfassen und einzugliedern ist.“ (Mannheim, im Handwörterbuch der Soziologie unter: Wissenssoziologie.) Es ist, wie schon erwähnt, die Zahl der eigenwortigen Begriffe für die verschiedenen Arten von Pferden, Kamelen, Erscheinungsformen des Schnees vom Lebensinteresse der betreffenden Sprachgemeinschaft an diesen Dingen abhängig.

Manche Begriffe zeigen ihre Werthastigkeit darin, daß sich in ihnen von vornherein nicht schon eine augenscheinlich von den Welterrscheinungen her gegebene Klasse von Dingen darstellt, sondern deutlich nur eine Klasse nach dem wertenden Gesichtspunkt des Menschen. Die Hauptvergleichseigenschaft für die Dinge untereinander ist ihre Beziehung auf den Menschen. Worte wie Getreide, Obst, Gift, Verbrecher können dafür als Musterbeispiele gelten. Bei diesen „Herausgriffen“ stellt sich schon im bloßen Dasein der sie bezeichnenden Wörter das Werturteil dar, daß diese Gegenstandsklasse für die Sprachgemeinschaft als in irgendeiner Weise wichtig, als zweckhaft und wertvoll genug erachtet wurde, um durch ein besonderes Zeichen ausgedrückt zu werden, um aus dem tausendmal größeren möglichen Weltkatalog als bezeichnenswerte Ganzheit ausgewählt zu werden.

Keine Wertungsgehaltspunkte stellen auch Begriffe dar wie: kostbar, verächtlich, Sorgfalt, lieben, krank. Hier sind wohl immer in mehr oder weniger starkem Maße auch noch sachliche, rein von den Dingen her gegebene Eigenschaften gleichzeitig mit dem Begriff erkannt, aber die Werteigenschaften überwiegen. (Daß auch die Eigenschaftswörter noch als Klasse des gleichzeitigen Nebeneinander von Untereigenschaften zu sehen sind, wurde gesagt.)

Diese Werteigenschaften (in Begriffen für Zusammenhalte und Einzelmerkmale) sind — wie die Sacheigenschaften — jeweilig in verschieden starkem Maße schon begriffsnotwendige oder nur gelegentliche Eigenschaften. Erst der Zusammenhang bestimmt sehr häufig, welches der Wertgehalt eines Begriffes, die werthafte Beurteilung einer Sache im besonderen Falle ist. Ein Hasenbraten kann auch schlecht schmecken. Ein Hund kann je nach den verschiedenen Zusammenhängen nicht nur groß und klein, sondern auch wild und zahm, bissig und friedfertig, gut und böse sein. Aber gewisse Eigenschaften gelten doch in besonderer Weise als hündisch. — Feuer steht einerseits sehr hoch in der Wertleiter des Nutzens, gelegentlich aber auch sehr tief. Häufig genug wird sich eine völlig widersprechende Wertbeurteilung in einem Begriff vereinigen lassen. Es gibt also in gewissem Maße erst der Zusammenhang den Wörtern ihre sonderartige Wertbedeutung; Lump kann ein Kose-

wort sein, „Freundchen“ eine Feindseligkeit, aber es muß in ihnen überdies doch immer noch ein bestimmtes Gewertet haben, ein geläufiger Weise gruppenüblicher Wert stecken, denn erst damit können auch sie nur der Möglichkeit nach die Kraft entfalten, daß ich mich bei neuem Werten auf die alten Wertungsweisen beziehen kann. Der Neuvergleich muß immer wenigstens eine Untergruppe der herausgrifflichen Eigenschaften eines Altvergleichs ausdrücken. Erst die gruppenüblich im Wort liegenden Wert-eigenschaften in der herausgrifflichen Klasse der Eigenschaften ermöglichen es, daß Wörter, in der richtigen Weise, im richtigen Zusammenhang gebraucht, beleidigen und beglücken können. Sie können Freude in die Seele gießen, und sie können das Herz zu wilder Erregung aufpeitschen.

Wie das Sachwissen aus geistigen Ordnungsgewohnheiten besteht, so sind also auch die Wertungen Wertungsgewohnheiten, Gewohnheiten einer bestimmten Menschengruppe, wandelbare Gewohnheiten. Sie sind schicksalgeborenes, unendliches Spiel nach im Laufe der Geschichte veränderlichen Spielregeln, mit Spielregeln einer Gemeinschaft, nämlich einer Sprachgemeinschaft.

Die Werthaftigkeit der Sprachbegriffe kann besonders anschaulich werden am Sprachwandel. Wir beobachten, wie hier die Bündelungsweise für die Sacheigenschaften von Weltererscheinungen sich wandelt, dort die der Werteigenschaften. Das gleiche Wort aus geschichtlich gemeinsamem Bestand plump ist als englische Wort Sachurteil und ästhetisches Urteil über eine körperliche Gestalt. Dies Wort „has a pleasant meaning“, schreibt mir die Autorität, die meine Beispiele aus dem Englischen durchgeprüft hat. Es bedeutet „wohlig rundlich“. Im Deutschen steckt darin überdies noch und vor allem ein absprechendes Werturteil über die bei dieser Gestalt häufige Ungeschicklichkeit. (plump-fingers können im Englischen durchaus gewandt sein. Vgl. W. S. Maugham, *The Moon and Sixpence*, 257, *Tiaré gave me three jars of guava-jelly made with her own plump hands*. — Tiaré ist eine fette, aber sehr geschickte Köchin.) Rash bedeutet nicht mehr nur rasch, sondern tadelnswert, unüberlegt, vorschnell.

Am Sprachwandel zeigt sich nicht nur die Werthaftigkeit der Sprachbegriffe — die eine bekannte, oft beobachtete Tatsache ist —, sondern auch die Sprachhaftigkeit alles Wertens — die nur selten in ihrer vollen Tiefe erkannt wird. Doch hier unterliegen wir wieder einer zwangsläufigen Täuschung. Wir sehen an dem „Bedeutungswandel“ wohl anschaulich, wie sich ganz allmählich die Klasse der vergleichbaren Erscheinungen geändert hat, die mit diesen Wörtern gekennzeichnet und gewertet wurden. Wir erkennen aber nicht, daß ein Wandel der Weise des Wertens damit eingetreten ist. Und das ist ungewöhnlich viel bedeutsamer. Es scheint nur eine Veränderung der Klasse des Bezeichneten, nicht aber eine Änderung des eigentlichen Bewertungsgrundsatzes selbst vorzuliegen, wenn wir heute andere Dinge schick, modern, gutsitzend, reizend finden als vor zehn Jahren, wenn wir die gleiche Sache, die wir vor zehn Jahren noch schick nannten, heute altmodisch nennen. Man darf jedoch selbst in diesem Falle nicht sagen, daß der eigentliche Bewertungswert der Wörter reizend, abscheulich der gleiche bleibt, wenn auch andere Sachverhalte darunter gebündelt werden. Denn allein der Anwendungswert der Wörter ist ihr Begriffsinhalt, ihr Begriffswert, im Sachlichen und im Werthafte. Es hat sich unsere sachliche Beurteilungsweise geändert, wenn heute Weilchen nicht mehr braun genannt werden, und es hat sich unser wertender Geschmack geändert, wenn wir die Wespen-

taille der Dame nicht mehr reizend, schick nennen. Genau im gleichen Schritt mit dem Geschmackswandel geht ein Sprachwandel, ein Begriffswandel. In dem Bedeutungswandel der Wörter reizend, braun, schick, plump, hübsch stellt sich eine Veränderung der Bewertungsweise dar, und sie bewirken, daß heute die Dinge anders bewertet werden als früher. Es ist ein grundsätzlich gleichartiger Vorgang, ob sich die Klasse der Tischler, höflich, Knecht zu nennenden Gegenstände ändert, oder die Klasse der reizend, schick, braun zu nennenden.

Beide Male hat sich die Gruppe der herausgrifflichen Eigenschaften und Untereigenschaften von Eigenschaften geändert, auf die hin das Wort für eine Klasse von gleichbenannten Erscheinungen tritt. Zu diesen Eigenschaften und Untereigenschaften können auch die verschiedenen Bewertungsweisen gehören, die verschiedenen Beziehungsweisen auf den Menschen.

Daß hübsch gegenüber wandelnden Modiformen in gleicher Weise bejahend, hochbewertend, häßlich verneinend, niedrig bewertend ist, bedeutet nicht, daß der eigentliche Bedeutungswert der Wörter etwa der gleiche blieb. Auch wenn aus einem hochgeborenen Ritter ein Knecht wurde, sind sie beide Male Menschen geblieben.

Die Begriffe ändern sich mit unserem Geschmack und sie ändern unseren Geschmack, wie sie sich mit unserem Sachwissen ändern und wie sie unser Sachwissen ändern. Die Wörter sind vor allem die Macht, mit deren Hilfe die Neufestsetzung jeder Wertwahrung vorgenommen wird und mit deren Hilfe sie sich Anerkennung erkämpft, mit deren Hilfe die Geschmackswillkür einer zum Gruppen geschmack wird. Immer stellt ja der bestehende Sprachgebrauch die Vergleichsordnung und die Wertungswillkür einzelner dar, die im kämpfenden und tanzenden erdgebundenen Leben im vielfältigen Hin und Her langer Tage zur gruppenbräuchlichen Wertungsweise wurde und die nun als gruppenübliche Wertungsweise im durchschnittlichen Fall den einzelnen vergewaltigt. Im Geschmacklichen vollzieht sich der Wandel der Vergewaltigungsweise in so kurzen Zeiträumen, daß wir uns manchmal erstaunt fragen, wie wir denn dieses einmal schick und jenes als schön empfinden konnten.

Die Werturteile von dem, was schön und unschön, recht und unrecht ist, werden von dem in eine Sprache hineinerzogenen Menschen ungeprüft hingenommen und anerkannt, da er zunächst nicht einmal die Fähigkeit zum Prüfen hat.

Wenn das Kind im Einzelfall sich auch gegen die ihm von der Gruppe nahegelegten Wahlweisen gegenüber Handlungsmöglichkeiten stemmen kann, auf die Dauer unterliegt es den Worten mindestens ähnlich wie der Heuchler der Tugend. Solange die Begriffe nicht Art und Stärke ihrer Forderung wandeln — was oft genug geschieht —, muß das Kind doch wenigstens für seine Auseinandersetzung mit anderen Menschen in hohem Maße die Artwerte als Artwerte in der artüblichen Weise anerkennen, wenn überhaupt es sich verständigen will. Selbst da, wo ein Kind sich gegen eine Wertungsgewohnheit auflehnt, weil die aus ihr geforderte Handlungsweise lästig und unangenehm ist, wird damit nicht schon sachlicher Zweifel an der Berechtigung der Norm selbst behauptet. Diese Fähigkeit solchen Zweifels und Prüfens der Wertmaßstäbe selbst wächst erst mit den Jahren körperlicher Reife und führt aber nur bei wenigen Menschen und für wenige Wertfragen zu einem anderen, ganz selten zu einem besseren Werten, als es das Gruppenideal ist. „In early infancy the child can do nothing but accept adult standards for his behaviour such as they may be.“ (D. Seago.)

Die Sprachgebundenheit unseres Wertschauens und unseres praktischen Wertens ist so

schwer zu erkennen, weil die Wertgehalte ebenso unmerklich und unwiderstehlich im Erleben in die Worte hineingleiten wie die Sachgehalte. So wie das Kind lernt, daß diese Kirsche und die Erdbeere anderer Farbschattierung beide rot sind, daß bestimmte Klassen von Sitzgelegenheiten Sessel heißen, so lernt es auch, daß jene Frucht zu den giftig genannten gehört. So wie es lernt, daß ein bestimmtes Verhalten eine Lüge ist, so lernt es auch, daß dieses Verhalten als böse gewertet werden muß. Und es lernt, daß der Esel dumm und der Fuchs listig ist.

Jede Anwendung eines Begriffes ist also nicht nur Sachvergleich und Sachurteil, sondern immer zugleich auch Wertvergleich und Werturteil. Genau so wie der Sachvergleich von den einzelnen Sprechern verschieden geschickt vorgenommen sein kann, wie er entweder nur der übliche Vergleich ist, oder (wie häufig bei Kindern) Falschvergleich, oder wie beim großen Dichter trefflicher Neuvergleich, so kann auch der Wertvergleich willkürlich und unwillkürlich in verschiedenem Maße geschickt und zweckhaft vorgenommen sein.

Wer im Sachlichen des Vergleichs ungeschickt war, wirkt damit lächerlich und dumm, wer im Werthafsten sich nicht den üblichen Vergleichsnormen anschließt, wirkt unpraktisch, banausisch, unsittlich und schlecht.

Auch Wertwissen — nicht nur Sachwissen — hat jeder nur so viel, als er sich selbst erlebt, selbst erobert; aber dieses Wissen des einzelnen hat doch seine sprachliche, seine begriffliche Ordnung immer nach den Vorschriften seiner Art, nach den Vorschriften der Gemeinschaft.

Die Eingliederung unserer neuen Erlebnisse in die Erlebnisweise, in die Wertweise der Sprachgemeinschaft kann im Einzelfall mit verschiedener Geläufigkeit vor sich gehen. Das Werturteil über eine Erscheinung kann sich uns bei unterbewußtem Vergleich der neuen Erfahrung mit den alten Erfahrungen der Vergangenheit so unmittelbar und sicher ergeben, es kann so sicher gruppenüblich sein, daß eine andere Urteilsweise nicht einmal als Möglichkeit zur Erwägung steht.

Unser Werturteil kann aber auch schwanken, einige Vergleichsfälle ziehen es (unterbewußt) zum Ja, andere zum Nein.

Ob wir nun die Anwendungsweise eines Begriffes als „sachlich“ richtig empfinden, ob der mit seiner Hilfe im Urteil dargestellte Tatbestand als gelb oder hart anerkannt wird, oder ob wir die Anwendungsweise eines Begriffes als „wertlich“ richtig empfinden, ob der mit seiner Hilfe dargestellte Urteilsstatbestand als recht, als wertvoll, als nützlich, als häßlich anerkannt wird — immer ist das Urteil ein sprachlicher Satz, dessen Begriffe entweder übereinstimmend mit der Gewohnheit der Sprachgemeinschaft gebraucht werden, oder aus ihr herausfallend. Immer ist das Urteil sprachrichtig, d. h. gruppenüblich oder nicht. Immer ist das Urteil nicht nur abhängig von der richtigen Beobachtung, daß der in Rede stehende Tatbestand wirklich die Eigenschaften hat, die von ihm behauptet werden, sondern die Richtigkeit des Urteils ist noch überdies davon abhängig, daß die Eigenschaften sprachrichtig verglichen werden. Diese Sprachrichtigkeit ist die gruppenüblichkeit, daß Tatbestände von bestimmter Eigenschaftlichkeit eine bestimmte Bezeichnung erfahren.

Die Angleichung an das Gruppenübliche erscheint im Sachlichen — wie schon aus den Verständigungszwecken der Sprache erklärlich ist — vom „Sprachgefühl“ mit aller Selbstverständlichkeit unterbewußt als notwendig gefordert. Hier wird die Sprache willig als Herr anerkannt.

Die Angleichung an die Gruppennorm im Wertlichen ist in gleicher Weise ein *u n t e r -* *b e w u ß t e s* *H i n d r ä n g e n* zur üblichen „sprachrichtigen“ Anwendung der Begriffe. Nur wird die Sprache hier nicht mehr als die uns innerlich richtende Kraft erkannt, und doch, ganz gleich, ob es sich um Zweckwerte oder Spielwerte handelt: was nachträglich dem Rechtfertigung dieser Kraft Suchenden als „Forderung“ eines „Gottes“, der „Moral“, des „Geschmacks“, der „inneren Stimme“ erklärt erscheint, ist der unterbewußte Drang zur Norm der Gemeinschaft, der Drang ihres sittlichen, praktischen, ästhetischen *S p r a c h -* *g e f ü h l s*, ist der Drang, der gegeben ist von der Sprachgemeinschaft her. „Normen und Wertmaßstäbe, die ganze Grundlage seines sittlichen Verhaltens empfängt das Individuum von der Gruppe.“ — „Als Träger der Sittlichkeit kommt nicht der einzelne Mensch, sondern die Gesellschaft in Frage.“ (Wierandt in seinem glänzenden Beitrag „Sittlichkeit“ zum Handwörterbuch der Soziologie¹.) Und diese Normierung der einzelnen im Werten nach den Normen der Gemeinschaft ist besonders unumgängliche Bedingung alles höheren Gemeinschaftslebens.

Genau so wie im Sachlichen Anerkennung der Norm die Regel, Auflehnung gegen die Gruppengewohnheit (Neuvergleich) die Ausnahme ist, aber doch möglich bleibt, so wird diese Freiheit auch im Wertlichen nur in beschränktem Maße genutzt. Die Möglichkeit, sich gegen das Gruppenwerten einzustellen, ist besonders bei den Gelegenheiten mit augenscheinlicher Deutlichkeit gegeben, wo das Lebensinteresse des einzelnen, das ihm *N ü ß l i c h e* und Angenehme, und das Lebensinteresse der Gemeinschaft, das *S i t t l i c h e*, einander widersprechen. Wo unmittelbare Triebe, unmittelbarer Lebensdrang und unmittelbares *G e -* *n i e ß e n* *w o l l e n* des Einzelnen dem durch die Werterziehung der Sprache von der Gemeinschaft geforderten Versagen und *O p f e r* gegenüberstehen, da wird der Vorgang des Abwägens, in dem sich der Einzelne dem Gruppenwillen, dem Artwillen anschließt und „artig“ ist, oder nicht anschließt und „unartig“ ist, besonders leicht ins Bewußtsein treten. Die Artigkeit wird einerseits aus der jeweiligen *V e r a n l a g u n g* bedingt sein, wie leicht oder schwer sich der besondere Einzelne der Arterziehung fügt, sie wird aber andererseits auch durch die Lebhaftigkeit und Kraft bedingt sein, mit der die Art dem Einzelnen in bewußter oder unbewußter *E r z i e h u n g* ihren Willen aufzuzwingen wußte.

Der unterbewußten Forderung des „sittlichen Sprachgefühls“ steht besonders oft da eine Gegenforderung gegenüber, wo die unterbewußte Beurteilungsweise eines Tatbestandes unter dem Gesichtspunkt der Sprache, des Gruppennutzens, des Sittlichen, des Besten der Gemeinschaft, eine andere Handlungsweise empfiehlt, als sie der unmittelbare Lebenstrieb, als sie der unmittelbare Genußhunger des einzelnen nahelegt, wo die unterbewußte Forderung Hingabe, Selbstopfer, Selbstopfer verlangt.

Die innere Vergleichskraft, die uns treibt, uns an das von der Sprache für richtig Erkannte anzupassen, sprachrichtig zu handeln, uns dem gruppenüblichen, für die Gruppe geforderten Verhalten anzupassen, wird *G e w i ß e n* genannt.

Dieses unterbewußte, wertende Vergleichenmüssen, Einordnen in die Vergleichsweisen der Lebensgemeinschaft sehen wir dort seine höchsten Leistungen vollbringen, wo es gewissermaßen „Wertbewußtsein an sich“ geworden ist, „Gewissen“, das ganz aus eigener Kraft zu werten und zu fordern *s c h e i n t*. Wenn ein „Neuvergleich“ gefordert wird, wenn nicht

¹ Einer der verwegendsten unter den neuen Psychologen, E. S. Jung, geht sogar so weit, Moral in dem Maße als realen, notwendigen Faktor anzusehen, daß Zeugnung der Moral, des „Kollektiv-Unbewußten“ als pathologisch erklärt wird.

Gleiches, schon Dagewesenes, sondern nur Ähnlichartiges, noch nicht Dagewesenes verglichen wird, wenn es sich um eine erstmalige Beurteilung einer Lage handelt, für die noch keine fertigen, üblichen Vergleichsweisen, belehrenden Begriffe oder gar Gebots- und Verbotsformeln vorliegen, so sprechen wir vom Gewissen im eigentlichen, höchsten Sinne, vor allem, wenn die innere Stimme uns nicht nur berät, sondern deutlich und kräftig fordert.

Erst dieser gleichsam von uns nicht abhängige „Polizist in uns“, erst diese lebendige Kraft in der Einzelseele, mit der der einzelne, um der Gemeinschaft willen, in der er lebt, sich selbst in die Zügel fällt, ermöglicht Gemeinschaft, ermöglicht höheres Menschentum. In einer gesunden Gemeinschaft mit sicherem Erziehungswillen bringt die um der Gemeinschaft willen notwendigerweise Selbstqual hervorrufende Forderung immer noch Lustverspürnis, wenn wir ihr gehorchen. Die unbewusste — und die bewusste — ethische Erziehung ist hier so stark und vermag hier so weit zu führen, daß die unter Schmerzen erreichte Übereinstimmung mit dem Gruppenwillen ein höheres Behagen bringt als die Übereinstimmung mit den Triebwünschen. Und dies ist das Höchste, was das Sprachgewissen der Gemeinschaft schenkt, und es ist das Notwendigste für ihren Bestand.

Die deutsche Lehnübersetzung Gewissen — aus conscientia — sagt uns Eindeutigeres als das weitere französische oder das englische conscience über das Wesen dieser Kraft: Sie ist die Summe des ruhenden und doch zu lebendigem Nutzen erweckbaren Vergleichswissens im Gebiete der Werte, das uns auch neuartige, bisher noch nicht dagewesene Lagen im Vergleichsschluß beurteilen läßt. Auch hier brauchen wir uns wie im üblichen Fall des Sprechens und Denkens der vergleichenden Tätigkeit, die vom Begriffsschlag unterbewußt vollzogen wird, nicht im geringsten bewußt zu werden. Diese Unterbewußtheit täuscht dem Gewissen — wie dem Denken — eine größere Freiheit vor, als es tatsächlich hat. Die völlig eigenmächtig erscheinende Wahl ist in stärkerem Maße vom Erlebthaben unter bestimmten Gemeinschaftseinwirkungen abhängig, als es dem einzelnen bewußt sein kann. Und die Urteile, die aus diesem Wissen fließen, diese „Kategorien des Verhaltens“ (Vierkandt) sind verschieden nach der Sprachgemeinschaft, nach deren Wertungsgewohnheiten. Aber sie sind überall vorhanden, wo gesprochen wird. Sogar der Zogoneger weiß: es gibt Gesetze, die in jedermanns Herz geschrieben sind. Aber es sind andere Gesetze für den Zogoneger als für den Deutschen des XX. Jahrhunderts. (Und auch bei diesen ruhen individuelle Verschiedenheiten in der generellen Gleichheit, ein Rest ist in der Tat wirklich eigenmächtiger Entschluß, genau wie bei der „eigenmächtigen Ergänzung“, die erst aus dem offenen Satz an sich einen geschlossenen für Dich macht.) Dieses Wissen des Gewissens, dieses allerbedeutsamste und notwendigste Bescheiderhalten der Menschen ist irrational in dem Sinne, daß es nur in geringem Maße bewußter Besitz ist und daß es selbst dann nur selten mit Zweckgründen voll zu rechtfertigen ist, wenn wir uns darum bemühen. Aber das wenigste daran ist „psychoanalytisch“ zu erklären, als etwa gegeben aus ursprünglichen Einstellungsweisen und Wertungsweisen, die vom Blute her als Erberinnerung, als Daimon von vornherein in jede Menschenseele gelegt sind, ganz unabhängig von ihrer nachgeburtlichen gesellschaftlichen Gebundenheit. Das sachliche und wertliche Gemeinschaftswissen, nach dem wir uns richten, indem wir sprechen und denken, darf uns das schmerzliche Gefühl geben, daß wir nicht „Herr im Hause“ sind, da wir so denken, werten, wollen, wie wir denken, werten, wollen müssen. Doch dies Gemeinschaftswissen ist gegeben als erst nachgeburtliches Sozialapriori.

Wie die Dauerübung im Gebrauch von Begriffen die Kraft des Denkens schlechthin auch für solche Fälle schafft, in denen eine Sprachäußerung weder Ursache noch Ziel des Denkfalles ist, so ist erst recht die Kraft des Wertens zwar sprachentstanden, über Begriffe gewachsen, ohne daß jedoch der einzelne Akt des Wertens irgendwie als wortgebunden erscheint. Das Wertwissen quillt noch mehr als das Sachwissen scheinbar aus tiefster Tiefe der Einzelseele. Es quillt mit unbedingter Sicherheit als heilige Überzeugung des Herzens auf, was doch nur als Erziehungsergebnis über Worte entstand. Da wir ganz aus eigener Kraft zu denken meinen, zu werten meinen, wo wir nur unter dem Nachhall der Erziehung durch Begriffe stehen, die uns jeweilig unwiderstehlich zu einem bestimmten sachlichen und wertlichen *Wie* des Beobachtens zwingen, ist es so schwer, die *Kopernikanische Wendung* gegenüber der Sprache zu vollziehen und in ihr den Herren über uns zu erkennen. Sie scheint gar zu deutlich nur unser Knecht zu sein.

Die Gelbheit einer Blume und eines Metallgefäßes kann man gewissermaßen noch objektiv miteinander vergleichen. Aber nicht ihre Schönheit. Hier liegt der Maßstab nur im Menschen.

Nur eine belanglose dünne Spitze von Erinnerungsvorstellungen, die dem Sachurteil unterliegen, reicht in jedem wertenden Denkfakt zu dem besonderen Sachverhalt hin, der gerade im grellen Licht des Bewußtseins steht. Das entscheidende Werturteil stammt aus einer dunklen Unterwelt her, aus einem Wissen, in dem die Fülle des Lebens, des Erlebens nach den wortübermittelten Wertungsweisen unserer Gemeinschaft quillt. Das Wort ist ganz und gar nicht mehr erkennbar als Wecker der Kraft unseres eigenartigen Wertens; selbst wenn das Werturteil noch ein wortgebundenes *Räsonnement* erhält, ist das zumeist nachträglich aufgeklebt. „Alle wertvolle Überzeugung ist irrational und hat enthusiastischen Charakter, weil sie nicht aus dem Erkennen der Welt kommen kann, sondern aus dem denkenden Erleben des Willens zum Leben aufsteigt, in dem wir über alles Welterkennen hinausstreiten.“ (A. Schweiger.)

Auch eine falsche Wahlweise, Entscheidungsweise kann von diesem unterbewußten Gruppenwerten gelehrt werden. Der Daimon kann ein ganz niederträchtiger Teufel sein, wenn er — bei der heutigen Unsicherheit der Gruppe im Fordern der ihr von den Einzelnen zustehenden Leistungen — nicht einfach eine schämig-unverschämte schönere Bezeichnung für Selbstsucht und Eigennutz ist, die sich den Gemeinschaftsforderungen nicht unterwerfen wollen. Auch gefährliches und verhängnisvolles Wissen kann aus dieser Tiefe entspringen. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen“ wird auch zur Rechtfertigung bedenklicher Handlungen und Haltung herangezogen. Nicht immer fordert die Gemeinschaft das, was nach ihren Lebensnotwendigkeiten das Zweckdienlichste ist.

Paul Feldkeller stellt dieser *conscientia vulgaris*, in der sich das Gruppennotwendige ausdrückt, ein „normerzeugendes“ Gewissen als Edelgewissen gegenüber. Der Wandel im Wertwissen ist aber nur in demselben Maße von hervorragenden Einzelnen abhängig wie der Wandel im Sachwissen, der sich im Bedeutungswandel der Wörter vollzieht. Wie im Sachlichen nur gelegentlich durch die überlegene Beurteilungskraft Einzelner der Brauch geändert wird, so sind als Regel auch im Werthaften die großen sichtbaren Wandel die Summe unendlich kleiner unsichtbarer Wandel, und das sittliche Genie ist meist mehr Sprecher an der Wende zweier Wertungsweisen als Neuschöpfer. Wie auch im kühnsten Sprachneuerer die Kraft zum Neuvergleich erst durch die Gemeinsprache geweckt und erzogen wurde, wie auch im neuartigsten gelungensten Neuvergleich immer ~~noch~~ alter Brauch

sicher beherrscht sein muß, wenn der neue verstanden werden soll, so ist selbst das normen-erzeugende Gewissen immer noch an das normengehorchende gebunden und in nicht geringem Maße aus ihm bedingt.

Die Rolle der Sprache als einer u n t e r b e w u ß t nicht nur nach sachlichen, sondern auch nach werthhaften Gesichtspunkten ordnenden Kraft kann gar nicht stark genug betont werden.

Selbst das ganz aus der Augenblickslage gelöste Wort, in der Erzählung, im Märchen, trägt noch so stark eine wertrichtende Kraft in sich, daß die Erzählung schon aus der inneren Notwendigkeit ihres sprachlichen Gesetzes auf die Moral hindrängt, auf den Zweckwert. Es enden darum nicht nur die Geschichten der Brüder Grimm mit den ausgesprochenen oder nicht ausgesprochenen Imperativen: Also sei nicht faul! Also sei nicht hochmütig! Sei leutselig und fleißig! — und Lessing sagte es laut und vernehmlich, daß alle Sattungen der Poesie uns „bessern“ sollen.

Wenn von der Sprachhaftigkeit des „Wertens“ gesprochen wurde, so ist darin auch die des „E m p f i n d e n s“ und „F ü h l e n s“ beschlossen. Diese vieldeutig schwankenden Begriffe bedeuten wesentlich eigentümliche Äußerungsformen des Wertens, sein scheinbar unmittelbares Aufquellen aus der Tiefe, das nicht unmittelbar an Worte gebunden zu erscheinen braucht. Die damit bedingte Steigerung oder Minderung des Lebensgefühls, seine Bedingtheit aus dem Menschen und nicht aus der Außenwelt drückt sich in diesen beiden Worten aus. Besonders den Spielwerten gegenüber gebraucht man gern diese Wörter „Empfinden“ und „Fühlen“, um den in besonders starkem Maße als angenehm oder unangenehm empfundenen Vorgang des Wertfindens zu bezeichnen.

Nicht nur das Nützliche und das Sittliche, sondern auch die Welt des Schönen erhält ihre zufällige und besondere Prägung immer nur in ganz bestimmten Sprachgemeinschaften mit Hilfe von ganz bestimmten Sprachen, und gerade diese Vergewaltigung der toten Welt der Sachverhalte durch die Sprache, die Tatsache, daß sie erst das Wertungsvermögen für das Schöne schafft und die Wertwährungseinheiten angibt, zeigt uns besonders eindringlich, von wie gewaltiger Bedeutsamkeit die Sprache für uns ist, wie überhaupt erst durch die Sprache eine menschliche „Zwischenwelt“ zwischen den Menschen, eine „Überwelt“ über den Dingen geschaffen wird. „Es ist eine schöne Narretei, das Sprechen; damit tanzt der Mensch über alle Dinge.“ (Nietzsche.)

Selbst vieles von d e n Gefühlen, von der Gefühlsgerichtetheit und Gefühlsstärke kommt aus der Sprache, was uns zu Äußerungen veranlaßt wie: unaussprechlich schön, oder unsagbar großartig, oder too sweet for words, wie es der englische Badfisch mit gespißten Lippen lispelt. Wir werden uns jedoch immer wieder mit unmittelbarer Sicherheit gegen die Auffassung wehren, daß auch die Wertungen von dem, was wir etwa als Kleidungsstil, als Malweise, als Bauart: schön, modern, altmodisch, wundervoll, häßlich nennen, erst über das hellere und wachere Bewußtsein des Sprachdenkens entstehen, daß die Erziehung zu diesen Wertungen über die Worte vor sich geht, die zu ihrer Bezeichnung dienen, über die Wortverwendungsweise der „Tonangehenden“.

Wenn auch erst über das Wort die Klarheit, Helligkeit, Bewußtheit des D e n k e n s entstand, so haben doch auch Worte andererseits in hohem Maße die Fähigkeit, E m p f i n d u n g e n, G e f ü h l e, S t i m m u n g e n mit ihrem eigentümlichen Halbdunkel in sich aufzusaugen. Auch in dem scheinbar so hellen Denken über Sachliches

steckt ja immer noch Dunkel und Unbestimmtheit. Der Begriffsinhalt ist immer zu einem Teil eine so verschwommen-bewusste Größe, daß es außerordentlich schwierig ist, auch für ganz alltägliche Begriffe eine wirklich ausreichende Definition, eine Bestimmung all ihrer begriffsnotwendigen Eigenschaften zu geben. In allem dem Gesichtssinn Verhafteten herrscht noch eine verhältnismäßige Klarheit. Die Eigenschaften und Untereigenschaften, die jedoch mit den anderen Sinnen erfaßt werden, sind wohl als empfundene Größen da, aber häufig genug sind sie nicht wieder begrifflich, in Sprache darstellbar zu fassen. Das Wort ist aber der Magnet, der Kristallisationspunkt, die Sammelmappe auch für diese je für sich namenlosen Reaktionsweisen auf den Menschen, für diese herausgrifflichen werthhaften Eigenschaften des nicht nur „An-und-für-sich“, sondern des „Für-mich“-seins. Das Gefühlsleben des Menschen steigert sich am Wort in größere Lebendigkeit und Tiefe, und diese Fähigkeit des Wortes, die unsagbaren Empfindungen und Gefühle und Stimmungen während eines Erlebens zu bannen, wird schlechthin besondere Fähigkeit des Klanges. Die Welt der Klänge erwarb wohl erst über die Sprache ihre zauberische Fähigkeit, Ausdruck innerer Bewegung zu werden. Die mit unterbewussten Gefühlen immer vollgesättigte, zunächst über das Gehör einströmende Sprache steigert unmerklich die Kraft der Sprecher, Klänge mit Gefühlen zu sättigen. Musik und Sprache sind gewiß nicht zwangsläufig von einander abhängige Ausdrucksformen des Menschen. Aber sie wachsen doch aneinander zu ihrer vollen Kraft. Darauf beruht es, „daß sich die irrationale Bewegung unseres Innern in die Töne der Sprache so gut wie in die Tonsprache der Musik ergießt.“ (Korff, Geist der Goethezeit.)

Denken wir daran, wie ein Volkslied, das in einer bestimmten Stunde, an einem grauen Abend aus jener Burg erklang, den ganzen seelischen Gehalt der Landschaft und des Augenblicks in sich bannte, und wie das Lied, auch wenn wir es nach Jahren hören, die Erinnerung an die Gefühle jener Tage ruft. Hier ist der gleiche Vorgang deutlich und bewußt, der sich mit jedem einzelnen Wort unserer Sprache unbewußt abspielt. Jedes Wort wird im Erleben nicht nur mit logischen Gehalten gefüllt, sondern auch mit alogischen Gefühls- und Stimmungswerten. Es nimmt den Atem des Lebens selbst in sich auf, gefühlsbetontes, träumendes Wertwissen.

Wie sehr die Muttersprache dem in fremdsprachlicher Umgebung Lebenden das Bild der Heimat vor die Seele zu zaubern vermag, die Gesamtheit des Lebens und die Luft, in der es atmet, ist oft genug in deutscher Sprache befangen worden.

O süße Stimme! vielwillkommener Ton
 Der Muttersprach' in einem fremden Lande!
 Des väterlichen Hafens blaue Berge
 Seh ich Gefangner neu willkommen wieder
 Vor meinen Augen.

heißt es in Goethes *Iphigenie*.

Die Fähigkeit des Klanges, Gefühle zum Schwingen zu bringen, kann in einem Stück Sprachäußerung verdichtet werden, indem das Klangliche der Sprache in Reimen und Rhythmen tanzt.

An diesem allen erbellt die grundsätzliche Fähigkeit der Sprache, nicht nur Wertwissen, sondern auch Gefühlsgehalte in sich zu binden.

Das Wollen zeigt sich als auf die Ebene des Wirkens gehobenes Werten. Solange Wollen überhaupt zielstrebig ist, steckt darin auch ein Akt des Wertens. Mit dem Werten nimmt daher die Sprache auch schon notwendigerweise Einfluß auf das Wollen. Wir müssen nun in einer ganz bestimmten Weise wollen. Denn Sprache lehrt uns nicht nur Beobachtungsgesichtspunkte für die Welterscheinungen, sie lehrt auch einzelzweckhaftes, gruppenspezifisches und ein spielförmig-menschliches Verhalten in der Welt.

In zweierlei Formen erscheint unser Wille, als Wesenswille und als Kürwille. Diese zuerst von Fönnies vorgenommene Scheidung von Willensarten steht von einem sprachkritischen Standpunkt folgendermaßen aus:

Wesenswille ist die mit dem geistig-seelischen Wesen des Sprechenden gegebene Art des Wollens. Wer in einer bestimmten Sprachgemeinschaft eine bestimmte Wertungsweise, eine bestimmte Richtung seines Strebens als ihm wesenseigen erwarb, muß notwendigerweise dieser seiner Wesensart entsprechend wollen. Die Besonderheit dieser Willensrichtung steht gar nicht zur Erwägung, sie erscheint in aller Selbstverständlichkeit als die natürliche. Diese Willensartung ist ebenso unterbewußt und ungeprüft von der Sprachgemeinschaft übernommen wie der sachliche Geltungswert der Begriffe.

Kürwille hingegen ist der wache Wille, der nach einem Wählen und Abwägen, einem Kürren seine Willensentscheidung trifft, der ein Entweder-Oder abwägt. Auch der Kürwille wird immer durch Sprache stark beeinflusst. Aber es werden hier deutlicher als beim Wesenswillen innerhalb einer Gemeinschaftsgruppe verschiedene, entgegengesetzte Richtungen des Kürwillens bestehen.

Und noch mehr als nur eine Verhaltensweise und eine bestimmte Gerichtetheit unseres Wollens lehrt die Sprachgemeinschaft. Sie weiß nicht nur das Ziel, auf das wir uns hinwenden sollen, und die Art und Weise, wie wir es am besten erreichen, sie gibt uns außerdem noch einen Teil der Kraft selbst, die wir zum Gelingen benötigen. Sie löst die Kraft selbst aus und steigert vorhandene kleine Kraftmengen zu höherer Leistungsfähigkeit. Sie sagt uns nicht nur, wie wir handeln sollen, sie bestimmt nicht nur als Gemeinsprache den Wesenswillen, als Sprache von Untergruppen einer Gemeinsprache den Kürwillen des Menschen, sie flößt uns zugleich noch Willensbereitschaft und Willenskraft selbst ein, nach ihren Normen zu handeln.

Um zu verstehen, wie die Sprache die Befähigung zu dieser ihrer eigentlichen, großen, bedeutsamen Leistung erwirbt, uns zum Wirken und Handeln zu führen, müssen wir weit genug ausholen und in das Leben selbst hinab- und hineinsteigen und die Rolle der Sprache im Zusammenhange des Lebensganzen betrachten. Je schlichter und klarer die Lebensäußerungen des Sprechenden sind, desto deutlicher ist noch der Anteil der Sprache in ihnen abzugrenzen. Es empfiehlt sich darum zunächst einmal, Naturvölker und einfache Menschen ins Auge zu fassen, vor allem aber Kinder beim Sprechlernen zu belauschen.

Das Kind schreit.

Es schreit deutlich, weil es etwas will, weniger weil es etwas denkt. Die Ursache ist meist irgendein Unbehagen, sei es, daß es Hunger hat oder sich drückt oder unsauberer ist als ihm behagt. Es beseitigt diesen Mißstand durch Schreien. Der Schrei bringt die Mutterbrust vor sein Näslein. Der Schrei erneuert die Windeln. Der Schrei bringt es in eine andere Lage. Das Kind drückt seinen Willen aus, indem es schreit, das Kind handelt, indem es schreit. Es verlängert seinen Arm, es gibt ihm mit Hilfe des Schreies Kräfte und Ge-

schidlichkeiten, die er noch nicht besitzt. Das Kind handelt und wirkt durch seine Eltern. Um so handeln zu können, schreit es zunächst, spricht es später.

Das Kind spricht.

Die ersten Worte des Kindes dienen noch ähnlichem Zweck wie die Schreie. Sie bleiben Schreie, aber mit u n t e r s c h i e d l i c h e m Bedeutungsinhalt.

Ein sehr häufiges Mittel, wie Mütter den Kindern und später Kinder den Müttern andeuten, daß mit einem bestimmten Schrei nur etwas ganz Bestimmtes gemeint ist, bleibt die Wiederholung der gleichen Silbe. Die Silbe macht mit sich selbst darauf aufmerksam, daß sie eine gesonderte, s o n d e r a r t i g e L a u t f o r m hat, und daß sie damit befähigt ist, Z e i c h e n zu sein: wau wau, mem mem, pap pap, bum bum, kuf kuf. Der Besonderheit der Lautgestalt entspricht eine Besonderheit der Bedeutung, besonders gern angewandt auf Tätigkeiten. Bald wird die Besonderheit eines Lautsymbols auch ohne dieses sehr grobe und sehr wenig kraftwirtschaftliche Mittel erkannt.

Aber solche Worte wie mem mem, Flasche sind wie die Schreie als Teile von H a n d l u n g e n erkennbar. Sie sind zum mindesten Vorspiel oder Nachspiel.

Die Mutter spricht.

Mutterle ist bei der Arbeit. Beim Kochen. Das Kind beim Spiel. Der wichtigste Teil der Unterhaltung, ihre sinngebende Kraft ist der „Erlebniszusammenhang“. Aus dem Sachzusammenhang stammende Abengung spielt eine geringe Rolle. Das Gespräch ist eine Unterhaltung in Bruchstücken von Sätzen. Eine Unterhaltung, die in wichtigen Teilen mit einem Lächeln oder Kopfschütteln, mit einem Fingerhinweisen oder einem Kopfnicken geführt wird.

Aber immer ist diese Unterhaltung ein Einflusnehmen auf H a n d l u n g e n, ist das Wort selbst Handlung unter Handlungen. Es geht um das, was das Kind tut. Es steckt darin immer ein Sollen oder ein Dürfen. Spiele hier — nicht dort. Gehe nicht zu nahe ans Feuer, nicht zu nahe an den Bach. Jetzt darfst du den Apfel nicht nehmen. Jetzt gehe schlafen. Jetzt sollst du fahren, jetzt mir Platz machen, jetzt sollst du essen, jetzt trinken. Wieder naß! — Du, du!

Auch wenn die Kinder spielen, soll die Sprache dabei im wesentlichen ihre Handlungen in gewünschter Weise aufeinander abstimmen. Jetzt sollst du greifen. Oder dich verstecken. Aber nicht schmulen. Jetzt mir den Ball geben. — Ihrer Hauptart nach geht die Unterhaltung immer um Handlungen, um Richtungsweisung, um Billigung oder Nichtbilligung von Handlungen. Die Sprache soll ihm zur Überwindung der Weltwiderstände helfen. „Le language, chez les primitifs, les enfants, les simples, n'est jamais le miroir de la pensée réfléchie; il est un mode d'action, une forme de conduite plutôt qu'un instrument de réflexion. Les mots sont des forces actives, qui donnent prise sur la réalité.“ (Delacroix.)

Bei Erwachsenen ist das in einer sehr großen Zahl von Fällen nicht viel anders. Ob Malaien fischen oder der Vater mit dem Sohn pflügt, oder ob Fritz die Nese fließt, oder mit Karl zusammen Regenwürmer sucht, oder seiner Mutter helfen muß, die Kuh festzuhalten: die Worte haben im wesentlichen den Zweck, H a n d l u n g e n auszulösen und zu steuern. Die Worte sind immer Teil des Lebens und Erlebens, sind immer Handlungen in einer Gruppe von Handlungen. Auch wo die Worte losgelöst vom sinnlichen Bedeutungsgehalt, auf den sie Bezug haben, stehen, bleibt ihre Hineingliederung in das wünschende und wollende Erleben oft genug deutlich. Die Drohung und das Versprechen wollen Handlungen in der Zukunft herbeiführen oder verhindern. Auch die reine Tatsachenmitteilung:

diese Beere ist giftig, dieser Teich ist tief, der Turm ist hoch, Karl hat mich gehauen, Fritz hat 3000 Mark, enthält immer irgendwelche Beziehungen auf das zu lebende Leben, etwa: Du sollst die Beere nicht essen, sonst stirbst du. Du sollst nicht zu nahe an den Teich herangehen, denn wenn du hineinfällst, ertrinkst du. Vom Turm kann man sehr weit sehen, wir wollen hinaufgehen. Karl ist stärker als ich, darum räche du mich und strafe ihn! — Ich möchte auch so viel Geld haben. —

Das Wort hält nicht nur, wie ausführlich dargestellt wurde, die äußeren Merkmale einer Erscheinung fest, sondern auch ihre Lebenszusammenhänge, ihre Wertbeziehungen. Dazu gehört auch die (unterbewußte) Erinnerung an die Miene, mit der das Wort gesprochen wurde, an den einflussuchenden Willen, der in seinem Klange mitschwang, an das Fordern und Befehlen und Bitten und Schmeicheln, mit dem uns die in der Sprachgemeinschaft überlieferten Denk- und Wertungsgewohnheiten mit so selbstverständlicher Gebärde eingeprägt wurden, daß uns oft nicht einmal die Empfindung dämmerte, daß man auch anders fühlen und werten und wollen könne. Es wuchs damit in den unkritischen, leicht beeinflussbaren Jahren unserer Jugend eine selbstverständliche Bereitschaft, auch nach dem im Begriff liegenden Werturteil zu handeln. Es wird nicht nur ungeprüft die sachliche Wahrheit und der Wertgehalt geglaubt, sondern es wird auch dem Befehl unwiderprochen gehorcht. Die Sprache gibt aber nicht nur dem Willen die zweckentsprechende Richtung. Sie gibt nicht nur den richtigen Handlungs- und Zweck an. Sie tut mehr. Sie verlangt die Handlung selbst, sie ist Wille, der Wille gebiert. Sie überträgt Energiemengen von einem auf den anderen, von einem auf viele.

Dies ist die wunderbarste Kraft der Sprache, daß der gemeinsame Schatz der Wert-erfahrungen, von dem, was einer Gruppe frommt und nicht frommt, zugleich ein Kraftquell möglicher und wirklicher Handlungen ist, daß der Wortgewaltige Taten entfesseln kann, Kreuzzüge, Schlachten, Helbentum. Die in den Begriffen enthaltenen Werturteile lehren uns nicht nur das Wie des Handelns, sie bewirken nicht nur die Angleichung der Wahlweise an das gruppenübliche Wählen, sie steuern nicht nur, sondern sie enthalten selbst kraftauslösende und kraftschaffende Kräfte, die der Meister zu nutzen weiß. Sie enthalten verkapselte Willensenergien, die beim Hören des Wortes ausbrechen können. Worte haben in sich die Kraft aufgefogen, den Willen der Menschen einzuspannen. Begriffe sind Kraftladungen, die schwer in Volt und Ampère zu messen sind, weil ihre Wirkung abhängig ist von der Leitfähigkeit des Menschen, an den sie sich wenden, abhängig auch von den besonderen Umständen, die aber doch als Energiemengen da sind. Wie das Wort nicht nur aus der Handlung geboren ist, Teil einer Handlung ist, sondern wie es selbst Handlung gebiert, ist besonders klar im Hinblick auf das Kind. Das Kind „zapft tiefe Kraftreservoir an“, indem es Worte gebrauchen lernt.

„Words are to a child active forces, they give him an essential hold on reality, they provide him with the only effective means of moving, attracting and repulsing outer things and producing changes in all that is relevant.“ (Malinowsky.)

Wenn jemandem in der Hypnose suggeriert wird, einen Apfel zu essen, so finden wir nichts weiter dabei. Es verwundert uns aber, wenn er den Apfel ißt und auf Befehl davon überzeugt ist, er äße Kalbsbraten.

Ebenso ist uns die nicht nur den Willen auslösende, sondern geradezu Willen schaffende Kraft des Wortes kaum da bewußt, wo Worte jemanden veranlassen, etwas Verständiges

zu tun. Erst wo auch Lüge und Irrtum Taten und Handlungen zeugen, erkennen wir das Wort als den Täter.

Die Lüge als geschichtlich bedeutsame Kraft wird uns mit Grauen offenbar, wenn wir daran denken, wie die Millionen, die ein Northcliffe aufwandte, um zerstörende Worte unter die deutschen Soldaten zu streuen, eine stärkere Wirkung hatten als die für Granaten ausgegebenen Milliarden. Die Bedeutung der Lüge im Kriege als einer wirkenden, helfenden Kraft erkennt Lord Wolseley in dem Soldier's Pocket Book for Field Services mit folgenden Worten an: „Wir wollen immer wieder die Überzeugung in die Köpfe hämmern: ehrlich währt am längsten, schließlich setzt sich doch die Wahrheit durch. Diese Sätze sind sehr hübsch als Schreibvorlage für Kinder, aber der Mann, der nach ihnen im Kriegsfalle handelte, sollte nur gleich sein Schwert für immer in die Scheide stecken.“ Es wurden durch Northcliffe Millionen durch Worte totgelogen. Ein gutes Witzwort läßt Tausende sich „totlachen“, kitzelt körperlich, bewirkt körperliche Bewegungsauslösung.

Wie aus dem Märchen immer wieder die vertrittende Kraft der Worte überquillt, so erscheint die dynamische Kraft, die Magie der Sprache aus dem Gegenwärtigkeitsverhältnis von Sprecher und Hörer gelöst als wirksam, auch ohne daß die Worte sich an einen bestimmten Menschen richten, in der *Zauberformel*. Die Worte, die tausendfältig Willen auslöten, tausendfältig etwas geschehen ließen, werden an einen „Geist“ gerichtet, da niemand da ist, an den man sich wenden könnte. Worte haben so oft Taten bewirkt, daß man nun auch diesmal Erfolg zu haben glaubt, wenn nur besonders imposante Worte gewählt werden.

Selbst das Handeln Gottes, des Teufels, der Heiligen, der Jungfrau Maria ist durch Worte zu bestimmen, durch Fluchen, durch Gebet. Die Beleidigung Gottes, die Gotteslästerung ist mehr als ein Lufthauch, ist eine Tat. Schon wenn ich zu einem Menschen sage, du bist ein ehrloser Verräter, so wird er dadurch härter getroffen, als wenn ich ihm aus Versehen auf die Zehen trete.

Wie sehr im Wort Handlung steckt, können wir auch im Gebrauch obszöner Worte empfinden.

Maunthner sagt: „Alle Menschen stehen gegenseitig im Verhältnis vom Hypnotiseur zum Hypnotisierten.“ — Oder — „Der geistige Verkehr der Menschen ist nichts weiter als milliardenhafte Hypnotisierungsversuche.“

Das Wort als Kraft, als aus Handlung geborene, Handlung zeugende Kraft, ist von Humboldt bis Bally oft genug Gegenstand sprachpsychologischer Betrachtung gewesen. Aber an keiner Stelle ist wohl diese seine Eigenschaft so eindrucksvoll dargestellt worden wie bei Malinowski in seinem Beitrag *Primitive Languages* zu Ogden-Richards höchst bedeutungsvollem Buch *The Meaning of the Meaning*.

„Sprache als Mittel zum Ausdruck der Gedanken ansehen, heißt nur, recht einseitig eine ihrer höchst abgeleiteten und speziellen Funktionen betrachten.“ —

„Sprache ist eine Weise des Handelns, nicht ein Werkzeug des Denkens.“ —

„Der Begriff ist nicht erklärt durch seinen Inhalt an Vorstellungen und Wahrnehmungen, solche Erklärung ist nicht genügend dynamisch.“ —

„Das Wort hat Eigenkraft, es ist ein Mittel, um etwas zu erreichen, es gibt mir Dinge und Tätigkeiten in meine Gewalt, nicht aber definiert es sie.“ —

„Worte haben Bedeutung nur insofern sie Handlung enthalten und nicht insofern sie ein Verstehen oder Wahrnehmen veranlassen.“

Das Gewissen ist nicht nur das Bescheiderhalten, die Wissensfindung, sondern noch über-

dies Willensfindung, wirkender Gruppenwille, klar empfundener — oder nicht empfundener — Zwang der Gruppenforderung, der oft genug einen Einzelwillen zu überwinden sucht. Diese lebendige Kraft der im Begriffe stehenden, uns von unserer Gemeinschaft aufgezwungenen unterbewußten Werturteile erklärt es, daß der Gemeinschaftswille am Eigenwillen so stark zerren kann, daß ein fast körperlicher Schmerz dadurch entsteht, daß ein Stich (prick), ein Biß — Gewissensbiß empfunden wird.

Wenn wir beim Hören und Lesen der Sprache ermüden, so ist die dauernde Willenseinschaltung vor allem schuld. (Das Buch als Schlafmittel!) Sprechen ist dauerndes Willens-training für den Hypnotiseur und den Hypnotisierten. Der unter der Macht einer großen alten Zivilisation stehende Mensch hat darum grundsätzlich einen stärkeren Willen als der Naturmensch. Aus diesem Grund erklärt es sich mit, warum bei den Gewaltmärschen des Krieges das schwächliche Studentlein sich meist länger schleppte als der mit kräftigeren Muskeln versehene robustere Ackerknecht.

Wie das Gefühl, so liegt der Wille auf einer Ebene, auf die der Gegenwurf des Verstandes nur in blassen Schatten fällt. Wille wird immer nur durch Willen ausgelöst, und Worte wirken nur insofern auf ihn ein, als in ihnen außer dem Tatsachenwissen noch Bewegung erzeugende Kraftladungen mitenthalten sind. Um in dem sehr engen Gebiet der politischen Willensbetätigungen zu bleiben: „Die Macht des bloßen Wortes national ist so gewaltig, daß jede Partei es für sich zu annektieren sucht.“ (F. Herk.)

Was Worte vermögen in dem großen Spiel der weltgeschichtlichen Kräfte, das ist in dem Wort Moltkes anerkannt, der preussische Schulmeister habe bei Königgrätz gesiegt. Man darf mit gleichem Recht sagen, daß Schiller mit jener Jugend foht, die in Flandern, an der Somme, vor Verdun seinen Forderungen lebte. Aus der Sprache floss jene große Liebe jenseits des nationalistischen Gelärmes, jene tiefe Liebe, aus der „der ärmste Sohn des Volkes sein treuester wurde“, jene Liebe, von der dieser ärmste Sohn bisher selbst nicht einmal gewußt hatte. „Mit leisen Zaubertönen“ hatte die Sprache „Mut und Liebe an das Vaterland gebunden.“ (Steigentesch.)

Der Begriffsschatz der Sprache ist der Hort schlummernder Kräfte. Die Leistungen eines Volkes entsprechen diesem Kraftspeicher. „Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte der großen Suggestionen.“ (Lohnitzer.) Die „Ideen“ der Vergangenheit sind oft genug nachträglich als Illusionen erkennbar, und doch haben sie die größten Taten der Menschheit ausgelöst.

Der werthafte, dynamische Gehalt der Worte, der uns hier angeht, ist nicht anschaulich, nicht anschaubar, er bleibt daher in besonderem Maße notwendigerweise im Dämmer des Unterbewußten, er ist nicht lösbar vom Wort für sich zu betrachten, aber er ist nichtsdestoweniger vorhanden und ungewöhnlich lebensbedeutend. Wir besitzen diesen Gehalt, erleben und erleiden und erweitern und ändern ihn, leben durch ihn, aber er ist in unserer Seele so vorhanden, wie die Schilddrüse oder das Knochenmark in unserem Körper. Von seiner Gebundenheit an das Wort, von seiner Erwecktheit und Erweckbarkeit durch das Wort wissen wir nicht. Er fällt beim Gebrauch der Worte höchstens gelegentlich einmal als ein stumpfer, formloser, blasser Schatten ins Bewußtsein. Er schwebt wie ein Schimmer um das, was uns als Begriffsinhalt in Einzelbedeutungen klar wird, wie ein unsichtbares Kraftfeld um den sichtbaren Magneten, wie die Obertöne um den angeschlagenen Grundton. Und wie die unsichtbare Kraft erst aus dem Stück Eisen einen Magneten macht, so wird der Begriff erst durch den unfassbaren Wertgehalt an Gefühls- und Willenselementen, durch seinen alogischen Unterwert aus

einer Lautgruppe zu einem wirklich lebendigen Teil der menschlichen Rede.

Der Dichter läßt uns zwar „Farbe in Worten sehen, den Duft blühender Silben riechen, uns erschauern vor der gnomenhaften Laune der Worte.“ (Lafcadio Hearn.) Wenn wir aber mit dem Verstande im einzelnen herauslösen wollen, wie die Sprache das fertig bekam, uns sehen, fühlen, riechen, werten, uns wollen zu lassen, so versagt unsere Kraft. Vom Verstand her gibt es durchaus keine Brücken zu diesem Gehalt der Rede, zu diesem wichtigsten Teil der Wortbedeutungen. Wir können nur versuchen, uns mit gespreizten Fingern hinzutasten, hinzufühlen durch das Dunkel zu diesen Ungreifbarkeiten, diesen ungreifbaren Kraftströmen, die durch das Wort pulsen, die der Künstler in ahnender Schau meistert, wenn er uns durch einige Duzend aneinandergekettete Worte, durch ein Gedicht zu Tränen rührt, uns den Atem raubt.

Es ist aber nicht so, und das muß von neuem betont werden, daß dieser Unterwert erst etwa in das an und für sich neutrale Wort vom Sprecher hineingelegt wird. Nein, er wird hineingelegt und außerdem herausgeholt aus der Gruppe der unterbewußt für den Hörenden und Sprechenden im Wort vorhandenen Wertgehalte. Wir verstünden das Wort nicht, wenn wir es nicht schon nach Vorschrift der Sprachgemeinschaft auch mit den richtigen Empfindungen zu verbinden gelernt hätten.

Es muß immer wieder gesagt werden: Das irrationale Kraftfeld, das dem Wort außer seinem logischen Bedeutungsinhalt eignet, darf keinesfalls als eine zufällige und nebensächliche Eigenschaft angesehen werden, die sich nun einmal in der Luft des Gebrauches an das Wort setzte wie der Grünspan auf die Kupfermünze. Nein, dieses unterbewußte Kraftfeld ist noch ursprünglicher, für das Leben noch bedeutsamer, für das Sprachdenken notwendiger als das Sachwissen. Es ist Blut und Nerv und Muskel und Seele des Begriffs, während die bewußten Bedeutungen nur der harte, haltgebende Knochen sind. Der Wertwirkung erzeugende Gehalt, den wir deutlich in einem Satz empfinden wie „Über allen Gipfeln ist Ruh“ ist die eigentliche Triebkraft, die auch in dem alltäglichsten Satz erst die logischen, sachlichen Vorstellungen aus ihrem Zauberschlaf befreit.

„Jedes geläufige Wort hat diesen Gefühlston und muß ihn haben, wenn wir sollen sprechen können.“ (Mauthner.) Aus diesem Bereich der Wertgehalte stammen die „Begleitvorstellungen, welche ein Band zwischen Laut und Bedeutung einschließen und das Verständnis der Bedeutung vermitteln“. (Marty.) „Es geschieht, streng genommen, auch die Darstellung eines Begriffes innerhalb der Sprache immer nur auf uneigentliche Weise, nämlich dadurch, daß man nicht ihn selbst, sondern die Empfindungen und Vorstellungen, die Gefühle, Interessen, Hoffnungen und Befürchtungen usw., die ihn bei seiner Entstehung begleitet haben, sprechen läßt und mitteilt. Die seelische Konstellation, unter der er an meinem Horizont wie eine Sonne aufgetaucht ist, kann ich signalisieren und weitergeben, ihn selbst nicht.“ (Wohler.) „Das Verständlichste an der Sprache ist nicht das Wort selber, sondern die Musik hinter den Worten, die Leidenschaft hinter dieser Musik.“ (Nietzsche.)

Wir sehen und erkennen allerdinge nur, wie der mit Drahtspulen umwickelte Eisenklotz die Eisenschiene festhält. Wir sehen nur die bewußtseinsklaren Vorstellungen — meist stammen sie aus dem Gesichtssinn oder sind sie irgendwie in den Gesichtssinn hinein übertragen —, die sich zu anderen bewußtseinsklaren Vorstellungen ordnen. Die bindende Kraft bleibt wie an dem Eisenmagneten unsichtbar, unbewußt, und doch ist sie da, muß sie ganz notwendigerweise da sein, „wenn wir sollen sprechen können“.

Es erfordert Künstlertum und großes Sprachkönnen, diesen Gehalt aus dem geschriebenen Wort zu erlösen, der in den ungeschriebenen Mundarten mehr an der Oberfläche liegt als in den Hochsprachen. Aber wer hat nicht schon mit heißen Wangen über einem Buch gefressen und den Rausch der Worte empfunden, ohne daß in ihnen der Klang einer wirklichen Stimme ertönte.

Wie sehr das Leben einen weiten, weiten Spielraum läßt für die mannigfaltigste Ausprägung der Menschenvölker in ihrem gruppenbedingten Lebensgefühl und Lebensrhythmus, bedarf kaum eines Hinweises. Eine Fülle von Bildern steigt bei diesem Gedanken auf. Wir sehen chinesische Pagoden und gotische Dome, den Zauberer im Negerkal und Gelehrte in Hörsälen, wir sehen Völker das Alter in besonderen Kulthandlungen ehren, während andere den Alten nur schlechtthin lächerlich und tofschlagenswert finden. Wir brauchen uns nur bei fremden Völkern und in unserer eigenen Geschichte umzusehen, um zu erkennen, wie das ästhetische und ethische und praktisch-ökonomische Werturteil, wie das Gemeinschaftsgewissen sich im Lauf der Geschichte verändert. Für das unterbewusste Gewissen gibt es ebenso verschiedenartige Entfaltungsformen wie für das sichtbare Sachwissen. Bei der eigentümlichen Verankerung, die die sittlichen Grundgefühle bei den europäischen Völkern in kultischen Religionen gefunden haben, deren Glaubenslehren behaupten, ewige Wahrheiten zu sein, fällt es uns nicht ganz leicht, die Wandelbarkeit des Gewissens anzuerkennen. Doch wie verschieden kann der Begriff der Treue ausgeprägt sein, die der Freund dem Freund, der Diener dem Herrn, der Herr dem Diener, der Mann der Frau, die Frau dem Mann zu halten haben.

Bei manchen Völkern (so bei den Chinesen) ist es unsittlich, die Füße unverhüllt zu zeigen, die Geschlechtsteile gibt man viel unbedenklicher den Blicken preis. Für die einen ist Verwandtenheirat unsittlich, für die anderen nicht. Die idealschöne Landschaft kann für die einen nur die fruchtbare Ebene sein, das Gebirge ist schlechtthin häßlich. Die anderen denken dabei an wilde Felsen mit stürzenden Bächen. Freude am Winter war den frühgermanischen Zeiten, die sich die Hölle eiskalt dachten, sehr ungewöhnlich. Das künstlerische Empfinden für die Heide, für das Meer wurde erst in unseren Vätern und Großvätern geweckt.

Das bewusste und unterbewusste Moralgesetz hat zwar bei allen gefunden Völkern die gleiche Aufgabe, dem Leben der Gemeinschaft zu dienen, — handle so, daß die Regel deines Handelns Grundlage für eine allgemeine Gesetzgebung werden kann — ,

diese Zweckbestimmung der Moral läßt aber einen weiten Spielraum für verschiedensterlei Weisen, wie diesem Zweck genügt sein kann, wie die Menschen den allertätiglichsten Verkehr untereinander regeln; der Spielraum kann sehr groß sein, weil es oft genug wichtiger ist, daß überhaupt eine Regelung der Verkehrsitten da ist, als daß es eine ganz bestimmte Regelung sein müßte. Man kann ebensogut auch auf der linken Straßenseite fahren, es müssen nur alle diesem Brauche folgen.

Wenn auch gern zugegeben ist, daß unsere Werturteile in hohem Maße individuell sein können, oft überraschend individuell sind — *de gustibus non disputandum* — , so steckt doch der individuelle Bewegungsraum noch innerhalb einer generellen Breite; das Werturteil ist immer ein mehr oder weniger in der Gruppe übliches. Wenn jemand eine Kasse mit dem Schwanz am Baum festnagelt, oder einer Fliege die Flügel ausreißt, so streiten wir hier in Mitteleuropa ihm bei allem Recht zur Eigenentfaltung doch den Geschmack ab, so halten

wir ihn für verpflichtet zur Anerkennung „allgemeingültiger“ Anschauungen über Gut und Böse. Es gibt genug Völker, die dabei gar nichts empfinden als nur den Spaß an dem Gejammer und Gezappel der gequälten Kreatur, die uns aber den Kopf abhauen, wenn wir durch die Verührung irgendeiner heiligen Pflanze einen Geist beleidigen. Es gibt ein Volk gar nicht weit von hier, da heßen Damen den Fuchs oder den edlen Hirsch bis in seine todwunde Verzeiſung. Wenn in dem gleichen Volk ein Arbeiter ſeine Kaninchen mit dem Frettchen um den Hof jagt und dem einen Kaninchen dabei ein Ohrläppchen eingeriſſen wird, ſo erhält er drei Monate Gefängnis. Alle Welt bewundert die forſche Dame, die dem verreckenden Hirsch die Herzader aufſtößt, und ſie ſchmäht den rohen Arbeiter, der die gleichen Inſtinkte befriedigen wollte.

Dieſe Verſchiedenheit der Völker prägt ſich darin aus, daß keinem Wort einer Sprache ein Wort einer anderen entſpricht, das einen ganz gleichen Gehalt an Stimmungen, Gefühlen, an Wertwiſſen und Willenstemperament hätte. Die Völker ſind um ihr ſachliches, äſthetiſches, ethiſches Gewiſſen verſchieden, das ihnen mit der Sprache von der Gemeinſchaft übermittelt wurde. Dieſe Verſchiedenheit der Begriffe iſt die bedeutſamſte, weſentlichſte Verſchiedenheit der Nationalſprachen.

Für politiſche Begriffe leuchtet beſonders leicht ein, daß ſachlich gleiche Tatbeſtände je nach verſchiedenen Völkern verſchiedene Wertbedeutung haben, mit einem verſchiedenen Weſenwillen geſehen werden.

Elſaß-Lothringen — Alsace Lorraine. Es iſt das gleiche Stück Erde mit dieſem Namen gemeint. Doch mit wie verſchiedenen Gefühlen blicken die beiden Wörter! Wo immer die franzöſiſche Sprache aus dem Herzen geſprochen wird, da erklingt hinter dem franzöſiſchen Wort ein anderes Trommelwirbeln als hinter dem deutſchen. Courage, honneur, patrie, mit Mut, Ehre, Vaterland überſetzen, heißt Pagode und Kirche gleichſetzen, iſt ebenſo richtig, wie wenn man Chriſtus mit Mohammed überſetzt. Nach ihrem Zweckwert, nach ihrem logiſchen Gehalt decken ſich die Begriffe gewiß in vielen Lagen, aber es ſpricht doch ein anderes Menſchentum aus ihnen. A gentleman iſt weder un gentilhomme noch ein Edelmann oder ein Ehrenmann oder ein Gentleman. Die von den Engländern und Franzoſen und Deutſchen ſo genannten Herren werden zwar in einer ganzen Zahl von Lebenslagen gleich handeln und gleich gekleidet erſcheinen, aber es ſtecken überdies noch unüberſetzbare Gebete und Gebärden in dem Wort.

Country und Vaterland iſt ſo verſchieden wie internäſchonel und international. Die politiſche Luſt, die in den beiden Ländern weht, iſt ſo verſchieden wie die Vaterlands- liebe, wie die Gefühle, die an den Worten haften. Das politiſch reiſere Volk ſingt in gleichem Atemzug das Lob des Internationalismus und der Vaterlands- liebe, es kommt ihm nicht einmal der Gedanke eines Widerſpruchs zwiſchen beiden Begriffen. Wer in dem Sinne internäſchonel iſt, daß er für ſein Volk nicht mehr wünſcht, als es zu verdauen vermag, wer laut ſeinen Edelmut in die Welt hinauspoſaunt, wieviel er für die anderen Nationen übrig läßt, der liebt auf engliſche Weiſe ſein country. Im engliſchen Worte ſteckt einerſeits, wie unſer lieber Vetter mit der Pfeife im Mund für ſein Vaterland rechnet und ſeine Einrichtungen belächelt (man denke an den Vulwerſchen Aufſatz über die Unterſchiedlichkeit des Nationalſtolzes der Engländer und Franzoſen). Und andererseits ſteckt darin, wie er ſtarreſten Überlieferungen in Form und Haltung gehorcht, ſo daß immer auch nach der albernſten Kinelomödie in England das Schlußzeichen mit der Nationalhymne gegeben wird, daß — wie ein Wiß ſagt — der Junge im Park, der es mit Körperkraft nicht ſchafft, den anderen von der Bank zu ſtoßen, ſagt: „Warte, ich werde gleich die National-

hymne pfeifen, dann mußt du aufstehen.“ Besonders oft ist die Unterschiedlichkeit des Wertgewichtes der dem Wort „Liebe“ in anderen Sprachen entsprechenden Wörter betont worden.

Schon Luther sagt: „Ich weiß nicht, ob man das Wort „lieb“ auch so herzlich und genugsam in lateinisch oder andern Sprachen reden mag, daß es leise dringe und klinge in das Herz durch alle Sinne, wie es tut unsere Sprache.“

Price Collier meint: „Die Deutschen sind nicht auf unsere Weise fröhlich und glücklich, nicht auf unsere Art frei, zuvorkommend und zufrieden, und niemand, der auch nur ein dilettantischer Beobachter oder Philologe ist, würde auch nur einen Augenblick darauf verfallen, zu behaupten, daß „Liebe“, „amour“ und „love“ gleichbedeutende Worte sind. In unseren Augen ist „love“ das kälteste, reinste und vielleicht auch loyalste von den dreien. „L'amour“ klingt uns verführerisch, verlockend, „Liebe“ dagegen ist freundlich, weich und kindlich. — So nah heutzutage die Nationen der Erde einander auch stehen, sind sie in ihrer Gedankenwelt doch meilenweit auseinander. Jede baut ihr Leben in Worte hinein, und die Worte ähneln einander ebensowenig wie zur Zeit des Turmbaues zu Babel. Wir übersetzen einander nur in die eigene Sprache und verstehen einander ebensowenig wie zuvor.“

Die Erziehungskraft des Wortes in die Verhaltungsweise einer Gruppe hinein erkennt E. Abel, wenn er über das Wort „ami“ sagt: „Die Nutzenanwendung davon ergibt sich leicht. Wüßten wir auch von der Art und Weise, wie französische Menschen miteinander verkehren, weiter nichts, als was uns durch diese lexikographischen Betrachtungen über den Gebrauch des Wortes ami gelehrt wird, so würden wir doch schon zu dem Schlusse berechtigt sein, daß wo ein und derselbe Name zur Bezeichnung der innigsten und der losesten Beziehungen dient und wo er gewöhnlich zur Bezeichnung der letzteren gebraucht wird, auf die ersteren nicht so viel Gewicht gelegt werden kann wie in Deutschland. Die Freundschaft kann dort nicht so warm, die gewöhnliche Bekanntschaft nicht so kühl sein als bei uns. Man wird sich viel seltener so viel wert werden, aber man wird sich ebenfalls seltener so gleichgültig bleiben. Man wird sich bald nett finden, aber weniger häufig schätzenswert. Man wird sich rasch flüchtigen Zuneigungen hingeben, sie aber nicht so manches Mal zu einem ernststen Lebensbesitz werden lassen, als schwerfälliger und tiefer angelegte Völker. — Wir müssen allerdings das eine Wort mit dem anderen übersetzen, weil es bei den betreffenden Völkern und mithin in den betreffenden Sprachen nichts gibt, was sich ähnlicher wäre als ami und Freund; aber das darf uns nicht zu der Annahme verleiten, beide seien dasselbe, beide drückten genau dasselbe aus. Solange der Deutsche kein Franzose wird, und umgekehrt der Franzose kein Deutscher, wird das, kann das nicht der Fall sein.“

Wenn es schon um der Verschiedenheit des objektiven, logischen Gehalts der Begriffe willen unmöglich ist, in dem Sinn zu ü b e r s e t z e n, daß man wirklich sachlich das Gleiche sagt, so entgleitet diese Möglichkeit völlig, wo nicht der sachliche Gehalt, sondern der Gefühls- und Stimmungsgehalt einer sprachlichen Äußerung das Entscheidende ist. Das ist in der K u n s t s p r a c h e in besonders starkem Maße der Fall. Die Wirkung der Kunst, die sich des Mittels der Wortsprache bedient, beruht im wesentlichen auf zweierlei verschiedenartigen Kräften: einerseits darauf, daß sachliche Vorstellungen gerufen werden, die uns durch ihre Besonderheit, ihre Größe, Wucht, Schönheit, Tragik, Ironie packen. Andererseits darauf, daß die Worte auf dem Tastenbrett unterbewusster Gefühle und Stimmungen spielen. Beim Übersetzen kann es jemandem, der beide Sprachen in allen ihren Ausdrucksmöglichkeiten voll beherrscht, noch glücken, sachliche Gegebenheiten vor das geistige Auge zu zaubern, die fast genau denen entsprechen können, die das Original

rufen will. Es kann schon nicht mehr glücken, diese Dinge unter dem gleichen Gesichtswinkel zu zeigen, unter dem sie der Verstand infolge der Voreingenommenheit durch die Nationalsprache sehen muß. Es ist das gemeinte Besondere nicht auf ein gleiches Allgemeines bezogen. Es kann aber vor allem nicht gelingen, die genau entsprechenden Gefühle, Stimmungen, Werteinstellungen zu rufen, die das Original weckt. Wenn man die Wacht am Rhein, wenn man das Gedicht „Über allen Gipfeln ist Ruh“ zum Übersetzen gibt, so ist gewiß der gleiche Tatbestand sehr leicht auch anders beschreibbar mit „Es ist still über den Bergspitzen“ oder mit irgendeinem englischen oder chinesischen oder indischen Satz. Aber es erscheint hier besonders deutlich, wie alles Sprechen die Auffassungsweise eines Sprechers immer als wesentlichen Bestandteil in sich trägt, wie die Beschaffenheit des Seelen spiegels eine der Bedingungen ist für die Art des Bildes, das er zurückstrahlt.

Es ist ein Unterschied zwischen einem klaren, tiefen Silber Spiegel und einer billigen Weißblechdose. Und es folgt daraus, daß Übersetzung und Original in ihrem Gefühlsgehalt, in ihrer Liebe und ihrem Haß, in ihrem Murren und ihrem Jauchzen notwendigerweise noch stärker auseinanderbrechen müssen als in dem auch notwendigerweise verschiedenen sachlichen Standpunkt, von dem aus der Tatbestand mit anderen verglichen wird. „An Englishman, a Frenchman, a German and an Italian cannot by any means bring themselves to think alike, at least on subjects that involve any depth of sentiment: they have not the verbal means.“ (B. D. Sélincourt.) „Die deutsche Sprache, die allen gemeinsam ist, hat die Bedeutung einer bindenden Bewußtseins- und Denkform, von der Haltung, Gesinnung und Willen wesentlich mitbestimmt werden. Sie ist für die Weltanschauung eine entscheidende Komponente.“ (Krieck.)

Die willkürlich verschiedene Ausgestaltung des Weltkataloges der einzelnen Sprachen einerseits, die Willkürlichkeit, mit der wir immer erst in eigenmächtiger Ergänzung aus dem Satz an sich einen Satz für dich machen andererseits, müssen uns erschüttern, wenn wir unter dem Aufklärungsideal einer voraussetzungslosen, ewig-gleichbleibenden, allvollkommenen, höchst erstrebenswerten Wahrheit aufgewachsen sind. Die neuere Erkenntnistheorie ist in ihrem Glauben an die Möglichkeit solcher Wahrheit in immer stärkerem Maße irre geworden. Balthuser sagt in seiner Philosophie des Alsob sehr hart: „Der Wunsch, die Welt zu begreifen, ist nicht bloß unerfüllbar, sondern töricht.“ Die „Wissenschaftssoziologie“ — es ist vor allem zu denken an die Arbeiten Mannheims — bringt größere Klarheit darüber, daß unser Wissen immer eine bestimmte „Aspektstruktur“ hat, daß es nur Wissen von einem bestimmten Standpunkt aus ist, unter von uns dazugegebenen Voraussetzungen. Wenn auch wir, von ganz anderer Seite her kommend, den Wahrheitswert unserer immer allzumenschlichen Erkenntnis auf eine andere Stufe setzen, als es die Wissenschaft der beiden letzten Jahrhunderte geläufiger Weise tat, wenn auch wir betonen, daß jede Sprache eine andersartige Erkenntnis erzwingt, so muß hier vor allem mit Entschiedenheit gesagt werden, daß dies Versagen, dieser augenscheinliche Mangel der Sprache — die den Wahrheitsfucher erschütternde Unfähigkeit, eine immer in gleicher Weise geltende, sichere, objektive Welterkenntnis und Weltbewertung zu liefern — sich aus ihren bedeutsamsten Vorzügen, aus ihrer Herrlichkeit und Größe erklärt. Die wahre Gewalt und Leistung der Sprachen besteht ja nicht darin, daß sie uns Erkenntnis um des Erkennens willen geben, daß sie uns in die Lustleere und die Weltraumtälte eines absoluten, die Welt

an sich erkennenden Geistes führen, sondern darin, daß sie dem biologischen Plan genügende Wahrheit für diesen schnurrigen Stern, für dieses zivilisatorische Klima liefern, unter dem wir leben. Mag diese Wahrheit, deren Wahn und Irrtum wir gelegentlich durchschauen, auch für andere Maßstäbe eng und dürftig und mangelhaft erscheinen, sie ist doch brauchbare, wertvolle, fördernde Wahrheit; sie ist Weisheit. Ihre Mangelhaftigkeit und ihre traumhafte Willkür sind ihre Vorzüge, sind Notwendigkeit für Leben überhaupt. Überwindung dieser Mängel, Übersteigerung der Sprache in den Intellekt hinein bedeutet Krankheit und Sterben des geheimnisvoll-gewaltigen Lebens der Völker.

Für die Lebenswirklichkeit wären Augen und Ohren, mit denen wir immer so genau sehen und hören würden wie mit unseren Geräten, unerträglich und störend. Wir benötigen Sinne, die das für uns Lebenswichtige herausheben, die es herausheben aus der Fülle der Erscheinungen. Wir brauchen einen Verstand, eine Sprache, mit der wir gerade das für unser Leben Notwendige zu denken vermögen, mit der wir es in einer biologisch zweckmäßigen Genauigkeit und Auffassungsweise begrifflich ordnen, mit der wir lebenstrunken in bestimmten Gesühls umwölungen leben und handeln. Unter kalter Wahrheitsnüchternheit erstarrt das Leben. „Nicht um die Welt gedanklich zu umfassen, haben wir Menschentiere Logik und Intellekt im Ablauf stammesgeschichtlicher Entwicklungen erworben und ausgebildet, gesteigert und veredelt; als ein Anpassungsmittel an die Umwelt, als Waffe im Daseinskampf haben wir die Kräfte des Geistes hervorgebracht und angewandt. Wir dachten, um zu leben, nicht lebten wir, um zu denken.“ (L. Ziegler.)

Die Sprache führt auf der Vorderbühne ihr Dasein im Dienst des Volkslebens. Sie lehrt uns zwar denken, aber nicht denken um des Denkens willen. Ihre eigentliche Leistung beruht nicht darin, daß der eine Professor dem anderen mit dem wissenschaftlichen Jargon, mit dem „Anhängsel“ an den Nationalsprachen etwas über Induktionsströme erzählen kann, sondern darin, daß sie uns unter vielen möglichen, dem Leben dienenden Verhaltensweisen eine genügend brauchbare und wirksame lehrt, die von einer Reihe von Geschlechtern ausgeprobt worden ist.

Dadurch, daß die Sprache die Möglichkeit schafft, das gegenwärtige Leben so viel bewußter mit dem vergangenen, ja mittelbar mit dem Leben ferner, vergangener Geschlechter zu vergleichen, wird der Mensch nicht nur dem mit viel schärferen Sinnen, aber nur mit Erberinnerung, Instinkt begabten Tier bei der äußeren und inneren Eroberung der Welt so gewaltig überlegen, jetzt erst wird er Mensch, der sich eine geistige Sonderwelt neben der Wirklichkeit baut, der nicht einfach die Ereignisse an sich erkennt, sondern der sie wertend zu Erlebnissen umdeutet. Denn die Begriffe sagen ja nicht mehr aus, was die Dinge an und für sich sind, sondern nur, was die Dinge nach der Vorschrift meiner Sprachgemeinschaft für mich werthaft bedeuten. Für mich, für dieses mein geliebtes Leben, in dem ich mich gegen die lebenszerstörenden Mächte behaupten will, in dem ich nicht nur überhaupt leben, sondern in Fülle leben möchte, leben, leben, leben. „Ein dunkler Erhaltungstrieb bringt alles in Beziehung zu unserem Ich, zu unserem Leben, unserem Wohlbehagen.“ (Delacroix.)

Wir fassen zusammen:

Jede Sprache macht uns in besonderer Weise voreingenommen in unserem Denken, jede Sprache lehrt uns, in besonde-

rer Weise zu fühlen und zu wollen. Der gefühlshafte Unterwert ist nicht nur zufällige und gelegentliche Eigenschaft der Worte, die sie durch gelegentliche Erlebnisse erhalten, sondern er ist notwendige, das Sprechen überhaupt erst ermöglichende Kraft. Von dieser unsichtbarsten Seite des Begriffs her, die aber doch im gemeinsamen Erleben in einer Sprachgemeinschaft wächst und reift, erblüht die spielfrohe Welt jenseits der Notdurft. In ihr baut der Mensch an dem Reich der Eitelkeiten und des Heldentums, des Edelmutts, des Schönen und des Guten jeweils nach den Regeln des Volkes, das ihn gebär. In ihr entzündet sich die Menschlichkeit und die Kraft seiner Handlung.

So schwer der Sprachbegriff auch als unumgängliche Kraft zu erkennen ist, wo Werte geschaffen und übermittelt werden:

Die menschliche Wertwelt ist überhaupt erst möglich durch Gemeinschaft und Sprache. „La collectivité est nécessaire pour établir des valeurs dont l'unique raison d'être est dans l'usage et le consentement général, l'individu à lui seul est incapable d'en fixer aucune.“ Und diese Wertwelt ist notwendigerweise eine menschliche, eine begriffsgeborene, einem Schicksal verfallene, eine wandelbare, eine verschiedene: „Si ce n'était pas le cas, la notion de valeur perdrait quelque chose de son caractère, puisqu'elle contiendrait un élément du dehors.“ (Saussure.)

Jede besondere Sprache lehrt ihre Sprecher in einer besonderen Weise zu werten, zu wollen, zu handeln. Zu dieser Weisheit bekennt sich schon Schottel: „Das Mittel zum Guten, zur Tugend und zur Seligkeit, und die höchste Zier des vernünftlichen Menschen sind die Sprachen.“

Der einzelne und seine Sprachgemeinschaft

Zwei Gedankenreihen sind zum Abschluß gebracht worden, die eine, daß jede Sprache in den Sprechern eine ihr selbst eigentümliche Denkart schafft, die andere, daß sie auch zu einer besonderen Weise des Fühlens, Wertens, Handelns erzieht.

In welchem Maße und welcher Weise dabei der einzelne der Sprachgemeinschaft gegenüber „frei“ bleibt, wurde schon angedeutet, verdient aber nochmalige Überlegung.

Denn hier liegt die wahrhaft erschütternde Bedeutsamkeit der Sprache. Wer aus dem Anschauen der Welt eine sichere Haltung zu gewinnen sucht, muß Klarheit darüber erstreben, was seine Muttersprache als Mutter seiner Seele bedeutet.

Nach einem Goethe-Wort ist nur das Denken persönlichstes Eigentum:

Ich weiß, daß nichts mir angehört
Als der Gedanke, der ungehört
Aus meiner Seele will fließen — — —

Schiller, der weiß, wie sehr die Sprache für den einzelnen „dichtet und denkt“, schränkt die Freiheit gegenüber dem „Gedanken“, den ich sprechen will, schon ein:

Allen gehört, was du denkst,
Dein Eigen ist nur, was du fühlst.

Es wurde gezeigt, daß in einem strengen Sinn nicht einmal, wie Schiller meint, das Gefühlsleben des einzelnen ganz persönliches, nur aus der Einzelpersönlichkeit bedingtes Eigentum ist. Denn auch die Fühlweise des einzelnen unterliegt dem Einfluß der Sprachgemeinschaft. Unser Denken und Werten in seiner Gebundenheit an Begriffe beruht auf Voraussetzungen, die in jahrhundertelanger Arbeit der Sprachgemeinschaft geschaffen wurden.

Der Glaube an die volle Freiheit unseres Geistes wurde längst als eine Selbsttäuschung durchschaut: Wir sind gezwungen, mit allgemein menschlichen Sinnen wahrzunehmen und in auf ihnen beruhenden Formen zu denken, und wir können nur das begreifen, was in ihnen dem Blick erschlossen wird, und wir können es nur in der Weise begreifen, wie es mit ihnen vorher gegeben ist.

Die Sprachkritik — es ist vor allem zu denken an Locke, an Gustav Gerber und Mauthner — hat den Kreis noch ein wenig enger gezogen: Wir können nur das urteilend erfassen, was für unser menschliches Denkorgan, die Sprache, erfassbar ist, und wir müssen es so erfassen, wie sie es uns darbietet.

Jetzt wird nun in Nachfolge von Gedanken, die unter anderen schon W. von Humboldt andeutete, der Kreis wieder enger geschnürt: In der weiteren Voreingenommenheit unseres Denkens, die schon schlechtthin durch die Anwendung von Sprachzeichen gegeben ist, steckt noch

die engere Voreingenommenheit des jeweiligen Denkenmüssens in den jeweiligen sonderartigen Denkbräuchen einer ganz bestimmten Sprachgemeinschaft.

Danach sind die Wege unseres Geistes also nicht nur von vornherein bedingt durch unsere schicksalhafte Zugehörigkeit zu der Gruppe Mensch der Lebewesen, zur Gattung homo sapiens, die ihr ganz eigentümliche Sinne und sprachsymbolische Denkformen besitzt. Unser Geist ist vielmehr auch schon von vornherein auf das entschiedenste durch die Schicksalsfügung vorbestimmt, die uns just als homo sapiens germanicus eine bestimmte Richtung der Aufmerksamkeit, des Empfindens und Wollens erwerben ließ, die uns zu bestimmten seelischen Bräuchen dieser besonderen Menschengruppe erzog.

Schon der Gedanke, daß wir kleinen Menschlein Körperlich so fein müssen, so werden mußten, wie wir sind, daß nach den Worten der Bibel die Haare auf unserem Haupte gezählt sind und wir unserem Leibe aus eigener Kraft keinen Zoll hinzuzufügen vermögen, gibt ein Ohnmachtsgefühl, das eine gläubige Menschheit auf die Knie vor dem Schöpfer der Welten zwingt.

Der Gedanke, daß auch die Bahnen unseres Geistes abgesteckt sind, konnte erst in einem späten Zeitalter einzelne erschrecken, und ein unmittelbares Gefühl begehrt triebhaft gegen diesen Gedanken auf. Aus ebenso starkem wie trügerischem Freiheitsbewußtsein müssen wir uns auflehnen gegen die Vorstellung, daß die Sprache in der Tat für uns mehr leistet als ein Werkzeug, mit dem wir frei gestalten. Der Gedanke, daß sie vor allem Werkzeug ist, mit dem wir von unserem Volk geistig gestaltet und geformt werden, muß uns zunächst unerträglich dünken. Solche kopernikanische Umkehr, daß wir mit unserer Eigenseele nur der Entfaltung einer Gruppenseele Raum und Kraft leihen, können wir uns darum nur mit großer Mühe erarbeiten. Die natürliche Auflehnung gegen eine so schwer drückende Einengung unserer Freiheit wird immer wieder am Wege lauern und nach Gegenständen suchen, mit denen sich die Behauptung widerlegen läßt, daß unsere Geistesart durch die Muttersprache so tiefreichend vorherbestimmt ist.

Ein erster sehr gültiger Einwurf scheint mit dem Hinweis darauf gefunden zu sein, daß der Augenschein uns doch immer wieder bis in alle Bitterkeit davon überzeugt, wie ungleich die Menschen gleicher Sprache sein können. Wenn wir durch unsere Muttersprache zu deutschen Menschen werden, durch sie eine bestimmte Denkweise erwerben, dann wäre also der ein Deutscher, der unsere Sprache spricht? — Verräter und Verruchte, Diebe und Mörder, Einfältige und Schwächlinge zeigen, daß sie deutsch sprechen und schreiben, ein oft erstaunlich gewandtes Deutsch. Sind sie Deutsche? Kann der innere Mensch wirklich so sehr von der Sprache geformt sein, wenn es möglich ist, daß jene Helden, jene selbstlos Treuen, Unverzagten, Tiefen, Gemütreichen die gleiche Sprache sprechen wie dort die lackierte, parfümierte Großstadtlebewelt, die man nur mit wehem Schauer und Ekel brüderlich begrüßen könnte?

Der hier vorgebrachte Einwand und Zweifel ist der Einwand gegen jede Gruppenpsychologie überhaupt, der zwar oft genug von der Wissenschaft widerlegt worden ist, der sich aber zwangsläufig doch immer wieder unmittelbar ergeben muß und zu dem darum auch wieder Stellung zu nehmen ist.

Die richtige Beobachtung, daß die Gruppe nicht ganz einheitlich aus völlig gleichgearteten Wesen besteht, kann unmöglich als Beweis dafür angeführt werden, daß diese Gruppe

nicht als Gruppenwesen von besonderer Eigenart anzuerkennen bleibt. Es gibt katholische freigeistige Spötter — und doch gehört Freigeisterei und Libertinage nicht zum Wesen der katholischen Gruppenseele, und doch gibt es eine solche Gruppenseele, einen Katholizismus als Menschen bändigende Macht.

Es gab preussische Offiziere von ehrloser Gemeinheit, und doch muß man diesem Offizierkorps ein besonders waches Ehrbewußtsein nachrühmen, und doch darf man ein verallgemeinerndes Urteil über das Ehrbewußtsein dieser Menschen als Gruppe fällen.

Wir können also schon auf Gruppenseele erkennen, ohne daß wir die Abweichungen, die selteneren Formen, die innerhalb der Gruppe vorhanden sind, notwendigerweise zu Ausnahmen erklären. Eine gesellschaftliche Einheit bleibt Einheit, wenn wir sie nur abzusondern wissen von anderen Einheiten, wenn nur gewisse gemeinsame Merkmale sie von anderen Einheiten unterscheiden. Es ist nicht Gleichheit in allen Merkmalen vonnöten. Es läßt sich die Verallgemeinerung „der Deutsche“, „der Franzose“ wagen, obgleich die Deutschen untereinander verschieden sind, obgleich die einzelnen Franzosen untereinander immer nur ähnlich sind, nie aber völlig gleich. („Ein reiflos den Gruppentypus darstellendes wirkliches Individuum braucht es gar nicht zu geben.“ P. Seidel.)

Die Deutschen sind, an ihrem Sprachbesitz gemessen, in verschiedenem Maße und in verschiedener Weise Deutsche. W. Schneider berichtet von einer kleinen Prüfung des Begriffsbestandes bei neunundzwanzig Schülern einer Quinta. Er ließ sie mit den fünf Begriffen: List, Demut, Umschwung, Nachsicht, Anmaßung Sätze bilden und stellte fest, wieviele Schüler mit den Worten richtige Vorstellungen verbanden. Es ergab sich dabei: List 26 richtig, 3 falsch. Demut 18 richtig, 11 falsch. Umschwung 5 richtig, 20 falsch, 4 unbekannt. Nachsicht 3 richtig, 26 falsch. Anmaßung 1 richtig, 10 falsch, 18 unbekannt.

Versuche an Studenten zeigten ähnliche ganz überraschende Unsicherheiten. Nicht nur Wörter wie Trappe, Rüster waren nicht bekannt, sondern auch die Vorstellungen, die mit Lende, Wimper, Fessel verbunden wurden, waren häufig falsch. Vielfach wurden die Augenbrauen für Wimpern gehalten und lagen die Fesseln des Pferdes in den Kniekehlen. Was hier in einer gelegentlichen Beobachtung festgestellt wird, ist von amerikanischen Psychologen mit einer sportlichen Begeisterung für Statistik in einer ungewöhnlich großen Zahl von Untersuchungen genau geprüft worden. (Vgl. z. B. die Schrift von Dorothy W. Seago. P. D. Baltimore U.S.A. An Analysis of Language Factors in Intelligence Tests.) Es wurde dabei gezeigt, daß jede Entwicklung des Geistes grundsätzlich in einer Erweiterung und Verengung des Wortschatzes besteht, daß der Anteil des einzelnen am Gesamtbegriffsschatz ganz außerordentlich verschieden ist, verschieden nach der Begabung, verschieden nach dem Lebensalter, verschieden nach den Umgebungseinflüssen, vor allem nach dem Unterricht, den er genossen hat. Man hat das Gesetz aufgestellt, daß der Wortschatz eines Kindes während der Schulzeit von Jahr zu Jahr in arithmetischer Reihe wächst.

Die Verschiedenheit zwischen Kindern und Erwachsenen ist viel größer, als es auf den ersten Blick scheint. Wenn das Kind auch nach zwei Lebensjahren sprechen kann, die Sprache „kann“ es noch längst nicht. Die Sprache kennen auch die Erwachsenen nur in verschiedenem Maße. Wir werden ja nur gelegentlich darauf aufmerksam, daß ein Kind mit einem Wort keinen oder einen falschen Begriff verbindet. Klein Uli singt: Guter, lieber Weihnachtsmann, komm mit deiner Gabel und deinem Messer. — Gabe ist Schriftsprachwort, das in der Unterhaltung des Kindes nicht vorkommt. — Alles

Sprechenlernen besteht ja darin, daß der Begriff zunächst, unwissend jeder Schuld und jeden Fehls, zu eng, zu weit gefaßt wird und erst allmählich sich dem allgemeinen Sprachgebrauch angleicht. In vielen Fällen bleibt es bei einer nur sehr ungenauen Angleichung. Alles was nicht schmeckt, ist „sauer“, das Salzige und das Fade, das zu Trockene, das Bittere und das unangenehm Riechende.

Da nichts im Begriffe liegt, was nicht vorher erlebt worden wäre, vorsichtiger ausgedrückt, da der Begriffsumfang für den einzelnen immer nur auf der Gruppe der eigenen Erlebnisse beruht, so ist jede einzelpersönliche Richtigkeit immer eine selbständige Spielform, jedoch eine, die für gewöhnlich innerhalb der gemeinen Richtigkeit liegt¹. Denn die Anweisung, unter die Begriffseinheit ganz bestimmte Erlebnisse zu gliedern, kam doch von der Sprachgemeinschaft her. Aber innerhalb des Gesamtgruppenwissens, was ein Pferd ist, liegen Spielformen. Kinder und Erwachsene verstehen Verschiedenes darunter. Auch wenn sie das gleiche Wort, das gleiche Lautsymbol beherrschen, sehen sie eine unterschiedliche Gruppe von Eigenschaften als den Begriff tragend an. Städter und Dörfler, die von Kalb reden, Handwerker und Zoologen, die sich über Ameisen unterhalten, haben doch, genau gesehen, je eine besondere Klasse von Erlebnisereinerungen, die durch das Wort zusammengehalten werden.

Eine grobe und nur andeutende Gliederung der verschiedenen Untergruppen, in die man die einzelnen Sprecher nach ihrer Anteilhabe am Begriffsschatz einer Sprache einteilen könnte, sei im folgenden versucht:

Wenn die *V e s i s m e n g e* im Blickpunkt steht, dann wäre zu unterscheiden vor allem

¹ Ein so großer Forscher wie H. Paul behauptet: Es gibt keinen Volksgeist, keine Volksseele, keine Volkssprache, sondern nur eine Vielheit von Einzelgeistern, Einzelseelen, Einzelsprachen. Dieser von einem bestimmten Standpunkt aus richtige Gedanke läßt sich zunächst dahin weiterspinnen, daß nicht einmal der einzelne eine Einzelsprache hat, sondern viele Sprachen. Seine Sprache ändert sich. Ja er hat nicht einmal echte Einheiten darstellende „Begriffe“. Er hat nichts als eine Vielheit von unterschiedlichen, schlecht und recht ähnlichen Einzelvorstellungen, etwa von „Hunden“, die an die einheitliche Benennung Hund gebunden sind. Aber wie die Vielheit von Vorstellungen mit Recht ein Begriff genannt wird, die Vielheit der Sprachen von Einzelmenschen eine Sprache („das Deutsche“, „die deutsche Sprache“), so wird die Vielheit der Einzelseelen mit Recht Volksseele genannt, denn sie ist mehr als nur eine Vielheit. So nützlich der Paulsche Gesichtspunkt zur Ueberwindung vieler romantischer Vorstellungen von „Volksgeist“, von der „Volksseele“ ist, so sehr Paul auch gegen Steinthal und Wundt Recht hat, die Gerichtigkeit des Einzelgeistes, der Einzelseele, die in der Sprache Form geworden ist, hat ihre Sonderform und Sondergerichtetheit nur in sehr beschränktem Maße durch die Sonderlebnisse des einzelnen, im besonderen Maße aber durch die Einstellung auf das Gruppenübliche. Jeder einzelne muß allerdings das gruppenübliche Verfahren des begrifflichen Ordners der Welt erst allmählich erwerben. Die gemeinsame Art der Geistigkeit erscheint allerdings immer nur in einzelnen Menschen, die nicht völlig gleichartig sind. Aber die unleugbare Gleichartigkeit der Geistigkeit innerhalb einer Sprachgemeinschaft ist entstanden durch die Gemeinschaft für die Gemeinschaft. Seiner geistigen Art nach ist der einzelne Zelle im Organismus des Volksgeistes, die gewiß auch das Leben des Gesamtorganismus tragen hilft, die gewiß immer erst für sich selbst verarbeiten muß, was ihr der Gesamtorganismus zuträgt, die aber doch geschaffen ist vom Gesamtorganismus und stärker durch diesen bedingt ist als umgekehrt der Gesamtorganismus durch die Einzelle. Man kann also mit viel Recht den Gesamtkörper als das Primäre, die Einzelle als das Sekundäre sehen. Die Einwirkung der Gemeinschaft auf den einzelnen bei der Findung dieser Ordnung von geistigen Formen, von Begriffen, als die sich die Sprache jedes Einzelnen darstellt, ist außerordentlich viel stärker als umgekehrt die Wirkung des einzelnen auf die Gemeinschaft. Es scheint mir daher richtiger, im „Geist“, in der „Seele“ von vornherein den Volksgeist zu sehen und in den Einzelgeistern dessen Äußerungen, die Spielformen dieses Volksgeistes, als umgekehrt.

zwischen Kindern und Erwachsenen, zwischen Unbegabten und Begabten, zwischen Gebildeten und Ungebildeten. Wenn die Verschiedenartigkeit des Ausschnittes für die Gliederung vor allem maßgeblich ist, könnte man außerdem noch unterscheiden zwischen Verbrechern und Helden, zwischen asozialen und sozialen Menschen, zwischen Fleischern und Chemikern, zwischen Dörflern und Städten, Arbeitern und Bürgern, Katholiken und Evangelischen, Bayern und Friesen usw. Auch die letztere Verschiedenheit ist hierher zu rechnen, denn selbst wenn man nur an die Hochsprache denkt, so ist doch auch der geläufige Begriffsbestand der gesprochenen Hochsprache in den verschiedenen Mundartgebieten verschieden.

Selbst die Verbrecher sind also Untergruppe eines bestimmten Volkes und haben entsprechend noch ein verschiedenes geistig-seelisches Gepräge, je nachdem ob sie in Cottbus aufwuchsen oder auf Korsika, in Chicago oder einem Hochgebirgsdorf in Tibet. Nicht nur die vollkommenste Äußerungsform der Deutschheit darf „deutsch“ genannt werden, sondern die umfassende Gesamtheit aller wirklichen Äußerungen verdient diesen Namen.

Die besten Entwicklungswege, die schönsten Wachstumsmöglichkeiten, die dieses besondere Schicksal der Zugehörigkeit zu gerade diesem unserem Volk für uns enthält, stehen nur den Begabtesten und Fleißigsten offen, die überdies gute Lehrer und Mäße zur Arbeit zu kaufen vermögen. Von seinem Volk muß man alles erst in Mühen erwerben, was man besitzen will. Dies Schicksal liefert nur das Billigste als Geschenk.

Dadurch, daß man als Deutscher geboren wurde, ist zunächst nur die Möglichkeit bestimmter Werterwerbung gegeben. Und diese Möglichkeit wird verschieden genutzt. Auch die Schlechtigkeiten, die als möglicher Besitz von der Gruppenseele erwerbbar sind, finden ihre Nutznießer. Der Deutsche ist allerdings in verschiedenem Maße „deutsch“, wenn man dabei an die ideale Wertnorm denkt. „Einzelne und Massen jedoch bleiben abergläubische Barbaren auch in hochzivilisierten Gemeinschaften.“ — Die Sprache aber ist nicht nur „klüger“ als die Sprecher (Mauthner), sondern auch „besser“.

Die Erkenntnis der unwiderstehlichen Allgewalt der Sprache als Schicksal für den einzelnen ist nicht nur deswegen schwer, weil ein so bunter, vielfältiger Kreis von Spielformen der Einzelentwicklung innerhalb derselben Sprachgemeinschaft möglich ist, solche Erkenntnis ist auch schwer, weil die Sprache uns bei Nacht überlistet. Sie überlistet uns, indem sie unsere Aufmerksamkeit irreführt, und daraus erwächst ihre heimliche, gewaltige, nicht bewußt werdende Wirkung. Beim Erlernen unserer Sprache, also von der Wiege bis zum Grabe, drängt uns die Denkgemeinschaft mit jedem Begriff leise auf einen bestimmten Weg, ohne daß wir es merken, daß auch andere Wege möglich sind, daß dieser besondere Weg das Gebiet des Geistes willkürlich durchschneidet. Wir werden mit so selbstsicherer Gebärde in unsere Sprache eingeführt, daß uns im allgemeinen nicht einmal eine dunkle Ahnung kommt, daß auch eine andere Sachordnung und Wertordnung der Welt möglich ist, als sie die Begriffe gerade unserer eigenen Sprache umschließen.

Es sagt nichts gegen die unerbittlich fesselnde, unwiderstehlich zwingende Macht der Sprache, daß hier und da einzelne sich mit Erfolg bei dieser und jener Gelegenheit gegen sie auflehnen, aus einem dunklen Drange oder in klarbewußtem Freiheitsstreben. Nicht nur die großen Denker, sondern auch der Mensch in der Masse ordnet in glücklichen Stunden einmal eine Erfahrung anders, besser zu Erfahrungseinheiten, als es bisher üblich

war, oder er bringt neue Erfahrungen in die alten Erfahrungsgruppierungen oder in Neuworte. (Wenn andere die Neuerung mitmachen, verändert sich die Sprache.)

Die Möglichkeit also, sich gegen die Vorurteile schaffende Sprache zu wenden, ist durchaus da, der einzelne ist in der Tat nicht nur Nachschöpfer und damit Geschöpf der Sprache, sondern überdies gelegentlich auch ihr Neuschöpfer, ihr Umgestalter. Aber in Wirklichkeit sind nur ganz wenige hier und da einmal den Gehalten der Sprache gegenüber auch Gestalter, nicht nur Gestaltete. Und diese wenigen sind nur selten Neuschöpfer in dem Sinne, daß sie das Bedeutungsvermögen eines Wortes für die ganze Sprecherschaft umzubiegen vermöchten. Auch die Begabtesten, auch die Revolutionäre vom Blut her sehen immer nur diese oder jene Fessel, merken aber nicht, daß sie ganz und gar umstrickt sind von Eisenbanden. Und mögen sie dieses oder jenes Eisen sprengen — und ohne es zu merken in die neue von ihnen geschmiedete Fessel andere einfangen — — die Freiheit jedes in Begriffen denkenden Menschen ist ganz notwendigerweise nur eine *Sch e i n f r e i h e i t*. Sie ist die Scheinfreiheit, mit der der Wanderbursch auf dem Straßennetz eines Landes seine Wanderstraße bestimmt. Gewiß kann er querfeld, querwald seinen eigenen Pfad bahnen. Aber im durchschnittlichen Fall wird er doch die Wege gehen, die andere geschaffen haben, die er damals gehen mußte, als er noch an der Hand der Mutter marschierte, und die ihm von anderen als zum Ziel führend gewiesen sind. Das Ziel allerdings ist in jeder Einzelwanderung jenseitssprachig zu erschauen, muß gewußt werden, ehe man sich nach dem besten Weg umsieht. Aber selbst die Ziele sind meist von früheren Wanderungen her bekannt und liegen an Straßen, ergeben sich aus den Straßen, wurden erkannt, weil man mit den Zielzuvielen die alten, alten Straßen trittete und so diese Ziele schaute, dösend und dämmernd, oder mit frischen, klaren, leuchtenden Augen.

Wir wenden alle ein über die Massen großartiges Regelwerk der bautümlichen Ordnung unserer Sprache an, das ganz anders ist als das aller anderen Sprachen, nur wissen wir nichts davon. Ebenso haben wir alle einen über die Massen großartigen Bestand von Erfahrungsordnungen und wissen doch nicht im geringsten davon, wie diese Ordnungen in ihrer Eigengestalt aus dem Schoße eines Gruppenschicksals erwachsen in millionenfacher geistiger Berührung von Menschen untereinander. Wir wissen nichts davon, daß diese Erfahrungsordnungen andere sind als die in allen anderen Sprachen, und daß sie als die zwangsläufig gegebenen Voraussetzungen unseres Denkens und Wertens die Besonderheit der Bewegungsweise unseres Geistes und unserer Seele bestimmen. Und sie bestimmen, sie „über-zeugen“ auch jene wortgewandten, überlegenen, zeugenden Geister, deren Werke wir bewundern. So gewaltig, so sonderartig und eigenpersönlich ihre Leistung sein mag, es ist Leistung unter von der Gemeinschaft geschaffenen Vorbedingungen.

Am eindrucksvollsten für denjenigen, der über die Gebundenheit jedes einzelnen in ein Volkstum hinein nachdenkt, und Zweifel erregend an der Gemeinschaft formenden Macht der Sprache, ist vor allem die *A u f l e h n u n g* von Einzelpersonen und Gruppen gegen die *n a t i o n a l e* politische Willensgemeinschaft schlechthin, — die wir ja gerade unter deutsch sprechenden Menschen noch allzu häufig beobachten können.

Darf man wirklich eine Wesensgemeinschaft bildende Kraft der Sprache anerkennen, wenn einzelne und Gruppen innerhalb dieser Sprachgemeinschaft nicht einmal ein sie fest verpflichtendes Zusammengehörigkeitsgefühl besitzen, wenn im Gegenteil das „national“

sein für sie nur hassenswertes, romantisch-feudales, kapitalistisches Geſchabe bedeuten kann, nicht aber unmittelbaren, frommen Trieb der Herzen?

Wir ſehen hier die Grenze der bindenden Kraft der Gemeinſchaftsſeele in aller Schroffheit. Nur in dem Sachwiſſen und Wertwollen, das vom einzelnen unterbewußt als Weſenswiſſen und Weſenswille Beſitz ergriff, bei dem er gar nicht ſieht, daß auch eine andere Wahlweiſe möglich iſt — und das iſt der Hauptbeſtand —, iſt er unfrei der Gruppenwillkür ausgeliefert. Im Kürwollen aber iſt er frei. (S. S. 114.)

Auf dieſe Grenze iſt hier immer wieder hingewieſen worden. Der nationale Wille kann wohl auch, wie das bei vielen Völkern der Fall iſt, als Weſenswille mit der Luſt von Kindheit an unbemerkt eingeatmet werden in einer durchaus unbewußten Erziehungseinwirkung. Er kann aber auch als Kürwille zur Rechtfertigung vor den Richterſtuhl des Verſtandes gezerrt werden, und es ergibt ſich dann das laute Gelärm der Nationaliſten hier, der Antinationaliſten dort.

Aber aus der Feindſchaft von Brüdern darf man nicht von vornherein ihre Ungleichartigkeit folgern. Es kann der gleiche Vater ihren Geiſt gebildet haben, ihre Seele die gleiche Mutter, ſie können die Dinge der Welt gleich ſehen, ſie können gleiche Dinge als ſchön und häßlich, als liebenswert und haſſenswert empfinden: Ein Neß von Meinungsverſchiedenheiten, ja eine durchaus nur einge bildete Meinungsverſchiedenheit genügt für eine gerade unter Brüdern um ſo leidenschaftlichere Entzweiung, weil ſie ſich ſo genau verſtehen, weil ſie immer zugleich gegen Regungen ankämpfen, die ſie in ſich ſelbſt empfinden. Sprachgemeinſchaft iſt alſo — vor allem im Politischen — nicht ſchon unter allen Umſtänden Willensgemeinſchaft (ſie iſt das überhaupt erſt ſehr ſpät und immer nur in Hochkulturen, nur bei beſonders vom Schickſal begünſtigten Völkern geworden), ſie iſt nicht notwendigerweiſe Gemeinſchaft der lauten Denkwertungsgewohnheiten, ſie iſt nicht notwendigerweiſe „Geſellſchaft“, die Fahnen trägt, ſich uniformiert und unter lautem Getrommel ſich um wortgeſchwollene Glaubensbekenntniſſe ſchart. Aber ſie iſt trotzdem eine ſtille Wege- und Weſensgemeinſchaft, Willensgemeinſchaft im Sinne eines vollſtümlichen Ethos. Sie iſt da trotz Hochverrat und Schurkerei. Sie iſt da, ohne daß wir uns dagegen wehren können, weil ſie uns formt, ohne daß wir es merken. Sie umfängt uns als Schickſalsmacht, deren Wirken wir ebenſowenig abwaſchen können wie der Mohr die Schwärze ſeiner Haut. Dieſer Weſenswille, dieſer unbewußte Wertwille, der notwendigerweiſe in allem ſprachrichtigen Sprechen ſteckt, wird von uns gemeinhin gar nicht als vorhanden erkannt, und nur der laute Kürwille, in dem es meiſt laute Parteigungen innerhalb einer Sprachgemeinſchaft geben wird, ſcheint für unſere Willensrichtung bezeichnend zu ſein. Und doch iſt das ſtumme Willensapriori, das ſchon in jedem richtigen Sprechen anerkannt ſein muß, ganz außerordentlich viel bedeutsamer und bezeichnender für unſere Weſensart als jenes wortgeblähte, ſelbſtiſchere Willensbekunden, — das doch zumeiſt auch noch bedingt iſt durch die Einwirkung von Untergruppen der Sprachgemeinſchaft auf uns. Wer kann von ſich ſagen, daß er mehr iſt als nur Zettelträger von Meinungen und Mitläufer, daß er nicht durch Einwirkung anderer zu dieſen ſeinen Anſichten gekommen iſt, ſei er Pazifiſt oder Nationalſozialiſt?

Der Schein trügt; wir empfinden ſtärker die Verſchiedenheit unſerer Volksgenossen untereinander als ihre Gleichheit gegenüber anderem Volkstum. Wir ſehen im wahrhaft Weſentlichen uns ſelbſt in den Fremden hinein, und die Gleichheit mit dem Gleichen iſt uns etwas ſo Selbſtverſtändliches, daß die lauten Meinungsgegensätze und Willensver-

chiedenheiten der einzige Maßstab werden, nach dem wir Einheiten gleicher Wesensart erkennen. Die eigentlichen entscheidenden Einheiten des Wesens und Willens unter allen Gruppengebilden der Erdbbevölkerung sind jedoch die Sprachgemeinschaften. Unsere Muttersprache ist das große uns tragende geistig-seelische Schicksal.

Wer etwa bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre seine Erfahrungen nach der Vorschrift seiner Muttersprache ordnete, der kann die dadurch bewirkte Eingenommenheit seines Geistes- und Gemütslebens auch mit härtester Anstrengung so wenig aus sich austilgen, wie er auf Wunsch seine Jugend völlig vergessen könnte. Er kann sich wohl zwingen, zusammenhängende Gedankenketten von Erinnerungen an die Jugend zu vermeiden. Aber die früheren Erfahrungen bleiben immer Maßstab und Vergleichswissen für die gegenwärtigen. Man kann seinen körperlichen und seinen geistigen Vater laut mit Worten verleugnen. Aber so wenig man seinen körperlichen Vater nachträglich umtauschen kann, so wenig kann man willkürlich die Einwirkungen des geistigen Vaters ungeschehen machen.

Man kann daher eine Fremdsprache nicht mehr unter ganz genau den gleichen Bedingungen erlernen wie die Muttersprache, mag man selbst den Unterricht im Auslande und ganz und gar in der Fremdsprache stattfinden lassen und jedes Wort in der Muttersprache vermeiden. Die Begriffe der Muttersprache sind unauslöschbar da, auch wo die für sie geltenden Wörter gar nicht gesprochen werden. Der Mutterboden des Denkens hat seine Jungfräulichkeit verloren. Der gute Wille, die Muttersprache auszuschalten, hilft so wenig wie der gute Wille, etwa die Lösung eines Rätsels nicht wissen zu wollen, damit man noch einmal die Freude des Ratens und Findens hat. — Der gute Wille hilft hier so wenig, wie er jenem Manne half, dem versprochen worden war, es würde ihm glücken, nach einem bestimmten Rezept Gold zu machen, wenn er dabei nicht an den weißen Elefanten denken würde. Obgleich er es mit all den vorgeschriebenen Retorten und Mixturen versuchte, mußte er traurig gestehen, daß er eine Forderung der Vorschrift nicht zu erfüllen vermochte, gestehen, daß er in seinem Leben noch nie an den weißen Elefanten gedacht hätte, daß er aber bei seinem alchimistischen Versuch nicht eine Minute nicht an das, wie er gewarnt worden war, den Erfolg verhindernde Rüsseltier gedacht hatte.

Unauslöschbar und von ganz überragender Bedeutung sind die Erfahrungen, die in der noch unbeschriebenen Seele niedergelegt wurden, die auf jungfräulichen Boden fielen, die in einem besonders empfänglichen Alter gesammelt wurden. Es ist eine unumstößliche Eigenschaft unseres Lebensganges, daß der Mensch nur eine Jugend und eine Muttersprache hat. Die buntglühenden Dinge der Welt werden nur einmal zum ersten Male erlebt. Die Jugend erkennt überdies die Welt noch mit anderen Sinnen als die Erwachsenen. *Ce qu'est l'oeil pour l'esprit des grands* (infolge ihrer Erziehung durch die so besonders dem Augensinn verhaftete Sprache) *le toucher est pour celui des enfants* (X. Kolland, *Annette* II 87), sagt einer der größten lebenden französischen Dichter. Die Umschaltung auf die dem Kindesalter eigentümliche Erlebnisweise kann der Erwachsene nicht einfach mit gutem Willen erreichen, so wenig er seinen Körper zurückformen kann in jugendliche Weichheit und Frische.

Keine andere Sprache kann so erfüllt sein, so tief im Gemüt verwurzelt sein wie die in

dieser Zeit einer besonderen und eigenartigen Empfänglichkeit nicht gelernte, sondern er-
lebte Muttersprache. Das Sachwissen in der Muttersprache bildet sich ja, wie
dargestellt wurde, angelehnt an den Wertgehalt bestimmter Erlebnisse. Und diese wert-
gefättigte Ordnungsweise der Welterscheinungen ist nicht abzustreifen. Es hat mich einmal
auf das tiefste erschüttert, zu sehen, wie fest und unauslöschbar die Muttersprache schon
in dem am leichtesten auszutilgenden Formalen und Grobsinnlichen ihrer Klänge ist.
Es war in dem schönen Hause eines wohlhabenden, klugen Kaufmanns, der als Zwan-
zigjähriger nach England gegangen war, dort eine Engländerin geheiratet und Kind und
Kindeskinde aufgezogen hatte. Er sprach nun in einer rein englischen Umgebung schon
doppelt so lange nur englisch, als er je in seinem Leben deutsch gesprochen hatte. Und doch
— der sechsjährige Enkel sprach ein „akzentfreieres“ Englisch als sein Großvater, in dessen
Aussprache (und natürlich erst recht in dessen Wortwahl) überall für jemand, der da-
für ein geschultes Ohr besaß, der Einfluß der deutschen Sprache zu erkennen war. Der
Großvater wäre aber höchst beleidigt gewesen, wenn ihm jemand das gesagt hätte. Er
glaubte, das reinste, klarste, beste Englisch zu sprechen, und empfand in keiner Weise, wie
ihn seine Muttersprache beherrschte, auch wenn er englisch sprach. (Welche verhängnisvollen
Wirkungen die Bemühungen haben, haben müssen, einem Menschen seine Muttersprache
mit Gewalt zu nehmen, wird im Abschnitt „Zweisprachigkeit“ gezeigt werden.)

Unsere Muttersprache bleibt unser Schicksal. Der Atheist mag sich gegen die Auffas-
sung sperren, daß es einen Gott gibt. Er mag sich gegen die Anerkennung des objektiven
Tatbestandes sperren, er kann sich nicht gegen das Dasein des Sprachbegriffes aufleh-
nen, gegen die Anerkennung eines subjektiven, für andere geltenden Tatbestandes, eines
„intentionalen Objekts“, das sprachobjektive Geltung auch für ihn hat. Er kann sich nicht
mehr in einen Zustand zurückschrauben, in dem es überhaupt keine Gottesvorstellung
gibt. — Auch die Sprachbefehle, denen wir nicht gehorchen, sind doch als Wissensbestand
und als Forderung gegeben. Schon die Gegebenheit einer Fragestellung — für
die jeder eine andere Lösung findet — bedeutet eine aus einem Gruppenwis-
sen stammende Eingengenommenheit. — — Dieses ist der schärfste
Stachel der Wahrheit und der Stachel des Gewissens, daß wir an die Grenzen der per-
sönlichen Freiheit geführt werden und unsichtbare Kräfte spüren.

Aber diese Götter, an denen wir zweifeln, stellen ja nur den Ausnahmefall dar
unter all den uns von unserer Sprache gesegneten Gottheiten, denen wir stumm dienen, ohne
daß uns auch nur die Möglichkeit einer Auflehnung aufgeleuchtet hätte.

Weil die Menschen bei ihrem Denken in der Herde mitlaufen, kümmert sie der Weg
nicht. Warum sollen sie eine neue Tränke suchen, solange die alte genügend Wasser für sie
gibt? Man hat im allgemeinen keinen Heißhunger nach einer Speise, die man nie ge-
schmeckt und von der man nie gehört hat; man hungert nach dem, was man früher einmal
geschmeckt hat. Man kann auch keinen Wunsch haben nach einer Handlungsweise und Tat,
die uns das Bewußtsein nicht auf irgendeinem Wege als möglich gezeigt hat. Selbst die
Genialen, Dämonischen, Intuitiven, die Neudeuter, Neutöner, Neufühler — die doch
die Ausnahme sind unter uns Menschen — werden immer noch in sehr viel stärkerem
Maße vom Gruppenunterbewußtsein bestimmt, als allgemein anerkannt ist.

An dem Leben der Gemeinschaft können wir nur teilhaben, wenn wir auch ihre Irrtümer
teilen und ihre Götzen anbeten, uns von ihren Vorurteilen und Besessenheiten leiten lassen.

Wenn es nun auch so scheinen kann, als ob wir ärmer werden, wenn wir begreifen, wie die Sprache unsere Freiheit vergewaltigt, wir können gleichzeitig erkennen, wie die Sprache erst eigentlich unsere Freiheit schafft, jene menschliche Freiheit, die auf Bewußtsein beruht. Das Tier kann nicht im menschlichen Sinne „frei“ sein. Der Mensch erst, der mit hellerem Bewußtsein mehrere Entscheidungsmöglichkeiten sieht und dessen Willen im Einzelfall von außen her unbeeinflusst wählt, ist „frei“, dünkt sich frei.

Vor allem aber fühlen wir uns frei, weil wir uns hineinarbeiten, uns geradezu hineinschufte in das „Gefängnis“ der Einartigkeit unseres Weltverstehens. Wir müssen uns ja mit ach so viel Arbeit erst den Wissensbestand unserer Muttersprache erwerben. Wir besitzen von diesem Vätererbe immer nur das, was wir uns aus eigener Kraft in Freuden und Schmerzen spielend und arbeitend erworben. Dieses Tätigsein, die Verschiedenheit des Erfolges dieser Tätigkeit bei verschiedenen Menschen gibt uns das Bewußtsein, daß wir als Freie tätig sind, läßt uns nicht die Gebundenheit erkennen, die darin besteht, daß wir in bestimmten aus Gruppenleben gegebenen Formen unser geistiges Leben führen müssen, wenn überhaupt wir in menschlicher Weise denken und empfinden wollen. Es gibt das Kraftgefühl: Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz! Und doch blieb jeder das, was er ist, anderen schuldig. Der Bewegungsspielraum, den wir haben, ist nur der Raum zwischen den Wänden der Gefängniszelle unserer Sonderartigkeit, die unsichtbar von all den vielen geschaffen wurde, denen wir etwas schuldig blieben.

„Wir gebrauchen diese Worte (Ursache, Zweck, Kraft, Seele, Wille, Vernunft, Geist, Gott) auch, ohne uns über ihre Gründe Rechenschaft zu fordern, nicht wie es uns die Natur der Dinge lehrte, sondern nur, wie es uns die Gewohnheit der Väter lehrte.“ (Geiger.) Es ist nicht im Menschen eine Anlage vorhanden, die aus ihm diese Sprache wachsen läßt, sondern er denkt in der schicksalserwachsenen willkürlichen Weise nach, in der ihm seine Väter vordachten, anders vordachten als die Väter anderer Völker. „Die Summe der Bedeutungen ergibt in der Tat die Weltanschauung eines Volkes; aus ihnen läßt sich gewiß ein Schluß ziehen auf die dem betreffenden Volk geläufigen Begriffe und Überzeugungen.“ (Marty.) Es liegt in der Sprache beschlossen, daß jeder Mensch das „Geburtsrecht seines Zeitalters“ hat (Bain) und daß auch ernstes Kämpfen und Ringen um eine ganz eigene Weise des Welterlebens selbst bei den Überragenden immer nur ohnmächtiges Zappeln bleiben muß.

Weshalb, daß du ein Enkel bist. — Das ist die Stimmung, die jeden einmal beschleichen muß, der die Sprache nach ihrem Geheimnis befragt, der ihre ungeheuerliche uns bevormundende Macht anerkannte.

Und doch braucht Sprachkritik nicht in den pathetischen Pessimismus Mauthners auszumünden, der als Kind seiner Zeit Leben und Forschen nur unter dem Ideal absoluter Wahrheit jenseits der menschlichen Zufallsinne und des menschlichen Zufallsdenkens für recht eigentlich lebenswert und forschenswert halten mußte.

Uns ängstet heute eine frei im Raume schwebende Welt, eine sich wandelnde Wahrheit nicht mehr in solche trostlose Erschütterung. Wir fühlen uns in den Dämmerungen eines neuen philosophischen Zeitalters, das die Grenzen freudig bejaht, das die Wahrheitswerte des Irrationalen, ja des Antirationalen entdeckt, das den heimlichen mütterlichen Glanz der Sprache ahnt und sie zu lieben vermag, trotzdem und weil sie das Netz eines sonderartigen Schicksals über uns wirft. Wir lächeln schon nur noch über das Pathos, mit dem der größte englische Sprachkritiker mauthnert: „Wir haben zwar seit mehr als zehntausend

Jahren die Schwänze abgeworfen, aber wir brauchen für unseren geistigen Verkehr noch ein Medium, das für die Bedürfnisse der Baummenschen geschaffen wurde."

Denn in der Tat: Dieses unser Umfangerssein von einem bestimmten Sprachdenken darf durchaus als die am wenigsten drückende Einschränkung unserer Freiheit empfunden werden. Der Spielraum zu Eigentätigkeit, den uns unsere Hochsprachen lassen, ist so groß und weit, daß nur sehr seltene Begabungen bei ganz seltenen Gelegenheiten die Last des Erbes wirklich drückend empfinden müssen. Es findet ja eigentlich nur der gelehrte Erkenntnistheoretiker nach mühseligem Suchen die jeweilig besonderen Grenzen der Einartigkeit unseres Wachstums.

Mag uns die Sprachkritik auch den Freiheitsglauben nehmen, das Trugbild der jemaligen unbedingten Ursprünglichkeit unseres Denkens und Handelns, wir tauschen sie gern gegen ein sicheres Wissen um unsere Berufung ein, gegen die genauere Erkenntnis unsres Lebensfeldes. Wir wissen, daß es hier nicht gilt, ein Schicksal zu erleiden, sondern zu erfüllen; daß tausend Gedanken auf Erlösung warten, auf Erlösung durch uns; daß tausend Taten der Erfüllung harren, der Erfüllung durch uns; daß dieses unser sprachliches „Nationalgefängnis“ noch viel zu weit ist, als daß wir es mit unseren geistigen Kräften je zu durchmessen vermöchten.

Die alltägliche Einschätzung des Vätererbes ist die, daß wir weder seine Gefahr und Last sehen, noch aber seine gewaltige Leistung für uns. Diese aber rechtfertigt durchaus auch ein: Heil dir, daß du ein Enkel bist!

Gewiß haben wir gleichsam mit einer Freiheitsbuße „teuer zu zahlen für den großen und unschätzbaren Vorzug, mit anderen Menschen in Berührung zu kommen, ihnen unsere Gedanken und Gefühle mitzuteilen und dafür an den ihrigen teilzuhaben“. (Jespersen.) Aber dafür macht uns dieser nachgeburtlich zu erwerbende, zwischenmenschliche Besitz erst recht eigentlich aus Tieren zu Menschen.

Es wurde gezeigt, daß der Mensch durch das Wort zu der Tiergattung wird, die die Erfahrungen der anderen seiner Art für sich selbst am vollkommensten zu nutzen weiß, daß das Erfahrungsammeln der vielen nicht nur Aufeinanderhäufung, sondern Aneinandersteigerung von Wissen und Können bedeutet. Es entsteht ein neuer Artiges Können. Die Arbeit erhält einen anderen Charakter, eine andere Tiefe, einen anderen Gehalt. Wer irgendwie in einem Kreise mit lebendigem Gedankenaustausch steht, kann an sich alltäglich erleben, was es im Geistigen bedeutet, daß durch das Sprechen verschiedenartige Begabungen, verschiedene geistige Überlieferungen, verschiedene Willenswallungen miteinander in Berührung gebracht werden. Der erst durch Sprache ermöglichte Verkehr mit Menschen und Büchern bringt noch einen anderen Gewinn als nur den, daß er Wissenstafeln übermittelt. Er befruchtet unser Eigendenken, er läßt die verschiedenartigen Kräfte sich aneinander in immer höhere Leistungsfähigkeit steigern. Ja, er bewirkt nicht nur solch Hochschwingen, er bewirkt Neuschöpfung von Kräften. Je größer der Kreis der im geistigen Austausch Stehenden, je lebhafter der Austausch, desto höher der Flug des Denkens. Er schwebt in den Schriftsprachen wie ein Adler hoch über den in den Tiefen summanden schriftlosen Mundarten. Der Weg von dem nur sinnlichen, bildhaften Vorstellen und Denken in eine selbständigere, bewußtere, dem Naturgesetz und seinen Notwendigkeiten entrückte, sich selbst genügende, eigengesetzliche, wahrhaft menschliche Geisteswelt ist gebunden an die Gemeinschaftsarbeit, an Sprache, an Sprachbegriffe. Das Wort, der einzelne Sprachbegriff als solcher ist allerdings im allgemeinen in keiner Weise

mehr die Ursache für den einzelnen Akt des Denkens und Wertens. Aber da alles Sprechen und Hören in jedem einzelnen Wort Vergleich von Welterscheinungen untereinander in Bezug auf Eigenschaften bedeutet (Eigenschaften, die wesentlich aus der Beziehungssetzung der Dinge untereinander erkannt sind — Sacheigenschaften —, oder Eigenschaften, die wesentlich aus der Beziehungssetzung der Dinge auf den Menschen erkannt sind — Werteigenschaften —) so ist alles Sprechen und Hören Erziehung zum Erkennen der Welterscheinungen auf die bestimmten Eigenschaften hin, die gerade meine Sprachgemeinschaft beachtet. Die aus der Sprachnutzung fließende Dauerübung im Vergleichen erzeugt eine in ganz bestimmter Weise gerichtete Kraft des Vergleichens, Kraft des Denkens, des Wertens, ohne daß im einzelnen Akt des Denkens und Wertens überhaupt noch Sprachbegriffe als die Richtung dieser Kraft bestimmende Bedingungen auch nur dunkel empfunden werden. Für den einzelnen mit dieser sprachbedingten und doch anonymen Kraft vorgenommenen Vergleich werden immer erst nachträglich die Wörter für die Eigenschaften gefunden, auf die hin er für den Hörer gekennzeichnet sein soll. Der Sprachakt ist also sekundär gegenüber dem Denktakt, aber der Denktakt wird vorgenommen nach einem Verfahren, das wesentlich aus früheren Hörakten stammt. Daß wir die Dinge so sehen, wie wir sie sehen, ist wesentlich mitbedingt durch das Wort.

Jene Marmorstatue ist als natürliche Gegebenheit nur ein Haufe Stoff bestimmter Art von gewisser Formähnlichkeit mit einem lebendigen Menschen. Sie ist „schön“ erst in uns. Wir müssen ihre Schönheit erst in uns erwecken, nachdem sie von unserer Lebensgemeinschaft in uns über das Wort geschaffen worden ist. So gibt es ein „Vaterland“, gibt es „Treue“ und „Ehre“, auch wo sich jemand stumm auf die Lippen beißt, erst mit uns Menschen, mit uns Menschen einer bestimmten Sprachgemeinschaft. Nie kann auch der höchstbegabte einzelne bei allem Freiheitswahn von sich aus eine derartig menschliche Umdeutung der Tatbestände in Werte, der Ereignisse in Erlebnisse vornehmen.

Diese Neuschaffung einer menschlichen, geistig-seelischen Sonderwelt ist eine noch viel wichtigere Leistung des Wortes als die Umgestaltung der Erdoberfläche nach menschlichen Bedürfnissen. Wohl hat der Mensch die natürliche Landschaft in Zivilisationssteppe wogender Ährenfelder und nach dem Lineal ausgerichteter Wälder verwandelt; von den höheren Tieren lebt nur, was seine Gnade leben läßt. Wichtiger und größer aber noch ist, daß er eine zwischenmenschliche und überdingliche Welt schuf. Und nur wenige wissen um die Vorbedingung für alle diese Erfolge: d a s W o r t.

So dürfen wir uns beglückt unserer Sprache freuen, und „Weh dir, daß du ein Enkel bist“ darf die innere Stimme erst dann wieder sprechen, wenn wir überdenken, wie schwer die Enkel p f l i c h t e n zu erfüllen sind, wie groß und weit und herrlich in unseren Kultursprachen der Raum ist, in dem wir mit unserer schwachen, allzuschwachen Einzelkraft uns zurechtzufinden haben, in dem es schon schwer, allzuschwer ist, auch nur die Wege nachzuwandern, die andere, Klügere, Größere, Edlere, schon geschlagen haben. Noch harren ferne geistige Welten der Eroberung, noch bleibt zu kühnstem und edelstem Forschen und Wagen ein uns verpflichtender Bewegungsraum.

Klein, klein ist der Ausschnitt, den der einzelne sich vom Gesamterbe erobern kann. Verschieden bleiben die einzelnen darin, daß sie immer einen unterschiedlichen Ausschnitt aus dem Gesamtwissen ihr Eigen nennen. Hier die Waschfrau, dort der Dichter, hier das süd-tiroler Bauernkind, drüben der Münchener Gelehrte in reifer Manneskraft. Wenn wir jedoch den Organismus-Charakter der Sprache zu sehen vermögen, der mit dem Teil, mit dem Ausschnitt immer gleich auch das Ganze gegeben sein läßt, dann wird es uns glücken zu erkennen, wie doch eine gleiche Gemeinsamkeit, eine gleiche Gemeinschaft in derselben Sprache in allen Menschen Gleiches wirkt. Trotz des individuellen Spielraums innerhalb der geläufigen Regel bleibt jede Sprache ein *e i n h e i t l i c h e s* Gebilde. „Sie umfaßt in der Tat die beiden entgegengesetzten Eigenschaften, sich als *e i n e* Sprache in derselben Nation in unendlich viele zu teilen und als diese vielen, gegen die Sprachen anderer Nationen mit bestimmtem Charakter als *e i n e* zu vereinigen.“ (Humboldt.)

Es heißt hier zu verstehen, daß Sprache, Gemeinschaft, Volkstum nicht nur ein Ganzes im Sinne einer Summe ist, sondern im Sinne einer *o r g a n i s c h e n E i n h e i t*. Im Organismus wird das Glied getragen durch seine Beziehung auf das Ganze, durch seine Teilaufgabe im Ganzen. Nicht nur in der Samenzelle des Tieres ist ein ganzes neues Tier als möglich gegeben, sondern auch jede Zelle anderer Zweckleistung ist bezogen auf den ganzen Organismus. Jede Zelle, jedes Glied des Ganzen ist zugleich das Ganze, ist das Ganze in einer bestimmten Wirksamkeit für das Ganze, in der Notwendigkeit des Ganzen für das Glied.

So sind auch die Einzelbestandteile der Sprache, die Laute, Silben, Wörter, die das Ganze tragenden Zellen. Vor allem ist das Begriffssystem in dieser Weise als ein *o r g a n i s c h e s* Ganzes zu sehen. Tausendfältige Beziehungen binden jedes Wort in das Ganze des Gesamtwortschatzes; Beziehungen zu Untergruppen von verschiedenerei Arten von Sachbedeutungen, Arten von formalen Eigenschaften. „Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft verstehe, muß die Sprache ganz und im Zusammenhang in ihm liegen. Es gibt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als ein Teil des Ganzen an. Das erste Wort tönt schon die ganze Sprache an und setzt sie voraus.“ — „Jedes Ausgesprochene bildet das Unausgesprochene oder bereitet es vor.“ (Humboldt.) Wer den einen Teil eines solchen Organismus von Begriffen beherrscht, erkennt in allem, was er neu erwirbt, immer wieder Anklänge an das Bekannte. Mit dem Teil der Sprache kennt er nicht die ganze Sprache, aber den Geist der ganzen Sprache, die in ihr lebenden Kräfte.

Was der einzelne von dem Gruppenwissen nicht besitzt, das ist nicht in dem Sinne erwerbbarer Besitz wie die Fische im See, die man sich noch zu den dreien, die man schon in seiner Butte hat, dazufangen kann. Sondern dieser mögliche Schatz an Sprachwissen ist vor allem dadurch erwerbbar —, daß er Teil ist, Glied des Ganzen, das schon in anderen Teilen unser eigen wurde. Das jeweils schon Erworbene erschließt uns zugleich die Möglichkeit, uns das noch zu Erwerbende zu erarbeiten, weil hier der begriffliche Bündelungsgrundsatz ähnlich genug ist, weil durch andere vorhandene Begriffe der Platz des neuen schon angewiesen ist, weil dadurch der Verkehr mit denen ermöglicht wird, die schon besitzen, was wir erst noch erwerben wollen. Diese Fische lassen sich gewissermaßen ausschiden und holen neue Fische herbei, sie sind die Köderfische für andere, größere, wertvollere. Indem wir den Bau und die Bewegungen der einen Hand verstehen gelernt haben, erschließt sich uns leicht das Verständnis des Baues der anderen Hand.

„Und weil vermöge des Organismus-Charakters einer Sprache jeder, der eine Sprache überhaupt spricht, an ihrer Totalität teilhat, so fließt der ganze Weltgehalt, der in der Sprache ruht, in ihn ein. Die wunderbare Tatsache, daß Deutsch seine Muttersprache ist, daß er einen Lutherpsalm und einen Goethevers verstehen und sprechen kann, läßt ihn alles Große und Größte, was je deutsch gedacht und gedichtet worden ist, potentiell zum Erbe gewinnen.“ (Freyer.)

Das Südtiroler vierjährige Kind, der Münchener Gelehrte in reifen Jahren sind nicht gleich in dem, was sie besitzen, sondern in dem, was sie besitzen k ö n n e n, nachdem sie deutsche Sprache von Kindesbeinen an e r l e b t e n, in ihr die Welt in bestimmter Weise erleben lernten. Die weiteren, ihnen unbekannten, aber organisch zum vorhandenen Bestande gehörigen Teile der Sprache sind das, was g e m e i n s a m auf sie wirken kann. Die Sprache ist dem einzelnen gegenüber unendliche, nie ganz erfüllbare Aufgabe.

Otto Bauer, der bedeutendste unter den sozialdemokratischen Denkern über das Nationalitätenproblem, sagt von der Charaktereigenschaft der Nation: „Sie bedeutet nun nicht mehr dies, daß die Individuen derselben Nation einander ähnlich sind, sondern daß auf den Charakter jedes Individuums dieselbe Kraft einwirkt.“ Sprache ist ihrem letzten Wesen nach nichts anderes als Kraft, diese Kraft, welche die zwischenmenschliche Gruppenpersönlichkeit „Volk“, diese wache Persönlichkeit echterster Art erst schafft und die uns einzelnen Befehle schreibt. Von ihr können alle Gleiches erfahren, wenn sie sich in gleicher Weise bemühen. Dem einzelnen gegenüber ist diese Kraft, das Volkstum als formende Wesenheit, in ihrer eigentlichen und besten Leistung nur immer Möglichkeit, nicht schon in allen Teilen zwangsläufige Gegebenheit. Zwang herrscht nur insofern, als es immer die Beeinflussung durch eine ganz b e s t i m m t e, in ganz bestimmter Weise willkürlich denkende, willkürlich Beziehungsverhältnisse unter den Erscheinungen herstellende Sprache ist, wenn überhaupt Beeinflussung durch eine Sprache stattfindet. Die Sprache bleibt aber ein Ganzes trotz der Teilhaftigkeit der einzelpersönlichen Ausschnitte aus diesem Ganzen.

Auch das, was als von der Gemeinschaft her gegebenes Charaktergut im einzelnen steckt, ohne aber unmittelbar s i c h t b a r l i c h zur Entfaltung zu kommen, gehört doch zu seiner Persönlichkeit. Die Sprache als Ganzheit und Organismus verstehen, heißt darum, in sich selbst entdecken, daß man nicht nur gerade dieser ganz bestimmte Augsburger Postlat ist, der ganz bestimmte Tagesaufgaben erfüllt und eine ganz bestimmte Rolle im Leben seines engeren Kreises spielt, sondern daß in jedem von uns überdies noch Kind und Greis, Mann und Weib, Held und Verbrecher, Bauer und Fischer, Künstler und Staatsmann und alle Einzeläußerungsformen unserer Sprach g e m e i n s c h a f t stecken. Der Mensch in seiner Sprachhaftigkeit ist nicht nur das körperlich einzelne Menschtier eines ganz bestimmten Zeitschicksals, sondern er ist in einem weiteren Sinne noch außerdem seine ganze Sprachgemeinschaft, das Ganze als Teil. Es ist unmöglich, das in uns lebende, gewirkt habende und wirkende Dasein unserer Gemeinschaft, der Kinder und Greise, der Männer und Weiber, der Bauern und Dichter, der Revolutionäre und der Konservativen aus uns herauszustreichen. Ja, das wäre sogar dann unmöglich, wenn wir den Eid des Schweigens nähmen und in ein Kloster gingen. Wir hätten gar nicht sprechend unter Menschen aufwachsen dürfen. Wir können nicht nach Wunsch Gewordenes vergessen, die beschriebene Tafel auslöschen und behaupten, sie wäre nie beschrieben worden.

Wir atmen mit den Worten die geistige Art unserer Gemeinschaft so unbekümmert ein wie die Luft, die uns umgibt. Wir glauben in einer notwendigen Selbsttäuschung, unser

eigenes geistiges Leben zu führen, und doch lebt nur die Gemeinschaft in uns, durch uns. Diese Leistung der Sprache ist oft genug von Dichtern erkannt worden.

Weil dir ein Vers gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein.

(Schiller.)

Ich weiß es nicht, ich sprach nur nach,
Was Engel zu mir gesprochen.

(Rückert.)

„Der ganze Mensch in seinem Verhältnis zur Welt, ja wenn der Ausdruck gestattet ist, zu sich selbst, beruht auf der Sprache, sie ist das Maß der Völker wie der Individuen, nach Anlage und Entwicklungsgrad, und ein Lebensprozeß, in dem sich alle übrigen spiegeln.“ (Hebbel.)

„Das Sprechenlernen des Kindes ist ein erzieherischer Vorgang, durch den der in der Lebensgemeinschaft dargestellte Typus dem Kind als fester Besitz einverleibt wird. Dieser Typus ist ganz enthalten im objektiven Sprachtyp. Damit wird das Kind zum Glied der Gemeinschaft, zum geschichtlichen Wesen, zum gebildeten Geist. Dieser Vorgang bestimmt den inneren Werdegang des Kindes entscheidend, denn mit dem Sprachtyp wird sein Bewußtsein normiert nach dem Bewußtseinstyp der Gemeinschaft . . . Die Sprache schafft dem Kind die Denknorm, die Assoziationsbahnen, die Bewußtseinskultur, die Wertungen, die Bildung seiner Sinnesorgane und seiner inneren Anschauung.“ (E. Krieck, Philosophie der Erziehung.)

Bei allem Sprechen spricht zwangsläufig die besondere Art unserer geistig-seelischen Gemeinschaft aus uns, spricht aus uns deutschen Menschen das Deutschtum. Nicht immer das ideale Deutschtum, aber das wirkliche und wirkende Deutschtum. Wohl bleibt die sich in uns darstellende geistige und seelische Besonderheit unseres Volkstums hinter tausend Schleiern verborgen, und doch ist das Nichtsichtbare eine uns um so sicherer, mächtiger und unbeschränkter beherrschende Macht, je weniger wir von ihr wissen.

Wer aber von ihr weiß, der vollendet sich und wird frei im Gehorchen, wird Herr im Dienen. Er hat in allen Nebeln der Zeiten einen leitenden Stern.

Zwischenstück¹

Sprachen nebeneinander

1. „Entwicklung“ — „Entfaltung“

Wer seine Unbefangenheit gegenüber dem heiligsten und selbstverständlichsten Vatererbe verloren hat, wer die Kulissen seines Freiheitswahns als bemalte Leinwand erkannt hat und sich bewußt wurde, welche gewaltige Leistung die Sprache an ihm vollbrachte, indem er durch sie erst denken, werten, wollen lernte, der muß je und je mit der Frage wach liegen, welches denn die besondere Eigenart gerade seiner besonderen Sprache im Gegensatz zu anderen Sprachen ist. Er wird wissen wollen, welches die kennzeichnenden Denkgewohnheiten und Voreingenommenheiten sind, die mit gerade dieser Sprache zwangsläufig übernommen werden. — „Ein jeglich mensche spricht gern die sprache bi der er ist erzogen.“ Aber darüber hinaus wird er nun auch etwas über ihren Wert und ihre Besonderheit erfahren wollen, nachdem er entdeckt hat, von wie schicksalhafter Bedeutung die Muttersprache für ihn ist. Als Deutscher wird er gern durchschauen wollen, welches die Besonderheit der deutschen Eingenommenheit ist, der er nicht zu entrinnen vermag. Wenn die Kaffersprache einen Kaffernhorizont erschließt, welche Blickweise und Blickweite, welche Ideen und Ideale liegen dann vorhergegeben in der deutschen Sprache, welches ist ihre besondere, eine Gruppenpersönlichkeit und jede Einzelpersonlichkeit formende Kraft, welches ist ihr Wert, verglichen mit dem anderer Sprachen?

Wir werden von vornherein geneigt sein anzunehmen, daß Verschiedenartigkeit sich bei prüfender Beobachtung oft auch als Verschiedenwertigkeit erweisen wird, vor allem, wo wir primitive Sprachen mit solchen von Hochkulturen vergleichen.

Wenn wir nun aber Hochsprachen neben Hochsprachen stellen, die anerkanntermaßen Leistungen etwa gleicher Höhe vollbrachten, so werden wir den Irrtum dieser grundsätzlichen Einstellung erkennen und nun vielleicht weiterhin glauben, daß Verschiedenartigkeit

¹ Im größeren Zusammenhang der Gesamtdarstellung hätte unmittelbar auf den eben abgeschlossenen Abschnitt von der gemeinschaftsbildenden Kraft der Sprache der Abschnitt von der vergesellschaftenden Kraft der Rasse zu folgen. Für eine Reihe von Einzelfragen, die in späteren Zusammenhängen auftauchen und deren ausführliche Erörterung dort störend ist, dürfte aber mit den bisherigen Ausführungen über das Wesen der Sprache eine besondere Aufgeschlossenheit geschaffen sein. Diese Fragen werden deswegen schon an dieser Stelle behandelt.

allerdings wohl gelegentlich auch Verschiedenwertigkeit bedeuten k a n n, daß sie aber nicht immer mit Notwendigkeit Verschiedenwertigkeit bedeuten m u ß. Der Vergleich sprachlicher Erscheinungsformen allein nach dem Gesichtspunkt der „Entwicklung“, der „Höherentwicklung“ und „Vervollkommenung“ — oder auch dem des „Herabsinkens“ — muß bald als der Fülle sprachlichen Lebens nicht wirklich gerechtwerdend erkannt werden.

Es wird nötig, deutlich zu unterscheiden zwischen zwei Wachstumsgrundsätzen der Sprachen: zwischen **Entwicklung** einerseits und **Entfaltung** andererseits.

Die **Entwicklung** geht in Graden, geht nach einer Richtung von niederen zu höheren Stufen vor sich. Sie ist immer nur dort im einzelnen meßbar, wo ein Maßstab, ein Entwicklungsziel als solches unangezweifelt anerkannt ist. Gemeinhin wird es als Entwicklungsfortschritt angesehen — wir selbst bekennen uns nur mit aus biologischen Erwägungen kommenden Einschränkungen zu dieser Auffassung — wenn das Denken die Tatbestände selbst genauer erkennt, weniger durch menschlich allzu menschlichen Wahn verzerrt.

Die so aufgefaßte **Entwicklung** ist allerdings im wesentlichen gleicher Art und Richtung in allen Sprachen. Neben und gleichzeitig mit dieser nach der **einen** Richtung zur objektiven Genauigkeit der Welterkenntnis führenden **Entwicklung** zeigt sich aber die viel wichtigere **Entfaltung** der Sprachen nach vielen Richtungen der Ausformung sowohl ihrer werkzeuglichen Mittel wie ihrer Gehalte. Die Gruppenseelen wachsen zu Sondergestaltungen, zu Eigenwelten, zu eigenständigen menschlichen Wertwelten, die bei jedem Volk ihre besondere und nur ihm eigentümliche Prägung finden, ohne daß diese Entfaltung in ihren Einzelaüßerungen zugleich schon notwendigerweise als Entwicklungs- oder Wertstufen zu deuten wäre.

Es liegt im Wesen des Begriffs, daß in ihm einzelpersonliche **Willkür** zu einer für die Gruppe gültigen geworden ist. Aus einer Gruppenwillkür sind Vorstellungen unter ein einheitliches Zeichen der Verständigung und des Verstehens gebündelt, die sowohl nach ihrem sachlichen wie nach ihrem Wertgehalt in **anderen** Sprachen nach einer **anderen Willkür** zu Einheiten geordnet werden. Damit **bedeuten** gleiche Dinge für Menschen verschiedener Sprachgemeinschaften etwas Verschiedenes. Diese Verschiedenheit beruht nicht schon notwendigerweise auf geringerer oder stärkerer Beobachtungsschärfe, nicht auf richtigerem oder falscherem Beurteilen der Welt, sondern nur auf andersartigem Beobachten und Beurteilen, auf Spiel und Schöpfung in dem, was die Welt nicht an und für sich ist, sondern was sie für mich, für den Menschen nach dem geistig seelischen Schicksal meiner Gruppe **bedeutet**. Spiel und Willkür in der Schaffung solcher menschlichen, geistig-seelischen Eigenwelt finden wohl in der Eigenart der Dinge Grenzen gesetzt. Aber der verbleibende Spielraum, die Zahl der Entfaltungsmöglichkeiten für verschieden geartete Volkstümer, für ihrem Wesen nach grundverschiedene Sprachgemeinschaften bleibt doch über alles Vorstellungsvermögen groß.

Hier erst erscheinen die wahrhaft großen Unterschiede der Menschengemeinschaften, und nicht in der unterschiedlichen Farbe von Haaren und Augen und in Abweichungen des Schädelindex. Hier erst in dieser recht eigentlich menschlichen Jdeenwelt jenseits des tier-menschlichen Hungers werden im traumsicheren Zupacken Reiche der Freiheit des Geistes, der Freiheit der Formgestaltung errichtet, die jenseits der Herrschaft der Naturgesetze liegen. Reiche, deren Verschiedenheit sich aber stark unserem Blick entzieht, da es so schwer ist, die besondere buntgläserne Brille abzusetzen, die jeder von uns auf der Nase trägt.

Die Götter verschiedener Völker erscheinen in verschiedenem Gewand, sie sind aus verschiedenem Sehnsucht geformt und sie sehen auf uns mit verschiedenem Güte.

Die besondere Menschlichkeit der durch die Sprache erschlossenen Seelenwelt hat zwar ihre Wurzeln durchaus in der Notdurft, im Dienst an der Lebenserhaltung im biologischen Plan der Gruppe. Sie reicht aber darüber hinaus in ein Feenschloß, an dessen glitzernden Wänden Kunstwerke spielen, auf dessen schimmernden Parketts das geängstete Leben noch einmal einen selbstvergessenen Tanz um des Tanzes willen führt.

Daß die Menschen in dem allgemeinemenschlichen Spielraum verschiedenerei Denkbürfnisse entfalten, je nachdem, ob sie neben dem Löwen in der Wüste oder ob sie neben dem Eisbären wohnen, ist sicher richtig, aber es ist nur eine der das Auseinanderwachsen, die Fülle der Entfaltung erwirkenden Kräfte. Sie bewirkt im wesentlichen die Verschiedenheit zwischen dem Neger und dem Eskimo, sie läßt aber die Sprachen von Menschen diesseits und jenseits der deutsch-holländischen Grenze fast unberührt. Und doch sind auch die Sprachen dieser Menschen durchaus verschieden. Diese bedeutsamste aller Verschiedenheiten hat sich aus dem Wesen der Sprachtechnik als dem Arbeiten mit immer eigenwillig, traumwandelnd, spielfelig gefundenen geistigen Ordnungseinheiten ergeben. Aus ihr erst erblüht wahrhaft die Mannigfaltigkeit der Kulturen, der Künste, der Lebensstile, jene Mannigfaltigkeit der Menschlichkeit, des geistigen Lebens, die noch größer, in geschichtlich kürzeren Zeiträumen wandelbar und sich wandelnd ist, die bunter und überraschender ist als die Vielfältigkeit, mit der das organische Leben verschiedenerei Geter formte als Haifisch und als Zitronenfalter, als Mikrobe und als Lama. Je höher die Kulturen, desto unübersichtlicher und verschiedener voneinander wird ihre Lebensgestalt.

Daß die Idee der Entwicklung als erklärender Grundsatz gegenüber der Mannigfaltigkeit der Lebensformen versagt, sollte deutlicher erkannt werden, als es gemeinhin der Fall ist. Es ist endlich anerkanntermaßen eine willkürliche Künstelei, die Entwicklungslinie von dem einzelligen Lebewesen zum Menschen als die einzigmögliche, kürzeste Verbindungslinie zweier Punkte zu sehen, auf der alle Tiere, die überhaupt leben oder gelebt haben, nacheinander geordnet werden könnten. Die Menschlichkeit solchen Maßstabes, die Willkürlichkeit solcher Erklärungsweise rein aus diesem den Menschen als Ziel setzenden Prinzip der „Entwicklung“ heraus muß unmittelbar klar werden, wenn etwa gezeigt werden soll, daß das Reh höher, weiter entwickelt ist als der Hase. In gleicher Weise ist es irrtümlich, unter dem Zwang dieser Trugvoraussetzung die manniggestalteten, bunten Denkformen, in denen sich die Völker entfalten, immer nur als Annäherungsstufen an die allvollkommene Welterkenntnis zu sehen und dabei nicht zu beachten, daß die intellektuelle Entwicklung zu größerer Beobachtungsgenauigkeit durchaus nur eine Richtung ist, in der die geschichtliche Bewegung des Geistes vor sich geht. In anderen Richtungen, auf anderen Ebenen zeigt sich ein buntes Nebeneinander verschiedener, aber in gleicher Weise dem biologischen Plan genügender seelischer Entfaltungsweisen. Es gibt neben den Entwicklungsstufen — die überall da zweifellos festzustellen sind, wo es glückt, einem Maßstab Berechtigung zuzusprechen — noch Entfaltungsarten, Verschiedenheit der Stile, Moden, Launen der Menschhaftigkeit, die jenseits aller Wertbeurteilung bleiben müssen.

Eine große Zahl von Sprachforschern sieht allerdings das Problem der Sprachwertung zu einfach und begnügt sich noch immer in aller Selbstverständlichkeit mit der Voraussetzung, daß die Mannigfaltigkeiten der Formen, der begrifflichen Gehalte, nichts als verschiedene Annäherungsgrade an eine allvollkommene Endform der Entwicklung hin zu einer allwissenden Erkenntnis darstellen.

Es ist nur folgerichtige Fortführung dieses Gedankens, wenn behauptet wird, daß die Sprachen desto ähnlicher würden, in eine je höhere Kultur sie hineinwüchsen. Denn stärkere Annäherung an das Ziel der Allvollkommenheit muß natürlicherweise auch Annäherung aneinander bedeuten, bis die Sprachen im erreichten Ziel zusammenfallen.

Vor allem das außerordentliche Wachsen des Wortschatzes der modernen Kultursprachen, das Unabhängigwerden des Gruppengedächtnisses von der Leistungsfähigkeit des einzelnen durch die Schrift gibt diesem Irrglauben starke Nahrung. So meint Moszkowski in seinem anregenden Werk „Das Geheimnis der Sprache“, die modernen Hochsprachen müßten einander immer ähnlicher werden, für je mehr Dinge des absoluten Weltkataloges sie Bezeichnungen fänden. Wenn schließlich alle überhaupt bezeichnenbaren Dinge in allen Sprachen auch ihre lautliche Darstellung in einem Wort gefunden hätten, dann bestünde die Verschiedenheit der Sprachen nur noch in der Verschiedenheit der diese Katalognummern benennenden Sprachzeichen — und das wäre ja in der Tat eine durchaus unwesentliche und ganz gleichgültige Verschiedenheit, wo die in den Sprachen sich ausprägende Geistigkeit der Völker in Frage steht, wo Wertung des geistigen Gehaltes der Sprachen versucht wird.

Dieser Gedankengang ist äußerst verlockend und einleuchtend. Da er in seinen Folgen so wichtig ist, verdient er, mit besonderem Nachdruck als irrtümlich erwiesen zu werden. Es wird in der Tat die Ähnlichkeit der Sprachen immer größer, je mehr ihr Gesamtwortbestand dem des absoluten Kataloges nahekommt. Die Zahl der gemeinsamen Worte, die zwei Sprachen von gleicher Wortzahl haben, wird bei größerer Annäherung an die Gesamtzahl aller möglichen Worte größer. Doch das hat gar nichts zu sagen. Denn in dieser Rechnung steckt ein wesentlicher, ganz grundsätzlicher Fehler, der diese ganze Wortmathematik zu einem durchaus müßigen Spiel macht: Während die Zahl der für das Gruppengedächtnis einer menschlichen Sprachgemeinschaft möglichen und nützlichen Begriffe selbst im Zeitalter des Drucks durchaus eng begrenzt bleibt, ist es völlig irrtümlich, anzunehmen, daß die Zahl der Begriffe des absoluten Kataloges überhaupt als endlich angesehen werden darf.

Wenn man die Denkinhalte einer Sprache, wie sie lebt und lebt, die vielen, wirklichen, unterschiedlichen Bedeutungen jedes ihrer Begriffe je als Einheiten ansieht, so lassen sich diese in dieser Sprache gegebenen Einzelbedeutungen, gemeinten Tatbestände an sich, auch in vielfach anderer Weise begrifflich einbündeln, als es gerade in dieser bestimmten Sprache tatsächlich der Fall ist. Jeder der sie umfassenden Begriffe könnte je einen engeren, einen weiteren, einen andersartigen Inhalt haben, und doch vermöchte dabei die in dieser Sprache von der Gesamtheit ihrer Begriffe umfaßte Summe von Tatbeständen der Welt die gleiche zu bleiben. Auf diesen „Stuhl“ dort weist die eine Sprache mit einem Wort, das noch außerdem Schemel und Sessel umgreift, die andere mit einem Wort, das nur für Rohrstühle gilt. Es kann auf sachlich gleiche Gegenstände mit durchaus verschieden zusammengesetzten Bedeutungsbündeln hingewiesen werden. Für jede Begriffsabengung einer Sprache, die bisher durch Zueinanderordnung mehrerer Begriffe vorgenommen wurde, könnte auch ein einziger Wortbegriff stehen, und umgekehrt. Statt „weißes Pferd“, weiße Kuh, weißer Hund, weißer Kater, weißer Elefant, weißes Kamel, weißer Stift, weißer Schuh, weißes Schaf, weißes Papier, weißes Kaninchen, schlechtes Pferd, schlechte Kuh, schlechter Hund, schlechtes Haus, männliches Pferd, Stroh schneiden, Fleisch schneiden, Holz schneiden, Fische schneiden, Köpfe abschneiden, Getreide abschneiden, Gras abschneiden, könnte ich je eine eigenstämmige, nicht zusammengesetzte Wortabel haben, „Schimmel“, Blesse, mähen, häckseln

usw. Und es gibt in der Tat Sprachen, die 30–40 Wörter für schneiden, für werfen, haben, die hunderte von Wörtern für Kamel usw. haben, wo andere Sprachen sich mit Zusammensetzungen, Abengungen allgemeinerer, weiterer Begriffe begnügen. Die in den Begriffen zusammengebündelten Einzelvorstellungen können also auch jeweils in größeren oder kleineren oder anders gelagerten Bündeln zusammengefaßt werden, als es tatsächlich der Fall ist. In Wahrheit ist ja die Zahl der möglichen Sätze an sich einer Sprache, die eigentliche Zahl ihrer „Begriffe“, der Vorstellungsallgemeinen, auf die die Einzelercheinungen bezogen werden können, unbegrenzt. Wieviel größer die Zahl der Sätze einer Sprache ist als die Zahl ihrer einzelwortigen Begriffe, wurde an anderer Stelle betont. Wenn alle erreichbaren Bündelungsmöglichkeiten von Welterrscheinungen genügt würden, alle überhaupt möglichen Gesichtspunkte, unter denen gleiche Zusammenhalte gesehen und mit einem eigenen Zeichen gemeint werden können, so würde sich ein so riesiger, so völlig unabsehbarer Wortbestand ergeben, daß auch die durch die beste Schrift gestärkten Gruppengedächtnisse mit Notwendigkeit daran scheitern müßten, dafür unterschiedliche Wortzeichen zu haben. Statt der 100 000 eigenwortigen, einzelwortigen Begriffe, die heute eine moderne Kultursprache hat, müßte sie dann viele hunderttausend Milliarden Wörter haben.

Die Vorstellung, daß die Kultursprachen mit dem Wachsen ihres Begriffsschatzes in mathematisch errechenbarem Maße immer *ähnlicher* werden müssen, ist daher *falsch*. Sie ist mit Sicherheit falsch, da ja der „Begriff“ nicht schon die „Bedeutung“ des Wortes ist, da die Wörter ja gar nicht Bezeichnungen für die Einzel Dinge aus dem absoluten Katalog aller Dinge sind, sondern nur willkürliche und wandelbare Zusammengriffe zu meist sehr weiten *Klassen* von „Dingen“, von „Zuständen“. Die Zahl der Abwandlungsmöglichkeiten, welche Einzelvorstellungen jeweils zur Einheit der begrifflichen Klasse zusammengebündelt werden, ist aber überall jeweils unbeschränkt groß. Die Darstellung des absoluten Weltkataloges in den Sprachen scheitert nicht sowohl an der Unendlichkeit der Welt, als vielmehr an der Unendlichkeit der möglichen Auffassungsweisen des Menschengeistes. Aus solchen mathematischen Berechnungen auf ein Ähnlicherwerden der Sprachen zu schließen, ist daher falsch.

Unseres Erachtens tritt also nicht, wie behauptet wird, eine um so größere Annäherung des Begriffsbestandes der Sprachen ein, in je höherem Maße sie Kultursprachen werden. Es darf ganz *im Gegenteil* mit aller Entschiedenheit die Behauptung gewagt werden, daß selbst die Mundarten von Eskimos und Negern einander ähnlicher sind als die Sprachen des deutschen und des französischen Pfarrers in dem gleichen elsässischen Dorf, — obgleich Eskimos unter völlig anderen Bedingungen leben als Neger, obgleich der französische, aus Toul stammende Pfarrer vielleicht in die Wohnung eines deutschen Pfarrers gezogen ist und dort unter sehr gleichen Lebensbedingungen seinen Haushalt führt wie gestern vor ihm der deutsche Pfarrer. Die aus dem absoluten Katalog der Welterrscheinungen in Sprachbegriffe hinein bezogenen *Dinge* sind gewiß für Neger und Eskimos ganz und gar verschieden, für die beiden Pfarrer sehr ähnlich. Die *Zivilisationslage*, in der die Pfarrer leben, ist die gleiche, und trotzdem wächst ihnen aus ihren Muttersprachen mit schicksalhafter Notwendigkeit eine größere Verschiedenheit im wahrhaft Menschlichen zu, eine unterschiedlichere „*Seelenlage*“, als den beiden Primitiven. Je menschlicher die Blickweise, in je höherem Maße das „Sittenhafte“ zum „Sittlichen“ wird, das „Ansehen“ zur „Ehre“, die „Unwahrheit“ zur „Lüge“, die „Heimat“ zum „Vaterland“, desto verschiedener werden grundsätzlich die Völker, die Gruppenseelen.

In ihrem Geschwätz, das davon handelt, ob der Kaffee warm ist und der Ofen kalt, der Wein muffig und jene Blume gelb, ob Lieschen unartig ist und Fritz der Strumpf herunterrutscht und die Kirchenkollekte dürftig ausfiel, sagen die beiden geistlichen Herren nicht nur etwas Ähnliches, sondern sachlich genau das Gleiche in ihren verschiedenen Sprachen. Ob der Pfarrer sagt: „Ton has n'est pas bien tiré, Fritz“ — oder „Dein rechter Strumpf rutscht“, — beide Sätze haben die gleiche Wirkung. Aber wenn es auch in diesem Fall herzlich gleichgültig ist, daß dieses Geschwätz, als Sprache gesehen, doch noch eine deutliche Verschiedenheit der Blick- und Wertungsweise enthält, so bedeutet doch die Summe aller kleinen Verschiedenheiten der Schweißen, die in ihren Sprachen beschlossen liegt, eine schwerwiegende Verschiedenheit der ihre Seele formenden Gruppenseele. Und diese Verschiedenheit ist grundsätzlich bei allen Menschen um so größer, je deutlicher aus tiermenschlichen Schreien mensch-menschliche Begriffe geworden sind, je entschiedener die Begriffe nicht nur der größten animalischen Lebensnotdurft dienen, sondern auch höheren Kulturbedürfnissen, je eigenmächtiger und selbständiger sich in Hochkulturen die Ideenwelt von der rein sinnlichen Notdurft ablöst.

Gewiß hat auch das Affekt- und Gefühlsleben der Primitiven seine phantastische Eigenart. Ihr Glaube ist gewiß oft ein sehr mannigfaltiger, bunter Aberglaube. Gewiß schreitet die zivilisatorische Gleichformung der Erdbevölkerung mit Riesenschritten vorwärts. Bald werden alle auf der Erde benutzten Zahnbürsten auf ein einheitliches Muster genormt sein. Trotzdem sind Moszkowski-Mauthner durchaus im Irrtum, wenn sie die Völker zu einer gleichen Geistigkeit hinstreben sehen. Schon Humboldt bemerkt, daß das Gegenteil richtig ist: „Gerade durch die feinere Ausbildung der Sprache, der Philosophie und der Kunst nimmt die Individualität und die Verschiedenheit der einzelnen Nationen zu.“ Und was L. v. Wiese gelegentlich beobachtet: „Daß trotz der ungeheuren Erleichterung aller Verkehrsmöglichkeiten der Abstand zwischen den Völkern nicht kleiner, sondern größer geworden ist“, das ist heute geläufige Erkenntnis jeder wirklich ernstesten Soziologie, die die Irrtümlichkeit des Scheines zu durchschauen weiß. Bei flüchtigem Zusehen kann man allerdings, wie schon gesagt, „Zivilisationslage“ leicht für „Seelenlage“ halten. Aber die „Seelenlage“ ist durch die „Zivilisationslage“ höchstens ebenso stark bedingt, wie eine gleiche geophysische Lage, ein gleiches Klima, ein gleicher Himmel, gleiche Nahrungsbedingungen auch eine gleiche Ausformung des tierischen Lebens bedingen und den Hirsch und das Kaninchen und den Käfer eines gleichen Waldes in mancher Beziehung aneinander angleichen.

Von vielen Seiten her ist gezeigt worden, daß die Hochkulturen sich einander immer fremder und ferner sind als die primitiven. Die „durchgängige Einförmigkeit“ der Primitiven zeigt E. Grosse, dem es besonders wichtig ist, darzutun, wie diese Einförmigkeit der Kultur im schärfsten Gegensatz steht zu der Verschiedenheit der Rassen: „Die Australier und die Eskimos sind in anthropologischer Beziehung so unähnlich, wie es zwei menschliche Rassen nur sein können, und nichtsdestoweniger sind die Ornamente der einen denen der anderen häufig so ähnlich, daß es zuweilen schwer sein würde, die Herkunft eines solchen Musters zu bestimmen, wenn man nicht in der Form und dem Material des Ornaments einen Anhalt fände. Wer nur einmal die Felszeichnungen der Australier und der Buschmänner und sodann die Australier und Buschmänner selbst verglichen hat, wird es kaum noch wagen, die Lehre Taines, daß die Kunst eines Volkes in erster Linie der Ausdruck seines Rassecharakters sei, aufrecht zu erhalten, wenigstens nicht in der allgemeinen Gültigkeit, welche Taine dafür in Anspruch nimmt.“ — „Der ein-

heitliche Charakter der primitiven Kunst weist unzweideutig auf eine einheitliche Ursache hin, und diese einheitliche Ursache haben wir in demjenigen Kulturfaktor gefunden, der bei allen Jägerstämmen aller Rassen und Zonen einen völlig einheitlichen Charakter besitzt, und der zugleich bei allen Völkern auf alle übrigen Teile des Kulturlebens den mächtigsten Einfluß übt — in dem Nahrungserwerb." (Zitiert nach Oppenheimer, System der Soziologie. S. 657.)

Herz zitiert in „Rasse und Kultur“ den Bericht des deutschen Missionsdirektors P. D. Hennig, der den Charakter des Negers aus reicher Erfahrung kennt: „Es ist geradezu frappierend, in Karl Lamprechts Deutscher Geschichte Zügen aus der Urzeit, ja selbst bis weit hinein in die geschichtliche Periode des deutschen Volkes zu begegnen, die uns in dem heutigen Leben etwa des Kaffernvolkes wieder entgegentreten.“

Je niedriger die Zivilisationsstufe von Völkern, desto gleichartiger sind die mythischen Gestalten und Märchen, die ihr Sprachgeist formt, formen in u. s.

„Gerade Volkslieder, Märchen und anderes sogenannt „Volkstümliche“ ist — wenn man von Stofflichem und Äußerlichem absteht — oft merkwürdig international und unausgeprägt, wie denn auch Kinder und gemeine Leute verschiedener Rassen sich viel mehr ähneln als die Höchstentwickelten“, sagt Müller-Freienfels.

Obgleich Niggermusik und Girl-„Kultur“ die ganze Erde verseuchen und der Kulturverfall der abendländischen Völker sich unter dem Vorzeichen gleicher äußerer Lebensformen ankündigt, darf also doch als Regel gelten: Die Völker stehen einander nach ihren geistig-seelischen Gewohnheiten um so näher, je weniger sie Menschen geworden sind, je stärker sie den tierischen, organischen, vegetativen Notwendigkeiten verhaftet sind. Jener Eskimo und jener Indianer leben nach ihren menschenmenschlichen Bedingungen in einer ähnlicheren „Seelenlage“ als selbst das Londoner und das Berliner Schreibfräulein, die beide je in einer fast gleichen Zivilisation mit stiftgeröteten Lippen vor schimmernden Schaufenstern entlangschlendern. Odyssee und Nibelungenlied leben unter einem ähnlicheren geistigen Himmel als die Romane Galsworthys und Thomas Manns, die auf einem aus der gleichen Fabrik stammenden Papier gedruckt sind. Seehund ist richtiger mit Kokosnuß übersetzt als conscience mit Gewissen, Güte mit bonté, moral mit Moral, wenn von der Sprache auf den Charakter, auf die Blickweise, auf die Entfaltung der menschlichen Seelenwelt, der höheren Menschlichkeit gesehen wird. Diese Unterschiede in ihrer ganzen Tiefe zu erkennen, ist allerdings aus schon genannten Gründen weit schwieriger, als die Unterschiede zwischen einem Seehund und einer Kokosnuß zu begreifen.

Die Tatsache, daß unter den Völkern „einer“ Kultur, etwa der abendländischen, ein sehr lebhafter Austausch besteht, der immer größere Angleichungen auch des Wortschatzes der Kultursprachen bedingt, der es bewirkt, daß nicht nur einzelne Wörter eingeführt werden, sondern ganze Wagenladungen von Fremdwörtern, scheint dem Glauben an das Auseinanderwachsen zu widersprechen. Diese Tatsache ist auch der Hauptanlaß zu dem Moszkowskischen Gedanken. In Wahrheit trägt aber gerade dieser Verkehr vor allem dazu bei, daß die Völker aus Kindern zu Erwachsenen werden und daß die sehr ähnlichen Rindsköpfe immer schärfere Züge ausprägen und zu Charakterköpfen von deutlicher Verschiedenheit werden.

Wichtigste Voraussetzung für alles Erarbeiten höherer Stufen der Kulturentwicklung ist die Befruchtung durch das Andersgeschlechtige, das Andersartige, durch das Anderskul-

t u r i g e. Die keltischen und orientalischen Märchen- und Sagenmotive werden erst in der romanischen und über diese in der deutschen Literatur so gestaltet und geformt, daß sie zur „Weltliteratur“ wachsen. Der Kokostil „stammt“ aus Asien, die Renaissance und der Empire-Klassizismus der nordischen Länder aus Italien und Griechenland. Der moderne Sachlichkeitsstil hat sich vor allem in dem Hin-und-zurück zwischen Amerika und Deutschland in seine heutige Form geschwungen.

In der Sprache erkennen wir solche Fremdeinflüsse unmittelbar und deutlich an den Wörtern im fremdartigen Gewand, deren Zahl überall in den Hochkulturen gewaltig anschwillt. Diese Einflüsse sind aber noch stärker und größer, wenn auch schwerer erkennbar vorhanden, wo nur die Anregung zur Bildung eines Begriffes aus der Fremdkultur kam, wo aber zu seiner lautlichen Darstellung Elemente des heimatischen Lautformenschatzes genommen wurden, wo L e h n ü b e r s e t z u n g vorliegt, wie in conscientia – Gewissen, misericordia – Barmherzigkeit, comprehendere – begreifen, „steifer“ Grog und „stiff“ grog. Es ist vielleicht das größte Verdienst Mauthners, daß er immer wieder darauf hinweist, wie durchaus der größte Teil unseres Wortschatzes, unseres durchaus seiner Form nach eigenwüchsigen Wortschatzes aus Lehnübersetzungen besteht, und es ist eines der Versäumnisse der Philologie, daß sie nach den von dem großen Sprachkritiker gegebenen Anregungen noch nicht eine Gesamtmusterung des deutschen Wortschatzes vorgenommen hat.

Ohne Zweifel wurde mit der Erfindung der Schrift und überhaupt mit der Steigerung des geistigen Verkehrs zwischen den Völkern auch der Einstrom von Fremdbegriffen sehr viel lebhafter. Erst mit dieser Einwirkung der Fremdbegriffe entfernen sich aber in Wahrheit die Seelen der Völker immer weiter voneinander, da sich ihre Seele, ihre menschmenschlische Seele, nun erst immer reicher in ihrem Eigengebiet e n t f a l t e t. Fremdeinflüsse bewirken Bereicherung, und damit wächst die Möglichkeit zu freierer, bunterer E n t f a l t u n g. Die Fremdbegriffe bleiben je nur A n r e g u n g für die Bildung eines nationalen Begriffes. Solche Befruchtung k a n n natürlich auch G e f a h r für das eigenständige Wachstum bedeuten – und davon wird noch die Rede sein. Sie kann aber auch zu B e r e i c h e r u n g und s c h ä r f e r e r A u s p r ä g u n g der E i g e n a r t führen. Selbst da, wo die Erstarrung wirkende und versteinernde Schrift verschiedenen Völkern „einen“ Begriff in einer gleichen Fremdform übermittelt hat, täuscht diese einheitliche Form oft nur vor, daß e i n Begriff, daß derselbe Begriff vorliegt. Für die wissenschaftlichen Ausdrücke, die Abgriffe, deren Wert im internationalen Gespräch festgelegt wurde, mag man allenfalls von internationalen Wörtern sprechen, wobei allerdings die ideale Forderung der Eindeutigkeit, die die Wissenschaft an den Begriff stellt, häufiger erfüllt s c h e i n t, als daß sie wirklich erfüllt ist. In dem Augenblick aber, in dem solche Wörter in die Sprache übergehen, werden sie notwendigerweise umgeschmolzen, „Object, sofa, civilisation, esprit, comfort, moral, patient, parler, frivol, sympathique, sport, control, fatal, billion, humor, major, hôtel, adjutant, pédagogue, intérêt, discrétion, neurasthénique, lorgnon, protocol“ scheinen „Weltworte“ zu sein. Sie sind Weltworte der Form nach, aber nicht dem „Begriff“ nach. Sie können es nicht sein, wie eben gezeigt wurde, da sie organische Teile in den Begriffssystemen verschiedener Sprachen wurden, da sie auf Boden von verschiedener Aufnahmekraft, verschiedener Umgestaltungskraft fielen und verschieden umgeformt wurden. Der englische Begriff „control“ entspricht oft dem deutschen „Herrschaft“. Der Engländer denkt bei „sportsman“ sehr viel häufiger an den Jäger als wir, und das Wort hat

einen stärkeren ethischen Unterklang. Die seelisch-sittliche Bildung, die für uns in dem Begriff „Kultur“ steckt, liegt für den Engländer und den Franzosen oft im Wort „civilisation“. Billion ist für den Franzosen, was für uns eine Milliarde ist. Adjutant ist nicht ein Offizier mit besonderem Auftrag, sondern eine bestimmte Gruppe von Unteroffizieren. In pédagogue steckt stark betont die Bedeutung Pedant, in hystérique mannstoll, ein moderner Hut ist nicht ein chapeau moderne, compote sind nur die geschnittenen, confitures die eingemachten Früchte, die als Nachtschokolade und als Brotaufstrich gereicht werden. Ein englisches argument ist oft nur ein deutscher „Gedankengang“, oder aber es ist ein „Streit“.

Diese „Weltwörter“ sind daher in Wahrheit nur eine anfängliche Erleichterung beim Erlernen der Fremdsprache, sie schaffen demjenigen große Schwierigkeiten, der die Fremdsprache wirklich gut sprechen lernen will, dem nicht ein begriffliches Stottern in äußerer Formgewandtheit genügt, sondern der die fremden Wörter wirklich mit ihrem ganz eigentümlichen Begriffsumfang erfassen will und nicht nur behelfsmäßig andeutend.

„Neitschö“ ist zwar etwas Ähnliches, aber doch etwas anderes als Natuhr oder natüühr, genau so wie amour etwas anderes ist als love oder als „Liebe“. Sentimental ist als englischer Begriff gefühlsmäßig oder gefühlvoll schlechthin. Dem deutschen Begriff mit dem gleichen Lautkörper entspräche am ehesten noch ein englisches oversentimental.

Ein Spleen ist im Englischen etwas ganz anderes als ein deutscher Spleen, ein „kleiner Vogel“. Im Englischen steckt darin Mitleiden und Gemütszustände bis zu Haß und Zorn. Der Franzose gebraucht dieses Fremdwort vor allem in der Bedeutung Lebensüberdruß, Schwermut. Indiscretion ist im Englischen sogar Unbesonnenheit. Der Begriff religious ist im Englischen so weit, daß nicht nur ein „heiliges“ Versprechen, sondern auch ein „zieriges“ Mädchen „religiös“ genannt werden kann. Nervous mit nervös übersetzen hieße oft das Gegenteil von dem sagen, was gemeint ist. Subjekt und Objekt ist häufig durchaus falsches Englisch, wenn es mit dem deutschen Begriffsumfang gebraucht wird. Sympathy ist eher Mitgefühl als Sympathie.

Alle diese Fremdwörter führen in beiden Sprachen ihr eigenes Leben, so wie auch aus dem alten germanischen Bestand schon längst „wise“ nicht mehr gleich „weise“ ist, „mad“ nicht mehr „matt“, „sad“ nicht mehr „satt“, „plump“ nicht mehr „plump“, „clean“ nicht mehr „klein“, „slim“ nicht mehr „schlimm“, „rash“ nicht mehr „rasch“, „lusty“ nicht mehr „lustig“ ist.

Auch alle Lehnübersetzungen unterliegen dem gleichen Schicksal. Openhearted ist nicht mehr offenherzig, aufrichtig, sondern eher warmherzig, freigebig. Homme d'affaires ist oft nicht Geschäftsmann. Coldblooded nicht kaltblütig, self-conscious ist nicht selbstbewußt (sondern oft das Gegenteil davon, die beste deutsche Übersetzung ist häufig das neue deutsche Wort „gehemmt“, mit Hemmungen belastet). Eine recht geschickte Zusammenstellung der häufigsten deutschen Fremdwörter, Weltwörter, die eine völlige Verschiedenheit von den „entsprechenden“ Begriffen der anderen Sprachen zeigen, findet sich in dem Buch von Wilhelm Eigen, „Der Irrgarten der Sprachen“. Auch die überraschend große Zahl der dort zusammengetragenen Wörter ist nur ein Bruchteil aller nur scheinbar internationalen Wörter, die nur ihrem äußeren Gewand nach gleich sind, als Wörter gleich sind, die aber ihrer Bedeutung nach, als Worte wesentlich verschieden sind. Was zur Kennzeichnung der einzelnen Begriffsverschiedenheiten gesagt wird, bleibt nur Andeutung einiger weniger grober Unterschiede. Man vergleiche etwa das dort über Offizier, zynisch, fatal, pathetisch in langen Spalten Ausgeführte.

Da jeder neue Begriff nicht für sich allein da ist, wie schon dargestellt wurde, sondern da er in verschiedene muttersprachliche Begriffssysteme hineinkommt, in jenen Vorrat geläufiger Fügungen von Begriffen, muß er in ein bestimmtes, für jede Sprache anderes Spannungsverhältnis zu den vorhandenen Begriffen geraten, muß er von diesen je in besonderer Weise beeinflusst werden. Die schon vorhandenen Begriffe werden je einen verschiedenen Teil ihrer Bedeutungen an die neuen Worte abgeben, einen verschiedenen Teil festhalten. Die Begriffsumfänge des nur der Form nach, nur scheinbar auch dem Inhalt nach „gleichen“ Weltwortes werden damit notwendigerweise in verschiedenen Sprachen allmählich verschieden, wenn natürlich auch meist ein Rest bleiben wird, in dem sie sich noch decken.

Notwendig für solche Verfremdung, solche umgestaltende Einpassung neuer Begriffe, neuer Fremdwörter in den Eigenbestand an Wörtern ist allerdings, daß die Sprachen die Kraft haben, das Fremde wirklich zu verdauen, sich wirklich einzuverleiben. Die Bedingungen, aus denen solche Kraft wächst, sind aber nicht für alle Sprachen gleich, sondern durchaus verschieden, wie noch gezeigt werden wird. (S. S. 179.) Die verschiedenen Nationalkulturen wachsen also notwendigerweise vor allem durch gegenseitige Hilfe. Das Nebeneinander mehrerer Kulturen ist geradezu Lebensbedingung für das innere Wachstum einer jeden von ihnen. Solche Zusammenarbeit wirkt sich gewiß auch in nicht geringem Umfang in einer Gleichrichtung auf gleiche Interessen gegenstände aus, die Zahl der gleichen durch Sprache bedeuteten Dinge wird zweifellos größer mit dem Ähnlicherwerden der Zivilisationslage, in der die Völker leben. Die Abweichung in der Auffassungsweise der Welt wird aber mit der sicheren Notwendigkeit, die aus dem Wesen des Sprachbegriffes folgt, auch immer größer. Die Zusammenarbeit der Völker, das Miteinanderwachsen bewirkt nicht ein Zueinanderwachsen, sondern ein Auseinanderwachsen, und das ist das großartigste und wesentlichste Ergebnis dieser Zusammenarbeit. Jede Kulturstreigerung, Höherentwicklung bedeutet eine immer stärkere Lösung der geistigen Welt von dem bloß sinnlich Gegebenen und den Bedürfnissen alltäglicher Notdurft, bedeutet größere Freiheit in der Errichtung einer Sonderwelt, in der der Geist immer eigenständiger, immer losgelöst vom Zwange der „Not“, „wendigkeiten“ wird, immer freier schwingt. Immer weitere und reichere Entfaltungsmöglichkeiten entstehen.

Aus diesem Verschiedenwerden, aus dem Persönlichkeitwerden der Kulturvölker, das sich in unserem jetzigen Zeitalter mit ganz anderer Lebhaftigkeit abspielt und mit größerer Deutlichkeit zeigt als je zuvor in aller Weltgeschichte, erklärt sich erst die lebendige Kraft und die Neuartigkeit des modernen Nationalismus. Es mußten sich erst die Sonderpersönlichkeiten der Völker so stark und deutlich entfalten können, ehe das Bewußtsein von ihrer völkischen Besonderheit zu dieser Stärke bis in den politischen Willen hineinwachsen konnte. Die Gefährlichkeit dieses Nationalismus, der allein Massenanstrengungen wie den Weltkrieg erklären kann, hat dazu geführt, daß seine Verrechtigung heute leidenschaftlicher als je bestritten wird. Wer immer eine tiefer begründete weltanschauliche Stellung zum Nationalismus als Problem haben will, wird darum zunächst einmal erkennen müssen, wie diese für unser Zeitalter so bezeichnende politische Kraft nicht aus einer besonderen Schlechtigkeit und Verbohrtheit des „kapitalistischen“ Menschen geboren ist, sondern daß sie entstehen mußte aus einer immer ausgeprägter werdenden Sprachverwirrung, aus einer darum schließlich auch immer bewußter, immer deutlicher gewordenen Verschiedenheit der

geistigen Welten, die in den Sprachen ihren Ausdruck finden. Eine richtige Einschätzung dieser wirklichen Tatbestände ist Vorbedingung für jeden Versuch, wirklich förderliche *praktische* Lösungen der unsagbar großen Nöte zu finden, in die uns die Auswüchse des Nationalismus stürzen.

Die Gefährlichkeit der Sprachverwirrung kann es nahelegen, zu versuchen, durch eine die ganze Menschheit umfassende *Einheitsprache* eine einheitliche, friedliche Gesinnung zu schaffen¹. Diesen Bemühungen gegenüber darf mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, welchen hohen Wert für die Kultur gerade die bunte Verschiedenartigkeit der Entfaltung der Sprachen hat. Erst das Wechselspiel der Sprachen, die gegenseitige Bereicherung, wie sie gerade durch ihre Verschiedenheit ermöglicht ist, erklärt den Aufstieg der Hochzivilisation und der Hochkulturen. Wenn daher die Arbeit an einer Weltsprache, an der Beseitigung der Nationalsprachen damit begründet wird, daß die kulturelle, zivilisatorische Leistungsfähigkeit der Menschheit damit gewaltig erhöht würde, so darf man dieser Begründung durchaus mit Mißtrauen begegnen. Sie ist nicht einmal für das Gebiet der Wissenschaft richtig, das so besonders auf internationaler Zusammenarbeit beruht. Gewiß ist hier die allzu große Zersplitterung vom Ubel. Für die internationale wissenschaftliche Gemeinschaftsarbeit existiert das nicht, was nur auf Magyarisch oder Tschechisch geschrieben wurde. Aber trotzdem sind die Nationalsprachen, die Vielheiten von nationalsprachlichen Standpunkten geradezu eine der wesentlichsten Vorbedingungen für die Fruchtbarkeit des wissenschaftlichen Gesprächs. Wer auf irgendeinem Gebiete ernsthaft wissenschaftlich tätig ist, der hat oft Gelegenheit zu der Beobachtung, wie ein Gedanke beim Übergang in eine andere Sprache notwendigerweise eine neue Beleuchtung erfährt. Es wäre also nicht einmal für die Wissenschaft die Schaffung einer Einheitsprache von wirklichem Nutzen. „Man muß ein gutgläubiger Aufklärer sein, um zu hoffen, daß durch Herstellung einer normalen Einheitsbrille den Bedürfnissen des wissenschaftlichen Gesichtes abzuhelfen wäre. Im Gegenteil dürfte das philosophische und wissenschaftliche Interesse eine fortschreitende Vervielfältigung, Spezialisierung und unendliche Verästelung nicht nur der technischen termini und Fachausdrücke, sondern sogar der nationalen Sprachen verlangen. Die moderne Naturwissenschaft wäre niemals zur Welt gekommen, wenn nicht gleichzeitig zu gemeinsamer Hilfeleistung das Italienische, das Französische, das Deutsche, das Englische beigeprungen wären und die ungeschickte lateinische Wartefrau beseitigt hätten.“ (Wohler.)

Die Vergrößerung des äußeren Umfanges einer Sprachgemeinschaft bedeutet gewiß, wie noch an anderer Stelle klar werden wird, fast mit Notwendigkeit auch eine Wertsteigerung, eine Gehaltssteigerung der Sprache. Aber auch hier gibt es ein Bestmaß des Größenwachstums. Für allzu gewaltig angeschwollene Sprachgemeinschaften vermindert sich das Bedürfnis und die Möglichkeit des Kulturaustausches mit anderen Völkern. Inzucht, Inselhaftigkeit und Enge des Denkens sind notwendige Folge. Von praktischer Bedeutung ist das vielleicht heute schon für die englische Sprache. Die kleinen Tagespolitiker träumen zwar noch davon, für die sechshundert Millionen der Erdbbevölkerung, für die das Englische die Staatsprache ist, könnte es die Hochsprache werden, ja, es könnte überhaupt „die“ Weltsprache werden (auf dem Wege über „Basic English“), nachdem aus fünf-

¹ Es ist bezeichnend, wie sehr die Arbeit für ein so undeutsches Gebilde wie das Esperanto in ganz besonderem Maße Angelegenheit von deutschen Idealisten geworden ist. Die Idealisten der anderen Völker kämpfen für die Weltgeltung ihrer eigenen Muttersprache, und sei es eine unbedeutende Kleinsprache.

zehn Millionen das Englische als Muttersprache sprechenden Menschen in hundert Jahren fast zweihundert Millionen geworden sind.

Aber einsichtigere englische Kulturkritiker sehen doch die ernstesten Gefahren in diesen Phantasien. „Wer Vögel liebt, muß gewiß dem Spaken viele Tugenden zugestehen, und doch muß er bei dem Gedanken an seine Vermehrungsfähigkeit aufzucken. Denn es wird ihn die Zwangsvorstellung von einer Welt verfolgen, aus der die anspruchsvolleren Tierarten verschwunden sind und in der nur ein allgemeines Spakentum übrig blieb.

Denselben Horror muß der Menschenfreund empfinden, wenn ihm der Gedanke kommt, das Englische möchte einmal die Sprache der gesamten Menschheit werden.“ — (Basil de Selincourt, *Pomona or the Future of English*.)

„Das wahre Beste der englischen Sprache wird geschädigt durch ihre zu allgemeine Verbreitung.“

Wenn es sich hier auch für die englische Sprache erst um Zukunftsgefahren handelt, wenn vorläufig das angelsächsische Volk — und vielleicht auch die Welt — von der Größe dieser Sprachgemeinschaft noch vor allem Vorteil hat, so würde es doch zweifellos eine Verarmung der Menschheit bedeuten, eine Minderung ihrer Kulturkraft, wenn man die wechselseitige Befruchtung der Kulturen durch eine einzige Weltsprache für die ganze Menschheit beseitigte, wenn der Entfaltungsspielraum für eine Vielzahl von Sprachen nicht genügt würde.

Wir schauen hier schon heraus aus dem Gebiet sprachphilosophischer, erkenntnistheoretischer Fragen, und der Politiker grüßt uns von drüben. Die Fragestellung des Wissenschaftlers: „Was ist?“ wendet sich leise in die des Politikers, in ein „Was soll werden?“

Sprachwertung

So notwendig es ist, mannigartige Sprachformen als Unterschiede der Entfaltung zu verstehen, so bleibt doch daneben auch der Maßstab der Entwicklung berechtigt, wenn er an wirklich für ihn passende Beispiele angelegt wird. Dieser Maßstab mißt Wertgrade.

Das wesentlichste Merkmal des unterschiedlichen Wertes von Spracherscheinungen, von Sprachen, ist die größere oder geringere Leistungsfähigkeit. Denn Sprache hat bewertbare Zwecke, die mit bewertbaren Mitteln erreicht werden.

Welches sind die Zwecke? Welches sind die Mittel?

Unsere Antwort lautete: Zweck der Sprache ist der Dienst am Leben. Sie lehrt in lebensdienlicher Weise denken, werten, handeln und in lebenerhöhender Weise spielen. Das Mittel der Sprache, für den jeweiligen Zweck des Sprechens im gegebenen Augenblick das zweckgemäße Denken, Werten, Handeln zu rufen, ist das Gegeneinanderspiel von Zusammengriff und Abengung, von Einbündelung und Ausbündelung der Vorstellungen mit Hilfe von Lautzeichen.

Diese Einzelmittel für a) Zusammengriff und b) Abengung können nun in unterschiedlichen Sprachen in verschieden vollendeter Weise entwickelt sein. Es steht hier zur wertenden Beurteilung a) das werkzeugliche Mittel, die sinnfällige äußere Lautmasse (auch Stellungsverhältnis von Lautelementen rechnet hierher), β) der Zweckgehalt dieser Lautmasse.

Als Beispiel für die Lautmasse eines Zusammengriffs (a, α) mag das mexikanische Wort khotzotkhltzitzkhltzaha gelten. Als Beispiel für den Zweckgehalt eines Zusammengriffs (a, β) gilt der Begriffsgehalt dieses eben genannten Wortes, nämlich der Gehalt „Zunge“.

Als Beispiel für die Lautmasse eines Abengungsmittels (b, α) darf die Beugungsendung m in feminam gelten. Für den Zweckgehalt eines Abengungsmittels (b, β) ist die Leistung dieser Endung ein Beispiel. Sie bestimmt die Art der Abengungsbeziehung. Sie macht das Substantiv femina zum Einenger eines Verbums, oder nach Präpositionen auch zum Einenger von Substantiven und Adjektiven.

Nun können 1. gleiche oder gleichwertige Zweckgehalte mit verschiedenen, aber werkzeuglich gleichwertigen Mitteln erfasst werden.

2. Es können gleiche oder gleichwertige Zweckgehalte mit verschiedenwertigen Mitteln erfasst werden.

Als Mittel für Zusammengriff (a, α) ist das Lautzeichen „Zunge“ wirtschaftlicher, kürzer, bequemer, als das umständlichere oben genannte mexikanische Wort; aber auch

solche Silbengebirge wie khotzotkhltzitzkhltzsa können das gleiche bedeuten wie „Zunge“, khotziakatatkhusin das gleiche wie „Zahn“. Sie können die gleichen Denkmöglichkeiten erschließen wie die sehr viel kürzeren Wörter.

Als Mittel für Abengung (b, a) ist das Stellungsverhältnis, Bezeichnung des Objektverhältnisses etwa allein durch Stellung, wirtschaftlicher als schwerfällige Endungen mit großer Lautmasse.

3. Es können verschiedenwertige Zweckgehalte mit werkzeuglich gleichwertigen Mitteln erfaßt werden.

4. Es können verschiedenwertige Gehalte mit verschiedenwertigen Mitteln erfaßt werden.

Die **ba ut ü m l i c h e V e r s c h i e d e n h e i t** der Sprachen betrifft sowohl die werkzeuglichen Mittel für Zusammengriff wie die für Abengung, und sie bietet sich im wesentlichen dar als Verschiedenartigkeit darin, wie die werkzeuglichen Mittel, die Wörter und Silben zu formalen Einheiten verbunden sind oder nicht. Auf eine sehr knappe Formel gebracht: Diese werkzeuglichen Mittel (mit denen Begriffe bezeichnet werden [Zusammengriff] oder die Beziehungsweise der Begriffe aufeinander im Sprachganzen geregelt ist [Abengung]) können einerseits als **s e l b s t ä n d i g e W ö r t e r** erscheinen (der analytische Sprachbau), andererseits aber auch als **u n s e l b s t ä n d i g e, f e s t g e w a c h s e n e L a u t e u n d S i l b e n**, als **L a u t e u n d S i l b e n**, die erst im Hinzutreten zu einem sinntragenden Begriff eine Bedeutung annehmen (der synthetische Sprachbau, der agglutinierende Sprachbau).

Diese **ba ut ü m l i c h e V e r s c h i e d e n h e i t** der Sprachen, die hier nur an einem wesentlichen Zug allzu ungenau erläutert wurde, ist nun sehr häufig zum Anlaß genommen worden, daraus auf die Charakterverschiedenheit und Werthöhe des Volksdenkens zu schließen. Auf sie ist der Blick Wilhelm von Humboldts vor allem gerichtet, der immer wieder vor der Frage der Verschiedenwertigkeit der Sprachen steht und im Sprachbau den Grundsatz zu finden sucht, nach dem sich die Sprachen nach verschiedenen Entwicklungsstufen ordnen lassen. Das vergleichende Sprachstudium hat für ihn seine Bedeutung vor allem „in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“. Auch seine Nachfolger versuchen von gleichen Gesichtspunkten her Sprachbewertung. Die ganze allgemeine Sprachwissenschaft, solange sie unter der Idee der „Wurzel“ steht und primitiven Sprachen besondere Beachtung schenkt, hat immer solche wertende Einstellung. Von Max Müller und Steinthal reicht diese Denkweise bis zu Gustav Gerber. Am tiefsinnigsten hat wohl von der Gabelenz in seinem Versuch zur „**Sprachwürderung**“ sich bemüht, „**Gesichtspunkte für die Wertbestimmung der Sprachen**“ zu finden.

Gerade nach ihren äußeren Baugesetzen zeigen die Sprachen besonders auffällige, weil durchgängige und sinnfällig zu beobachtende, in Lautmasse ausgeformte Besonderheiten. Man fand daher hier sehr brauchbare Anhaltspunkte zur **C h a r a k t e r i s i e r u n g v o n S p r a c h a r t e n**. Da für solche Kennzeichnung der **s y s t e m a t i s c h e n O r d n u n g** unterschiedlicher Spracharten — die durchaus nicht ihrer Ordnung nach der **g e s c h i c h t l i c h e n V e r w a n d t s c h a f t** zu entsprechen braucht — der Sprachbau höchst brauchbare Unterscheidungsgehaltspunkte gab, lag der Irrtum nahe, zu glauben, diese so sinnfälligen und kennzeichnenden Unterschiede im Sprachbau wären auch für die **Sprachwertung** ganz besonders geeignet. In Wahrheit ist aber hier nur ein nebensächlicher Wertungsgehaltspunkt gegeben, wie noch gezeigt werden wird.

Wir beschränken uns darauf, den Sprachbau unter dem Gesichtspunkt der **W e r t u n g** zu betrachten. Über seine Bedeutung für die Charakterformung wird damit gleichzeitig Entscheidendes gesagt. Aus Raummangel wird aber dieser weitere Gedankenkreis nicht im einzelnen ausgeponnen.

Immer betrifft die bautümliche Verschiedenheit nur die werkzeuglichen Mittel und nie die Zweckgehalte der Sprache selbst. Grundsätzlich besteht der Wert der Gehalte ganz unabhängig vom Wert der Mittel, und Gehalte und Mittel sind je nach wesensbesonderen, unterschiedlichen Wertmaßstäben zu messen.

Solche Verschiedenheit nur der werkzeuglichen Mittel und nicht der Gehalte liegt vor, wenn in Sätzen wie Das Wasser ist hell, ich bin kalt eine Vorstellung nominal gefaßt ist, die als das Wasser leuchtet, ich friere verbal erscheinen würde. Was hier an einem Einzelbeispiel gezeigt ist — der Engländer sagt immer I am cold, während der entsprechende deutsche Ausdruck falsch ist — das kann als allgemeine Regel für ganze Schwärme von Ausdrücken, ja für die Gesamtheit der Begriffswelten zweier Sprachen gelten. Die Wortklassen werden in verschiedener Weise für die Einordnung von Erscheinungen genutzt.

Es ist also nichts als ein Unterschied des die Sprachmittel angehenden Sprachbaues, wenn die eine Sprache durch besondere selbständige Wörter ausdrückt, was in einer anderen in Beugungsendungen liegt, so wenn ich in der einen Sprache sage little dog, little house, in der anderen Hündchen, Häuschen; il arrive, er kam gerade an (il arrive zum Unterschied von il arriva). Hier erfüllt ein bautümliches Mittel der einen Sprache genau die gleiche Aufgabe wie ein selbständiges Wort der anderen, eine Silbe ist also Träger eines Begriffes. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden Fällen ist deutlich der rein bautümliche, daß diese Silbe nicht selbständiges Wort ist, sondern daß sie an ganzen Scharen von anderen Wörtern festgewachsen erscheint.

Es besteht keinerlei Grund dafür, in solchen an vielen Wörtern wiederkehrenden, einen bestimmten Begriffsinhalt tragenden Silben insofern der technischen Verschiedenheit des Verfahrens, daß das eine Mal festgewachsen ist, was das andere Mal frei beweglich erscheint, ein anderes Erkennen einer Einzelercheinung als Glied einer begrifflichen Klasse zu erblicken als in den selbständigen Wörtern, die sonst Einzelercheinungen sinnlicher oder unsinnlicher, rein denkhafter Art zur Klasse ordnen. Mit Recht tadelt Schuchardt das übliche Verfahren, das diese recht eigentlich wesensgleichartigen Dinge in verschiedenen Abschnitten der Sprachlehre darstellt: „Man nahm den kleinsten, aber am schwersten wiegenden Teil aus dem Wörterbuch weg und legte ihn in die Wagschale der Grammatik. Oder sind etwa (lieb)st, (lieb)te, (lieb)lich, (lieb)reich, (liebe)voll, be(lieben) nicht ebenso gut äußere Sprachform wie du, tat, gleich, reich, voll, bei?“ — „Es gibt nur eine Grammatik, und die heißt Bedeutungslehre, oder wohl richtiger Bezeichnungslehre.“ — „Das Wörterbuch stellt keinen anderen Stoff dar als die Grammatik.“

Alles, was sich grundsätzlich aus der Verschiedenheit des Begriffsumfanges der selbständigen Wörter ableiten läßt für die Unterschiedlichkeit der Geistesart zweier Völker, gilt darum grundsätzlich in der gleichen Weise für diejenigen Begriffe, die in der Form unselbständiger Silben erscheinen. Beides ist „gestaltete Erkenntnis“ (Weisgerber), ist Anweisung dazu, Weltercheinungen unter bestimmten Gesichtspunkten, nach einem bestimmten Verfahren aufeinander zu beziehen. Die Verschiedenheit, die Willkür ist hier deutlich eine Willkür nur des Mittels, nur der Form, in der sich beide Male gleichartige Denkgegebenheiten darbieten.

Die mit dieser Bauverschiedenheit unter keinen Umständen zu verwechselnde Gehaltsverschiedenheit wird gemessen als ein verschieden nütliches und großartiges Denken, Fühlen, Wollen, wie es unterschiedliche Sprachen der Möglichkeit nach übermitteln¹. Und diese Verschiedenheit des Gehaltes ist die eigentlich wesentliche, wo eine Gesamtbewertung von Sprachen vorgenommen wird. Die bautümliche Verschiedenheit, die dem gegenüber nur von mittelbarer, unwesentlicher Bedeutung ist, betrifft immer nur die werkzeuglichen Mittel, nicht aber die Zweckgehalte der

¹ Abengung als Gehalt ist etwas in allen Sprachen Gleichartiges. Überall wird nur das relative Abengungsverhältnis mit ganz verschiedenartigen Mitteln ausgedrückt.

Sprache selbst. Sie ist immer nur Wertverschiedenheit in der Wirtschaftlichkeit der Mittel. (Diese können schon ihrer äußeren Lautmasse und Lautmenge nach in verschiedenem Maße leicht sprechbar und leicht merkbar sein. Sie können ferner der Wesenseigentümlichkeit ihrer Lautform nach in verschiedenem Maße leicht sprechbar und merkbar sein.) Diese nur in zweiter Linie wichtige Wirtschaftlichkeit der sprachlichen Mittel ist vor allem Gegenstand der Betrachtung für den dänischen Sprachforscher Jespersen. (S. S. 198, 199.)

Auch dem eigentlichen Sprachzweck, Denkmöglichkeiten zu erschließen, Ordnungsweisen, Beziehungsweisen für Welterrscheinungen zu bieten, dienen die bautümlichen unselfständigen Mittel der Sprache insofern, als sie auch Bedeutungsaufgabe haben, Zusammengriffe sind. Aber ihre bautümliche Form selbst ist nicht schon in dieser Hinsicht von Gewicht, wie schon gesagt wurde: *little dog* — Hündchen.

In jedem Fall kann deshalb eine Änderung, ja Ersatz des einen bautümlichen Mittels durch ein andersartiges, etwa Ersatz einer unselfständigen Silbe durch ein selfständiges Wort eintreten, ohne daß notwendigerweise der Bedeutungsgehalt als solcher sich damit ändern müßte. (Hilfsverba bei zusammengesetzten Zeiten können dasselbe ausdrücken wie Flexionsendung: *laudatur*; er wird gelobt.) Die bautümliche Gestalt der Mittel, die Bedeutungsgehalte haben, ist also grundsätzlich gleichgültig, sofern nur der Bedeutungsgehalt selbst angesehen und gewertet wird. Für die bautümliche Gestalt der Mittel gilt also mit Recht das Wort Martys: „Es wäre verfehlt, hinter der grammatischen Struktur in ihrer Gesamtheit und hinter jeder Ausdrucksmethode (Sprachform) ein besonders differenziertes Denken zu sehen und von den verschiedensten „Denkformen“ dort zu sprechen, wo derselbe Gedanke nur in ein verschiedenes sprachliches Kleid gehüllt ist.“ Schuchardt sagt: „Eine Sprache braucht sich in ihrem Bau nicht zu verändern, wenn sich das Volk seelisch verändert, und nicht einmal, wenn sie auf ein ganz anderes übertragen wird.“ Dieser Satz könnte auch dahin umgekehrt werden, daß eine Sprache ihren Bau, ihre technischen Mittel verändern kann, ohne daß der durch die veränderten Mittel ausgedrückte geistig-seelische Gehalt der Sprache dadurch beeinflusst werden müßte. — Und der Wandel von der Flexion zur Analyse fällt im wesentlichen ganz unter diese Art von Wandel der sprachtechnischen Mittel, die weder technisch-ökonomische Wertverschiedenheit zu bedeuten noch auf die Sprachgehalte selbst irgendwelche Einwirkung zu haben brauchen.

Damit ist nicht gesagt, daß die Art der technischen Mittel einer Sprache immer und notwendigerweise ganz ohne Bedeutung ist für die in dieser Sprache möglichen Gehalte. Unterschiedlichkeit der technischen Mittel muß nicht, aber sie kann doch auch in verschiedenem Maße und in verschiedener Weise günstig oder ungünstig auf die Sprache als Schaß von Denkformen und Denkerfahrungen einwirken. Sie hat, wenn auch nur mittelbar, Bedeutung auch für die Gehalte, denn von der Art dieser technischen Mittel kann die Leichtigkeit bzw. Schwierigkeit der Erlernung und des Gebrauches dieser sonst ihrer Leistung nach gleichwertigen Sprachgehalte wesentlich bedingt sein. Die Bedeutung der Wirtschaftlichkeit der Sprachmittel kann mittelbar bis in die Ebene des Wertes der Sprachgehalte reichen. Es kann durchaus auch die Leichtigkeit der Neuentstehung von Begriffen, das Wach-

tum des Begriffsbestandes und damit der Kulturwert der Sprache ganz wesentlich von diesen technisch-ökonomischen Bautümlichkeiten abhängen. Das läßt sich vergleichen mit der technischen Verschiedenheit der Schriftarten, man denke an das Chinesische. Wenn eine Schrift entweder leichter oder schwerer erlernbar ist, hat sie einen verschiedenen Nutzwert, und so bedingt Wesensverschiedenheit der Schrift die Stärke ihrer kulturfördernden Kraft in verschiedener Weise, selbst wenn grundsätzlich Gleichartiges und Gleichwertiges in diesen verschiedenen Schriftarten geschrieben werden kann. (S. S. 166 ff.) Die bautümliche Verschiedenheit der Sprachen hat in gleicher Weise Einfluß auch auf den Bestand an Gehalten, insofern sie natürlich einen recht bedeutenden Einfluß auf die Leichtigkeit des Werdens und Wachsens dieses Gehaltes hat. In dieser bautümlichen Verschiedenheit stellt sich aber nicht schon die Gehaltsverschiedenheit selbst dar. Die bautümliche Verschiedenheit steht also nicht schon unmittelbar in Frage, wo die Gehalte selbst verglichen werden.

Eine weitere mittelbare Bedeutung gewisser Baueigentümlichkeiten auf das in der betreffenden Sprache ermöglichte Denken kann die sein, daß durch sie der Freiheits-spielraum des einzelnen eingeschränkt sein kann, sich mit größerer oder kleinerer Genauigkeit auszudrücken. Wenn die Unterscheidung zweier Zeitstufen wie etwa des *Imparfait* und des *Passé défini* im klassischen Französisch (und in vielen anderen Formen anderer Sprachen) durch eine besondere Endung geschieht, dann sind alle Formen, die in der durch beide Tempora dargestellten Zeitstufe der Vergangenheit liegen, entweder *Passé défini* oder *Imparfait*. Die Bedeutung jeder einzelnen in diese Zeitstufe gestellten Verbform muß zwangsläufig immer daraufhin beobachtet sein, wie sie sich in bezug auf ihr relatives Zeitverhältnis, das durch jedes der Tempora ausgedrückt wird, verhält. Im Deutschen kann ich auch dieses relative Zeitverhältnis ausdrücken, wenn mir daran liegt, ich muß es aber nicht notwendigerweise tun, da ich ein besonderes Wörtchen zum Ausdruck dieser Bedeutung habe, das ich nach Belieben weglassen oder setzen kann. Wo ein festes System von Bedeutungskategorien vorliegt, ist dagegen der Sprecher schon durch dieses unumgängliche formale System unausweichlich gezwungen, mit einem ganz bestimmten Beobachtungsinteresse und einer ganz bestimmten Beobachtungsgenauigkeit zu sprechen.

Was hier im Französischen gelegentlich an diesem einen Beispiel zu erkennen ist, wofür im Französischen nur noch wenige andere Beispiele zu nennen wären, das ist im Lateinischen viel häufiger der Fall. In primitiven Sprachen ist es aber die sehr geläufige Regel. Es gibt hier Sprachen, bei denen etwa in der ersten Person Pluralis des Verbums außer dieser Kennzeichnung als erster Person Pluralis immer und ohne daß man ausweichen könnte, am Verbum gekennzeichnet sein muß, ob der Sprechende mit einem anderen zusammen oder mit zweien zusammen oder mit vierein zusammen handelt.

Es ist Eigenschaft primitiver Sprachen, daß sie häufig ein sehr entwickeltes Formsystem für Beziehungszwecke und Bedeutungszwecke haben. In diesen Sprachen wird also — was auch sonst unserem Wissen über die geistige Art unentwickelter Völker durchaus entspricht —, der einzelne stärker und ohne sich dem entziehen zu können, in die Gruppenwillkür einer bestimmten Beobachtungsweise hineingezwungen, als das in entwickelteren Sprachen mit frei beweglichen Begriffen der Fall ist. Der Sprecher kann das eine zu beobachtende und im besonderen Falle wesentliche Einzelmerkmal eines Zusammenhaltes nicht nach Wunsch von anderen formal

damit verknüpften Merkmalen lösen und es auch für sich allein bringen, er muß es immer mit ihnen zugleich darstellen. Nach Lévy-Brühl (*Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures*) hat die Sprache der Insel Kivai „eine große Zahl von Verbal-*suffixen*, einfachen und zusammengesetzten, deren Funktion es ist, genau zu bestimmen, wie viele Subjekte und wie viele Objekte in einem gegebenen Augenblick für ein Verbum vorhanden sind. So zum Beispiel das Suffix:

Rudo zeigt die Einwirkung von zweien auf viele in der Vergangenheit,
Rumo die Einwirkung vieler auf viele in der Vergangenheit,
Durudo die Einwirkung zweier auf viele in der Gegenwart,
Rurumo die Einwirkung vieler auf viele in der Gegenwart,
Amadurudo die Einwirkung zweier auf zwei in der Gegenwart,
Amarudo die Einwirkung zweier auf zwei in der Vergangenheit,
Amarumo die Einwirkung vieler auf zwei in der Vergangenheit,
Ibidurudo die Einwirkung vieler auf drei in der Vergangenheit usw. usw.“

Auf anderen Gebieten der Formenlehre findet sich eine ähnliche verblüffende Fülle von Suffixen, die eine unerhört genaue Anschaulichkeit, eine uns völlig überflüssig erscheinende Genauigkeit in die Sprache bringt.

Es bedarf keiner weiteren Worte darüber, daß mit diesen generellen Suffixen eine Bauseigentümlichkeit der Sprachen vorliegt, die tatsächlich von ganz ungewöhnlicher Bedeutsamkeit auch für das geistige Schicksal der Sprechenden ist, da sie die einzelnen kategorialen Begriffsbedeutungen auf einem schon mechanischen Wege dem Sprecher ganz besonders stark und unausweichlich aufzwingt, da der Sprecher, wenn er die Bedeutung A ausdrücken will, die Bedeutungen B und C zugleich ausdrücken muß, ob er will oder nicht, während ihm eine analytische Sprache hier größere Freiheit läßt.

Der Sprachbau in seiner technischen Eigenart ist also in der Tat erstens von Bedeutung für die besseren oder schlechteren Wachstumsmöglichkeiten des Begriffsbestandes einer Sprache, und er bewirkt zweitens auch einen gewissen Zwang zur Beobachtung und Darstellung mit einer bestimmten Genauigkeit. Trotzdem aber wird der unmittelbar zu erforschende Gegenstand jeder Sprachwertung bestimmter wirklicher Sprachen zunächst immer nur der wirkliche Bestand an Denkmöglichkeiten, an Zahl und Art der begrifflichen Vergleichseinheiten sein müssen, an gedanklichen Ordnungseinheiten, wie sie verschiedenartiger Gruppenbesitz bestimmter Völker sind. Die wesentliche Frage bleibt: Was trägt die zu wertende Sprache dem Sprecher an Ordnungseinheiten, Beziehungseinheiten von Welterscheinungen zu, welche Welterscheinungen empfiehlt sie der Beobachtung, und in welcher Weise sollen sie beobachtet werden.

Dieser Begriffsbestand liegt ganz gewiß in vielen Sprachen zum Teil bautümlich eingestaltet in Flexionsendungen, aber wenn nur eine wertende Bestandsaufnahme seiner derzeitigen Leistungsfähigkeit nach unternommen wird, wenn nicht auch schon die Lebensgesetze dieses Bestandes erklärt werden sollen, dann ist vor allem der wirkliche Bedeutungsgehalt dieser Mittel wichtig, der in ihnen dargestellte Gehalt an Vorstellungen. Hiermit ist der Grund angegeben, warum unsere Erörterung, die aus der Verschiedenheit der Sprachen eine Charakterbesonderheit der Völker im Denken, Fühlen, Wollen als zwangsläufig gegeben erweist, den Sprachbau ganz unbeachtet läßt. Die werkzeugliche Form, hier analytisches Eigenwort, dort flexivische Silbe, bedeutet wenig für die geistige Art und Leistungsfähigkeit der Sprache. Die grundsätzliche Möglichkeit höchstwertiger Gehalte

dürfte auch für ihrer werktzueghaften Bauart nach sehr wenig kraftwirtschaftliche und rüch- ständige Sprachen bestehen.

Die Verschiedenheit der werktzueghlichen Form bedeutet nach ihrem wesent- lichen Wert nur soviel, wie die Merkarbeit an den Laufkörpern kraftwirtschaftlich größere oder geringere Anstrengungen verursacht, und das ist nicht eine Wertung auf der Ebene des Gehaltes. Unterschiede der Mittel bei gleichwertigem Gehalt dürfen allein als wert- erklärend, als nur mittelbar gehaltwertbestimmend angesehen werden — auch das ist wichtig — aber nicht schon als unmittelbar Denkmöglichkeiten der Sprache selbst dar- stellend. So lehrreich und bedeutsam es sein mag, die Ursachen aufzuhellen, warum hier in der einen Sprache ein größerer Reichtum an Denkmitteln aufgehäuft ist als dort in der anderen — und sicherlich ist hier u. a. auch oft genug von der bautümlichen Ver- schiedenheit zu sprechen — so notwendig ist es jedoch bei jedem ernsteren Werten wirklicher Sprachbestände, nicht aus dem Auge zu verlieren, daß die Frage nicht lauten darf, wa- rum gerade diese bestimmte Weite und Art des Begriffsschatzes vorhanden ist, sondern welcher Begriffsschatz, welche Denkmittel, welche gedanklichen Vergleichseinhei- ten, welche Begriffe der Art und Menge nach gesehen tatsächlich vorhanden sind, was die Sprache den Sprechlernenden an Gehalten nahebringt.

Mag man selbst für theoretische Sprachwertung die den Sprachwert beein- flussenden Tatbestände für wichtiger ansehen als die diesen Sprachwert darstel- lenden, mag man in ihnen die Ausdrucksgebärde eines sonderpersönlichkeitlich geprägten Leibes sehen und ihnen in gebührender Achtung begegnen, für wirkliche Wertung der ganz bestimmten uns naheliegenden indogermanischen Sprachen eines bestimmten Zeit- augenblicks auf ihre wesentliche Leistungsfähigkeit hin können wir schon darum diese beein- flussenden Faktoren ganz beruhigt außer acht lassen, weil sie bei der Bauähnlichkeit dieser Sprachen in sehr ähnlicher Weise gehaltbestimmend wirken, weil sie hier nicht tief genug reichen, als daß daraus auch nur Verschiedenheiten erklärende Schlüsse auf den Ge- halt der Sprachen gezogen werden dürften¹.

Nachdem erkannt ist, daß grundsätzlich weniger der Sprachbau, als vielmehr wesent- lich der Begriffsbestand für die Wertung von Sprachen in Betracht zu ziehen ist, darf es lohnend erscheinen, in einem besonderen Fall sich an der hier liegenden Aufgabe zu versuchen.

Ein solcher Vergleich des Gehaltes, des Begriffsbestandes zweier wirklicher Sprachen ist aber ein höchst verwegenes und gefährliches Unterfangen. Es ist schon gezeigt worden, wie irreführend es sein kann, Einzelworte herauszugreifen und ihren Begriffsinhalt mit- einander zu vergleichen. Die Gesamtheit aller geistigen Äußerungen und Äußerungsmöglich-

¹ Hier wurde bisher immer nur der kraftwirtschaftliche Gesichtspunkt genannt, unter dem Baueigen- tümlichkeiten von Sprachen wertend verglichen werden können. Es sei gestreift, daß für viele auch die „Schönheit“ der Sprachen Wertung zu ermöglichen scheint.

Geläufig genug wird etwa das Italienische wegen der großen Zahl seiner auf Vokale auslaufenden Silben als besonders schön und klangvoll gepriesen. Uns scheint, daß ästhetische Urteile dieser Art schon grundsätzlich immer gruppenwillkürliche Vorurteile sind, die nur durch unbewußt wirkende Gemeinschafts- erziehung einen Schein von Objektivität erhalten. Die Nordvölker lösen sich heute schon deutlich von dem Vorurteil, der italienische Himmel wäre wirklich so viel „schöner“ als der ihre, wie lange behauptet wurde. Freeman singt von dem grauen englischen Herbsthimmel: *Than these November skies is no*

keiten einer Sprache ist aber wiederum schon wegen des äußeren Umfanges eines solchen Unternehmens nicht betrachtbar. So bleibt der Vergleich vorläufig unter der peinlichen Notwendigkeit, daß immer nur eine Auswahl von Begriffen nebeneinander gehalten werden kann und daß diese Auswahl stark aus der Willkür des auswählenden Beurteilers bestimmt sein muß. Man wird allerhöchstens versuchen können, durchgehende Unterschiede zwischen den Begriffen zu finden. Doch auch hierbei werden Voraussetzungen in das Urteilen hineingetragen, die erst noch in jedem Fall zu prüfen sind.

Deutlich greifbar ist die Unterschiedlichkeit, ja die Wertverschiedenheit der sich in den Sprachen spiegelnden geistigen Welten höchstens dann mit Sicherheit, wenn die Begriffsbestände bestimmter primitiver Völker mit denen von Völkern der Hochkulturen verglichen werden.

Es ist ein wesentliches Verdienst Cassirers (vor allem im ersten Bande seiner Philosophie der symbolischen Formen), daß er zeigt, wie die in den Sprachbegriffen der Primitiven sich darstellenden Denkgehalte eine niedrigere Entwicklungsstufe des Denkens erweisen als die Gehalte der Hochsprachen. Wenn auch Cassirer nicht genügend beachtet, daß das logisch Bessere das biologisch Schlechtere sein kann und daß es neben diesen Entwicklungsstufen menschlicher Denkmöglichkeiten noch ein gleichwertiges Nebeneinander verschiedener Entfaltungsweisen gibt, das Bestehen solcher Entwicklungsstufen, das wohl von anderen auch behauptet worden ist (von Lévy-Brühl vor allem), ist hier in eindrucksvoller Weise erwiesen. Wenn etwa verschiedene Arten von Gegenständen, Kamele, Häuser, Finger, mit verschiedenen Reihen von Zahlwörtern gezählt werden, so zeigt sich deutlich ein Mangel an Abstraktion, den entwickeltere Sprachen überwunden haben.

Die Begriffe, die Formen, die Sätze primitiver Sprachen sind Erinnerungszeichen an geistige Photographien, an Erinnerungsbilder. Die Begriffe entwickelterer Sprachen sind Erinnerungen an Vergleichsweisen, an Erkenntnisse von Beziehungen zwischen den Dingen. Daher vermag die primitive Sprache wohl für den mitteilen den Bericht, nicht aber für die gliedernde Erkenntnis zu genügen. Die primitiven Sprachen haben in der Regel eine ganz außerordentliche Anschaulichkeit. „Bushmen have a unique power of visual transcription.“ (Ogden-Richards.) So sehr eine bestimmte Art von Künstlern darob trauern mag: „Der Tod der Anschauung ist die Auferstehung der Sprache.“ (B. H. Meyer.)

Der Wilde liest Gedächtnisbilder ab, der Zivilisierte ordnet in Vergleichsweisen ein.

Je entwickelter eine Sprache, desto mehr sind in der Darstellung des Sinnlichen aus Namen Begriffe geworden, desto weniger gemeinsame Eigenschaften zwischen Welterscheinungen genügen, um darin einen Vergleichsanlaß zu finden, eine ausreichende Begriffsregel zu sehen. Je entwickelter eine Sprache, desto kleiner kann die Gruppe gemeinsamer Eigenschaften sein, um darauf eine Klasse von Gegenständen, einen Begriff zu gründen. Je

sky lovelier. Bald wird uns auch die Beurteilung der italienischen (und griechischen) Sprache als durch geschichtlich-physiologische Mächte bedingtes Vorurteil erscheinen, und es wird offenbar werden, daß die Schönheit der konsonantenreicheren Sprache darin besteht, daß sie Tonakkorde gibt, Tonentfaltungen im Nebeneinander einer Silbe, wie sie dem Italienischen und den primitiven Sprachen versagt sind, deren Schönheit in der Tonmelodie der Aufeinanderfolge hochvokalischer Silben besteht. Aus mancherlei Gründen wäre es sehr zu wünschen, daß solch Wandel unseres aus Mangel an Selbstbewußtsein geborenen Geschmacks sich recht bald durchsetzen möchte. Vergleiche dazu Kieferitzki, Die Schönheit unserer Muttersprache. Doch dieser sinnwertliche Geschmacksmaßstab muß als nebenfächlich, einseitig und willkürlich erscheinen, wo eine zum Wesenskern des Sprachbaues vordringende, umfassende Beurteilung erstrebt wird.

entwickelter eine Sprache, desto mehr werden ferner in der Darstellung des Nichtsinnlichen aus poetischen Bildern mathematische Formeln, desto mehr werden aus indirekten Assoziationen (aus Darstellung mit Hilfe von anschaulichen Bildern) direkte Assoziationen. Lästern hat ursprünglich eine sinnliche Bedeutung: Zerfetzen. Ebenso schänden: verunstalten (einen Braten schänden). Grausam ist ursprünglich hart. Diese Umwandlung der indirekten Assoziationen in direkte bedeutet eine gewaltige Wegerparnis des Denkens. Es ist ohne Zweifel, daß die Sprachen der Hochkulturen — gegenüber den Sprachen der Primitiven — ein schärfer gliederndes Denken ermöglichen, genauere Erkenntnis der Ordnungsverhältnisse, der Beziehungsverhältnisse zwischen den Welterscheinungen selbst.

Verschiedene Kraft und verschiedenen Wert haben die Sprachen auch darin, daß sie dem biologischen Plan ihrer Gruppe verschieden gut genügen, daß sie ein verschieden tragfähiges Verpflichtungsbewußtsein in ihren Sprechern schaffen, daß sie damit die Bildung größerer oder auch nur kleinerer politischer Verbände unter den Sprecherschaften ermöglichen, und von der Größe der politischen Verbände, der arbeitsteiligen Gemeinschaften hängt die Arbeitsleistung, die Kulturleistung wesentlich ab. Wenn Lüge, Betrug ursprünglich nur Unwahrheit und Beeinträchtigung des anderen bedeuten, nicht aber schon das sittliche Werturteil über den Lügenden und Betrügenden, so sehen wir hier eine soziologisch unmittelbar höchst wichtige Wertsteigerung.

Die Unterschiede zwischen primitiven und hohen Kulturen sind verblüffender Art. Sie sind noch viel größer, als es für den Menschen einer späteren Entwicklung ohne weiteres verständlich ist, weil dieser immer geneigt sein muß, in den Fremden seine Eigenart und seine eigene Geistigkeit hineinzusehen. Man kann nicht primitiv denken, nachdem man einmal Hochformen des Denkens anzuwenden gewöhnt worden ist.

Wenn wir uns aus den Gebieten der Primitiven nach Europa wenden und hier Mundarten bäuerlicher Enge mit den Hochsprachen vergleichen, die vom Glanz einer langen Geschichte umstrahlt sind, die von hochzivilisierten großen Sprecherschaften gesprochen werden, so werden wir auch bei ihnen bald die unmittelbare Gewißheit haben, daß außerordentlich große Unterschiede in der Weite ihres geistigen Fluges bestehen. Ihre Begriffsbestände lassen sich zweifellos an vielen Stellen als ganz deutlich verschiedenwertig erweisen. Aber es ist sehr viel schwerer, diese Gewißheit mit sicheren Beispielen zu belegen.

Es ist hier unmittelbar deutlich, daß die Nutzung der Schrift von ganz überragender Bedeutung für die Entwicklung und Gestaltung des Begriffsbestandes der Sprachen ist; darum muß zunächst betrachtet werden, welche Wirkung grundsätzlich die Verschriftung einer Sprache hat.

Die Bedeutung der Verschriftung von Sprachen

Die Leistung der Schrift reicht sehr viel weiter als nur bis zur Sichtbarmachung des Wortes, sie gestaltet zutiefst dessen Wesen und lebendige Kraft um.

Die Schrift macht das Wort beständig und unabhängig von der Zeit. Was ein Begnadeter erdacht und erfunden, spricht er nach Jahren in der ganz persönlichen Prägung seiner Worte zu seinen Lesern. Große Erschütterungen wie Kriege, Wanderungen und verheerende Seuchen, die in einzelnen Generationen Bildung und Wissen herabdrückten, lassen nicht mehr den Faden der Überlieferung zerreißen, hindern es nicht mehr, daß mit dem Eintreten ruhigerer Zeiten das schöpferische Denken wieder an den höchsten bisher erreichten Punkt anknüpft. Mit Hilfe der Schrift kann der Hochbegabte zu den Hochbegabten einer anderen Zeit sprechen, ohne daß die Aussprache in der mündlichen Weitergabe über nur durchschnittlich und minder Begabte verflacht und vergrößert wird. Das Gedächtnis ist unabhängig von der Leistungsfähigkeit des Einzelgehirns geworden, wie sie als häufige Begabung in einer größeren Zahl von Menschen in aufeinander folgenden Geschlechtern vorhanden sein kann.

Die Schrift macht das Wort auch unabhängig vom Ort. Diese Loslösung des Wortes vom Raum wird durch den Druck besonders augenscheinlich. Der Druck macht aus dem vormaligen Zwiegespräch eine Unterhaltung aller mit allen, ganz unabhängig davon, daß sie weit voneinander entfernt wohnen. Der junge Mann, der in hundert Jahren in Australien einen Band Goethescher Gedichte lesen wird, kann dem Dichter ebenso nahe sein wie jener andere junge Mann, der vor hundert Jahren im Park von Weimar den Prometheus still vor sich hin auftragte.

Schrift und Druck leisten grundsätzlich dasselbe wie Eisenbahnen, Telephonkabel und der Rundfunk, sie stellen eine sehr viel lebhaftere sprachliche Verbindung der einzelnen in einem sehr viel größeren Gebiet her. Es entsteht ein immer lebhafter werdender geistiger Verkehr zwischen Menschen, die sich nie von Angesicht zu Angesicht sahen, es werden auch die breiteren Massen auf eine höhere Ebene geistiger Bedürfnisse gezogen. Dieser lebhaftere geistige Verkehr, wie er erst durch die Sichtbarmachung und Festlegung der Sprache ermöglicht wird, bedeutet nicht nur Leistungssteigerung, sondern sogar Leistungsänderung, Wandel der Lebensformen selbst der Sprachen. Dessen sind sich nur wenige bewußt. Die Schrift wirkt auf die Sprache zurück und gestaltet erstens ihre Ausdrucksmittel und ihre Denkweise um und bewirkt eine andere Art der Welterfassung. Zweitens kehrt sie eines der wichtigsten Lebensgesetze der Sprache, das Gesetz ihrer Aufspaltung in sich immer stärker verselbstständigende Mundarten, in immer neue Sprachen, in sein Gegenteil um.

Zum ersten. Die Bedeutung des Erlebniszusammenhanges als eines bei der Sinngebung helfenden, abengenden Teiles der Sprachäußerung ist dargestellt worden. Der schriftlichen Darstellung fehlt dieser außerordentlich wichtige Zusammenhang notwendigerweise. Es fehlen auch all die Mittel der gesprochenen Sprache, durch Stimmführung, durch Tonstärke und Tonhöhe, durch die Tonmusik, durch die Gebärde die Herauslösung der gewünschten Einzelbedeutung aus den umfassenden Bedeutungsbündeln zu erreichen. Zeichensetzung, Sperrdruck, Unterstreichungen können in der gedruckten Sprache nur höchst unvollkommen ersetzen, was ihr an Ausdrucksmöglichkeiten des tönenden Wortes versagt ist. Die Schrift verfügt über das Wort von vornherein immer in seiner ganzen weiten Bedeutungsfähigkeit, sie muß durch reine Sprachabengung aus den allgemeinen Begriffen, aus den „Begriffen an sich“, die erwünschte Bedeutung, die erwünschte Sondervorstellung herausholen. Dazu genügt nicht ein so oberflächliches Andeuten wie in der gesprochenen Sprache, in der man immer schon aus den Umständen, den Mienen und Gebärden und der Betonung weiß, was gemeint ist.

Damit wird das Sprachdenken zu einer höchst wirksamen Selbstsucht gezwungen. Es strebt jetzt nicht nur die Lautgestalt der Wörter mit größerem Beharren nach Einheitlichkeit und Gemeinverständlichkeit, sondern jetzt muß genau in die Begriffe hineingelauscht werden, damit der Spielraum für die eigenschöpferische Ergänzung eng genug wird, so daß sie aus dem Satz an sich einen genügend richtigen, zweckentsprechenden Satz für dich macht. Die Bedeutungsschattierungen der Wörter sind für das Verständnis des Gesagten so viel wichtiger geworden, daß ein sehr viel lebhafteres Bedürfnis da ist, die Begriffe wirklich genau so zu gebrauchen, wie man erwarten muß, daß sie der andere versteht. Der sonst so hilfsbereite Erlebniszusammenhang fehlt ja. Damit herrscht die vereinheitlichende, gleichformende Sprachgemeinschaft mit noch viel stärker zwingender Gewalt über den einzelnen, als sie es schon im ungeschriebenen Gespräch tat. Mit größerer Kraft, als das im Sprechen vor der Schriftsprache der Fall war, wird jetzt jede persönliche Abweichung vom Gemeinschaftsüblichen durch das Bedürfnis, sicher verstanden zu werden, erstickt. Die Norm ist jetzt in ganz anderer Weise sichtbarlich, nicht verhallend festgelegt, als wenn sie nur von dem lebendigen Gedächtnis der Sprechenden allein getragen wird.

Die sichtbar und dauernd gemachte, die Stunde ihrer Geburt überlebende Sprache hat eine andere Verantwortung als das verwehende Wort. Unter diesem Gesichtspunkt sagt André Jolles mit Recht, daß die Schrift „das ewige Gewissen“ der Sprache ist.

Zum zweiten. Auch die soziologische, gruppenbildende Wirkung der Sprache wird eine ganz andere, wo sie stärker unter die Einwirkung der Schrift gerät.

Das natürliche Wachstumsgesetz der Sprachen läßt sie über viele kleine Wandel zu so großer Unterschiedlichkeit aufwachsen, daß einerseits die Voreltern die Nachfahren nicht mehr verstehen (das Althochdeutsche ist für uns in diesem Sinne eine Fremdsprache) und daß andererseits die zur gleichen Zeit lebenden Enkel einander fremd werden (der Bayer versteht den Holländer nicht, obgleich beide Mundarten einer auf einer früheren Entwicklungsstufe gleichen Sprachform entsprossen sind). Schon früh sieht der Mensch, wie dieses Auseinanderbrechen ursprünglich einmal gleichförmiger Sprachen oft genug die Wirkung hat, Menschengruppen einander zu entfremden, die ebensowenig wie die Adler untereinander eine Ursache sehen würden, sich gruppenweise zu befekden, wenn sie nur Schreie, nicht aber Begriffe besäßen.

Ein Wunschtraum erzählt darum von der früheren Einheit der immer fremder gewordenen, auseinandergerückten Sprachen. Die frühere Einheit muß als das goldene Zeitalter erscheinen, und die verhängnisvolle babylonische Sprachverwirrung wird darum als eine Strafe Gottes erkannt.

Was der biblische Mythos auf einen einmaligen Eingriff Gottes zurückführt, das sehen wir nach einem Jahrhundert eifrigster sprachgeschichtlicher Arbeit anschaulich als die Ansammlung einer Unzahl von allmählich und unmerklich eintretenden Wandlungen im Laut und Begriffskörper der Sprachen, die an verschiedener Stelle in verschiedener Weise wirken und damit unterschiedliche Mundarten erzeugen. So teilen sich die „Ursprachen“ in „Sprachen“, die Sprachen in Mundarten, und diese immer weiter in Untermundarten – bis zur ganz persönlichen „Mund-Art“ des einzelnen. Der Stamm spaltet sich in eine Unzahl kleiner und kleinster Äste. Aus Einheiten werden Vielheiten.

Mit der geläufigen Anwendung der Schrift wird diese natürliche ethnologische Entwicklung, die keine größeren Gruppen entstehen läßt, wird diese Auffaserung, Zergliederung in ihr Gegenteil verkehrt. Aus Vielheiten werden größere Einheiten. Das schon Getrennte rückt infolge der außerordentlich viel stärkeren geistigen, sprachlichen Verührung durch Schrift, Druck, Telephon, Rundfunk wieder aneinander, ja sogar einander ganz Fremdes wird in eine Einheit eingeschmolzen.

Die Fernwirkung ermöglichende Schrift hält den in schriftlosen Zeiten gesetzmäßigen, allgemein gültigen Vorgang der Zerspaltung nicht nur auf, sie kann ihn sogar rückgängig machen. Während die Schriftsprachen, wie dargestellt, immer mehr zu Eigenräumen wesensbesonderer Geistigkeit auseinanderwachsen, werden gleichzeitig innerhalb dieser Schriftsprachgebiete die Mundarten in die darüber gelagerten Hochsprachen hineingesogen und verschwinden. Das ist eine Entwicklung, die heute in allen europäischen Sprachen deutlich zu beobachten ist. Verschieden ist an verschiedener Stelle höchstens ihr Geschwindigkeitsgrad und ihre Stärke. Die französische Schriftsprache hat auf einem sehr großen Teil ihres Gebietes die Mundarten schon erstickt. In England ging die Entwicklung nicht ganz so schnell, in Deutschland noch langsamer. Sie geht in verschiedener Schnelligkeit vor sich in Brandenburg und in der Schweiz, in Kent und Yorkshire, aber die Entwicklung ist überall die gleiche. Die Sprachgelehrten müssen sich beeilen, wenn sie manche Mundarten noch aufzeichnen wollen. Oft genug wird die Mundart nur noch von der Lebensstufe der Großväter gesprochen.

Diese Umkehr der natürlichen Entwicklung ist eine Erscheinung von ganz ungewöhnlicher Bedeutsamkeit, wie jedem klar sein sollte, der erkannt hat, daß eine Sprache immer ein Seelentum bedeutet. Es ist verwunderlich, daß man bisher eigentlich höchstens in den Heimatvereinen sieht, was hier vorgeht¹.

Der Einfluß der Schrift auf die Leistung der Sprache, auf ihre Werthöhe ist über die Maßen groß. Es wird nicht nur

¹ Es wird nun von manchen behauptet, daß auch diese Hochsprachen schließlich doch wieder dem natürlichen Gesetz des Sprachlebens gehorchten und sich in Mundarten auflösten. Man weist auf den Unterschied zwischen dem Deutsch der Wiener und der Berliner Schriftsteller hin, auf die Unterschiede zwischen dem „Englischen“ und dem „Amerikanischen“, auf die Entlehnung der romanischen Sprachen aus der lateinischen Gemeinsprache. – Die Beweiskraft dieser Beispiele wird im Anhang mit Gegenständen bestritten. S. S. 397.

das Gedächtnis der Sprachgemeinschaft durch die Festlegung des verhallenden Wortes außerordentlich viel leistungsfähiger, auch die Denksicherheit und Denkgenauigkeit wächst erheblich und damit werden den Sprecherschaften weit höhere kulturelle Möglichkeiten eröffnet. Auch dadurch, daß die Zahl der an der geistigen Welt Eroberung zusammenarbeitenden Menschen sich so stark vergrößert, sind ihre Erfolgsaussichten vergrößert. Von allen Wandlungen in Charakter und Würde der Sprachen sind die durch die Schrift bewirkten bei weitem die wesentlichsten.

Indem die Schrift auf alle Lebensbedingungen der Sprache, auf ihre innerste Seele und auf ihr Wertwachstum Einfluß nimmt, wird Art und Grad ihrer Schrifthaftigkeit zum wichtigsten Kennzeichen ihres Wesens, ihres Wertes, und auch ihrer politisch-geschichtlichen Leistungsfähigkeit.

Vergleich der Sprachen nach der Art ihrer Schrifthaftigkeit

Die Bedeutung der Schrift für das Leben der Völker kann gar nicht hervortreten, ohne daß damit zugleich Schriftsprachen in eine andere Rang- und Wertstufe rücken als schriftlose Mundarten und daß schließlich auch Kleinsprachen und Mundarten danach gewertet werden, in welchem Verhältnis sie zu Hochsprachen stehen.

Es darf aber nicht einfach Schrift gleich Schrift gesetzt werden. Die Leistungen der einzelnen Schriftarten sind nicht gleich. Die Schriftarten bestimmen in verschiedenem Maße und verschiedener Weise die Leistungssteigerung und Leistungsänderung der Sprache.

Die Lautschrift europäischer Völker wirkt anders auf die in der Sprache beschlossene Geistesart ein als etwa die Wortschrift der Chinesen.

Die chinesische Schrift mag hier für das Musterbild einer Schriftart stehen, die in anderer Weise auf die Sprache einwirkt als unsere neuereuropäischen Buchstabenschriften. Im Chinesischen steht das Einzelement der Schrift, das einzelne Schriftbild für je einen Begriff, es tritt ein bestimmtes Bildzeichen für den Begriff „Wasser“, so wie etwa das Schriftzeichen 5 für den Begriff „f-ü-n-f“ gilt. In gleicher Weise, wie man dieses Schriftzeichen 5 nun ohne Schwierigkeit five oder cinq lesen kann, läßt sich die chinesische Schrift lesen, ohne daß man chinesische Wörter zu sprechen vermag, läßt sich die chinesische Schrift gewissermaßen auch englisch oder deutsch lesen. (Das ist natürlich um der Klarheit des Gedankenganges willen übertrieben, denn erstens würde es ja voraussetzen, daß die Verschiedenheit der Begriffe verschiedener Sprachen tatsächlich nur eine Verschiedenheit des Lautsymbols ist. Wir haben mit aller Entschiedenheit gezeigt, daß erst die grundsätzliche Verschiedenheit der Begriffsgehalte wahrhaft wesentlich ist. Zweitens enthält auch die chinesische Schrift Ansätze zu lautlicher Kennzeichnung.) Es darf hier daran erinnert werden, daß auch ein Teil der Zeichen der gleichen chemischen Schrift (H_2O , H_2SO_4) in verschiedenen Sprachen verschieden gelesen werden. Auch an die internationalen Flaggenfiguren, die für verschiedene nationale Lautsprachen gleich sind, darf man denken.

Es leuchtet ein, daß eine solche Schrift, die die Lautgestalt der Wörter nicht festhält, auch nicht unmittelbar auf die Schaffung einer auch der Aussprache nach einheitlichen Verkehrssprache hinwirkt, wie das die europäischen Schriften in so starker und fast

verhängnisvoller Weise tun. Aber selbst eine solche Wortschrift wirkt schon insofern vereinheitlichend, als sie große Gebiete geistigen Verkehrs für eine schreibkundige Schicht schafft. Dadurch wird der Aufbau großer Verwaltungseinheiten, die Entstehung großer Reiche ermöglicht. In jeder Provinz jedoch wird die Schrift in ihrer eigenen Hausmundart gelesen.

Selbstverständliche Folge solcher Schaffung großer Gebiete eines gleichen schriftlichen Verständigungsmittels ist natürlich auch für diese Schriftart, daß nicht nur der wirtschaftliche, sondern auch der geistige Verkehr über weite Provinzen hinweg immer enger wird und daß damit auch ein sehr lebendiges Streben nach Angleichung und Ausgleichung der Mundarten zu beobachten ist. Aber der Stärkegrad der die Sprache vereinheitlichenden Kraft der Wörter ist geringer. Die Schrift selbst wirkt hier auch nicht annähernd in so starker Weise normgebend auf die Lautgestalt der Wörter, wie das bei den Lautschriften der Fall ist, die im Zeitalter allgemeiner Schulpflicht in einem Jahrzehnt eine stärker vereinheitlichende Wirkung entfalten als Bildschriften in Jahrhunderten.

Noch ein anderer Unterschied der Bildschrift und der Lautschrift darf hier nicht vergessen werden. Wer für bestimmte Laute die Buchstabenzeichen beherrscht, kann alle mit diesen Lauten gebildeten Lautgruppen, Wörter schreiben. Er kann es, obgleich auch unsere Lautschriften nicht wirklich lautgetreue Schriften sind, obgleich die Wörter auch unserer Schrift aus bestimmten geschichtlichen Schicksalen ihre eigentümliche Schriftgestalt haben, die mit rechten Schwierigkeiten schulmäßig zu erlernen ist. (Mir, lieb, ihm, stiehlt haben vier Zeichen für denselben langen i-Laut. Dasselbe Zeichen d bedeutet in Rad und Räder zwei verschiedene Laute, das erstemal ist es stimmlos wie das t in hat, Ratte, das zweitemal stimmhaft wie in Rede.)

Aber wenn auch unsere geschichtlich gewordene Schrift recht wenig lautgetreu, ja jemandem, der sie am Maßstab der Lauttreue mißt, störend willkürlich und geradezu unsinnig erscheinen muß, so gibt doch das Schriftbild immer noch einen genügend deutlichen Anhalt, wie das Wort ungefähr zu lesen ist. Die Schrift hilft mir immer, dem Wort einen Lautkörper zu geben, ich kann es aussprechen, ohne es bisher je gehört oder gelesen zu haben.

Diese auch klanglich einen bestimmten Körper habenden Schriftwörter gewinnen leichter beim Lesen ihren Begriffsgehalt, da schon an der Lautgestalt und der Verwendungsweise im Satzgefüge die Formklasse und der Sinngehalt des Wortes sehr viel deutlicher und schneller zu erkennen ist, als das bei bloßen Zeichen für den Gesichtssinn der Fall sein kann. Beim Lesen einer solchen Buchstabenschrift wird daher der Wortschatz wie beim Sprechen erweitert, ohne daß man sich der besonderen Arbeit des Wokabellernens bewußt wird. Der Chineser hat hier ganz andere Schwierigkeiten. Er muß jedes Wort als besonderes Zeichen erlernen. Sein Bildungsgrad wird daher gemessen nach der Zahl der Wörter, die er zu schreiben vermag. Die erste Bibel, das sogenannte Tausendzeichenbuch, muß um das Doppelte bis Dreifache der Zeichenzahl erweitert werden, ehe einfache Zeitungen und Erzählungen gelesen werden können. Der chinesische Gelehrte muß mindestens 15 000 Zeichen kennen.

Wer weniger Wörter zu schreiben vermag, der beherrscht natürlich auch im allgemeinen weniger Begriffe für den mündlichen Gebrauch der Sprache. Und da im Chinesi-

sehen schon rein technisch die Erlernung des vollen Begriffsschatzes so außerordentlich erschwert ist, müssen auch die Leistungen der Sprachgemeinschaft für Zivilisation und Kultur mit aller Notwendigkeit hinter den Leistungen der europäischen Sprachen zurückbleiben, deren Begriffe jedem Lesekundigen mit großer Leichtigkeit zufliegen.

Es ist einleuchtend, daß eine Sprache mit Bildschrift sich leichter lautlich weiter entwickelt, daß ihr Laut- und Formenbestand durch die Verschriftung nicht so erstarrt wie der etwa des Deutschen und Französischen. Im Chinesischen muß sich deshalb die Änderung des Gleichgewichts der in den Sprachen wirkenden lebendigen Kräfte, als die sich das stärkere Wachstum der Zahl der Sprecher auswirkt, deutlicher und ungehemmter zeigen. In den Sprachen mit Lautschrift erstarrt dagegen ein bestimmter Zustand sprachlicher Formgebung infolge der festen Bindung der Lautform, und es wird sich daher hier das infolge des starken Wachstums der Sprecherschaft deutlich angemeldete Bewegungstreiben nicht voll auswirken können. So hat die chinesische Sprache in der Tat in stärkstem Maße die lautlichen Unregelmäßigkeiten und Inkonssequenzen verloren, die die hochlexivischen lautschriftgebundenen Großsprachen und die primitiven Sprachen kleiner Sprecherschaften auszeichnen.

Es wird aber auch weiter deutlich, warum eine frühe Blüte von Zivilisation und Kultur hier so ins Stocken gekommen ist: Die Sprache entwickelte sich zwar in ihrem Formenbau ungehemmt weiter. Das Wachstum ihres Begriffsschatzes, ihres Ideeninhaltes aber wurde durch die Schrift gelähmt und schon durch die rein werkzeuglich-kraftwirtschaftliche Schwierigkeit abgebremst, zu den Wörtern je ein eigenes, selbständiges Schriftzeichen zu erfinden und es weiteren Massen so verständlich zu machen, daß dieses Wort ein reiches und fruchtbares Eigenleben innerhalb der Sprachgemeinschaft führen konnte.

Einsichtige Chinesen wissen, warum ihre kulturelle Entwicklung von einem gewissen Punkt an immer auf der Stelle getreten hat, und die größte Revolution, die sich augenblicklich in China — vielleicht sagt man später einmal: auf der ganzen Erde — abspielt, ist die, daß das größte Volk der Erde, daß ein Fünfhundertmillionenvolk augenblicklich dabei ist, eine Lautschrift an die Stelle der Begriffsschrift zu setzen. Wenn all die Generale vergessen sein werden, die heute im Reich der Mitte nach Macht streben, dann wird man den Männern Denkmäler setzen, die wie der Philosoph Hu-Shi daran arbeiten, die chinesische Sprache zu neuem Leben zu erwecken, sie kulturfähiger, brauchbarer zu machen, als das bei der alten Schrift möglich war. Es ist in Anlehnung an die alten chinesischen Schriftbilder ein Alphabet von 39 Zeichen geschaffen worden, bei dem man vor allem auf die Einfachheit der Linienführung sah, so daß auch ungelente Hände sie zu schreiben vermögen.

„Der zweite Schritt war der, daß man auf mehreren Kongressen für etwa 6500 Wörter eine einheitliche Aussprache feststellte, die sich über die Dialekte erhob. Man schuf also damit das, was wir in unserer deutschen Bühnensprache haben. Es ist schon einige Jahre her, daß das Nationalalphabet auf den Schulen eingeführt wurde; auch ist ein Aussprachewörterbuch der Nationalsprache erschienen. Jährlich tritt nun ein Kongreß zusammen zur Vereinheitlichung der Nationalsprache. Es zeigt sich, daß die Bewegung Lebenskraft genug hat, sich durchzusetzen. Die finsternisseitigen Literaten der alten Schule werden sie nicht mehr aufhalten können.“ (Aus einem Bericht in der Täglichen Rundschau¹.)

¹ Solche Arbeit an der Schrift als Arbeit an der Sprache ist nur Teil umfassender, tiefgreifender Reformen, die wesentlich an den Namen Sun Yat Sen gebunden sind. Dieser schrieb in seinem San Min Tschu (die

Wie in China so hat man auch in der T ü r k e i erkannt, wie eine ungeeignete Schrift fortschritthemmend wirkt. Kemal Pascha führte darum das lateinische Alphabet ein, und in einer wohl zu verstehenden Geste übernimmt er selbst immer wieder auf Reisen den Unterricht im neuen Alphabet. Man denke sich Hindenburg oder Hoover vor Schulklassen Schreibunterricht gebend, und man wird ermessen, welche außerordentliche Bedeutung der Herr der Türkei der neuen Schrift beilegt. Als er einst gefragt wurde, wie er die zehn Gebote an die Wände der Moscheen schreiben würde, in arabischen oder in den neuen türkischen Buchstaben, antwortete er erregt: „In der Form, die den mit Sehnsucht erstrebten nationalen Aufstieg des türkischen Volkes nicht hemmt, sondern ihn beschleunigt. Wer sich ihr in den Weg stellt, wird an dieser neuen Bewegung zerschmettern.“

„Die Türkei in ihrer Gesamtheit ist mobil gemacht, das neue Alphabet in möglichst kurzer Zeit lesen und schreiben zu lernen“, beginnt ein Bericht des Manchester Guardian.

Lehre von den drei Volksgrundsätzen) einen Katechismus des chinesischen Volkstums. Professor J. Otte von der Reichsuniversität in Peking urteilt über dieses Buch: „Wir haben in Deutschland seit Jahrhunderten nichts Ähnliches an so gewaltiger Wirkung der Gedankenwelt eines Einzelnen erlebt; man muß schon in die Zeit zurückgehen, als Luther seine Bibel ins Deutsche übertrug; selbst die Wirkung von Karl Marx war nicht so wichtig und kam überdies erst sehr langsam an die Oberfläche. Sun's „Drei Volksprinzipien“ ersetzen den Chinesen heute Bibel, Katechismus und Elementarwerke in Ethik, Moral und Bürgerkunde; sie organisieren die Gedankenwelt und sogar den Sprachschatz des chinesischen Volkstums nach einheitlichen, modernen, leichtverständlichen Richtlinien. Sun ergänzt und modernisiert auch die Lehren von Konfuzius, ohne sie verdrängen zu wollen. Für den, der Sun's Hauptwerk in der Ursprache, in der die bildnerische Wortkunst und die sprachliche Logik durch den Gebrauch der Schriftzeichen klarer zutage tritt, gelesen hat, steht es fest, daß er alles aufnimmt, was ihm für China wertvoll dünkt und zum organischen Wiederaufbau des Volkstums beitragen kann.“ Diese Einwirkungen auf die chinesische Seele werden sich für die chinesische Gesamtgeschichte als bedeutsamer erweisen als die heutigen Lechtelmechel mit Japan, von denen soviel Aufhebens gemacht wird.

Schriftsprache und Mundart

Das Chinesische war ein Beispiel dafür, wie der Wert einer Sprache von der Art ihrer Schrifthaftigkeit abhängt. Für unsere europäischen Sprachen, die alle Buchstabenschriften sind und damit eine im wesentlichen gleiche Schriftart benutzen, ist aber der Kulturwert noch von dem Grade der Schrifthaftigkeit abhängig.

Die größten Gradunterschiede in dieser Hinsicht bestehen zwischen den geschriebenen und gedruckten *Hochsprachen* einerseits und den schriftlosen *Mundarten* andererseits. Die Mundarten sind weder verderbte Schriftsprache, noch ist die Schriftsprache eine bevorzugte unter den aus Verfreumdung gewachsenen Mundarten, eine auf den Herrschthron gehobene Mundart. Es sind allerdings bestimmte unter den vorhandenen Dialekten stärker bei der Schaffung der Schriftsprachen genutzt worden als andere. Aber die Schriftsprache ist nie einfach eine geschriebene Mundart, die gleichartig neben den anderen Mundarten der geschichtlich mit ihr zusammenhängenden Gruppe steht, sondern sie ist eine künstliche Bildung von ganz besonderer, selbststeigener Lebensart. Für fast alle europäischen Sprachen gilt, was sich von der deutschen sagen läßt:

Die Schriftsprache ist eine von den alten, bodenständigen Mundarten unterschiedene künstliche Mundart, erstens der

Lautform

nach. Eine ganze Reihe von politisch-geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Gründen ist maßgebend dafür, an welche der bestehenden bodenständigen Mundarten man sich besonders anlehnte, als eine für möglichst viele verständliche Sprachform entstand. Aber bei aller Anlehnung an die gesprochenen Mundarten setzt sich doch hier ein ganz bestimmter Lautstand und Formenstand für die Schriftbilder der Wörter durch, indem bewußt oder unterbewußt das Bestreben wirkte, auf der mittleren Linie der Verständlichkeit zu liegen.

Zunächst wird auch die in immer gleichförmiger werdender Lautschrift geschriebene Schriftsprache — wie das bei der Begriffsschrift in so besonders hohem Maße der Fall ist — in den verschiedenen Mundartgebieten stark verschieden ausgesprochen. Es ist nur das Schriftbild einheitlich festgesetzt, die Schriftbilder werden aber unbekümmert mit der heimischen, mundartlichen Lauteinstellung gesprochen. Erst eine späte Entwicklung bei höchster Steigerung des Verkehrs und starker Umschichtung der Bevölkerung vor allem in den Städten, dazu Theater und Rundfunk gleichen endgültig auch die Aussprache auf eine Aussprachenorm aus. (Bühnenaussprache.) Wo zwischen *Schriftsprache* und *Hochsprache* unterschieden wird, soll hier unter *Hochsprache* diejenige Schriftsprache verstanden werden, für die auch eine gleichartige Ausspracheweise erreicht ist.

Das Aussprachegebot der Hochsprache lautet: Sprich so, daß man dir nicht anhört, aus

welchem örtlichen Bezirk du stammst. Eine solche Sprache ist vorläufig noch Ausweis für die Zugehörigkeit zu der gesellschaftlich führenden Schicht, und alle diejenigen, die zu dieser Schicht gehören möchten, befolgen ihr Aussprachegebot, auch ohne daß schulmeisterliche Mahnungen sie dazu anhalten. Und es wissen so viele nach diesem Gebot zu sprechen, daß man heute sehr oft im Zuge zwei Nachbarn miteinander sprechen hören kann, die tausend Kilometer voneinander entfernt geboren wurden und ebenso weit entfernt wohnen, ohne daß ihre Sprache der Stedbrief wäre, der sie einer bestimmten Heimatlandschaft zuweist.

Die Schriftsprache ist nicht nur der Lautform, sondern zweitens auch dem

Begriffsstand

nach eine von allen bodenständigen Mundarten abweichende Sondersprache.

Der Begriffsstand der Schriftsprache ist dem der Mundart unmittelbar überlegen in der Erkenntnisstärke und Erkenntnistiefe, die sie ermöglicht. Man hat geschätzt, eine Mundart habe durchschnittlich einen Wortschatz von 3000 bis 5000 Wörtern, die deutsche Schriftsprache habe 300 000 Wörter. Vielleicht stimmen diese Ziffern nicht ganz, sicher aber ist wohl doch, daß schon die sehr viel größere Zahl an vorhandenen Begriffen gewährleistet, daß man durch die Schriftsprache an sehr viel mehr Welterscheinungen herangeführt wird und sie genauer, von mehr Seiten, auf mannigfaltigere Verbindungen von herausgrifflichen Eigenschaften hin kennenlernt, als es bei der Mundart der Fall ist.

Die Begriffe der Schriftsprache sollen immer wieder, ohne daß der Erlebniszusammenhang ihnen hilft, richtige Vorstellungen wecken. Der Nachteil des gedruckten Gesprächs, daß ihm die persönliche Berührung zwischen Sprecher und Hörer fehlt, wirkt, wie dargestellt wurde, auf die Schriftsprache selbst insofern günstig, als das Wort in sehr viel härtere Zucht genommen werden muß. Darauf beruht vor allem die größere Leistungsfähigkeit der Schriftsprache im Erkenntnis mühen. Das ist für jedermann unmittelbar sicher, der schwierigere, besondere begriffliche Klarheit erfordernde Arbeit zu leisten hat.

Demgegenüber wird immer gern darauf hingewiesen, daß die Mundart in ihrer Frische, Wärme, Unmittelbarkeit, Anschaulichkeit der Schriftsprache überlegen ist. Die Mundart ist die Sprechweise der Nahberührung, die Schriftsprache die Sprechweise der unpersönlichen Fernberührung. Daraus muß ihre Wesensart entscheidend bestimmt sein. Daraus erklärt es sich, warum der Dichter von der Mundart singt:

So herrli klingt mi keen Musfi
un singt keen Nachtigal.
Mi lopt je glit in Ogenblicit
de hellen Tran hendal.

Wer die heimische Mundart hört, atmet die Luft des Mutterhauses, fühlt sich geborgen in der Lebenswärme, die ihre von Gefühl gesättigten Klänge ausströmen. Die Mundart verbreitet nicht die intellektuelle Kälte um sich, die der Hochsprache in ihrem nüchternen Alltagsgebrauch so leicht eigen sein kann. Die ländliche Behagen mit sich tragende Mundart richtet sich immer viel unmittelbarer an das Gemüt, sie ist die in dem lächelnden und weinenden, schmunzelnden und grollenden Erleben geborene Sprache. Die immer städtische Hochsprache besitzt diese Fähigkeit, unmittelbar vom Gemüt her zu spre-

chen, auch, aber sie liegt nicht so handgerecht an der Oberfläche, sie liegt in Tiefen, die schwerer zu erschließen sind. Sie besitzt diese Gemütsinnigkeit um so weniger, je mehr sie nur gelernt und nicht erlebt ist, je später sie sich gegenüber der Mundart durchsetzte. Es gibt auch heute noch Sprachgebiete, in denen die Hochsprache selbst für die Gebildeten noch zu viel Schulernst und Wichtigkeit atmet, Gebiete, für die noch Theodor Wischers Wort gilt:

Immer, wenn einer spricht, der nie gelebt in der Mundart,
Hör' ich im Unterton einen didaktischen Klang.

Und doch: Eine Übersetzung Goethescher Gedichte, eines Romans von Thomas Mann, von Niessches Zarathustra ins Mecklenburger Platt oder ins Schwyzer Dötsch müßte immer eine Verzerrung sein, die zugleich eine Erniedrigung wäre. Es ist eine gefährliche romantische Gefühlsduselei, ob der zweifellos außerordentlich bedeutsamen gemüthhaften Werte der Mundart und ihrer engeren Leibverbundenheit die überragenden Fähigkeiten der Schriftsprache auch nur eine Sekunde zu vergessen. Es hieße, eine Talgkerze mit einem großen elektrischen Scheinwerfer zu vergleichen, wenn man eine Mundart etwa neben eine der alten europäischen Hochsprachen zu halten wagte. Gewiß kann die Mundart am richtigen Ort die bessere Sprache sein, sie erhält ein bodenständigeres, tüchtigeres, lebenskräftigeres Bauerntum als die verstädternde Hochsprache. Wir wollen die Mundart daher in hohen Ehren halten. Aber die Majestät und der Glanz und die Pracht und die Herrlichkeit und die alle Seelentiefen aufschließende Gewalt der Hochsprache läßt sich überhaupt nicht mit der Mundart auf eine Ebene des Vergleichs stellen.

Die Mundart erzählt von Haus und Heimat, die Hochsprache vom weiteren Vaterland. Das Vaterland enthält viele und vielerlei Heimaten in schroffen Bergen und an der brausenden See, und es ist noch weit mehr als nur eine Summe von Heimaten, es ist anderen Wesens und anderen Ranges und anderer Würde.

Der im Hause, in der Familie Mundart sprechende Schwabe tritt in ein helleres, weiteres geistiges Reich, wenn er in Hochsprache deutsche Dichter und deutsche Gelehrte liest. Hier erst ist er wahrhaft Deutscher, hier erst, in einer unerschöpflichen Literatur findet er Zugang zu allem Bedeutenden, was die Begabtesten aller Völker, vor allem aber die des eigenen Volkes erdachten. Die Mundart erschließt einen Kasten mit höchst brauchbarem Werkzeug für die Lebensbedürfnisse des Alltags und des Bauernsonntags. Ihr ist darum unsere Liebe gewiß. Die Hochsprache erschließt aber ein noch brauchbareres Werkzeug für schwierige und vielseitige geistige Arbeit. Und sie ist überdies ein Garten edelster Kunst und hoher Ideale. Hier spiegelt sich die Welt der sinnlich-tatsächlichen Gegebenheiten in einer freien Welt des Geistes, nach der Sonderart einer Gruppenseele verändert und neu gedeutet. Die Dinge dieses Daseins werden hier zu einem andersartigen, neuartigen, sonderartigen Leben erweckt, zu einem die Tatsächlichkeiten um so stärker umdeutenden Leben im Bewußtsein, je weniger die Sprache Mundart blieb, je mehr sie Sprache wurde. Die Eigengesetzlichkeit dieses geistigen Reiches erkennen wir so wenig, wie wir etwa um das spezifische Gewicht der Luft wissen, in der wir leben. Wir ahnen diese Sonderwelt vielleicht, wenn wir zu erkennen suchen, was einem Volk seine Literatur bedeutet. Maunthner hat sie das „Reservegehirn“ genannt. Das ist eine ihre wirkliche Leistung nur schlecht andeutende Eigenschaft. Doch die Überlegenheit der Schriftsprache gegenüber der Mundart allein schon um der Schätze ihres Schrifttums willen mag dadurch beleuchtet werden.

Die Schrift steigert in der Mundart schon vorhandene Leistungen des Wortes nicht nur in ein stärkeres Gedächtnis hinein, sondern auch in eine höhere Menschlichkeit. Das Leben wird wacher, hellhöriger. Es gewinnt schärfere Persönlichkeitsprägung. Die Ge-

meinschaftsarbeit wird fruchtbarer, die Seelenwelt zugleich geräumiger und sonderartiger, vielfacher gegliedert und getönt. Darüber hat sich selten jemand Rechenschaft gegeben, der in aller Selbstverständlichkeit, weil es der allgemeine Brauch oder der Schulzwang so wollte, die Hochsprache lernte. Eine plötzliche Ergriffenheit von diesen Dingen sehen wir heute vor allem dort durchbrechen, wo Menschen, die daheim ihre Mundart sprechen, beim Hinausstreben in eine weitere, größere Welt vor die Wahl zwischen zwei Hochsprachen gestellt sind und sich nun zu entscheiden haben, in welcher von beiden sie erst wahrhaft die vollste Entwicklung ihres Menschentums finden wollen, welches für sie die Sprache der Dichtung, der Wissenschaft, des Gebetes sein soll.

Diese Wahl hat hier bewußt gemacht, was überhaupt Hochsprache bedeutet, und so sehen wir etwa im deutsch-dänisch gemischten Siedlungsgebiet ein inbrünstigeres Ringen um die deutsche oder die dänische Hochsprache, als in beruhigteren Teilen des deutschen Sprachgebietes, in denen man sich um Sprachdinge höchstens so viel kümmert, wie es die Schule fordert, und in denen nur selten jemand etwas davon weiß, welchen reichen Schatz die Hochsprache für ihn darstellt.

In jenen Gebieten zwischen zwei Kulturen wird besonders lebhaft empfunden, daß die innig geliebte Mundart bei all ihrer Innerlichkeit und Herzlichkeit doch nicht in der Lage ist, mit sehr vielen Aufgaben unseres Lebenskampfes, unserer vollen höchstmöglichen menschlichen Ausreifung fertig zu werden. „Wir müssen in unserer Kultur stehenbleiben, wenn wir in unserer Mundart bleiben. — Wir brauchen die deutsche Sprache, um das Beste zu sagen“, sagt Schulrat Hansen, einer der Vorkämpfer deutscher Art aus jenem nord-schleswiger Gebiet, in dem „in der Regel deutsche Eltern dänische Mundart sprechen, aber als Volksglieder in deutscher Schriftsprache zu Hause sind“ (Schmidt-Wodder), in dem die deutsche Schriftsprache „bewußt und manchem Hindernis zum Troß gepflegt werden muß, weil sie sonst in Gefahr ist, verloren zu gehen“. Verzicht auf die Hochsprache würde freiwillige geistige Armut und Verzicht auf höhere menschliche Entwicklungsmöglichkeiten bedeuten.

Die Wechselbeziehungen zwischen Schriftsprache und Mundart

In Europa gibt es kaum Mundarten, die nicht in mehr oder weniger starker Berührung mit Schriftsprachen stehen. Gewiß lebt auch die Schriftsprache stark unter der Einwirkung von Mundarten, was sich besonders deutlich in der Bereicherung ihres Wortschatzes von den Landschaften her zeigt. Aber die Wirkungen der Schriftsprache auf die Mundarten sind doch die tieferen. Da die schriftsprachliche Norm sehr viel fester begründet steht, behauptet sie sich im Nebeneinander der beiden Sprachen viel besser und wird weniger stark beeinflusst.

Wenn man ineinander verwobene Vorgänge auseinander löst, könnte man sagen, daß zweierlei Wirkung aus der Verührung der Mundart mit den Schriftsprachen zu beobachten ist:

1. Verdrängung von Mundarten. An die Stelle der Mundarten tritt als Ganzes die Schriftsprache.

2. Beeinflussung von Mundarten. Die Schriftsprache bewirkt Einzeländerungen in Lautgestalt und Begriffsinhalt der mundartlichen Wörter. Diese Einzelbeeinflussungen machen oft genug die zu erobernde Festung sturmreif, die Bereitschaft zum völligen Erlass der Mundart durch die Schriftsprache kann dadurch größer werden. (Es kann aber auch der Widerstand gestärkt werden.)

Wo Schriftsprache und solche durch die Schriftsprache beeinflussten Mundarten nebeneinander stehen, da erscheint oft das wahre Verhältnis der beiden Sprachen zueinander verschleiert, und es werden Verhältnisse vorgetäuscht, die der Wirklichkeit nicht entsprechen.

A. Es scheint die Wortverschiedenheit nur eine solche der Lautkörper zu sein, die aber für gleiche Begriffe da zu sein scheinen.

Laufen und lafe, schprechen und spreche oder sprechen, Kunscht und Kunst, Haus und Hus, palütsch und politisch werden für die gleichen Begriffe in nur leicht unterschiedlichem Lautgewand gehalten. In Wahrheit wird dieses mundartliche spreche häufig da gebraucht, wo die Hochart sagen anwendet. Manche Mundart sagt springen, wo in der Hochsprache laufen richtig ist. Der Gartenarbeiter zeigt mir ein Hummelnest in einem Meisenkasten: dat ist doch palütsch, nich? — (palütsch scheint mir aus poli und politisch zusammengeschlossen zu sein.)

B. Der umgekehrte Fall: Es scheint der Verschiedenheit der Lautkörper auch eine Verschiedenheit der Begriffswelten zu entsprechen, während in Wahrheit die Mundart ganz genau das gleiche sagt wie die Hochsprache und die Mundart nur eine lautliche Verzerrung der Hochsprache bedeutet.

Wenn Süddeutsche in Norddeutschland ihre „Mundart“ behalten — oder in Süddeutschland die aus Norddeutschland „Zugereisten“ Mundart annehmen, so tun sie oft weiter nichts, als daß sie ihre hochsprachlichen Wörter in einen mundartlichen Lautstand übertragen. Sie haben so oft gehört, wie „reizend“ und „gemütlich“ ihr Schwäbisch, ihr Bayrisch klingt, daß sie sich gern mit diesen Kennzeichen eines besonderen Stammes behängen.

In manchen Mundartgebieten lebt echt Mundartliches friedlich neben Hochsprachlichem, das nur mundartliche Form angenommen hat, und zwar kann man verallgemeinern, daß in den Dörfern das echt Mundartliche überwiegt, während in den Städten die Hochsprache im mundartlichen Gewand oft genug das echt Mundartliche ganz verdrängt. Auch in den Städten leben diese verschiedenen Formen der Sprache durchaus nach gesellschaftlichen Schichten friedlich nebeneinander, und den echten Stuttgarter, den echten Münchener erkennt man daran, daß er dieses Nebeneinander beherrscht und je nach der Umgebung, in der er spricht, sich umstellt auf die besondere Sprechweise, während der Zugereiste wohl auch schwäbelt oder das Bayrische dem Lautstand nach so echt nachsprechen kann, daß auch das geschulteste Ohr ihn nicht von einem Eingeborenen unterscheiden kann. Aber das Unterscheidungsvermögen für das Echtmundartliche und das Hochsprachmundartliche fehlt ihm.

Die breiten Schichten der „Gebildeten“ sprechen in diesen Städten untereinander ja durchaus Schriftdeutsch in mundartlicher Lautform, in das nur hier und da echt mundartliche Begriffe eingestreut sind. Die Mundart ist hier nur ein sprachliches Dirndlkleid, das man mit demselben Lokalpatriotismus trägt wie der Schotte sein Kilt und Sporne und der Bayer seine kurze Lederhose. Aber so wenig jeder Bua mit Lederhosen, Stuken und Lo-

denjoppe ein echter Bayer ist, so wenig sprechen viele Bayern und Schwaben „bayrisch“ und „schwäbisch“. Die liebevoll bewahrte Lautform ihrer Wörter verschleiert nur schlecht die Tatsache, daß sie reines, echtes, echtestes Schriftdeutsch sprechen. Wenn der gebildete Stuttgarter etwa schwäbelt, so erkennt man plötzlich unter der mundartlichen Verkleidung den Menschen, der durch die deutsche Hochsprache geformt und gebildet wurde.

Es ist nicht nur Heimatstolz, der zu solcher Erhaltung und Pflege des Mundartlichen und Scheinmundartlichen beiträgt, sondern eine ganz ursprüngliche und in mancher Beziehung berechtigte Abneigung des lebendigen Sprechens gegen die Schriftsprache als eine „tote“, starre Sprechweise, die ihrem Wesen nach allzu stark hindrängt auf das sprachliche Klischee, auf die fertige Formel. Es ist dieselbe Kraft, aus der Studenten in Orford und Cambridge sich ihren Slang zurechtmachen, aus der Pennäler ihren eigenen Jargon sprechen, ein sprachlicher Spieltrieb und Freiheitstrieb, der sich auflehnt gegen das Vertrocknete, Erstarrte, Buchhafte.

Die „Sprechsprache“ hält überall Abstand von der geschriebenen Sprache. Selbst da, wo die Schriftsprache nicht nur Sprache der Schule ist, sondern wo sie sich die Familie und den Kinderspielfeld erobert hat, steht diese gesprochene Schriftsprache immer in einem Spannungsverhältnis zur geschriebenen Schriftsprache.

Einerseits wächst diese Spannung aus dem Unvermögen und der Unachtsamkeit beim alltäglichen Sprechen, während die geschriebene Sprache eine höhere Verantwortung empfindet und bewußt klarer, deutlicher sein will als die Sprechform. Der Schreibende sucht Abstand von dieser unachtsamen Sprachform, der Dichter und der Schriftsteller vor allem, sofern er einen guten „Stil“ schreiben will.

Andererseits sucht aber auch oft genug der Sprechende Abstand von der Schriftsprache zu halten. Er will frischer, lebendiger erscheinen, er will nach seiner Sprechweise nicht als „highbrow“ eingeschätzt werden, als blasé und affektiert und „gebildet“.

Daß bei diesem Abstandsuchen von der Schriftsprache die Mundart als willkommenener Bundesgenosse erscheint, ist verständlich. Und so weichen diese Sprechformen der Schriftsprache landschaftlich voneinander ab, ohne daß deswegen der geringste Grund dafür da ist, diese Spannungsformen als Auflösungserscheinung der Schriftsprache zu bewerten. Nur da, wo mehrere Sprechsprachen nach der gleichen Richtung marschieren, werden sie Änderungen der Schriftsprache selbst bewirken können¹.

¹ Die Wortschatzverschiedenheit verschiedener Sprechsprachen gleicher Hochsprache, die im wesentlichen darauf beruht, daß sie durch verschiedene Mundarten beeinflusst wurde, ist zum Teil recht lustig. A. Götz, Wege des Geistes in der Sprache, gibt folgende Aufstellung:

	I	II	III
Königsberg:	Aufpassfrau	Bindfaden	Lüte
Hamburg:	Morgenfrau	Bindfaden	Lüte
Köln:	Stundenfrau	Kordel	Blase
Frankfurt/M.:	Pußfrau	Kordel	Dutt
Heidelberg:	Monatsfrau	Kordel	Dutt
Leipzig:	Aufwartung	Bindfaden	Lüte
Breslau:	Bedienung	Spagat	Lüte
München:	Zugeherin	Spagat	Gude
Tübingen:	Laufferin	Spagat	Gude
Straßburg:	Stundenfrau	Schnur	Dutt

Für Sähne gibt es nach verschiedenen Sprechgebieten noch folgende andere Bezeichnungen: Nahn, Flott,

Bei innigerer Berührung mit der Schriftsprache ist die Mundart immer die schwächere Sprachform. Der Normen festhaltenden Kraft der Schrift hat sie nur die lebendigen und schwankenden und neuerungsfüchtigen Gedächtnisse einzelner gegenüberzustellen. Wo eine Mundart von einer Schriftsprache überlagert wird, da müssen deren Einwirkungen auf die Dauer ganz unwiderstehlich sein, da wird die Mundart schließlich mindestens in ihrem Gehalt *a u s g e h ö h l t*, auch wenn die mundartlichen Formen bleiben.

Diese aushöhlende Kraft der Schriftsprache gegenüber der Mundart, mit der sie in das Dirndlkleid, in die dörfliche Tracht doch ein städtisches Denken mogelt und die Sprache der Heimat durch die Sprache des Vaterlandes verdrängt, wirkt sich natürlich dort besonders leicht aus, wo Begriffe auch der Mundart infolge ihrer ähnlichen Lautform als die der Hochsprache entsprechenden, gleichen erscheinen, wo der Unterschied nur in dem leicht abweichenden Wurf des Lautgewandes zu finden ist. (Bein-Ban.)

Aber die Schriftsprache weiß sich selbst da einen außerordentlichen Einfluß auf die Mundart zu sichern, wo es die *M u n d a r t e i n e s g a n z a n d e r e n S t a m m e s* ist, wo etwa Bretonisch, Masurisch, Wendisch die häusliche Mundart und das Französische oder das Deutsche die sie überlagernden Schriftsprachen sind. Davon wird noch zu sprechen sein.

Schmand, Schmetten, Obers, Nibel (Pelle), Schale (Haut). Hafen in Hamburg und in München sind verschiedene Dinge, bezgleichen Pfannkuchen in Lüdenscheidt und in Leipzig. Fuß und Bein bedeuten Verschiedenes. In vielen Gegenden sagt man „Ich habe kalte Beine“, wo man schriftsprachlich richtig zu sagen hätte „Ich habe kalte Füße.“

Kleinsprache und Großsprache

Bei all den natürlichen Vorzügen, die grundsätzlich die Mundarten vor den Schriftsprachen haben, stehen sie neben den altgeschichtlichen Hochsprachen wie Bauern neben Königen. Auch der Bauer hat seine Menschenrechte und die Würde eines wertvollen Eigendaseins, wenn er dazu stolz genug ist. Aber wo überhaupt Mut zum Werten ist, da ist auch nach den Maßstäben, die gemeinhin von Bauern anerkannt werden, der König der reichere von beiden.

Wenn Schriftsprachen neben Schriftsprachen gehalten werden, etwa das Deutsche neben das Englische, neben das Französische, so muß ihre Unterschiedlichkeit, wie dargestellt, vor allem als eine Verschiedenheit in der Ebene der *E n t f a l t u n g* erscheinen. Wertunterschiede der *E n t w i c k l u n g* werden in diesem Vergleichsfall höchstens bei sehr entschiedener Aufmerksamkeit festgestellt werden können. Doch beim Vergleich etwa des Deutschen mit anderen Sprachen, vor allem solchen, die in durchaus verschiedenem Grade sprachhaft, „Schrift“-sprachen, „Hoch“-sprachen sind, werden wir augenscheinliche Veranlassung zu wertender Betrachtung haben. Zwischen „Sprache“ und „Sprache“ können recht deutliche Entwicklungsunterschiede bestehen. Es ist sicher, daß unterschiedliche Schriftsprachen in verschiedenem Grade schrifthaft sind, durch Schrift in verschiedenem Maße bereichert und vertieft.

Geschriebene Mundarten, selbst wenn die Vereinheitlichung ihres Laut- und Formenbestandes restlos geglückt ist, sind darum noch keine Schriftsprachen, keine Hochsprachen im vollen Sinne des Wortes. Sie bleiben nur „ein zur Sprache aufgeblähter Dialekt“. (M. H. Boehm.) Es fängt in ihnen wohl ein neues Lebensgesetz, das der Schriftsprachen, an, neben das der Mundart zu treten, es kann auch recht wertvolle Literatur in ihnen geschrieben werden, denn es können auch primitive Menschen Künstler und Weltweise sein. Aber Sprachen mit der technischen *M ö g l i c h k e i t* eines reicheren Wachstums sind darum noch nicht von vornherein gleichwertig mit Sprachen, in denen diese Möglichkeiten schon in jahrhundertelanger Entwicklung von einem großen, mächtigen und tüchtigen Volk *t a t s ä c h l i c h* voll ausgenutzt worden sind. Der mögliche Millionär ist noch kein wirklicher Millionär. Eine Mundart ist in dem Augenblick, in dem sie geschrieben wird, nun nicht auf einmal wie mit einem Zauberstabe verwandelt und mit einem Ruck in ihrer Leistungsfähigkeit, in ihrem Gehalt, in den in ihr möglichen Denkleistungen um ein Bedeutendes gesteigert. Denn jede Schriftsprache muß in tausendfältiger Arbeit — wie die Mundart — ihr geistiges Reich erobern. Nur arbeitet die Schriftsprache mit einem wirkungsvoll besonders leistungsfähigen Mittel, das es ihr erlaubt, die natürlichen Grenzen, die jeder nur gesprochenen Mundart in der Gedächtniskraft des einzelnen Menschen gesetzt sind, um ein Gewaltiges zu überschreiten.

Auch der Schatz der Schriftsprache wächst nur langsam, von Geschlecht zu Geschlecht über tausend Einzelmenschen, doch er wächst stetig und immer weiter und weiter hinaus über das für das Gedächtnis einer Mundart Mögliche. Die gesprochene Sprache pulst hier immer wieder sich läuternd durch eine hochwertige Literatur, durch eine dauernd anschwelende, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und von Jahrhundert zu Jahrhundert reicher werdende Literatur.

Eine eben geschriebene pfälzische Mundart ist mit der Niederschrift noch keine Sprache, keine Schriftsprache, keine Hochsprache. Und auch die Kleinsprachen der europäischen Völker, die erst seit wenigen Jahrzehnten oder gar seit wenigen Jahren geschriebene Mundarten sind, rücken auf eine andere Wertebene der Sprachhaftigkeit als die großen altehrwürdigen Hochsprachen.

Wenn die neu entstehenden Kleinsprachen Mundarten sind, die vorher durch Schriftsprachen ausgehöhlt und mit fremdem Gehalt gefüllt wurden, wenn ihre Denkleistungen schon durch diese Berührung mit Schriftsprachen gesteigert und geändert wurden, so müssen sie deutliche Verwandtschaften und Gleichheiten in der Denkart mit diesen Berührungssprachen zeigen. In irgendeiner Weise müssen solche Mundarten Ausgaben in Kleinformat von altgeschichtlichen Hochsprachen sein. Das Wendische etwa hat als Eigensprache einen ganz anderen Rang als das Holländische. Letzteres ist eine Hochsprache, die ungefähr gleichaltrig und in gleichem Maße geschichtstief ist wie die wichtigsten europäischen Hochsprachen. Schon etwa seit der Erfindung der Buchdruckerkunst beginnt ihre Eigenentfaltung als „Sprache“. Innerhalb der durch den Druck so viel lebhafter gewordenen geistigen Entwicklungen Europas führte sie ein Eigenleben und langsam reifte und wuchs sie zu der ihr eigentümlichen Geistigkeit.

Das Wendische dagegen ist zwar „nicht einmal“ eine deutsche, sondern eine slawische Mundart, aber eine, die seit vielen Jahrhunderten von hochdeutscher Sprache überlagert und entscheidend beeinflusst wurde. (Allerneueste Forschungen erweisen gar, daß in sehr großer Zahl deutschsprechende Siedler die wendische Sprache annahmen! Bericht von F. Mertenschlager im Zwiespruch 18. 1. 1931.) Diese Mundart blieb als Mundart den romanischen, deutschen, englischen Mundarten innerlich ähnlich — wie sich alle Bauernmundarten in ihrer geistigen Art ähnlich sind — und sie blieb ihren äußeren Lautformen nach den deutschen Sprachen und Mundarten unähnlich. Als aber in immer steigendem Maße die Geistigkeit der Hochkulturen in sie hineinbrandete, da war der Übermittler ein um viele hundertmal größeres Sprachvolk mit einer schon um dieser Größe willen stärkeren Normfestigkeit. Hier stand nun nicht nur eine Viermillionensprecherschaft gegen ein Volk von hunderttausend Seelen, sondern es stand eine geschriebene Hochsprache gegen eine ungeschriebene Mundart¹. Das wendische Sprachvolk verlor seine Mundart nicht nur, indem immer neue Tausende sie durch die deutsche Sprache ersetzten, sondern vor allem, indem jene wendischen Mundarten innerlich umgeformt und ausgehöhlt wurden von der großen und mächtigen Schriftsprache, die sie umwebte. Wenn eine solche in ihrem geistigen Gehalt

¹ Es ist von besonderer Wichtigkeit, daß es für diese Mundart überhaupt keine sie überhöhende Hochsprache aus dem eigenen geschichtlichen Stamm gibt. Dies ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der Lage der Wenden innerhalb der deutschen Hochsprache und der Bretonen innerhalb der französischen Hochsprache einerseits und der Lage der Franzosen (in Kanada) und der Deutschen (in Nordamerika) innerhalb der englischen Hochsprache, andererseits. Die deutschen Mundarten auch im Kulturbereich fremder Hochsprachen haben doch immer eine eigene, langsam zu Eigenartigkeit erwachsene Hochsprache, ein eigenes Schrifttum, an dem sie Halt finden können. Für das Wendische und Bretonische gibt es keine derartigen aus ihnen erwachsenen geschichtstiefen, wirkungsstarken Hochsprachen.

deutsche Sprache in wendischer, polnischer, masurischer Lautform schließlich ganz ersetzt wird durch eine auch dem Laut- und Formenstand nach deutsche Sprache, dann kann nur eine sehr engstirnig eifernde Befangenheit den alten Lautschatten nachtrauern. Es wird ein Verlöbnis nur äußerlich durch den Ring gekennzeichnet, das für die Herzen längst ein fester Tatbestand geworden ist. Soweit diese Mundarten überhaupt in die Kultur hineinragten, am kulturellen Leben teil hatten, war es deutsche Kultur, deutsche Geistigkeit, deutsches Seelentum. Das Wendische ist eine deutsche Mundart, und nur sprachgeschichtliche Halbbildung benennt nach zufälligen und unwesentlichen Lauteigentümlichkeiten, was dem Wesen, der Sache nach benannt werden sollte.

Es ist ohne Zweifel Ausdruck aufrichtiger und berechtigter Überzeugung, wenn sich dänische, masurische, wendische, polnische, windische, friesische Menschen laut und klar zur deutschen Kultur bekennen, es ist Bekenntnis zu einem unleugbaren Tatbestand, Anerkennung ihres geistigen Schicksals. Wenn sich diese Menschen vor ihrem Gewissen fragen, wo sie den Zugang zu dem höchsten für sie denkbaren Menschentum fanden, so lautet die Antwort: in der deutschen Sprache. Nur verhegte und aufgewiegelte Gemüter verkennen und verleugnen diese Mutter ihres Gemütes, diesen Vater ihres Geistes: die deutsche Sprache. Wer diese Menschen und die Bedingungen ihres inneren Wachstums kennt, weiß, daß sie deutscheste Deutsche zu sein vermögen, selbst wo sie fremdlaute Mundarten sprechen.

Der gute Wille allein schafft keine neuen Sprachen. Er kann wohl Kunstsprachen schaffen, die ein recht brauchbares Verständigungsmittel sein mögen für eine große Zahl wichtiger Austauschbedürfnisse unter den Völkern; er kann gesprochene Mundarten zu geschriebenen Mundarten machen; die „Sprachhaftigkeit“ einer solchen Mundart zu steigern vermag er aber nicht, er kann nicht Hochsprachen schaffen, die irgendwie mit denen verglichen werden können, die in jahrhundertelanger, langsamer Entwicklung ganz allmählich reiften. Wenn hinter diesem festen Willen die Macht eines Staates steht, dann kann dieser der geschriebenen Mundart gewiß Geltung verschaffen vor den alten großen Hochsprachen, aber er kann nicht eine vielhundertjährige Entwicklung in wenigen Jahren nachholen.

Denn heute sind die Bedingungen für die Eigenentfaltung einer Schriftsprache ganz außerordentlich viel ungünstiger als noch zur Zeit Napoleons. Wenn auch Schrift grundsätzlich Steigerung des Denkens in eine höhere Geistigkeit, in eine der dinglichen Wirklichkeit immer fernere Sonderwelt bedeutet, und wenn diese gesteigerte Geistigkeit nun wiederum die Sonderentfaltung innerhalb der unterschiedlichen sprachlichen Räume durchaus begünstigt, so kann doch andererseits durchaus auch das Gegenteil dieser Wirkung eintreten. Es kann Angleichung der sprachlichen Gehalte die Folge der Verschriftung sein, wo die Kraft der Sprache nicht ausreicht, einen übermäßig starken Fremdeinfluß zu verarbeiten, um zu biegen; in diesem Fall unterliegt die Sprache einfach der fremden Sprache, wie Mundarten ihr erliegen. In diesem Fall wird die durch die Schrift ermöglichte stärkere Beeinflussung durch Fremdsprachen, die sonst die Sonderentfaltung fördert, der Sonderentfaltung hindernd im Wege stehen, denn die ursprüngliche, grundsätzliche Wirkungsweise der Schrift ist ja die, zu vereinheitlichen, anzugleichen, zu normieren. Nur insofern, als sie

Steigerung in eine höhere Geistigkeit bedeutet, schafft sie ja grundsätzlich eine größere Leichtigkeit einzelgängerischer Entfaltung. Und wo genügend Zeit da ist und ein genügend großer geistiger Raum¹, der schon infolge seiner Normbeständigkeit ein großes Eigengewicht hat und die fremde Einwirkung zu verdauen vermag, da bewirken Zeit und Größe der Sprecherschaft allerdings eine wirkliche Verfremdung der Volkstümer, wie ausgeführt wurde. (S. S. 150.) Wo diese Zeit aber fehlt und der Sprecherschaft schon wegen ihrer zahlenmäßigen Schwäche eine stärkere Normfestigkeit ihres Sprachbestandes versagt ist, da bewirkt die Verührung mit Fremdkulturen statt selbständiger Entfaltung ganz im Gegenteil Vereinheitlichung und Angleichung. Es setzt sich die eigentliche Wirkungsweise der Schrift durch.

Und mögen blindwütige Diktatoren Tausende hinmeheln, mögen sie Völker vernichten, Staaten schaffen, mögen sie einer Hochkultur entsprossene Künstler und Gelehrte zwingen, einen Hottentottensjargon zu sprechen, wenn sie eine Briefmarke kaufen wollen oder wenn sie vor Gericht zu erscheinen haben, die Allmacht dieser Diktatoren reicht doch nicht so weit, daß sie Kulturen zu schaffen vermöchten, denn sie können keine Zeit schaffen. Auch der Stärkste unter ihnen kann nicht aus einem Jahr ein Jahrhundert machen, der Mächtigste unter ihnen kann trotz aller Großmäuligkeit nicht eine starke Eiche an einem Tage wachsen lassen.

So ist die Hoffnung ehrgeiziger, nationalistisch besessener Politiker vieler Kleinvölker, daß sich Sprachen durch allerlei Maßnahmen und Verordnungen künstlich unterjchiedlicher machen lassen können, als sie tatsächlich sind, ebenso irrig wie die andere Hoffnung fortschrittsgläubiger Sprachkritiker, die Hochsprachen würden mit logischer Notwendigkeit von selbst immer ähnlicher.

In langer Entwicklung Gewachsenes kann nicht künstlich in kurzer Zeit nachgebaut werden. Jene Schriftsprachen, die in Europa seit der Einführung des Buchdruckes nebeneinander reiften, hatten vor allem starken Nutzen von der Befruchtung durch fremdsprachliche Kulturen. Hier konnte dieser Fremdeinfluß sich im wesentlichen als nützlich und nur selten als schädlich auswirken, weil die nötige Zeit dafür da war, das Aufgenommene auch zu verdauen. Hier sickerten die fremden Begriffe langsam, langsam, der eine nach dem anderen über, und der geistige Raum war groß genug und stark genug, um sie nach seinem eigenen Gesetz umzugestalten. Solche Umkristallisation von Bedeutungen im Begriff erfordert Ruhe und lange Zeiträume. Nur weil unseren Hochsprachen eine solche Entwicklungsruhe verkehrsarmer Zeiten beschieden war, in der lange genug auf hunderttausend Einwohner nur eine Schule kam, konnten sie ihre Eigenart so ausformen, daß dieselben ursprünglich gleichen Wörter allmählich zu verschiedenen Begriffen wurden. Das schlummernde Wachsen in großen Zeitspannen, weite Verkehrsgebiete, zahlenstarke Sprecherschaften sind Vorbedingung dafür, daß die Fremdworte wirklich nach dem eigenen Geist umgeschmolzen werden, daß die Begriffe der Fremdsprachen nichts als Material bleiben, nichts als Anregung zu eigener Begriffsbildung, zur Umformung aus dem eigenen, eigentümlichen, sonderartigen Sprachgeist.

Vor einigen Jahrhunderten bedeutete auch für die kleineren Sprecherschaften Europas, die sich Hand in Hand im gleichen Schrittmaß von der mundartlichen Stufe des ewigen Bauern entfernten, das Wachsen mit Hilfe des anderen mit viel größerer Sicherheit ein Auseinanderwachsen. Die gegenseitige Befruchtung diente damals in der Tat vor allem

¹ Grimm sagt dazu: „Sollen Dialekte sich setzen und lebendige Sprachen aus ihnen erstehen, so bedarf es schon eines gewissen Raumes an Gebiet, innerhalb dessen die Entfaltung eintrete“.

weiterer Vereinzelnung und Verfremdung. Im Zeitalter des Rundfunks und der Schnell-druckpresse jedoch sind die innerhalb eines gleichen Zeitraumes auf Angleichung hinarbeitenden Kräfte ganz bedeutend stärker geworden. Die Begriffe sichern jetzt nicht mehr langsam ein, sondern die ganze Luft ist von ihnen erfüllt. Die zur Schrift hindrängenden Mundarten finden fertige Großsprachen ganz anderer, schon höherer Entwicklungsstufe vor, die überhaupt nur mit einem unvermittelten Sprung erreicht werden kann, an die es kein allmähliches Anknüpfen gibt. Die vereinheitlichenden Kräfte sind unter diesen neuen Zeitbedingungen so stark geworden, daß selbst große Völker, Millionenvölker, die eine recht feste Sprachnorm haben, ihre weitere kulturelle Differenzierung nur mit Mühe und nur deswegen behaupten, weil sie schon einen hochentwickelten Bestand an Begriffen von Eigenprägung haben, der als solcher ein starkes Eigengewicht hat und als umfangreiche, fertige, eigenständige lebendige Ordnung von Begriffen die Kraft hat, Fremdbegriffe auch in größerer Zahl zu verdauen und umzuformen. Unentwickelte Mundarten können gar nicht einen so starken Magen entwickelt haben. Sie können nur unverdaut schlucken.

Die nationalistischen Kleinvölker mögen wohl Fremdwörterjagden veranstalten, in denen sie alle fremden Lautsymbole ausrotten, aber die Fremdbegriffe vermögen sie doch nicht zu meistern. Sie müßten chinesische Mauern errichten können, die nicht von Radiowellen überflutet würden und durch die nur so viel Fremdliteratur eingelassen werden dürfte, als wirklich verarbeitet werden kann. Hier besteht der Moszkowskische Gedanke von den weltvereinigenden Weltwörtern, von dem gemeinsamen Seelenmilieu der Völker zu Recht. Diese neuen Sprachen können in der Tat zum Teil gar nichts anderes sein als in einen anderen mundartlichen Laut- und Formenstand übersetzte Schriftsprachen. Man mag diese Tatsache vielleicht bedauern, aber sie besteht: Die Zahl der wirklich eigenständigen Hochsprachen, die heute noch entstehen können, ist beschränkt, wenngleich die Zahl der schreibbaren Mundarten noch durchaus unbegrenzt ist. Die stink aus neuzeitlichem Nationalismus fabrizierten Kleinsprachen stellen nicht wirkliche Sonderwelten von Bedeutung dar, aus denen irgendwelche sittlichen und politischen Sonderrechte mit einer wirklichen Berechtigung abgeleitet werden dürften. Und doch, diese äußere Verschiedenheit der Klänge genügt oft schon zur Rechtfertigung eines willkürbesessenen Sprachnationalismus, zum überspanntesten kulturellen Selbstbewußtsein, so daß es manchmal scheinen kann, als gründe sich Willensgemeinschaft leichter auf die Illusion von Wesensgemeinschaft als auf wirkliche, echte, ursprüngliche Wesensgemeinschaft von besonderer Art und besonderem Charakter. Die Mächtetern-Kulturen Europas sind die eigentlichen Unruheherde.

Die Iren sind zwar als Träger „keltischen Geistes“, der sprunghaften keltischen Art des Wises bekannt, doch wäre es durchaus noch zu beweisen, daß dieses so geläufige Vorurteil auch berechtigt ist, seit sie Engländer geworden sind. Daß hier Engländer sich gegen Engländer auflehnen, ist auch anders zu verstehen als aus sprachvölkischer Abneigung. Die Willenstraditionen dieser neuen Engländer müssen in der Tat ganz andere sein als die ihrer Ausbeuter. Hier konnte gemeinsam getragenes Leid den Wunsch zur politischen Selbstständigkeit wecken. Wenn nun aber auch nachträglich aus der Willensgemeinschaft eine echte Wesensgemeinschaft gemacht werden soll, indem durch ganz künstliche Bemühungen eine fast schon erstorbene Sprache wieder zum Leben erweckt werden soll, so ist das ein verhängnisvolles Beginnen. Denn Kulturen lassen sich nun einmal nicht in der Re-torte herstellen, sie müssen in geduldiger Arbeit von Jahrhunderten wachsen und reifen. Diese irische Kultur kann notwendigerweise nur eine Übersetzung der englischen in eine

andere äußere Form sein, nicht in anderes Denken. Und diese Art Nationalismus, wie wir ihn beobachten, wenn das Hebräische künstlich aus einer Buchsprache zu einer Alltagssprache gemacht wird, wenn für diese oder jene Sprache durch Verordnungen oder durch Preisauschreiben immer je fünfzig neue Wörter für je fünfzig Begriffe der großen Kultursprachen gefunden werden, ist der Fluch des Abendlandes. Die Versuche der Kleinen Gernegroße, eine eigene Kultur aufzumachen, sind besonders verderblich für die politische Ordnung der Welt. Gewiß ist es höchst erstrebenswert, daß recht viele Kulturen, recht viele Völker nebeneinander leben. Aber erstrebenswert ist diese Vielheit der Kulturen erst, wenn sie wirklich echte Verschiedenheit bedeutet, nicht aber nur unwesentliche Verschiedenheit von Lautformen. Solch Abklatsch einer anderen Kultur darf nicht mit unmäßigen Ansprüchen auf staatliche Eigenrechte auftreten. Dieser Nationalismus, der auf einer nur eingebildeten Eigenart beruht und so besonders anspruchsvoll ist, wirkt wahrhaft gefährlich und verheerend.

Zweisprachigkeit

Sprachberührung ist Schicksal heut. — Wenn in dem vorigen Satz das „heut“ nachgestellt ist, so wirkt vielleicht darin nach, daß ich oft genug englisch zu sprechen habe.

Zweisprachigkeit oder Vielsprachigkeit ist heute Notwendigkeit für viele, viele Millionen der Erdbevölkerung. Nur die Tatsache, daß Sprachdinge überhaupt als etwas allzu Alltägliches grundsätzlich so wenig beachtet werden, erklärt es, daß erst seit wenigen Jahren eine lebhaftere Erörterung der Frage zu beobachten ist, welche Wirkung die Zweisprachigkeit auf die Sprechenden hat. Nachdem hier erwiesen worden ist, was überhaupt Sprachigkeit bedeutet, das Schicksal einer *b e s t i m m t e n* Sprachigkeit, sind nützliche Vorbedingungen geschaffen zu einer gerechten Beantwortung dieser Frage. Es läßt sich zeigen, wie sich Zweisprachigkeit auswirkt, in welcher Weise es die Sprechenden beeinflusst, wenn sie *z w e i* Lautsysteme, zwei Formensysteme, zwei Begriffssysteme zu erlernen haben.

Die Frage nach diesen Wirkungen der Zweisprachigkeit stellen, heißt unmittelbar erkennen, daß sie verschieden sein müssen, verschieden je nach den Bedingungen, unter denen zwei Sprachen tatsächlich nebeneinander treten. Darum sei hier versucht, einen Überblick über die Hauptmöglichkeiten zu geben, wie zwei Sprachen für einen Sprecher nebeneinander geordnet sein können.

Solche Unterscheidung wird sich einerseits notwendigerweise darauf richten, festzustellen, welchen *N a n g e s* die nebeneinander tretenden Sprachen sind, ob Mundart neben Mundart tritt (es gibt auch eine mundartliche Zweisprachigkeit), ob Mundart neben Hochsprache tritt, (hier wäre zu entscheiden, ob die Mundart eine bodenständige und von einem gleichen Sprachstamm oder ob sie von einem anderen Sprachstamm als die Hochsprache, ob sie eine bodenständige, im Begriffs- und Formenstand eigenständige Mundart ist oder ob und in welchem Maße sie durch die Berührung mit der Hochsprache beeinflusst und ausgehöhlt wurde) ob Großsprache neben Kleinsprache, ob Großsprache neben Großsprache tritt.

Andererseits wird man danach unterscheiden, *w e l c h e R o l l e* jeweils jede der Sprachen spielt, ob sie im Haus, auf dem Kinderspielfeld, in der Schule, in der Kirche, in der Staatsverwaltung usw. gesprochen wird. Wichtig ist vor allem, ob eine Sprache nur Unterrichtsfach weniger Stunden ist, wie die Chemie, oder ob sie Unterrichtssprache in allen Fächern ist.

Es sei hier eine vergrößernde und doch veranschaulichende Übersicht versucht, in der die Mundart gleichen Sprachstammes mit dem kleinen Buchstaben, die Hochsprache mit dem großen Buchstaben bezeichnet wird. *D* = deutsche Hochsprache. *d* = irgendeine deutsche

Mundart. d(D) = eine stark unter dem Einfluß der Hochsprache D stehende deutsche Mundart. D(d) = stark unter dem Einfluß der Mundart d stehende Hochsprache. (In Verlegenheit kommt man bei dieser Bezeichnungsweise natürlich da, wo zwei oder mehrere Schriftsprachen auf einer gleichen Mundartgruppe ruhen, wie etwa das Holländische und das Deutsche.) F bedeutet fremde, nichtdeutsche Hochsprache. f bedeutet fremde Mundart. Unter vielen anderen Typen von Mehrsprachigkeit wären dann die folgenden 1–8 möglich:

Typ

	1	2	3	4	5	6	7	8
Familie	D	D(d)	d	D	d	d	d	D
Spielplatz Straße	D	d(D)	d	D	d	d	df	df
Schule	Unterrichtssprache	D	D	D	F	D	F	D
	Unterrichtsfach	D(FE)	D(FE)	D	F(D)	DF	F	FD
	Vertrauen und Unterhaltungssprache	D	D(d)	d	D	d	F	df
Kirche	D	D	D	D	D	D	D	D
Literatur	D	D	D	DF	DF	F	FD	DF
Zeitung	D	D	D	DF	DF	F(D)	FD	DF
Heer	D	D	D	F	D	F	F	F
Gericht	D	D	D	FD	D	F	FD	FD
Verwaltung	D	D	D	F	DF	F	F	F
	keine Ein- sprachig- keit		in der Schweiz möglich			Süd- tirol	Ungarn möglich	Enge- Nähe möglich

Dies ist, wie schon gesagt, eine Übersicht, die nur eine kleine Zahl von möglichen Typen zeigt. Die Art der Zwei- und Mehrsprachigkeit kann sogar verschieden sein für zwei in demselben Hause wohnende Familien einer Stadt. Typus 1 ein deutsches Stadtkind, das in der höheren Schule fremde Sprachen als Unterrichtsfach lernt. Typus 3 wäre in der Schweiz möglich, Typus 4 gilt für manche Bewohner des Elsaß. Typus 5 ist in der Schweiz möglich. Typus 6 ist der Grundfall in Südtirol. Typus 7 ist häufig bei Deutschen in Ungarn.

Wenn die Frage nach der Bedeutung der Zweisprachigkeit für die Sprechenden grob so gestellt wird: ist sie schädlich oder nützlich — wie das vor allem der Kongreß für Zweisprachigkeit in Luxemburg 1928 tat —, so ist natürlich die Art der Zweisprachigkeit von ausschlaggebender Bedeutung. Es gibt Typen, die völlig unschädlich sind, es gibt andere, die eine ganz verhängnisvolle, Seelen mordende, Geist und Kultur vernichtende Wirkung haben.

Zum ersten Falle gehört es wohl, wenn mundartliche Kinder durch die Schule die stammverwandte Hochsprache lernen. Wohl wissen die Lehrer über die Schwierigkeit dieser Arbeit manch Klagelied zu singen; wohl ist es fraglich, welche Rolle die Mundart im Unterricht spielen soll, gewisse Übergangsstörungen sind auch hier zu beobachten, vor allem, wenn das Kind die Hochsprache nicht sicher genug lernt, die Unbefangenheit des Sprechens in der Mundart aber verliert. (Hier können Minderwertigkeitsgefühle entstehen.) Aber eine wirkliche Schädigung des Kindes kann dabei nur in jenen besonders ungünstigen Fällen in Frage kommen, in denen die Hochsprache so wenig gelernt wurde, daß sie nur Verwirrung, nicht kulturelle Bereicherung brachte.

Gerade in den Gebieten, in denen die mundart-hochsprachliche Zweisprachigkeit zur schärfsten Spannung kommt, bei reinen und der Hochsprache verhältnismäßig fernen Mundarten, wird oft genug reinste und mustergültigste Hochsprache gesprochen. So wird das Englische in Inverness in Schottland, das Deutsche Hannovers und überhaupt des niederdeutschen Westens für besonders rein angesehen.

Der Anteil dieser Gebiete am geistigen Leben der Nation ist unter keinen Umständen geringer als etwa der Anteil der Gebiete, in denen die Hochsprache auch in die Familien eingedrungen ist und wo höchstens eine Spannung zwischen Sprechsprache und Schreibsprache besteht. Die deutlichere Bewußtheit des Schrittes in die Hochsprache hinein schafft oft ein ganz besonders feines Gefühl für die in den Begriffen liegenden Werte.

Neben diesen Fällen, in denen Zweisprachigkeit unschädlich ist, gibt es andere, in denen sie sich als schädlich auswirkt, wo diese Schädigung aber dem Grade nach sehr verschieden ist.

Eine besonders schädliche und gefährliche Form von Zweisprachigkeit ist die, zu der die Deutschen Südtirols gezwungen sind. (Typ 6.)

Die allgemeine geistig-seelische Auswirkung jeder Zweisprachigkeit wird nur erkennen, wer verstanden hat, worin die wesentliche Verschiedenheit der Sprachen beruht, wer zu sehen vermag, daß sie nicht nur in einer Verschiedenheit des Wörterbuchs, der Lautsymbole besteht, die zur Bezeichnung der Dinge benutzt werden. Nicht nur die Lautfolge g-r-i-n-d ist anders als die Lautfolge m-ah-l-e-n oder m-ou-dr-e, die verschiedensprachige Menschen in einer gleichen Situation benutzen. Die wesentliche Verschiedenheit der Sprachen beruht vielmehr darin — und das ist eine allgemeine, grundsätzliche Regel — daß die Klassen von Gegenständen, von Vorstellungen, die ein „Begriff“ zusammengreift, zueinander ordnet, nie in einer anderen Sprache in gleicher Weise zusammengebündelt werden, daß die Dinge auf andere Merkmale hin betrachtet und benannt werden.

Die Ordnung der Dinge der Welt, die uns der Begriffskatalog einer Sprache gibt, ist nicht schon aus der natürlichen Ordnung der Dinge gegeben, sondern sie ist in hohem Maße willkürlich und zufällig in dem Sinn, daß ein Sprachvolk darin seinen besonderen Interessenstandpunkt offenbart, seine besondere Beobachtungsweise und Beobachtungsgenauigkeit, sein besonderes Gefühlsleben.

Wenn nun auch die Erlernung des Begriffsumfanges der Wörter in der Muttersprache sowie in der Fremdsprache durchaus unterbewußt vor sich geht, so ist doch in den meisten Fällen der Erwerb und Gebrauch der einen Sprache den Erwerb und Gebrauch der andern, je nach den Umständen natürlich in verschiedener Weise und in verschiedenem Maße.

Die festen begrifflichen Klassen von Vorstellungen der so häufig geübten Muttersprache des *E r w a c h s e n e n* werden sich verhältnismäßig stark gegen die Beeinflussung durch die Fremdsprache behaupten — ja sie werden häufig in diese eindringen und ihre Erlernung erschweren. Die weniger festen muttersprachlichen Begriffsbündel und Formklassen des *K i n d e s* können leichter durch eine Fremdsprache erschüttert werden. Das Kind verlernt den richtigen Gebrauch seiner Muttersprache leichter als der Erwachsene, der eine fremde Sprache erlernt. Andererseits läßt es sich jedoch auch durch die Muttersprache nicht so stark beim Erwerb der Fremdsprache stören, es lernt schneller und sicherer deren klanggetreue Aussprache und ihren sinngetreuen Wortgebrauch.

Auch da, wo die eine Sprache nicht unter Zuhilfenahme der anderen gelernt wird, sondern wo jede Sprache wie eine Muttersprache im Lebenszusammenhang erworben wird, tritt eine Störung des einen Systems durch das andere ein — vielleicht in noch höherem Maße sogar, als wenn die Sprache durch Übersetzung mit Hilfe der anderen gelernt wird. Es handelt sich dabei aber kaum je um eine Störung der Kenntnis der Wörter, der Lautzeichen, sondern es wird vielmehr die Anwendungsweise der Wörter auf die Erscheinungen der Welt in falscher Angleichung unterbewußt von der einen Sprache in die andere übertragen. Es wird immer wieder zwangsläufig Unsicherheit darin geschaffen, auf welche herausgrifflichen Eigenschaften und Untereigenschaften hin eine Erscheinung ihren Namen verdient. Ich höre von den „puffy cheeks“ eines lieben kleinen Jungen sprechen, den ich nie gesehen habe. Der fertige Begriff meiner Muttersprache „Pausbacken“ verführt mich, „puffy“ für „puffig — rund“, „rosig“ zu halten. Erst nachträglich erkläre ich mir das etwas gekränkte Gesicht der Großmama, als ich von den „puffy cheeks“ ihres Enkels gesprochen hatte; „puffy“ heißt nämlich „ungesundfarbig und geschwollen“.

Der Elsäßer, der sagt: ich habe einen Hausschlüssel „gefragt“, wird dazu durch den Bedeutungsumfang des französischen „demandeur“ verführt. Wenn er sagt: „Jette-le loin“, verführt ihn wieder der deutsche Sprachgebrauch. Fehler dieser Art sind aber Zeichen einer viel ernsteren Störung im ganzen geistigen Werden des Sprechenden, als es zunächst den Anschein hat. Es wird hier nicht nur gegen die Form des Gedankens gesündigt, wie oberflächliches Hinschauen leicht glauben kann, sondern gegen das Denken selbst. Wenn das Kind von der Mücke, die es stechen will, sagt: Hu, da fliegt eine Ameise, wenn es den Begriffsumfang, die Gebrauchsweise des Wortes Ameise nicht genau genug kennt, so liegt, wie leicht zu erkennen ist, ein Denk- und Beobachtungsfehler vor: Es hat nicht genau genug die Erscheinungen der Kleintierwelt in derselben Weise auf die richtige Gruppe herausgrifflicher Eigenschaften hin wortbegrifflich gebündelt, wie es ihm seine Sprachgemeinschaft vormacht. Es liegt ein Beobachtungsfehler vor, oft genug wird es auch ein Beobachtungsmangel sein.

Doppelsprachigkeit stört nun das Kind beträchtlich bei der Aufstellung der begrifflichen Ganzheiten, die zum denkenden Erfassen der Welt nötig sind. Es wird unsicher bei der Einordnung der Welterscheinungen in die begrifflichen Vergleichseinheiten. Dabei leidet das Denken mehr, als es unmittelbar schon für ein grobes Auge erkennbar ist. Dieses sieht fast immer nur die formalen und syntaktischen Analogiefehler, die die am allerwenigsten bedeutsamen Mängel sind. Viel verhängnisvoller ist das Halb- und Falschverstehen von Begriffen.

Der Sachmann aber sieht diese geistige, seelische Unsicherheit, Unterlegenheit des zweisprachigen Kindes gegenüber dem einsprachigen in aller Deutlichkeit. Trotz verschiedener

Auffassung über die Ursachen ging daher doch auf der *Conférence Internationale* über „*Le Bilinguisme et l'Education*“ in Luxemburg vom 2. bis 5. April 1928 die einheitliche Meinung der Forscher dahin: Zweisprachigkeit bedeutet Hemmung und Störung der Entwicklung des Kindes. Viele neuere Arbeiten, unter denen die von Heinrich Baumgartner und Friedr. Hens hervorgehoben seien, bestätigen diese Ansicht.

Ganz fern vom Lärm und Haß europäischer Nationalitätenskämpfe hat ein Südafrikaner in eindringlicher Weise die Beobachtungen geschildert, die an Kindern gemacht wurden, die zwischen zwei Sprachen, dem Englischen und dem Holländischen, stehen. (W. Schmidt in *The Language Medium Question*.) Er weist den Gedanken weit von sich, daß Zweisprachigkeit „any special mental gymnastic“ bedeuten könne, die den Geist als Ganzes entwickle¹.

Für den Unterricht in zweisprachigen Schulen gilt nach W. Schmidt: „Wir müssen langsamer arbeiten und der Sprache sorgfältigere Beachtung schenken. Dabei ist die Folge unvermeidlich, daß wir beständig unsere Aufmerksamkeit vom Gegenstand selbst abzulenken haben. Unser Denken ist daher nicht so wirksam, wir sind ferner auf das härteste dadurch benachteiligt, daß wir unsere Gedanken nicht klar und flüssig ausdrücken können. Das führt zum Auswendiglernen und verhindert die Verbreitung echter Bildung durch die Gesellschaft. Das fremde Medium läßt unser Schulleben unnatürlich erscheinen, unverbunden mit dem Leben draußen, das für uns wahrhaft wirklich ist und sich an die Heimatsprache knüpft. So wird die Schule wenig anziehend, ja, manche Kinder kommen dazu, sie zu hassen.“ — „*Africaans* (südafrikanisches Holländisch) sprechende Kinder sind um mehr als ein Jahr zurück, was ihren Bestand an englischen Wörtern anlangt, und, wo sie in englischer Sprache erzogen werden, sind sie beträchtlich benachteiligt, und ihre allgemeine Entwicklung muß entsprechend leiden.“

Wenn Zweisprachigkeit so schon für das unter verhältnismäßig günstigen Bedingungen die Sprachen lernende Kind Gefahren in sich birgt, so zeigen sich aber die allerschlimmsten Auswirkungen der Zweisprachigkeit, wenn die Muttersprache in der Schule gar nicht oder nur sehr wenig geübt wird und der Unterricht im wesentlichen in einer Fremdsprache stattfindet. Der Muttersprache wird ihre wichtigste und größte Leistung unterbunden, nicht nur Verkehrsinstrument zwischen einer Gruppe in einem Dorf, in

¹ Es ist verwunderlich und verhängnisvoll, wie wenig unsere Methodiker für den fremdsprachlichen Unterricht an den höheren Schulen von Bedenken über die Richtigkeit ihres Verfahrens angefochten werden, die fremde Sprache zur Unterrichtssprache zu machen, also künstlich die als schädlich erwiesenen Bedingungen der Zweisprachigkeit zu schaffen. Meines Erachtens steht es schlimmer um unseren neusprachlichen Unterricht, und nur die reformfanatische Einstellung, die von vornherein geneigt ist, in jeder Änderung eine Besserung zu sehen, verschließt die Augen gegenüber der Tatsache, daß diese Parliermethode zwar zweifellos eine größere Fertigkeit im Schwätzen in fremder Sprache schafft, womit bei Prüfungen Blendenerfolge erzielt werden können, daß aber auf diese Weise höchst wertvolle Möglichkeiten verpaßt werden, durch fremdsprachlichen Unterricht wirkliche Bildungswerte zu übermitteln, das Denkvermögen mit dem vollkommensten Schulungsmittel zu stärken, das es überhaupt gibt, mit dem richtig betriebenen Unterricht in fremden Sprachen. Erst das Übersetzungsverfahren nutzt am vollendetsten die besten Möglichkeiten, durch Sprachunterricht in überaus wirksamer Weise das Denken zu schärfen. Berthold Otto sagt mit Recht, daß der bildende Wert des fremdsprachlichen Unterrichts allein in dem latenten Unterricht im muttersprachlichen Denken beruht. Unsere Parliermethode lebt unter der frommen Täuschung, daß in einer fremden Sprache schwätzen können schon etwas für die geistige Schulung besagen will, während es in Wirklichkeit höchstens soviel bedeutet wie eine Jonglierfertigkeit, die der Gründlichkeit und peinlichen Sauberkeit des Denkens notwendigerweise abträglich ist. — Als jemand einmal Schuchardt voller Bewunderung von einem Sprachkennner erzählte, der 10 fremde Sprachen fließend spräche, soll er kühl gefragt haben, ob er denn in einer einzigen dieser Sprachen schon einmal etwas Wertvolles gesagt habe.

einem Gehöft miteinander wohnender Menschen zu sein, sondern auch das Verkehrsmittel, das den einzelnen mit der Gesamtheit seines Volkes, seines größeren, unsichtbaren Vaterlandes in Verbindung setzt.

Für die alltägliche Unterhaltung in einem engeren Kreise genügt dem Kind des Handwerkers, des Bauern ein außerordentlich kleiner Besitz an Begriffen. Die Sprache einer solchen engeren Lebensgemeinschaft, einer Familie, enthält nur einen sehr schmalen Ausschnitt aus dem Begriffsschatz der Gesamtsprache. Mit der weiteren Lebensgemeinschaft seines Volkes tritt der Mensch erst durch die „Lese“, durch die gedruckte Sprache, durch die Schule in Verbindung. Die Erweiterung des engeren Ausschnitts aus der Sprache, den der einzelne als seine Familienmundart im Elternhause erlebte, erfordert besondere Maßnahmen, erfordert bewusste Arbeit und Anstrengung. Es muß hier durchaus erst erworben werden, in Mühen erworben werden, was der einzelne aus dem Gesamtschatz der Sprache als sein persönliches Eigentum besitzen will.

Wenn nun auch der Ausschnitt aus dem gesamten Begriffsschatz einer Sprache, den ein Kind sich aus seiner Umgebung erwirbt, sehr klein ist, so ist doch auch schon dieser Teilbesitz von allerhöchster Bedeutung als Schlüssel zu dem großen Schatzhaus. Das Teil erschließt dem einzelnen der Möglichkeit nach das Ganze, es erschließt die Fähigkeit, von dem Ganzen weitere Teile zu erwerben, wie an anderer Stelle gezeigt wurde.

Es ist die besondere Bedeutung des kindlichen Sprachbesitzes, daß er ganz und gar erlebt ist, daß er ganz von Gefühlselementen durchsetzt ist, daß jeder Begriff irgendeine Wertbeziehung auf das Kind selbst hat. Das befähigt das Kind, wenn es lesen d, wenn es durch abstraktere Belehrung diesen Begriffsbestand erweitert, auch die Lesesprache sinnlich zu beleben und den Gefühlswert der Wörter herauszuhören. Es „erlebt“, wenn auch indirekt, auch die Buchsprache, die Hochsprache, die das große Schatzhaus der kulturellen Werte seines Volkes ist. Es „erlebt“ die Hochsprache selbst da, wo das Kind als Muttersprache eine von der Hochsprache so weit abweichende Form erlernt wie die alemannische Schweizer Mundart. Blocher sagt in seinem vorzüglichen Buch über die Schweiz: „Die deutsche Schriftsprache ist unserer Mundart doch so eng verwandt und so ähnlich, daß wir sie nicht bloß wie eine fremde Sprache erlernen, sondern auch mit dem Gefühl erfassen.“

Der einzelne wird immer nur einen kleinen Teil des Volksschatzes sich als Eigentum erwerben können, einen Teil der sehr verschieden sein wird, je nach der Begabung und dem äußeren Schicksal, dem Geldbeutel der Eltern, der ihm verschiedene Bildungsmöglichkeiten eröffnet. (S. S. 130.) Denn es sind schon besondere Maßnahmen nötig, um das Kind lesen zu lehren, es ist Unterricht nötig zur Erweiterung des Wissens, es ist die Arbeit von Jahrzehnten nötig, wenn man in die inneren Räume des Schatzhauses vordringen und etwa gar selbst zu der Vergrößerung des Schatzes beitragen will.

Wo nun, wie in Südtirol, das hier als Musterfall der gefährlichsten Form der Zweisprachigkeit gelten kann, diese Maßnahmen nicht getroffen werden, wo das Kind nicht zur Hausmundart wesentlichere Teile der Hochsprache hinzulernt, sondern in einer fremden Sprache lesen lernt und erzo-gen und unterrichtet wird, da wird das Kind um die wertvollsten Bildungsmöglichkeiten betrogen. Wenn man nicht organisch anknüpft an den vorhandenen Bestand an Begriffen, wird nicht der seinem Wesen nach zu den vorhandenen Grundlagen gehörende Oberbau errichtet, sondern das Kind wird in einem blassen und abstrakten Jargon „gebildet“, der Wärme, Farbe, Duft und Leben nur aus der Farbe und dem Duft des Schullebens gewann. Manche Dinge kann es nur mit

einem deutschen, manche nur mit einem italienischen Namen benennen. So kommt es vor, daß auch Begriffe wie — Bär — für das südtiroler Kind nur in italienischer Sprache vorhanden sind. Wie sehr solche Vokabeln nur auf rein intellektuellem Boden wohnen, kann man dem Reichsdeutschen vielleicht an seinem botanischen Wissen klarmachen. Er wird hier gewiß auch manche Pflanze nur mit lateinischem Namen benennen, doch in welcher andrer Luft wohnt „Sumpfdotterblume“ als „*Caltha palustris*“. Weilschen, Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht wohnen in einem lauschigen, heimlichen Winkel des Gemüts, sie gemahnen an Freude und Trauer und Regen und Sonnenschein, sie haben die Gefühlswerte des Lebens selbst in sich aufgesogen. Die lateinischen Vokabeln aber erinnern uns an Schulbücher und Schulstaub, an zerrissene Pflanzen, deren Haupteigenschaft es war, Staubgefäße und Blütenblätter in bestimmter Zahl und Ordnung zu haben.

Der Erfolg der Schularbeit an der Kraft des begrifflichen Denkens muß unter solchen Bedingungen notwendigerweise gering sein. Schon da, wo das Kind die zu seiner erlebten Mundart passende Hochsprache als Schulsprache gebraucht, bleibt meist der Erwerb von acht Schuljahren weit hinter dem zurück, was die Erzieher sich ersehnen; schon in einsprachigen Gebieten wird nicht einmal die formale Beherrschung der geschriebenen Sprache von allen Schülern erreicht.

„Der Durchschnitt unserer Schüler erlangt während der achtjährigen Schulzeit in fast dreitausend Stunden Unterrichts in der Muttersprache nicht die Befähigung zur klaren und deutlichen Aussprache, zum freien, korrekten und sicheren Ausdruck, zur geordneten Darstellung der Gedanken und zur freien richtigen Wiedergabe fremder Stoffe, also nicht die Fähigkeit zu selbständigem Sprechen.“ (Rektor Ahrens in: Wie fördert die Schule die Sprachfähigkeit der Kinder.) Ähnliche Klagen hört man selbst von den *höheren* Schulen Frankreichs, Englands, Italiens, Deutschlands.

Wenn es schon eine schwere Aufgabe ist, die kluge Maßnahmen, große Liebe und heißen Willen des Lehrers erfordert, das Kind zu freier Beherrschung der Hochform seiner Muttersprache zu führen, wie verschwindend gering müssen die Erfolge da sein, wo in den Schulen überhaupt nicht an der Erweiterung des Begriffsbesitzes der Muttersprache gearbeitet wird, wo man diese bewußt vernachlässigt, wo eine völlig unbekannte Sprache erst im Schulzimmer als Unterrichtssprache erworben werden muß! Und die Erfolge sind in der Tat so, daß der Schulunterricht ein Verbrechen am Kinde wird.

Das deutsche Kind in Tirol lernt italienisch lesen. Man könnte meinen, daß es damit auch deutsch lesen könnte, da es ja doch die Buchstaben geläufig zu gebrauchen lernt. Das ist nicht der Fall, da die gleichen Buchstaben in beiden Sprachen einen verschiedenen Lautwert haben. Außerdem sind in beiden Sprachen — und im Deutschen im besonderen — die Wortbilder traditionelle Buchstabengruppen, deren wirklicher Lautwert nur sehr grob angedeutet ist. Wir sprechen — feath, sant, sihbm und bilden uns nur ein, Pferd, Sand, siehen gesagt zu haben. Als Beispiel, wie von der italienischen Orthographie aus die deutsche geschrieben wird, gab man mir in Südtirol folgende Probe eines sehr begabten Kindes, das gewisse Erinnerungen an deutsche Wortbilder besaß:

„Fate unser der du pist in den himel chevenedait sai dain name zu come unz dan raich dain villi ghesce vi in himel zu alze auf erden ghiv unz hoite unzer teghlichte prot forghiy unzre sciulden vi auch mir erlesen ibel. Amen.
— — Hungrighe spasen, dustighe trenchen, nachte pechladen, dote pegram.“

Max Hilbebert Boehm macht mich darauf aufmerksam, daß Adam Müller-Guttenbrunn (die Schwaben in Südungarn) ein ähnliches Beispiel bringt. Es handelt sich um

einen Feldpostbrief eines Banater Schwaben an einen Wiener Musikinstrumentenmacher.

„Libe Her Johan.

israjbine, Daz Sze mir siken Ajne Harmonje fun 35 Krone, 60 Heler Hoh 25 Centimeter, 14 brajd, 19 Klápe, 14 eken. Beslágen, 8 bössze, Stál Stim, Mid Rimen, Grine Rim, Fun Lajwand, und fiskeken Svinder cu siken Glajh Kringszgelt, Per nahname Száajns Szogut. Glajh cu siken. Libe Her Johan, Ek szpresz siknc, nur gut Szolci Szajn. — ih aben Fun ine in Rame nijen Fun 50 Krone Gehapt. Ject Blajme Ksz und gute Bolg Beslogn cu Szajn Majne.“

Da nun außerdem der mundartliche Laut- und Formenbestand von dem der Schriftsprache abweicht, ist das Kind nicht in der Lage, deutsch zu lesen, auch wenn es die einzelnen Buchstaben kennt. Trotzdem Deutsch seine Muttersprache ist, gewinnt es doch nicht „alles Große und Größte, was je deutsch gedacht und gedichtet worden ist, potentiell zum Erbe“, Goethe und Schiller haben für das Kind nie gelebt, solange es nicht deutsch lesen kann.

Das Kind wird nach bewußtem Plan um dies Erbe geprellt, das von Millionen Kärnern und tausend schöpferischen Geistern eines Volkes aufgespeichert wurde. Jeder Versuch, es in Privatschulen deutsch lesen zu lehren, wird mit strengen Strafen geahndet.

Auch die Kenntnisse des Italienischen müssen ganz kläglich bleiben. Schon die Erweiterung des Ausschnittes aus der Muttersprache, die das Kind seit seinen ersten Bewußtseinsregungen umgibt, ist eine ideale Aufgabe, die immer nur in geringerem Umfange gelöst wird, als es die Erzieher mit Recht wünschen. Von der Fremdsprache lernt das Kind nun aber ein so dürftiges Wörterbuch, daß es ihm nicht Bedürfnis wird, italienische Zeitungen und Bücher zu lesen, daß es keinen verständigen Brief schreiben kann. Die Kinder werden praktisch Analphabeten, das Volk sinkt zurück in Unwissenheit und verwildert in seinem Gefühlsleben.

In ganz besonderer Weise leidet das religiöse Leben unter dem Fehlen einer Sprache, die den Bedürfnissen echter religiöser Bildung genügt. Für wahres Christentum ist Wissens- und Herzensbildung innere Notwendigkeit. Ein wirklicher Christ muß ein klares Bewußtsein von den Heilswahrheiten haben. Wenn die Missionare Schulen errichten, wenn die Kirche durch die entscheidenden Jahrhunderte der deutschen Geschichte die Bildungsträgerin schlechthin ist, so ist das nicht eine nebensächliche, äußere Tätigkeit, sondern aus dem wahren Wesen des Christentums bedingte Arbeit.

Die Kirche braucht eine e n t w i c k e l t e Sprache, um das Ideal christlicher Lebensführung und sittlicher Vollendung vor die Seelen der noch heranwachsenden Gläubigen zu stellen. Die Kirche braucht eine Sprache, die das G e m ü t zu packen weiß, in der sich der W i l l e des Menschen beeinflussen läßt. Diesen Anforderungen der Kirche vermag nur eine Muttersprache zu genügen, die das Kind unter dem gütigen Blick der Mutter und im frohen Spiel mit den Gefährten erlebte und die es in geduldiger Schularbeit erweiterte um den Besitz, der nicht aus der engeren Gemeinschaft zu erhalten ist, sondern durch den geistigen Verkehr mit den Größten und Besten seines Volkes. Nie und nimmer vermag das eine Fremdsprache zu leisten, die einem Volk wider seinen Willen aufgewungen wird. Ein sehr gewecktes Kind vermag wohl in der südtiroler Schule so weit gefördert zu werden, daß es eine einfache italienische Erzählung versteht, wenngleich es einzelne Worte gar nicht oder nur halb richtig auffaßt. Aber auch die Klügsten bleiben

dabei nur an der intellektuellen Oberfläche der Dinge kleben. Die fremde Sprache klingt nicht von Herz zu Herz. Nur in der Muttersprache kann das Wort eine lindernde Mutterhand sein oder eine Peitsche der Seele. Obwohl die Kirche noch deutschen Gottesdienst hat und zweimal wöchentlich deutschen Religionsunterricht gibt, ist ihr doch die Möglichkeit genommen, seelisch und sittlich tieferen Einfluß zu gewinnen, weil ihr die Elemente fehlen, weil die deutsche Hochsprache nicht mehr von den Kindern beherrscht wird. Alle Worte, die jenseits der alltäglichen häuslichen Unterhaltung über Essen und Trinken, über Wiese und Kuhstall und Kinderspiel liegen, alle diese Begriffe fehlen ja dem Kind. Die Kinder sind ja auch nach mehrjährigem Schulbesuch noch Analphabeten.

So ist der Religionsunterricht für die geistlichen Lehrer oft genug ein Martyrium. Die Kinder verstehen ihn nicht. Wenn schon W. Schneider von deutschen Quintanern einer höheren Schule, die unter den günstigsten Bedingungen ihre Muttersprache in rein deutscher Umgebung erlernen, berichten muß, wie wenig sie solche Begriffe wie List, Demut, Umschwung, Nachsicht, Anmaßung wirklich beherrschen, so ist dort der Lehrer in einer noch unendlich viel schwierigeren Lage. Wenn er die Geschichte vom guten Hirten erzählt, so fehlen den Kindern sogar Begriffe wie Wolf. Sie haben ja in der Schule nicht einmal das Märchen vom Kottäppchen in deutscher Sprache erlebt. Wenn der Geistliche sich den schwierigeren Begriffen christlicher Sittlichkeit zu nähern sucht, wenn er von Barmherzigkeit, Gnade, Vorsehung, Treue, Sehnsucht, Opferbringen, Unkraut, Prassen, Anregung, Anschauung spricht, so sieht er nur gelangweilte Gesichter, die ihn nicht verstehen. Die Kinder begreifen nicht mehr den tieferen Sinn der biblischen Geschichten, sie können nicht mehr den Gehalt der Predigt erfassen, selbst wenn sie gutbegabt sind.

Die Kirche, der die Schule nicht die begrifflichen Elemente für ihre Unterweisung schaffen darf, die Kirche, die selbst nichts unternehmen darf, um dem Kind die tiefere Bedeutung seiner Sprache zu erschließen, ist fast zur Ohnmacht verdammt. Sie sieht ihre Jugend geistig und sittlich verkommen und den Lehren des Christentums fremd werden. Sie sieht die künstliche Sprachstörung sich bis in die Körperlichkeit ihrer Zöglinge hinein auswirken und Nervosität, Zerkahrenheit und Minderwertigkeitsgefühle erzeugen. Mütter und Ärzte wissen dem Seelsorger Trauriges zu erzählen. Die zweisprachigen Kinder werden geistig „wie taub auf einem Ohr“.

Und das alles in einer bedrohten Lage des Christentums. Von überall her drängt in der Zivilisationslage dieser Zeit der Geist intellektueller Überheblichkeit und sittlicher Zersetzung gegen die alte Gläubigkeit vor, so daß man heute ganz besonders wirksame Formen für die Erziehung der Jugend durch die Kirche wünschen muß. Die Tagungen der katholischen und evangelischen Kirchen haben gezeigt, daß die Lage überall die gleiche ist, daß heute städtische Entartung bis in die entferntesten Dörfer schleicht und das Familienleben weniger ernst und die sittliche Auffassung immer laxer werden läßt.

Die Lage ist darum nicht so, daß mit dem Verlust der deutschen Muttersprache in ihrer Hochform die Kinder aus deutschen Protestanten und deutschen Katholiken einfach zu italienischen oder französischen oder ungarischen Katholiken und Protestanten werden könnten, sondern selbst da, wo es gelingt, ihnen ihr Volkstum zu rauben und wo sie die fremde Sprache annehmen, vergrößern sie nur das Heer der italienischen, französischen, ungarischen und rumänischen Ungläubigen. Der zwischen den beiden Sprachen liegende Zwischenzustand der Verdummung und Verwilderung läßt den sowieso schon stark gefährdeten Besitz mit Sicherheit verloren gehen. Es ist nicht so, daß „nur eine Generation“ für Kultur

und höheres Menschentum verloren ist. Das ist eine tausendfältige praktische Erfahrung deutscher Kirchen überall auf der Erde, und es ist eine Erfahrung, die sich wissenschaftlich erklären läßt aus dem Wesen des sprachgebundenen menschlichen Denkens, aus dem Wesen der Zweisprachigkeit, die unter bestimmten Bedingungen das Denken künstlich verwirrt und hemmt, aus der innigen Verflechtung von Gefühlsleben und Muttersprache, aus der Bedeutung der organisch zur Muttersprache gehörigen Hochsprache als dem Schatzhaus der kulturellen Werte eines Volkstums.

Diese Erfahrung, daß die Muttersprache das religiöse Leben des Kindes bestimmt und daß sie allein es wahrhaft tief zu beeindruckern vermag, wenngleich daneben noch eine fremde Sprache die Weisprache sein kann, wird heute von den Christen überall auf der Erde stärker empfunden als je. In dumpfer Verzweiflung sehen die Eltern das Schicksal ihrer Kinder. Der schon aus natürlichen Bedingungen überall vorhandene Gegensatz der Generationen wird hier nicht bloß bis zur Unerträglichkeit vertieft, Eltern und Kinder verstehen einander im wörtlichen und übertragenen Sinne des Wortes nicht mehr. Die hierdurch in das Familienleben gebrachten Spannungen, die aus der Sorge der Eltern um das Seelenheil ihrer Kinder entstehen, führen oft zu tragischen Konflikten. Die fromme alte Generation versteht die innerlich haltlose, zwiespältige Jugend nicht, die sie vor ihren Augen heranwachsen sieht, und es sind ihr die Mittel genommen, um ihren berechtigten Einfluß in wirksamer Weise geltend zu machen; was in gemilderter Form in Amerika zu beobachten ist, wo die verschiedenen Generationen zu verschiedenen Volkstümern gehören, das muß sich hier viel schroffer zeigen. Von Amerika sagt Mac Dougall: „Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Unterbrechung der Tradition für das sittliche Wachstum der Kinder sehr ungünstig ist; sie erklärt in hohem Maße die ungeheuerliche Häufigkeit von Raub und Mord und anderen Verbrechen in Amerika.“ Ganz besonders schlimm ist die Wirkung der Zweisprachigkeit, wo sie mit roher Gewalt erzwungen wird. „Wenn die Annahme einer Fremdsprache ein langsamer und unbewußter Vorgang ist, wirkt sie weniger schädlich. Wo sie aber plötzlich vor sich geht, ist sie absolutely ruinös, selbst bei hochzivilisierten Gruppen.“ (W. Schmidt, Language Medium Question.)

Die Reisenden, die über den Brenner nach Bozen und Meran fahren oder die durch die Dörfer des Elsaß zum Straßburger Münster wallfahrten, werden nicht viel von der Seelennot des Volkes spüren. Wie daheim treiben die Kinder auf den Straßen ihre Reisen und hüpfen das Frühlingspiel „Himmel und Hölle“. Im Abenddämmern schleudern die Mädchen durchs Dorf, und der Leierkasten dudelt gemächlich die Schlager von gestern. Wer aber den Schleier zu lüften weiß, den nationalistische Gewaltherrschaft über das Land deckt, wer auch in die Familien hineinsieht, der erkennt, wie sich hier eine der grauigsten Tragödien abspielt, der sieht die Auswirkungen im einzelnen, die sich zeigen müssen, wenn einem Volk sein heiligstes Gut geraubt wird. Mit der Sprache wird dem Volk nicht nur seine Seele geraubt, die Möglichkeit, sich ein entwickelteres Seelenleben zu erarbeiten. Es wird auch in seinem körperlich-menschlichen Fortkommen, in seinem beruflichen Fortkommen stark gehemmt. Auf allen Lebensgebieten ist es benachteiligt, nicht nur dadurch, daß ihm der wesentlichste sittliche Schatz geraubt wird, sondern daß ihm die Kenntnisse für einen schwierigeren Wirtschaftskampf fehlen. Es ist schwer, hinter anderen Scheinursachen für solches Versagen immer die Zweisprachigkeit als die wirkliche Ursache zu erkennen. Aber Zweisprachigkeit kann die schlimmste Plage sein, die je eine Bevölkerung bedrückt hat.

Die Entstehung und das Wachsen einer Reihe von Schutzverbänden der verschiedenen

Konfessionen — soweit überhaupt der Kirche eine gewisse Bewegungsfreiheit geblieben ist — geht zurück auf die Erkenntnis, daß mit dem Volkstum der Glaube geschützt wird. Die Religion wird durch das Volkstum erhalten, das Volkstum erhält die Religion, es bedingt beides einander gegenseitig.

Ein Staat, der seinen Staatsbürgern Gewissensfreiheit gibt, ihnen Freiheit der Religionsausübung verbürgt, verstößt gegen seine eigenen Grundsätze, wenn er die Förderung in der Muttersprache verbietet oder hemmt. Er nimmt mit der einen Hand, was er mit der anderen gegeben hat. Denn eine vertiefte Religiosität, ein wahrhaft christliches religiöses Leben ist ohne Muttersprache gar nicht zu pflegen. Eine Kirche aber, die zu einem Volkstum steht, die eine Muttersprache pflegen hilft, steht für ein sittliches Prinzip, sie steht für die Religion, sie steht zu Gott¹.

Über eine andere Erklärungsweise der Schädlichkeit des Nebeneinanders zweier Sprachen

Die Schäden, die durch Zweisprachigkeit bewirkt werden können, sind so offensichtlich und groß, daß in letzter Zeit oft genug die Frage erörtert worden ist, worauf diese Schädlichkeit beruht.

Man hat die nachteilige Wirkung der Zweisprachigkeit meist anders erklärt, als es in den vorliegenden Ausführungen geschah. Man geht aus von der Voraussetzung, daß es einen erblichen Volkscharakter gibt. Danach ist ein Mensch, dessen Eltern die Sprache D gesprochen haben, innerlich so beschaffen, daß er auch wieder die Sprache D lernen muß, wenn er gradlinig seine besten Entwicklungsmöglichkeiten ausnutzen will. Würde er gezwungen sein, die nicht zu seiner Erbanlage passende Sprache F zu lernen, so würde sich diese Versündigung gegen seine inneren Anlagen in einer geistig-seelischen Schädigung zeigen. Darauf beruhe die eigentliche Schädlichkeit der Zweisprachigkeit.

Die Theorie, daß die Schädigung durch Zweisprachigkeit aus der Überlagerung einer bestimmten Sprachanlage durch eine nicht dazu passende Sprache zu erklären sei, ist so gefaßt worden:

„Nur, wo der Lebensdrang des einzelnen Menschenwesens sich in der Sprache des Volkes ‚äußern‘ kann, dem der einzelne durch den Erbgang der Geschlechter schicksalhaft als Glied verbunden ist, d. h. nur in der Muttersprache vermag Seelisches voll auszureifen, sich vollkommen zu ‚äußern‘, schöpferische Leistungen aus sich herauszustellen. Nicht als ob nicht jeder jede Sprache ‚handhaben‘ könnte! Aber nur, wo bestimmt geartetes Seelenleben sich ausformen kann in den seiner Struktur nach angemessenen Äuße-

¹ Die Forderung der Kirche an den Staat ist demgemäß klar: Sie muß verlangen, daß auch der Schulunterricht eine gründliche Fortbildung in der Muttersprache gibt, daß er den organischen Oberbau zur Alltagsmundart schafft und daß daneben die andere Sprache, die Staatsprache nach den praktischen Bedürfnissen in solcher Weise gepflegt wird, daß das muttersprachliche Bewußtsein dadurch möglichst wenig erschüttert wird. Die Kirche kann nicht gleichgültig zusehen, wenn durch sprachpolitische Maßnahmen des Staates die Religiosität des Lebens, die Sittlichkeit künstlich abgedrosselt wird, wenn geistige und sittliche Verwilderung künstlich herbeigeführt werden.

rungsformen der Muttersprache, ist die Voraussetzung gegeben, daß der einzelne sich im Gefüge des übergreifenden sozialen Ganzen seines Volkes entwickle zu strukturierter Geschlossenheit der Persönlichkeit in Sein und Wirken." (Frd. Sander.)

„Es ist sicher, daß keine als die Muttersprache die eigene Struktur zu prägen vermag.“

— „Die Seele ist kein Radiogerät, das sich auf verschiedene Sprachen verschieden einstellen kann.“ — „In der Sprache prägt sich die seelische Struktur einer Blutgemeinschaft aus, eine den Augenblick überdauernde Physiognomie, eine vorbestimmte Struktur, eine bestimmte angeborene Gestalt.“

Die Richtigkeit dieser Auffassung, daß es nach Rassen, nach blutgegebenen Volkstümern, nach Ahnenseelengattungen „arteigene“ Sprachen gibt, bestreiten wir mit größter Entschiedenheit. Diese Auffassung ist nichts als eine sich leicht einschmeichelnde, willkürliche Erfindung zu bestimmten Zwecken. Darüber siehe S. 297 ff.

Wir haben gezeigt, daß Sprache so vollständig nachgeburtliches, aus Gemeinschaftsleben erworbenes Erbe ist, daß ein Kind schwedischer Eltern, das ganz in England aufwächst, damit Vollengländer wird und nicht nur Engländer zweiter Ordnung, der zwar diese Sprache handhaben könnte, nicht aber sich vollkommen „äußern“, sich zu „strukturierter Geschlossenheit der Persönlichkeit in Sein und Wirken“ zu entwickeln vermöchte. Aus Schotten und Iren, die ihrer inneren Sprach„angelegtheit“ nach Kelten sind, können beste Engländer, ja sogar große Dichter werden.

Mit der Begründung vom erblichen Sprachcharakter läßt sich also nicht der unleugbare Tatbestand erklären, daß Zweisprachigkeit sehr schädigend wirken kann.

Diese Lehre vom erblichen Volkscharakter haben sich Feinde unseres Volkstums zunutze gemacht. Die „Namensanalyse“ — selbstverständlich immer nur dann angewandt, wo sie gegen das Deutschtum spricht, nicht, wo sie für das Deutschtum spricht — gab ihnen den Vorwand, einen besonderen Druck auf die Eltern auszuüben, welche Sprache ihre Kinder zu lernen hätten. Wie sachlich unberechtigt solches Vorgehen ist, dürfte klar sein.

Diese Lehre vom erblichen Sprachcharakter müßte, wenn sie richtig wäre, eine unsagbare innere Verhekung unseres Volkes bringen. Gute deutsche Volksbrüder, deren Voreltern Ungarn oder Polen oder Tschechen oder Juden sind, würde sie zu Deutschen zweiten Grades stempeln, zu Deutschen, die ihre Muttersprache nur „handhaben“, nicht aber sich darin „äußern“. In Wahrheit tragen diese Deutschen das Schicksal derselben Menschlichkeit in sich und an sich wie wir anderen Deutschen auch. Oft genug sind sie sehr viel bessere Deutsche als ihre Volksbrüder im Herzen des Reiches. Jene Grenzdeutschen gehören sogar in der Regel viel deutlicher schon zur deutschen Nation, zum deutschen Volk als einer auch in ihrem politischen Willen ausgereiften Gruppenpersönlichkeit, als jenes träumende Binnendeutschtum, dessen Gelehrte ohne jedes Verantwortungsgefühl gegenüber dem Leben ihres Volkstums so oft verschrobene und schädliche Theorien aushecken.

Aus dieser Lehre, daß der durch Erbanlage bedingte Sprachcharakter eines Kindes nicht gestört werden dürfe, hat man sogar gegen das „Elternrecht“ Stellung genommen, das sich darauf erstreckt, zu bestimmen, welches die Schulsprache ihrer Kinder sein solle. Die Eltern, die durch einen gewiß unfreiwilligen Beschluß, zumeist, weil sie es nicht ändern konnten, ihr Kind vor der Schulzeit in der Sprachumgebung mit der Sprache A aufwachsen ließen, haben auch das Recht, es in seiner Schulzeit in der Sprache B aufwachsen

zu lassen. Gewiß werden sich hier unter Umständen auch schädigende Wirkungen der Zweisprachigkeit zeigen, aber wo die Eltern die Pflege der Sprache *B w ü n s c h e n*, werden diese schädlichen Wirkungen ganz außerordentlich viel geringer sein, als wenn sie die Sprache *B* hassen.

Der Staat darf Eltern, die ihre Erziehungspflichten gröblich vernachlässigen, die Erziehung ihrer Kinder unter sagen. Aber nur schamlose Willkür wird die Entscheidung für eine bestimmte Schulsprache Pflichtver säumnis nennen können. Dieses sind Fragen des wachen Gewissens. Wohl darf der Staat die Gewissen mahnen, erinnern an die Verantwortung gegenüber dem wahren Besten des Kindes, aber nie darf er mehr fordern. Jeder Zwang in Sprachdingen ist Vergewaltigung in heiligsten Rechten.

Als Entschuldigung für den Sprachterror, für die Gewalt samkeit, mit der einem Volk seine Seele genommen wird, hört man, wo der Grundsatz von der ererbten und zu wachsenden Sprachanlage sich nicht anwenden läßt, oft genug eine andere in mancher Beziehung entgegengesetzte Lehre.

Es sei gleichgültig, ob ein Kind zur ererbten, bodenständigen Mundart *d* die verwandtschaftlich dazugehörige Hochsprache *D* lerne oder die fremde Hochsprache *F*. Ja man geht sogar noch weiter und behauptet, daß es die fremde Hochsprache *F* leichter lerne als die eigene Hochsprache *D*, denn je größer der Unterschied der *Z w e i t s p r a c h e* von der *E r s t s p r a c h e* sei, desto leichter sei die *Z w e i t s p r a c h e* zu erlernen¹.

Eine wirkliche Kartenspielerlogik, für die sich ein ganze Reihe von verblüffenden Scheingründen vorbringen läßt!

Es scheint dafür zu sprechen, daß man sehr viel leichter die ausgeprägten Besonderheiten der Aussprache des Zeichenlehrers bei seinem „Schafsdähmell und kein Ende“ nachahmen kann, täuschend nachahmen kann, als daß jemand die Aussprache seines eigenen Bruders nachzuahmen vermöchte, mit dem er Tag für Tag und Stunde für Stunde zusammenlebte.

Oder man kann etwa darauf hinweisen (wie mir ein polnischer Abgeordneter erzählte), daß die eine deutsche Mundart, das Jiddische, sprechenden Ostjuden, wenn sie in Deutschland reisen, sehr viel nachdrücklicher sich mit der polnischen Schriftsprache durchzuhelfen suchen als die Polen selbst, die durchaus mit Behagen deutsch sprachen. Oder man weist darauf hin (was auch von uns in einem anderen Zusammenhang erwähnt wurde), daß ja die richtigste und reinste Hochsprache fast in der Regel da gesprochen wird, wo sich die bodenständige Mundart besonders stark von der Hochsprache unterscheidet: in Wales von den Walisern, in Aberdeen von den Schotten, in Lippe-Dehmold und Münster von den Nieder sachsen. Sie müssen also wohl die Hochsprache leichter gelernt haben.

Andere behaupten, deutschsprachige Kinder lernten in holländischen Schulen leichter Französisch als Holländisch.

In allen diesen Fällen werden richtige Beobachtungen falsch gedeutet.

Zunächst schnell ein Gegenbeispiel. Jeder, der an deutschen Schulen unter sonst ganz gleichen Bedingungen — und dies Beispiel ist leicht nachzuprüfen — eine Anfängerklasse

¹ So ein ungarischer Abgeordneter, der einen deutschen Wahlkreis vertritt: „Wir wissen nämlich, daß dieses arme Kind — und es mag paradox klingen! — eigentlich gar nicht deutsch kann; es spricht in einer Art verderbten Dialektes, in jeder Gemeinde anders, und es erlernt mit weniger Mühe eine fremde Sprache, als zur ständigen Verbesserung einer verderbten Sprache notwendig ist.“

im Englischen zu unterrichten hat und daneben eine Anfängerklasse im Französischen, wird mit Sicherheit feststellen können, daß die tatsächlich erreichte Sprachbeherrschung im Englischen um ein ganz Bedeutendes größer ist als im Französischen. Das Ähnlichere, Verwandtere ist also auch das leichter zu Erlernende.

Oder ein anderes Gegenbeispiel: Eine Sprache von völlig anderem Bau als die unsere, etwa das Ungarische, müßte nach dieser Behauptung bedeutend leichter zu erlernen sein als das Englische und Französische. Trage diesen Gedanken einem Reichsdeutschen vor, der nach Budapest verschlagen worden ist, und er wird dich laut auslachen.

Doch das Beispiel von dem Bruder und dem Zeichenlehrer? — Es findet seine sehr einfache und endgültige Erklärung: Die Sprache des Bruders scheint schwerer nachzuahmen als die des Zeichenlehrers, weil man mit ganz verschiedenen Maßstäben mißt, mit verschiedenen Ansprüchen an die Beherrschung der zu erlernenden Sprachform, ohne sich dessen bewußt zu sein. Die Aussprache des Zeichenlehrers wird schon als die besondere, gemeinte erkannt, wenn sie nur grob getroffen ist. Schon nur annähernd genau gesprochen wirkt diese fremde Mundart doch außerordentlich echt. Ein deutschsprechender Engländer schlecht nachgeahmt in seiner Aussprache, scheint doch leicht als außerordentlich treffend nachgeahmt. Die Aussprache des Bruders ist dagegen nur von der eigenen zu unterscheiden, wenn sie ganz genau allerfeinste Unterschiede beachtet, wenn sie mit sehr viel größerer Genauigkeit nachgeahmt wird.

Damit sind auch die anderen Beispiele erklärt. Der Jidde versteht zweifellos nicht nur leichter und besser Deutsch als der Pole. Aber er hat einen anderen Richtigkeitswertmaßstab. Er ist sich deutlicher bewußt, daß er Fehler macht, wie das, was er spricht, ihn doch kennzeichnet als Angehörigen einer bestimmten Dialekt- und Gesellschaftsgruppe. Wenn er Polnisch spricht, ist er sich der Fehlerhaftigkeit seiner Sprache nicht in der gleichen Weise bewußt. (Hinzu kommen hier wohl noch andere Gründe, Minderwertigkeitsgefühle und die größere tatsächliche Übung im Polnischsprechen als in der deutschen Hochsprache.) Der Pole wiederum spricht unbefangenen Deutsch, weil er schon auf geringe Kenntnisse stolz ist, weil er den Abstand seiner wirklichen deutschen Sprache von einer völlig richtigen deutschen Sprache nicht empfindet. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Fehler, die ich nicht als Fehler empfinde, brücken mich nicht nieder.

Jemand, der kaum mehr als die Regeln des Schachspiels kennt, sagt meist stolzer und selbstbewußter, daß er Schach spielen kann als jemand, der seit langem gut spielt und weiß, daß zwischen Schachspielen und Schachspielen große Unterschiede bestehen. Die Unterschiede des Selbstbewußtseins gegenüber dieser Kunst sind Unterschiede der Maßstäbe, mit denen man mißt.

Der Deutsche in Holland wird das Holländische bald leicht verstehen, aber er wird auch merken, wie schwer es ist, wirklich idiomatisch richtig zu sprechen. Wenn er dagegen Französisch spricht, ist er immer stolz, überhaupt Französisch sprechen zu können. Das Wissen um die Unterschiede zwischen gutem und schlechtem Französisch wird überhaupt nur von Begabten und unter günstigen Bedingungen Lernenden erworben werden.

Es ist also grundsätzlich nicht richtig, daß grundsätzlich die nahverwandte, ähnliche Sprache schwerer zu erlernen ist als die fremdartige, deutlich zu unterscheidende, wenn der gleiche Grad an wirklicher Sprachbeherrschung zum Maßstab genommen wird.

Es ist gewiß falsch zu sagen, eine ihrem historischen Formenbau nach germanische Mundart müsse unter allen Umständen einer germanischen Hochsprache näherstehen als etwa einer romanischen Hochsprache. Das Gegenteil kann durchaus der Fall sein, wenn man auf den recht eigentlichen, wesentlichen Gehalt der Sprache sieht, auf die in ihr liegenden Denkmöglichkeiten. Das muß mit aller Entschiedenheit hier wiederholt werden. Es wird durchaus von Fall zu Fall zu entscheiden sein, in welchem inneren Beziehungsverhältnis Mundart und Hochsprache zueinander stehen. Es ist nicht grundsätzlich aus dem früheren geschichtlichen Schicksal stammender Sprachbau wichtiger als der möglicherweise aus einem späteren geschichtlichen Schicksal stammende Gehalt. Das Bretonische ist in diesem Sinne durchaus eine französische Mundart, das Friesische und Wendische eine deutsche Mundart, trotz des fremdgeschichtlichen Sprachbaues.

Das Elßassische ist aber als Beispiel durchaus falsch gewählt, wenn der grundsätzlich mögliche Fall dargetan werden soll, daß eine deutsche Mundart organischer zur französischen Hochsprache gehört als zur deutschen. Wenn überhaupt eine deutsche Mundart Kulturmundart ist, gesättigt von dem weiten, geistigen Leben des Gesamtvolkes, nicht nur eines Stammes, dann ist es das Elßassische. Hier war der Mittelpunkt desjenigen deutschen Kulturlebens, von dem überhaupt die deutsche Hochsprache ihren Ausgang nahm, ihren wesentlichen Gehalt herholte. Daß für die Schriftform das koloniale Mitteldeutsch wichtiger wurde und das Niederdeutsche für die Ausspracheweise, das verschlägt hier gar nichts. Aber wer Gottfried von Straßburgs, wer der Mystiker Bedeutung ermißt, wer weiß, daß in diesem Lande durch Jahrhunderte die Lehren der Religion in deutscher Sprache überliefert wurden, der würde selbst dann nicht in seinem Glauben an die Deutschheit dieser Mundart irre werden, wenn er alle Elßasser danach streben sähe, Hals über Kopf ihre Mundart loszuwerden. Es ist kein Zufall, daß Goethe hier ein Deutscher wurde.

Doch mögen die Verhältnisse liegen wie sie wollen, mag sich eine Bevölkerung selbst dazu entschließen, ihre Hochsprache zu wechseln, von der bisher zu ihrer Mundart gehörigen Hochsprache überzugehen zu einer ganz fremden Hochsprache, diese Willensentscheidung muß dem freien Ermessen des einzelnen überlassen bleiben. Ein Staat, der hier in die Gewissensforschung des einzelnen eingreift, der mit Zwangsmaßnahmen vorgeht, versündigt sich schlimmer als ein Staat, der seine Bürger in ein bestimmtes Glaubensbekenntnis hineinzwingt. Auf die Freiheit der Willensentscheidung kommt es an.

Die Sprache des deutschen Volkes

Die grundsätzlichen Möglichkeiten und Bedingungen jeder vergleichenden Sprachwertung sind untersucht worden. Es wurden nicht irgendwelche bestimmten Sprachen als Ganzes gewertet. Es wurden aus ihnen nur Beispiele für grundsätzliche Feststellungen genommen.

Es ließen sich herausstellen:

1. Wertunterschiede zwischen Hochsprachen und primitiven Sprachen,
2. Wertunterschiede zwischen ungeschriebenen Mundarten und Schriftsprachen.

Für die Schriftsprachen wurden

- a) verschiedene Arten der Schrifthaftigkeit festgestellt, und es wurde gezeigt, welchen Einfluß auf die Höhe der Leistungsfähigkeit diese unterschiedlichen Arten von Schrift haben.

Beispiel: das Chinesische.

- b) Es wurden verschiedene Grade der Schrifthaftigkeit aufgewiesen: Geschriebene Mundarten, ganz neue künstliche Kleinsprachen halten eine andere Wertstufe als die alten, langsam gewachsenen Schriftsprachen von großer Geschichtstiefe.

Als besonders brauchbarer Wertungsmaßstab wurde vor allem der Begriffsbestand, der Gehalt an begrifflichen, von der Sprachgruppe her gegebenen Vergleichseinheiten erkannt. Dem Sprachbau wurde nur geringe unmittelbare Bedeutung eingeräumt, größere mittelbare, soweit er Wachstum und Bewegung des Begriffsbestandes technisch erleichtert oder erschwert.

An diese allgemeine, grundsätzliche Erörterung der Möglichkeiten für „Sprachwürdigung“ überhaupt wird sich für einen Deutschen immer wieder die Frage schließen: Wie steht es um die deutsche Sprache, was läßt sich über ihren Rang und ihr Kulturvermögen aussagen?

Sichte erhärtet in seinen Reden an die deutsche Nation die besonderen Pflichten der Deutschen gegenüber ihrem Volkstum dadurch, daß er zeigt, daß die deutsche Sprache, die erst die den Deutschen eigentümliche geistige und seelische Art schafft, von einem nur ihr selbst eigentümlichen Persönlichkeitswert und begnadet mit schöpferischer Kraft ist. Das Deutsche ist für ihn, im Gegensatz zu den „Neulateinischen Sprachen“, eine „ursprüngliche“ Sprache; die Deutschen haben sich von der Wurzel her in natürlicher Weise organisch weiter entwickelt und sind damit allein zu wahrhaft schöpferischem Denken und wirklicher Gemütsiefe befähigt, während in den neulateinischen Sprachen wahrer Denkfortschritt unmöglich ist, da infolge eines harten Bruchs in ihrer Geschichte, infolge der Übertragung einer fertigen Sprache auf ein anderes Volk das sprachliche Leben hier völlig erloschen ist und alles Denken in festen und unüberschreitbaren Grenzen bleiben muß.

So gewaltig die geschichtliche Auswirkung der Fichteschen Anschauungen ist, so wird doch mit dieser Bedeutsamkeit noch kein Urteil über ihre sachliche Richtigkeit gefällt. Der Grundgedanke der vierten und fünften Rede wurde allgemeines Besitztum der deutschen Nation. Aus ihnen stammt die beste Rechtfertigung des Kampfes gegen die Fremdwörter als gegen nicht natürlich in die deutsche Begriffsordnung hineingehörige Bestandteile, die die Spannung zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten vergrößern. Aus ihnen stammt auch heute noch fast alles, was zum besonderen Preise der deutschen Sprache gesagt und geschrieben wird. H. St. Chamberlain bringt in seinem bekannten Aufsatz „Deutsche Sprache“ eigentlich nur eine Erweiterung der Beispielreihe, die Fichte zum Vergleich der deutschen und der französischen Sprache gibt. Neue Gedanken fehlen hier völlig, es wird nur Fichtesches Gedankengut in berückend eindrucksvoller Form gegeben. Auch das Beste bei Pastor und an Günthers Buch von der deutschen Haupt- und Heldensprache ist in Nachfolge Fichtes geschrieben.

Der sachliche Gedankengang Fichtes ist (wenn man von dem Angriff Leo Spitzers auf Chamberlain absteht) nicht eigentlich widerlegt worden. Aber er ist doch oft stillschweigend angezweifelt worden, vor allem, indem die offizielle Sprachwissenschaft über ihn als eine außerhalb wissenschaftlicher Erörterung stehende Äußerung eines Begeisterten zur Tagesordnung überging.

Und doch lohnt es durchaus, auf Fichtes Auffassungen einzugehen. Seine Grundgedanken werden wir nach einem Jahrhundert sprachpsychologischer Arbeit in der Tat als nicht überall haltbar ablehnen müssen. Es werden sich aber neue und wertvolle Fragestellungen ergeben, und der geniale Blick dieses großen deutschen Sehers auch in die Geheimnisse der Sprachen wird uns um so erstaunlicher erscheinen, je kritischer wir sein Werk betrachten. Es muß sich dabei zeigen, wie auch da, wo seine Beweise falsch sind, doch die Behauptungen oft erstaunlich richtig bleiben. Daß die Sprache eines Volkes seine Seele ist, hat vor ihm und nach ihm keiner der großen geistigen Führer der Deutschen so entschieden und so begeisternd verkündet.

Es ist an anderer Stelle dargelegt worden, warum ein genügender Beweis, daß eine Sprache irgendeiner anderen überlegen ist, grundsätzlich nicht schon wie von Fichte mit willkürlich herausgegriffenen Begriffspaaren der beiden Sprachen geführt werden kann. Man braucht ferner nur konkretere, alltäglichere Begriffe zu nehmen, als es Fichte beliebt, etwa Begriffe wie „jolly“, „people“ im Englischen, und man sieht auch daran, wie hinfällig die Scheidung zwischen urtümlichen und neulateinischen Sprachen ist. Es darf daher auch nicht behauptet werden, daß grundsätzlich, daß schlechthin urtümliche Sprachen allein schöpferisch sein könnten, nie aber die „neulateinischen“. Auf den in diesem Gedankengang stehenden richtigen und hochbedeutsamen Kern, daß die „beziehungslosen“ Wörter — und das sind Fremdwörter zunächst fast immer —, wenn sie in zu großer Zahl auftreten, für eine Sprache Nachteile bedeuten können, werden wir zurückkommen. (S. S. 406.)

J. N. Fints Versuch, aus dem deutschen Sprachbau auf den Volkscharakter rückzuschließen, ist uns immer ein verwunderliches Beispiel dafür gewesen, wie ein ganz erstaunliches Wissen von Tatbeständen durchaus mit dem Mangel verbunden sein kann, dieses Wissen in fruchtbarer Weise zu ordnen und aus ihm neue, wesentliche grundsätzliche Erkenntnisse zu schöpfen. Es würde zu weit führen, hier im einzelnen auf seinen Versuch einzugehen, der uns völlig irrig zu sein scheint.

Der ernsteste Versuch, die deutsche Sprache von einem wertenden Standpunkt aus zu sehen, ist immer noch der von Jespersen. (Progress in Language.) Mittelpunkt

der Darstellung ist zwar hier die englische Sprache, aber er wertet sie, indem er sie immer wieder neben die deutsche stellt, und die Höherbewertung des Englischen bedeutet immer zugleich eine Minderbewertung des Deutschen. Er vergleicht die Sprachmittel und behauptet: Ihre besonderen bautümlichen Formen machten die neuenglische Sprache 1. kürzer, 2. logischer, 3. eindeutiger und darum leichter zu erlernen als das Deutsche und die um tausend oder zweitausend Jahre zurückliegenden Stufen des Englischen.

Diese Anschauung vermögen wir nicht zu teilen. Die Kürze des Englischen ist nur eine scheinbare; was an der einen Stelle fortfällt, erscheint an der anderen Stelle wieder als Formwörtchen, als Partikel. Den bautümlichen Mitteln flexivischer Art hat das Englische zwar deutlich Mittel gegenüberzustellen, die zweifellos „einfacher“ und „logischer“ sind, und weniger „Überflüssiges“ enthalten, aber der Schein trügt auch hier, wenn nun weiter geschlossen wird, das formal und logisch Einfachere, Sinngemäßere, Klarlinigere wäre zugleich das psychotechnisch Einfachere und Leichter zu Erlernende. Die Ersparnis an für die Beherrschung der Sprachmittel notwendiger Merkmalskraft ist recht zweifelhaft, da man glauben darf, daß die logische „Vereinfachung“ eine psychologische Erschwerung, ein Aufgeben mnemotechnisch sehr nützlicher Merkmale bedeutet.

Von höchster Bedeutung ist nun aber, daß die äußere werkzeugliche Vereinfachung, die zweifellos in gewisser Beziehung als Fortschritt zu buchen ist, ganz und gar nichts bedeutet für die Leistungsfähigkeit der Sprache im eigentlich Wesentlichen, im Gehalt, in den Denkmöglichkeiten, die durch die Sprache erschlossen werden. Für diese sind allein die jeweiligen Beobachtungsmöglichkeiten und Beobachtungsweisen wirklich maßgeblich, die sich im Begriff oder in festen Abengangsgruppen mit überlieferter Bedeutung zeigen.

Gemeinsames Entwicklungsschicksal beider Sprachen ist es, daß sie etwa zur gleichen Zeit schrifthaft werden, daß sie darum eine annähernd gleiche Kraft entfalteten, Anregungen aus der Fremde, vor allem von Frankreich her und aus dem internationalen lateinischen Denken wirklich zu verdauen, eine Kraft, die den schnell zurechtgemachten künstlichen Schriftsprachen der europäischen Kleinvölker fehlen muß.

Die in beiden Sprachen in gleicher Weise wirkende Schrift vergrößert in gleicher Weise das Gedächtnis der Sprachgemeinschaft in außerordentlichem Maße und läßt die von der Sprache erschlossenen Denkmöglichkeiten in unerhörtem Maße wachsen. Es reißt langsam der äußere und innere Umfang des Wortschatzes. Der natürliche Aufspaltungsprozeß der Sprache in Mundarten und Untermundarten wird von beiden Schriftsprachen in sein Gegenteil verwandelt. Die Mundarten werden bei beiden wieder aufgesogen und so wird bei beiden der Kreis der in gemeinsamer Arbeit Zusammenstehenden gewaltig vergrößert. Und wie die Zahl der Begriffe damit wächst und wächst, so findet auch eine Wesensverbesserung statt. In steiler Entwicklung werden die Begriffe denkfähiger, beziehungsreicher, dringt das Denken in eine abstraktere Welt ein, wie es von Cassirer in so überlegener Weise gezeigt worden ist. Und diese Entwicklung der Sprache gehalt findet im Englischen und im Deutschen ganz unabhängig von der Entwicklung der Sprachmittel statt, sie ist die gleiche. Aber diese formale Unterschiedlichkeit ist, wie an anderer Stelle gezeigt wurde, in bezug auf die geistigen Möglichkeiten, die die Sprachen erschließen, grundsätzlich von ganz unwesentlicher Bedeutung. (S. S. 154 ff.)

Aber die Möglichkeit des Erwerbs und des Wachstums der Sprachgehalte, des wahrhaft Wesentlichen an der Sprache, ist im Englischen eine andere als im Deutschen. Nicht

einmal ein Jespersen wird behaupten, daß der beziehungsarme, mit Fremdwörtern überladene englische Wortschatz „leichter“ wäre als der deutsche, obgleich er ja die deutsche Sprache immer mit demselben Temperament sieht, das während des Krieges dem deutschen Volk mit den „Réflexions d'un Danois sur la Guerre“ in die Flanke fiel. Selbst wenn wir es dem Englischen als Vorzug einräumen, daß es im Formenbau natürliche Entwicklungstendenzen mit größerer Folgerichtigkeit und in schnellerem Schrittmah als das Deutsche sich hat auswirken lassen, daß es praktisch geeigneter zur Weltsprache und tatsächlich leichter zu erlernen ist als Verkehrssprache für Völker, die es neben ihrer Muttersprache als Zweitsprache für die alltäglichen Bedürfnisse des Sprechens lernen, so ist das wenig wesentlich gegenüber der Flachwurzeligkeit der englischen Begriffe.

Wer verstehen will, was mir als ein besonders bedeutsamer Schatten an der englischen Sprache erscheint, der muß allerdings dem Wertdenken zweier philologischer Außenseiter zu folgen bereit und imstande sein: Fichte, dessen Sprachbeurteilung wir schon gestreift haben, und Verhölz Otto (im ~~Vollorganischen~~ Denken).

Die „unsinnliche“ Welt wird im Englischen noch stärker als im Deutschen nicht mehr durch bildlichen Gebrauch der Wortzeichen für die „sinnliche“ Welt dargestellt, sondern durch einen *b e z i e h u n g s l o s e n* Wortschatz, der meist aus dem Lateinischen und Französischen stammt. Damit läuft das unsinnliche, abstrakte Denken Gefahr, unschöpferisch und unvollstümlich zu werden, die Fühlung mit dem unmittelbaren Leben zu verlieren. Es ist oft genug von Engländern selbst geklagt worden, wie wenig Ehre der Wissenschaftler bei ihnen findet. Die Ablehnung des theoretisierenden, deduktiven, d. h. von den Begriffsgehalten ausgehenden Denkens ist geradezu zum englischen Volksinstinkt geworden. Wir behaupten mit Fichte, daß diese Erscheinung, die von gar nicht zu überschätzender Bedeutung für die gesamte kulturelle Leistungsfähigkeit des Angelsachsentums ist, einen wesentlichen Erklärungsgrund in der unmäßigen Fremdwörtersucht des Englischen findet, die den geistigen Austausch zwischen der Unterschicht und den oberen Schichten gewaltig erschwert. Das beziehungslose Fremdwort verhindert es im Englischen, daß die Erlebnissprache sich stark genug mit Gehalten anreichert, so daß schon „Nachdenken“ des in den Begriffen von der Gemeinschaft Vorgebadten und nicht nur Naturbeobachtung wissenschaftliche Ergebnisse liefert.

Das Englische als geistiges Werkzeug, das zu höheren Denkleistungen taugt, ist, diese Behauptung spreche ich mit aller Entschiedenheit aus, für den Engländer schwerer zu erwerben als für den Deutschen. Die Baugestalt der deutschen Wörter, die Ableitung des Abstrakten aus dem Konkreten gibt sehr häufig die Möglichkeit, den Sinn eines unbekannten Wortes aus verwandten bekannten Wörtern zu erschließen. Dem Englischen fehlt diese Möglichkeit sehr häufig. (Vgl. Preface — Vorrede.) Daher hat das englische Kind unter sonst gleichen Bedingungen bedeutend größere Schwierigkeiten, den vollen Begriffsschatz seiner Muttersprache zu erwerben, als das deutsche. (Der Beweis dafür wird in einer besonderen Abhandlung geführt werden, die wegen ihres Umfanges aus diesem Zusammenhang gelöst wurde.) Wir wollen es nicht abstreiten, daß ein dürftiges Alltagsenglisch als Zweitsprache für den Fernwohner leichter zu erlernen ist als ein entsprechend „richtiges“ Deutsch. Es ist nicht nur Puritanertüchtigkeit und das Glück, am richtigen Tage der europäischen Entwicklung aufgestanden und über die Erde gegangen zu sein, das die gewaltige Ausbreitung des englischen Sprachvolks erklärt. Auch der Sprachbau darf hier in Rechnung gestellt werden, allerdings nicht mit so übertrieben hohem Wert, wie es üblich geworden ist.

Aber in dem, was die eigentliche, wesentliche Leistung der Sprache anlangt, für das Erkennen der Welt bedeutsame und nützliche Gesichtspunkte zu schaffen, dem Geist eine eigenständige Welt von eigentümlicher Schönheit und Prägung zu schenken, die Übermittlung vielfältigster Erkenntnisse an die Vielen zu erleichtern, kann ich eine Überlegenheit des Englischen gegenüber dem Deutschen nicht anerkennen, so gern ich eine tiefe Liebe zur Sprache und zum Schrifttum der Angelsachsen bekenne.

Diese Sprache hat ihre höchst bedenklichen Schattenseiten, die im Deutschen nicht gleich scharf ausgeprägt sind. Das zu betonen ist wichtig, weil Jespersens Evangelium dem allgemeinen Vorurteil entgegenkommt und ein hunderttausendfältiges Echo selbst in deutschen Schulbüchern gefunden hat, während dort kaum je angedeutet wird, daß sich auch eine Gegenrechnung aufmachen läßt, daß den Vorzügen des Englischen auch sehr schwer wiegende Nachteile gegenüberstehen.

Wertfeststellung, die ernstlichen Sinn haben soll, darf den Sprachbau, wenn auch nicht für gleichgültig, so doch für nur mittelbar bedeutsam ansehen. Sie muß wesentlich Feststellung des Bestandes an geistigen Gehalten sein, die unsere Sprache besitzt. Es muß gesagt werden, was in ihr als verklungenem Gespräch gedacht worden ist und was in ihr als lebendiger Sprache gedacht werden kann.

Damit wird eine Aufgabe gekennzeichnet, die weit über das Maß dessen hinausreicht, was ganze Regimenter, was Divisionen höchstbefähigter Gelehrter zu leisten vermöchten. Denn so wenig jemand die Tropfen des Meeres zu zählen vermag oder die Sandkörner am Strande, so wenig zählt er die Denkmale, die in deutscher Sprache gedacht und geformt werden könnten, selbst wenn nur das wiederholt wird, was schon in ihr gedacht worden ist, selbst wenn nur das ausgesprochen wird, was schon „auf den Zungenspitzen“ liegt. Wenn man glaubt, auf eine feste Zahl kommen zu können, indem man genau zählt, wie viele Wörter die deutsche Sprache hat — ich weiß nicht, ob das mehr als 300 000 oder mehr als 400 000 sein würden —, so ist das etwa, wie wenn jemand die Grashalme einer Wiese in der Weise zählt, daß er die Wiesenbreite mit Schritten abmisst.

Selbst ein so grober Maßstab kann immerhin schon zeigen, wie außerordentlich viel größer das Schatzhaus unserer Hochsprache ist als etwa das einer primitiven Sprache oder einer schriftlosen Mundart.

Die Summe der in der deutschen Sprache beschlossenen Denkgehalte ist nur erst geahnt, wenn man von Saal zu Saal durch eine unserer großen Büchereien geht, etwa in Leipzig, und wenn man nur ein Einzelwort als Stichprobe herausgriffe und sähe, in wieviel verschiedenartigen, inhaltlich verschiedenen Sätzen es vorkommen vermag, wieviel verschiedene Bedeutungen also dieser Begriff bisher schon zu haben vermochte. Wenn wir diese Zahl mit der beschränkten, aber doch immerhin ansehnlichen fünfstelligen Zahl vorhandener Wörter multiplizieren, so haben wir eine ganz matte Ahnung, welche Ausdrucksmöglichkeiten uns unsere Muttersprache erschließt.

Die Durchmusterung aller Begriffe ist also ein durchaus undurchführbares Unterfangen. Es bleibt darum nur möglich, zu zeigen, in wie besonders günstiger Weise für unsere Sprache die Bedingungen erfüllt sind, aus denen überhaupt der Schatz einer Sprache groß und reich und darstellungskräftig zu werden vermag.

Um mit dem Wesentlichen zu beginnen:

Das Deutsche hat eine besondere Geschichtstiefe. Es ist schon früh eine „Sprache“ geworden.

Schon die vorgeschichtlichen Anfänge dieser Sprache, die Ansätze zur Entwicklung einer Sprache im vorsprachlichen, mundartlichen Zeitalter stehen unter günstigen Sternen. Es gibt schon ein den geistigen Verkehr unter den altdutschen Mundarten förderndes Verkehrsmittel von höchster Leistungsfähigkeit: Das Lateinische. Die Mundarten liegen schon in jener Zeit in einem großen Verkehrsgebiet, das räumlich über viele Länder Europas und zeitlich bis in das Jahrtausend vor Christi Geburt reicht. Das Lateinische schafft in Sprechern von deutschen Mundarten Denkbedürfnisse und Denkmöglichkeiten, für die sie auch in ihrer Muttersprache um Ausdruck ringen. (Man denke nur an Rabelais und Luther.) Diese Überlagerung unserer Mundarten durch das Lateinische wirkte gewiß in vieler Hinsicht auch erstickend und lähmend, aber im Ganzen wirkte sie wohl doch mehr Nutzen als Schaden.

Es ist schwer, den Zeitpunkt anzugeben, wann aus schwachen Anfängen ganz allmählich eine Sprache, eine die Mundarten überwölbende, die Aufspaltung aufhebende Sprache entsteht. Die Nitterdichtung schon wirkt nicht nur auf Vereinheitlichung der Schreibgewohnheiten hin, sie bedeutet auch schon Arbeit an der Schaffung und Ausgleichung von Sprachgehalten. Auf solche „Sprache“ zielen die Mühen der Mystik, die das unmittelbare innere Erleben nach den überlieferten Anschauungen und Forderungen der Kirche ausrichten wollen. Dieses unmittelbare Erleben wird in der Muttersprache am sichersten gefaßt. Daher liegen hier vor allem die Anfänge einer bedeutsameren muttersprachlichen Prosa, einer bewußteren Loslösung von der lateinischen Sprache.

Als nun die Kunst des Buchdrucks erfunden wird, entsteht schon aus rein technisch-wirtschaftlichen Gründen ein starkes Bedürfnis nach einer *gemeindeutschen Schriftform*, und aus der in immer stärkerem Maße und für immer weitere Gebiete vereinheitlichten Schrift entsteht allmählich eine für immer weitere Gebiete einheitliche Sprache, wenngleich diese Entwicklung auch heute noch nicht vollendet ist.

Von ganz besonderer Bedeutung für den Wertrang der deutschen Sprache ist es, daß diese die Mundarten in wirksamster Weise von neuem verbindende Schriftnorm schon sehr früh gefunden wurde und daß eine verhältnismäßig *zahlreiche* Schreiberschaft und Sprecherschaft vorhanden war, die durch viele Jahrhunderte im geistigen Austausch miteinander lebte und das Austauschmittel immer mehr vervollkommnete. Gemeinschaftsarbeit bedeutet nun aber nicht nur wechselseitige Bereicherung um den jeweiligen Besitz des anderen, sondern sie bedeutet, wie an anderer Stelle dargetan wurde, auch Leistungssteigerung, indem dadurch ganz neuartige Denkformen erschlossen werden. Das Denken schwingt sich in dem Spannungsraum der Gemeinschaft in immer höhere Formen, so wie sich ein elektrischer Strom im Induktionsfeld hochschwingt. Damit ist das Deutsche (ebenso wie die französische und englische Sprache) allen denjenigen Sprachen schon grundsätzlich in seiner Geschichtstiefe um ein Gewaltiges überlegen, denen das Schicksal eine solche langsame und ruhige Entwicklung in langen Zeiträumen in einer großen Sprecherschaft von vielen Millionen versagte. Die Entstehung der vereinheitlichenden Hochsprache, die Ablösung vom Lateinischen und später vom Französischen geschieht in gewaltigem, reichbewegtem Ringen voller dramatischer Spannung. Auf erfolgsglückte Jahrzehnte folgen Jahrhunderte hoffnungsarmer Zerschlagenheit. Es schreiten Wunder wirkende Führer über diese Schlachtfelder, Heere frommer Bauern und Handwerker, Trupps arm-

seligen Gelichters. Deutsche Sprache wird geboren in deutscher Geschichte, und deutsche Geschichtlichkeit aus deutscher Sprache.

In jedem gesprochenen Wort hallt schwächer und schwächer werdend, aber doch für ein feines Gefühl spürbar nach, was dieses Wort vor Jahrhunderten einmal bedeutete, wie dieses Wort für andere Geschlechter im unmittelbaren Alltagserleben Handlung unter Handlungen war, Stimmung, Gefühl, Erregung, Sehnsucht, Trauer und Freude.

Immer noch zittern in der Luft deutschen Lebens die Worte längst verwehter Tage, Worte, die rechtfertigten und verdamnten, raubten und beschenkten, erniedrigten und erhöhten.

Dieses Weiterschwingen der Vergangenheit im Wort der Gegenwart bewirkt es, daß trotz aller Änderungen, aller Wandel in allen Einzelheiten des Lebens, in der äußeren Technik der Naturbeherrschung und der inneren Technik des Weltanschauens, daß bei allen fremden Einflüssen jedes der nebeneinander schreitenden abendländischen Volkstümer seine besondere gleichbleibende, stetige, selbsteigene Entwicklung haben konnte. Gotik und Renaissance und Barock werden in Deutschland deutsche Gotik und deutsche Renaissance und deutsches Barock. Und wenn auch zwischen dem Lutherschen Deutschland, dem Goetheschen, dem Bismarckschen, dem Weltkriegsdeutschland breite Wesensklüften bestehen, es ist ein im Kern sich gleichbleibendes Deutschland trotz alledem.

Diese Geschichtsstetigkeit ist gebunden an Sprache, ist bedingt durch die Sprache. Auf dem Wege über das Wort bestimmt die Vergangenheit, was in der Zukunft möglich ist. Denn die Speicherkraft des Wortes ist Speicherkraft an Denk-, Fühl- und Willensweisen.

Die deutsche Vergangenheit, die so zwangsläufig deutsche Gegenwart und deutsche Zukunft mitgestaltet, die in den sachlichen, in den Gefühls- und Willensgehalten unserer Sprachbegriffe ihren weiter wirkenden Niederschlag gefunden hat, war ein einmaliges, ganz bestimmtes, in dieser Weise nie wiederkehrendes, von den Mornen gewebtes Schicksal, ein ganz bestimmtes politisches Schicksal mit traurigen und hellen Stunden, ein bestimmtes religiöses, ein bestimmtes kulturelles Schicksal. Es war ein besonderer Absprung in die Geschichte.

Nirgendwo speichert die Vergangenheit so zukunftsfrüchtige Kräfte auf wie in der Sprache. Und in der deutschen Sprache wird die deutsche geschichtliche Vergangenheit „Wirkllichkeit. Deutsche Geschichte als Geschichtsschreibung, als Überlieferung bestimmter politischer Tatsachen kann gewiß ein Staatsethos schaffen und die Richtung der politischen Geschichte bestimmen, aber das eigentliche, breite, alltägliche, geistige Volksleben wird erst wahrhaft durch die deutsche Sprache bestimmt. Die Sprache erst schafft einen deutschen Menschen als geschichtliche Gattung, als Gattung, die in ganz anderem Maße auf der nachgeburtlichen „Vererbung erworbener Eigenschaften“ beruht als irgendeine Tierart. Religionskriege und Frondienst, Holzgeräte, Pest, Frühlingsbräuche, heidnische Götter, Mönchsorden, Landsknechtsheere, gotische Münster, scholastische Disputationen, mystisches Heilsuchen, — all diese Stichworte deuten geschichtliche Tatbestände an, die noch in der deutschen Sprache weiterleben. Es ist dabei ganz und gar nicht nur an Wörter und Redensarten zu denken, die kulturgeschichtliche Rückblicke erlauben — die Flinte ins Korn werfen, Eigenbrötler, Galgenfrist, Folterknecht —, sondern in jedem, jedem deutschen Wort lebt deutsche Vergangenheit, wenn auch nicht mehr erkennbare und erfühlbare Vergangenheit, aber es ist weiterwirkende deutsche Vergangenheit.

Mit unserer Sprache nutzen wir heute die Erlebnisse und Erkenntnisse ferner deutscher Brüder. Gewiß darf nicht geleugnet werden, daß seit Jahrtausenden die Arbeit fremder Völker mitgenutzt ist bei der Schaffung der deutschen Sprache von heute, aber das Fremdgut ist doch in besonderer und eigentümlicher Weise in unsere Sprache hineingeformt, so daß selbst die Wörter, in denen sich eine fremde Lautgestalt erhielt, längst einen anderen Inhalt bekommen haben. Gewiß sind die europäischen Völker in Gemeinschaftsarbeit von Stufe zu Stufe gestiegen, aber bei alledem entfaltete jedes Volk doch seine Geistigkeit in besonderer Weise, in besonderer Prägung, mit besonderer Willenswallung.

Wir sehen Geschlecht auf Geschlecht am Fortschritt der deutschen Sprache arbeiten, alle Schichten, alle Stände. Alles Erleben, alles Entdecken, alles Erkennen und Wollen und Fühlen, das durch seinen sprachlichen Niederschlag über den engen Bereich eines einzelnen seine Kreise zieht und unter den Menschen beim Sprechen und Hören wirksam wird, ist in einem höheren Sinn Arbeit an der Sprache, so selten es als solche erkannt wird.

Wenn Spengler sagt: „Jeder von uns Menschen des Abendlandes erlebt als Kind seine Gotik, seine Dome, Ritterburgen und Heldensagen, das „Dieu le veut“ der Kreuzzüge und das Seelenleid des Parzival in wachen Träumen und Kinderspielen noch einmal“, so ist die tragende Kraft solchen Nachlebens des Vergangenen der Begriff. Nichts weiter. Dasselbe Kind deutscher Eltern, das in einer Indianersprache in Südamerika aufwachsen würde, würde auch die deutsche Gotik nicht in diesem Sinne unbewußt nachleben. Aber das Kind, das in deutscher geistiger Umgebung aufwächst, wird Nutznießer der geistigen Arbeit und der Erlebnisse von Jahrhunderten deutscher Geschichte. Die Geschichte, die das Kind nachher in der Schule lernt, macht bestenfalls unbewußt Errungenes bewußter. Wirkende Macht war es schon vordem.

Auch der starrsinnigste, konventionsfeindlichste deutsche Künstler kann nicht seine deutsche Vergangenheit aus sich herauskriegen. Er ist traditionsgebunden, so oft und so laut er auch jede Tradition bekämpft. (Die Traditionsgebundenheit vieler kleiner Geister besteht in einer bestimmten blasierten Art des Bekämpfens der Tradition.) Wenn er in sich hineinlauscht, wenn er sich der traditionstragenden Kraft der Sprache bewußt zu werden vermag, dann wird er doch oft gestehen: „Ist mir doch, als ob mich riesen Väter aus des Grabes Macht.“ (M. v. Schenkendorf.)

Die gesamte deutsche Geistesgeschichte — auch die der namenlosen Seelen in niedrigen Hütten — ist Gestalt geworden, ist schöpferisch lebendige Kraft geworden in unserer Muttersprache. Und durch alle Lebensgebiete müßten wir gehen, wenn wir die Verpflichtung der deutschen Sprache gegenüber der besonderen deutschen Geschichte voll ermessen wollten.

Die Leistung am Wort erscheint einerseits als erste Schöpfung und andererseits als immerwährende Neuschöpfung.

Worte — Begriffe sind hier Eroberungen kühnen Wagemutes, dort letzte, knappste Formel für Endergebnisse jahrhundertelanger, erbitterter Geisteskämpfe.

Hier sind sie geboren aus der Schau eines großen Genius in begnadeter Stunde, dort sind sie von Kindern in spielerischem Drange zum ersten Male gebraucht worden.

Hier stehen sie glänzend und fertig da, wie aus einer ehernen Notwendigkeit zu ihrer Höhe erschaffen, dort sind sie ganz allmählich geworden in langer, langer Arbeit, von jedem Geschlecht unmerklich geändert bis zu ihrem heutigen Klang- und Bedeutungswert.

Aber immer schafft eine große Geschichte eines großen Volkes eine große Sprache, und eine deutsche Geschichte eine deutsche Sprache.

Die Leistung des deutschen Schrifttums der verschiedenen geschichtlichen Zeiten an der Schaffung der deutschen Sprache ist gewiß recht bedeutsam, nur muß deutlich erkannt bleiben, daß hier nur ein sprachschaffender Kreis erfaßt wird. „Inmitten unzähligem Hin- und Herreden der einzelnen wächst still und groß das ewige Weisheitsgut der Menschen weiter.“ (Morgenstern.) In diesem großen Hin- und Herreden sind die Dichter nur ein kleiner Chor, der aber doch dadurch bedeutsam ist, daß ihm durch die Schrifthaftigkeit seiner Erzeugnisse ein besonderes Gewicht und eine besondere Wirkungskraft gegeben ist. Vor allem arbeitet dieser Kreis auch bewußter an der Neuschaffung neuer Ausdrucksmöglichkeiten als irgendein anderer Kreis. Sie sind die wichtigste Gruppe von den benennbaren und erkennbaren Einzelpersonlichkeiten. Zwischen ihnen ist am deutlichsten die gegenseitige Bereicherung zu verfolgen. „Alle Bücher, vom ältesten bis zum jüngsten, stehen in einem geheimnisvollen Zusammenhange. Denn keiner, der ein Buch geschrieben, ist durch sich selbst geworden, was er uns ist. Jeder steht auf den Schultern seiner Vorgänger. Alles, was vor ihm geschaffen wurde, hat irgendwie dazu geholfen, ihm Geist und Leben zu bilden; und was er geschaffen, hat irgendwie andere Menschen gebildet, und wieder aus deren Geist ist es in spätere übergegangen. Von den vergangenen Seelen leben und nähren sich alle, welche jetzt atmen und Neues wirken. Wer längst seinen Leib der Natur zurückgegeben, wird täglich in Tausenden aufs neue lebendig.“ (Freitag.)

Wie die Dichter als Sondergruppe im Volk die deutsche Sprache umgestalteten, bereicherten und in ihren Leistungen am Wort weiterleben in die Zukunft hinein, hat noch nie jemand in einer Gesamtschau darzustellen gewagt, wenn nicht ganz grobe Übersichten (wie etwa bei Weise) hier genannt werden sollen. Literaturgeschichte als Sprachgeschichte kann ebenso wie jede wirkliche Sprachgeschichte, die nicht nur auf die Sprachsymbole, sondern auf die Sprachgehalte sieht, nur von einem Philologen geschrieben werden, „der ein universaler Mensch ist“.

Eine Darstellung der Verdienste der deutschen Dichter um die deutsche Sprache hätte von den erhabensten Leistungen heiligen Künftertums zu berichten. Es ist eine stolze Reihe, die Heinrich von Veldeke beginnt, der „das erste ris in tiutschen zungen inpfete, davon esse ersprungen sint, von den die bluomen kamen“. (Walter von der Vogelweide.) In stolzem Aufstieg wächst die Kraft der Sprache und erreicht im Zeitalter der Klassiker eine früher nie geahnte Höhe. Über Schiller als Meister der Sprache sagt Dahn:

„Wie einen Kaisermantel prächtig
Wirft er die Sprache um sich her,
Bei jedem Schritte rauscht sie mächtig,
Von Wohlklang und von Fülle schwer.“

Es ist unmöglich, die Verdienste der einzelnen Dichter in kurzen Worten gerecht abzuwägen. Aber es können doch einige Namen genannt werden, die für die Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache einen besonderen Klang haben. Als einer der größten „auf der wortheide“ wird immer Wolfram von Eschenbach zu nennen sein, der allereigenwüchsigste. Neben ihm steht Luther, der den Müttern auf das Maul zu sehen mußte, Klopstock, der die Obertöne der Worte für die Dichtkunst entdeckte, Goethe, der in seinem Seelenwachstum das Blühen deutscher Sprache zur reifsten Frucht deutschen Selbst- und Weltgewinnes geführt hat, Nietzsche, der genialische, Stefan George, das Vorbild herber Zucht.

Ein stilles Ehrenplätzchen müßte auch den bewußten Kämpfern gegen die Fremdsprachen eingeräumt werden, die unsere deutsche Sprache „werd geschmückt vnd reich gemacht“.

„Ja, Herr Opitz, eurer Kunst
Mag es Deutchland einig danken,
Daß der fremden Sprachen gunst
Mercklich schon beginnt zu wanden
Und man nunmehr insgemein
Lieber deutsch begehrt zu sein.“

(Simon Dach 1638.)

Wir brauchen nur unser Auge über das erhabene Heer deutscher Dichter hinwegwandern zu lassen, um bewußter zu erkennen, wie durch ihr Werk unsere Sprache sich über die Mundarten erhebt, wie sie damit anderen Wesens, anderen Ranges wird. Es ist gerade an ihnen zu sehen, wie hohe eigene Leistung des einzelnen und hohe Entwicklung und Entfaltung der Gemeinsprache, die sie vorfinden, sich gegenseitig bedingen. Eine vollendetere deutsche Sprache ermöglicht auch vollendetere deutsche Dichter und umgekehrt, große Dichter machen eine vollkommene Sprache immer vollkommener.

Die Gleichsetzung von Sprache und Literatur ist darum in hohem Maße berechtigt, und bei dem Versuch, das Unbeschreibliche zu beschreiben, das Ungreifbare zu greifen, einen unermesslichen Reichtum mit den kleinen Massen unserer Worte auszumessen, ist es durchaus förderlich, auf die deutsche, englische, französische, tschechische, wendische Literatur hinzuweisen, wenn man die deutsche, englische, französische, tschechische, wendische Sprache miteinander vergleichen will.

An den großen Dichtern wird auch die Verschiedenheit der Entfaltung der Sprachen besonders anschaulich, ihre Unübersetzbarkeit. Auch die beste Übersetzung eines Romans von Dickens bringt uns nicht so in englische Luft wie das Original.

Ein großes, bedeutendes Kulturvolk spiegelt sein ganzes Werden in unserer deutschen Muttersprache, sein Lieben und Hassen, sein Freuen und Trauern, seine Hoffnungen und Ahnungen, sein Forschen und Grübeln, seine Kümmernisse und seine Seligkeit.

Die Sprache vermittelt dem Menschenkinde Außenwelt und Innenwelt. Unser Sehen, Denken, Fühlen, Wollen entfaltet und entwickelt sich durch sie. Da die Sprachen verschieden sind, so vermitteln sie verschiedene Weltbilder, verschiedene Arten des Erlebens der Welt. An unserer deutschen Sprache werden wir zu deutschen Menschen.

Unser Volk hat in seiner Sprache ein Schriftwesen entfaltet, aus dessen bunter und reicher Fülle alle Bedürfnisse von Geist und Seele in vorzüglicher Weise befriedigt werden können. Wir haben Dichtungen, Seelenschilderungen von höchster Feinheit und künstlerischer Vollendung, Bühnenwerke und Erzählungen, Zeitungen und Zeitschriften für die Alltagswissbegierde und ernste Werke über alle Zweige menschlichen Wissens. Die Sehekrast und die Weltweisheit vieler Geschlechter von bedeutenden Dichtern und großen Gelehrten kommen hier zu immer neuer Wirkung. Goethes und Fichtes Werke lassen sich nicht in eine Indianersprache übersetzen, und wenn wir sie in eine andere höher entwickelte Sprache umsetzen, die den gemeinsamen Aufstieg der europäischen Kultur miterlebt hat, so wird dieses Umsetzen, mag es gut oder schlecht geschehen, doch immer ein Umgestalten in eine andere Art des Erlebens. Die Worte und Begriffe als die Bausteine des Denkens bestimmen durch ihre Beschaffenheit, was für Türme man damit bauen kann. Wenn wir auch mit den anderen Völkern Europas an der Weiterentwicklung des Menschengesistes

Hand in Hand gearbeitet haben, so hat der Menscheng Geist doch bei aller Gemeinsamkeit dieser Arbeit in unserer deutschen Sprache seine ganz besondere Eigentümlichkeit und Ausprägung erhalten. Der Menschheitsfortschritt wächst bei allen geistigen Wechselbeziehungen der Völker immer nur in einer bestimmten Form, in einer bestimmten Sprache, mit allen Eigenheiten und Besonderheiten dieser völkischen Gemeinschaft. Menschheitsfortschritt ist ein abgezogener Begriff. Er erscheint nur in einem Fortschritt des deutschen oder des englischen, oder des russischen Gedankens.

In der Gemeinschaft der Menschen, die durch unsere Muttersprache verbunden sind, ist unser eigenes geistiges und seelisches Werden in entscheidender Weise vorbestimmt. Hier ist unsere beste Heimat, hier unser Vaterland, dem wir wie unserem leiblichen Geschlecht verpflichtet sind. Mag nun die Sonne Afrikas bei unserer Geburt geleuchtet haben, oder mag die asiatische Steppe unser Haus mit ihrem Sturm durchschütteln, durch unsere Sprache wohnen wir zusammen mit den Vorfahren ferner Tage und ferner Weltteile. Mit der Sprache erhalten wir ein Erbteil, das, wie nach seiner russischen Veranlagung unser Leib, in Jahrhunderten und Jahrtausenden zu seiner Eigenart gewachsen ist.

Allein schon dieser eine Teil der Arbeit an der deutschen Sprache, die Schriftsprache zu erfinden und sie über die Mundarten zu erheben, ist eine gewaltige Kulturtat. Um dieser Leistung willen und wegen der großartigen Entwicklung des deutschen Geistes in einem stolzen Kulturaufstieg müssen wir uns dieser Sprache voll gehobenen *Selbstbewusstseins* freuen. Von den tausend Sprachen unseres Erdballs können sich nur wenige mit der unsrigen vergleichen.

Einen stolzen Entwicklungsgang hatten gewiß auch die vier anderen Sprachen, mit denen das Deutschtum in weltpolitischem Wettstreit steht, das Englische, Französische, Russische, Spanische. Und wie man seine Heimat liebt „und seien es öde Inseln und kahle Felsen und wohnte Armut und Mühe dort mit dir“, so wird jeder seine mütterliche Mundart lieben müssen und dafür einstehen. Vermessenheit ist es aber, ein karges Moos für *gleichartig* einem Eichbaum, einen Federkiel als *gleichwertig* einer Schnelldruckpresse zu erklären. — Unsere Sprache muß der Gegenstand unserer Liebe sein, auch wo sie der Gegenstand unserer Sorge wird. Und von mancherlei Sorgen, die uns die deutsche Sprache macht, wird noch zu sprechen sein. Wenn sie uns aber das Bewußtsein geben darf, daß wir mindestens ein gleiches Gewicht in die Waagschale zu werfen haben wie die bedeutsamsten und erhabensten aller Weltsprachen, dann sollte uns daraus ein besonderer Stolz und eine besondere Kraft beim Eintreten für unser Volkstum erwachsen. Wir dürfen stolzer, sicherer und selbstbewußter sein in diesem Kampf, den wir nach einem urchümlichen Lebensrecht und nach urchümlicher Selbstbehauptungspflicht führen und durchkämpfen müssen.

Schiller sagte: „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation. Wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen.“ — Auch wenn wir unserer deutschen Sprache in wissenschaftlichem Ernst und vorurteilslos wertend gegenüber treten, müssen wir *stolz* sein auf diese besondere unter den Sprachen, auf dieses „Mysterium aller Deutschtum“. (Nietzsche.)

Über die Rasse als Gruppenpersönlichkeit formende Macht¹

Der „Stamm“ als die Vorform des gesellschaftlichen Gebildes *Volk* ist im allgemeinen der Verband von aus gleicher Wurzel wachsenden Geschlechtern, wie die Geschlechter wiederum Gruppen von Familien mit gleichem Urbater sind. Doch auch mit dem Wachstum der gesellschaftlichen, politischen Gruppen über den Bereich eines einzigen natürlichen Stammes hinaus, auch nach dem Zusammenschluß von mehreren Völkern in einem Staat bleibt die Vorstellung von der Blutsverwandtschaft dieser größeren Einheit bestehen. Der Jakob der biblischen Sage, der Aeneas der römischen ist aus dem Wunsch politischer Einheiten geboren, sich als Sippen mit gleichem Stammvater zu schauen.

Als sich in einem anderen Zeitalter die Notwendigkeit ergibt, einen weiter reichenden politischen Willen und eine sehr viel härtere *Verpflichtungsforderung* des Staates an seine Bürger vor der Vernunft zu begründen, da wird, als Nebengewinn dieses geistigen Mühens, mit überrascht-freudigen Augen das „*Volk*“ in einem neuen Sinne entdeckt. Man sieht jetzt die sich durchaus nicht immer mit den Staatsbürgerschaften deckende *wesens* einheitliche Gruppe in hellerem Licht und erkennt deutlicher ihre kulturschöpferische Einheit, die durch ein gleiches „*Volkstum*“ gebundene Gruppenpersönlichkeit von Sonderprägung. Diese kulturelle, geistig-seelische Gemeinschaft wird in der geistigen Bewegung der Romantik allen Volksgliedern immer deutlicher bewußt, und sie erobert sich als fordernde Macht in der Welt der Werte einen so hohen Rang, daß der daraus erwachsende neuzeitliche Nationalismus schließlich zu einer der bestimmenden politischen Kräfte unserer Zeit wird.

Es war nur zu natürlich, daß auch die neue Liebe zu dieser geistigen, seelischen, kulturellen Wesensgemeinschaft mit Persönlichkeitsprägung sich mit der ursprünglichen, triebhaften Liebe zur Familie, zur *Blutsgemeinschaft*, zum Geschlecht, zum Stamm verband, daß auch das Volk als die Gruppe verwandter, aus einer Wurzel sprossender Stämme angesehen wurde. In der engeren Familie fällt ja für gewöhnlich beides zusammen: Der Erzeuger ist der Erzieher, — und so konnte denn die neuerkannte geistige Gruppenpersönlichkeit, das Volk, leicht fälschlicherweise als eine körperliche, bluthafte Einheit angesehen werden, während sie doch wesentlich auf nachgeburtlicher Erziehungseinwirkung durch eine gleiche Sprache beruht.

Eine naturwissenschaftlich und geschichtlich gründlicher geschulte Zeit entdeckte jedoch bald den Fehler in dieser Gleichsetzung. Sie sah, daß gegenüber der Millionengemeinschaft, der großen Zahl von Stämmen, von fremdvölkischen Bestandteilen, die erst in einer sehr

¹ Siehe Fußnote zu S. 141.

späten Entwicklung in die sprachliche, kulturelle Wesenseinheit nachträglich hineingeschmolzen wurden, gar keine Rede sein kann von einer auch bluthaften, verwandtschaftlichen Einheit. — Millionen von Slawen, Hunderttausende von Franzosen, Dänen, Friesen, Italienern usw. wurden erst in den letzten Jahrhunderten Deutsche. In den Hochsprachen ist eine neue, große Massen innerlich vereinheitlichende und vergesellschaftende Kraft entstanden, die mit unwiderstehlicher Gewalt in ganz kurzer Zeit blutsfremde Einzelne und Untergruppen zu neuer Einheit zusammenknetet. Es wird allzu deutlich für jeden, der geläufige Vorurteile aufzugeben bereit ist, daß seiner Blutsverwandtschaft und Stammesangehörigkeit nach sehr Fremdes und Verschiedenes in der großen Volkseinheit zusammenfließt. Da erscheint nun der Rassegedanke als Hilfe in dieser unbehaglichen Lage, daß man das Volk nicht als das aus einem einzigen Blutstamm entsprossene Geäst ansehen darf; denn er erlaubt es, daß man behaupten darf, es sei nur scheinbar Verschiedenartiges in einem Volkstum zusammengefloßen, auch die Zuzügler seien ja, wenn schon von verschiedenem Volkstum, so doch von ursprünglich gleicher Rasse.

Je entschlossener und unbefangener aber die naturgegebenen, biologischen Tatbestände weiter untersucht werden, desto deutlicher erscheint auch die auf Rasse gegründete völkische Blutseinheit ebenso als eine Trugvorstellung, wie die Aeneas-Sage vor den Augen des Geschichtsforschers nur eine schöne Dichtung blieb: Denn es wird nun die zunächst sehr bittere, einem unmittelbaren, frommen Wunsch widersprechende Erkenntnis ganz unwiderlegbar, daß die geistig-feelisch-kulturelle Einheit auch nicht eines einzigen der abendländischen Volkstümer auf der rassischen Einheitlichkeit ihres Blutes beruht. Es zeigt sich im Gegenteil einerseits gleiche Rasse in verschiedenem Volkstum, und andererseits ruht jedes in sich einheitliche Volkstum auf mehreren, voneinander durchaus verschiedenen Rassen.

So gibt es nach Günther, der wohl heute zum mindesten der bekannteste der Rassenforscher ist, im deutschen Volk fünf unterschiedliche Rassen, und zwar sind an reinrassigen Menschen vorhanden: nordische 6—8 %, ostische 2—3 %, dinarische 2—3 %, ostbaltische 1 %, westische weniger als 1 %. In der neuesten Auflage seiner Rassenkunde erscheinen noch fälische mit weniger als 1 %. 80—85 % der Bevölkerung sind aber gemischtrassig, wobei die allerverschiedensten Mischungsverhältnisse eintreten können. Die rassische Verschiedenheit der europäischen Völker ist bestenfalls faßbar als die Verschiedenheit dieses Gemengeverhältnisses, denn in ihnen allen sind je die gleichen Rassen wiederzutreffen, jedoch in verschiedener Verteilung.

Ob nun auf 4 oder 6 oder 12 oder 60 „deutsche“ Rassen erkannt wird, ob — wie bei den meisten der Forscher — die Zahl der Reinrassigen noch für viel geringer gehalten wird, als es bei Günther geschieht: Bei keinem unter den Neueren wird das Volk mehr, wie es lange geschah, als ein Gebilde eines rassisch, bluthaft einheitlichen Ursprungs angesehen. Unvoreingenommenes Denken muß erkennen, daß das rassisch nicht einheitliche „Volk“ ein soziales Gebilde von durchaus anderem Wesen und anderem Range ist als die „Rasse“. So sagt denn Professor E. Fischer: „Wer immer ganz und von allerfrühester Jugend an einer völkischen Kultur völlig teilhaftig ist, also mit seinen Volksgenossen Sprache, Sitte, Recht, Glauben, Tradition usw. teilt, gehört zu dem betreffenden Volk, einerlei welcher Rasse er ist.“ — Dieses folgerich-

tige Auseinanderlösen der Begriffe widerspricht auf das lebhafteste geläufigen Meinungen, daher erscheint schließlich doch immer wieder nicht nur in den volkstümlichen Geschichtsbüchern, sondern sogar selbst in der Rasseliteratur das Volk doch noch auf irgendeinem Umwege als die durch gleiche Vorfahren gegebene Einheit. Die Rassenwissenschaft würde sich bei diesen Versuchen, das sich nicht Deckende doch noch irgendwie zur Deckung zu bringen, wohl längst über die Maßen lächerlich vorkommen, wenn sie nur Wissenschaft um der Wissenschaft willen wäre. Aber dieses junge Bemühen nimmt ja seinen Schwung und sein Ethos von einer Sehnsucht jenseits aller Vernunft, von der Liebe zu zweierlei Verwandtschaft, zu der nationalen, geistig-seelischen einerseits und der tierischen, bluthaft-körperlichen andererseits. „Tief steckt das deutsche Rassenproblem zur Zeit noch im jugendlichen Stadium seiner Romantik“, sagt E. Sander. Obgleich längst vor dem Verstand zugestanden wurde, daß die Gruppe von geistigen Vätern eine durchaus andere ist als die der körperlichen Väter, daß diese beiden Welten, in die der Mensch eingewurzelt ist, je durchaus ihren völlig eigenen Gesetzen gehorchen, quillt doch aus unbewußt übernommenen Vorurteilen ganz unmittelbar „vom Gefühl her“ immer wieder die Überzeugung auf, das Unvereinbare ließe sich doch vereinen.

Es muß aber wiederholt werden: Die Antwort auf die Frage „Was ist ein Volk?“ kann man insoweit für die abendländischen Völker mit unbedingter Sicherheit geben, als gesagt werden darf: Volk ist nicht eine rassische Einheit. Volk als Lebensgemeinschaft in einer Hochsprache ist Rassengemeinschaft, eine Gruppierung von Rassen und Rassenmischungen in einem bestimmten Verhältnis. Die Menschengruppe, der durch gemeinsame Sprache ein gemeinsames Seelentum zum Schicksal wurde, ist nicht aus einer Blutswurzel entsprossen, aus einem Stamm, von dem sich Äste abspalteten, von dessen Ästen Zweige und von dessen Zweigen immer neue Zweiglein und Zweiglein von Zweiglein entkeimten. Sondern die Glieder eines Volkes stammen aus verschiedenerlei Blut. Sie wuchsen erst durch nachgeburtlich wirkende Mächte zur geistigen Einheit zusammen. Sie blieben dabei biologisch eine Mischung. (Besser gesagt ein Gemenge von reinen Rassen und Rassenmischungen verschiedenster Art, denn es entstanden ja nicht neue, in sich gleichförmige Einheiten aus den verschiedenartigen Bestandteilen, indem diese sich ineinander auflösten. Es blieben in einer Kultur verschiedene Mischungen nebeneinander gelagert.) Als Sprachgemeinschaft aber ist eine Menschengruppe, trotzdem ganz verschiedenes Rassetum die grundsätzliche Fähigkeit hat, an dieser Gemeinschaft teilzuhaben, etwas Einheitliches in Rücksicht auf die gleichen geist- und seeleformenden Kräfte, die auf alle nach ihren Begabungen unterschiedlichen Glieder der Gruppe einwirken, auf sie einwirken können.

Die Bedeutung der Rasse, der biologischen Einheit gleicher Eigenschaften, der in gewissen vom Blut gegebenen Erbanlagen einheitlichen Menschenmenge steht in Frage. Dieser Begriff der Rasse als einer den Gesetzen der Vererbung gehorchenden biologischen Wesenheit wird hier mit all den Eigenschaften gebraucht, die ihm im Rassenchrifttum zugeeignet werden. Der Begriff wird also zunächst in der üblichen Verwendungsweise anerkannt und es wird gesagt, was unter diesen später noch zu prüfenden Voraussetzungen festzustellen ist.

(Solche „Rassen“ und das auf ihnen beruhende „Rassengemenge“ dürfen nicht einfach gleich „Blut“ gesetzt werden. Die Summe der mit dem Blut gegebenen Begabungen innerhalb einer Sprachgemeinschaft ist selbstverständlich etwas anderes als die Summe ihrer rassischen Eigenschaften, wie auch im reinrassigen Einzelmenschen nur ein Teil der Eigenschaften als Rasserbe, ein anderer Teil als der ganzen Familie gemeinsames Erbe, ein anderer Teil als ganz persönliches Erbe von Einzelgliedern der Familie angesehen werden darf.)

Es muß daran erinnert werden: Der Charakter des Kollektivgebildes Rasse steht in Frage. Es geht darum, welches der Sonderpersönlichkeitswert dieses Gebildes ist, welches entsprechend die verpflichtende Kraft dieser Gruppe gegenüber ihren Gliedern. Es wurde festgestellt, daß der geistig-seelisch-menschthümliche Charakter der Volk genannten Gruppen, sofern er aus ihrem Rassestum erklärt werden soll, für die europäischen Völker als abhängig von der Besonderheit eines Gemengeverhältnisses von Rassen erscheinen muß. Man müßte ausrechnen, wie sich dieser wirkliche Volkscharakter mit Notwendigkeit ergeben müßte, wenn die Rassen a, b, c, d, e, f, etwa 3. B. in folgendem genau berechneten Verhältnis zueinander gruppiert sind: 6a, 2c, 1d, 0,8e, 0,7f, 0,5xyz, 19ab, 13ac, 4ad, 2ae, 1,5af, 9bc, 4bd, 1be, 2bf, 5ed, 13abc usw.

Vorbedingung für die Lösung einer solchen Aufgabe wäre aber die Erkenntnis, welches denn die geistig-seelischen Besonderheiten jeder dieser einzelnen Rassen a, b, c usw., aus denen das völkische Rassengemenge zusammenwuchs, je für sich sind, welches Stärke und Art der Einzelgrößen ist, die zur Entstehung eines Volksgeistes in einem bestimmten Vertheilungsverhältnis zusammenwirken. Schon vor dieser Teilaufgabe, zu sagen, welche geistig-seelischen Rassenzüge bestimmten körperlich-biologischen Zügen entsprechen, hat jedoch alle ernstere Forschung bisher die Grenzen ihres Könnens bekannt. Auch Günther gibt nur Behauptungen und keine Beweise. Über diese Bemühungen Günthers urtheilt daher W. Schmidt mit Recht: „Schade um jedes Wort der Kritik wäre es aber, das man der Beschreibung der seelischen Rassengemeinschaften widmen wollte, die Günther in seinem Buch „Rassenmerkmale des deutschen Volkes“ von den einzelnen Rassen gibt. Während, wie wir gesehen, besonnene Wissenschaftler vorsichtig und zurückhaltend sind und auf diesem Gebiet noch wenig Sicheres zu sagen vermögen, überschüttet uns Günther mit einem ganzen Schwall von Entdeckungen, die er allein auf seinen Ferien- oder sonstigen Reisen bereits zu machen vermochte. Es ist wahre Hellscherei, die sich hier entfaltet, deren verblüffende Wirkung noch beträchtlich gesteigert wird durch die absolute Sicherheit des Tones, mit der sie sich ausspricht. Diese Selbstsicherheit ist so groß, daß der Verfasser nicht mehr merkt, wie weite Strecken er oft und oft in das Gebiet des Komischen hineingeraten ist.“ (In „Rasse und Volk“.)

Obgleich sich außer Günther noch eine ganze Zahl von Forschern mit mehr oder weniger Zurückhaltung zu diesen Dingen geäußert hat, kann ganz ohne Einschränkung behauptet werden, daß es eine ernste seelische Rassenkunde mit sicheren Ergebnissen noch nicht gibt. (Es wird sich später zeigen, daß es sie gar nicht geben kann.) Für die Frage „Wie weit bedeutet eine bestimmte körperliche Rasse ein bestimmtes Seelentum?“ liegt also keine gemeinhin anerkannte Antwort vor. Noch herrscht ja nicht einmal unter den Forschern Einmütigkeit darin, wie die körperlichen Rassen einzuteilen sind. Es ist also nicht einmal der Wert der Einzelfaktoren des deutschen Rassengemenges mit Sicherheit bestimmt. Wie nun gar dieses besondere Gemenge gerade dieses besondere Endergebnis eines bestimmten Nationalcharakters haben mußte, wurde selbst von den kühnsten Rasse-Phantasten noch nie in einer ins einzelne durchgeführten Zusammenrechnung dieser Faktoren nachgewiesen. Ihre Prophezeiungen sind immer nur Prophezeiungen in Wausch und Bogen nach Eintritt des Ereignisses. Aus dem Ergebnis der Rechnung wird in umgekehrter Richtung auf den Wert einzelner Einzelglieder zurückgeschlossen. Es wird aus einem Volkscharakter, aus einem Volkstum auf den Wert des besonderen Rassengemenges rückgeschlossen. Dieses Urtheil tritt aber mit einem kühnen

Luftsprung in der äußeren Form der Prophezeiung auf, als mußte sich mit naturgesetzlicher Notwendigkeit aus diesem bestimmten Rassegemenge dieses bestimmte Volkstum ergeben.

Nachdem dieser Lösungsweg versperrt erscheint, genau zu bestimmen, wieviel die einzelnen Rasseile, aus denen ein Volk besteht, je für sich geistig-seelisch bedeuten und wie daraus die Summe zu ziehen ist, darf der Versuch als lohnend erscheinen, von einem anderen Ausgangspunkt aus Aufschlüsse über das Beziehungsverhältnis zwischen Rasse und Volkstum zu erhalten. Es scheint möglich zu sein festzustellen, was für jeden einzelnen Menschen grundsätzlich einerseits sein Volkstum, andererseits sein Rassetum bei der Formung der Sondernereignart seiner Persönlichkeit bedeutet. Es darf gefragt werden: Was ist am geistig-seelischen Besitz des einzelnen, dort jenes blonden Eischlers in Dingsda einerseits grundsätzlich durch sein Volkstum bedingt, durch sein Deutschtum, Franzosentum, Italienertum, was ist andererseits bedingt durch sein Rassetum, durch Nordheit, Dinariertum, Mongolentum? Welches ist das Rang- und Würdeverhältnis dieser beiden das Sosein der Einzelpersönlichkeit bedingenden Kräfte?

Persönlichkeitswerte stehen nun zwar nicht in Frage, wo die Entstehungsursache von Haarfarbe oder Schädelform bestimmt wird, trotzdem soll bei dem Vergleich, wieweit das charakterhafte Sosein des einzelnen — des besagten Eischlers — einerseits von der Rasse her bedingt ist, wieweit andererseits von der Sprache her, doch einmal zunächst das geistige und das körperliche Sosein und Sogewordensein berücksichtigt werden, und es soll sogar statt an Rasse an vorgeburtliche, statt an Sprache an nachgeburtliche Einflüsse schlechtthin gedacht werden.

A. Die körperliche Entwicklung des einzelnen, sein bestimmtes Sosein ist bedingt (gefördert, gehemmt, in Richtung und Tempo bestimmt):

I. durch vorgeburtliche Einflüsse.

Die blonden Haare, die grauen Augen stammen:

- a) vom Erbgut der Väter und Mütter, das diese ihrerseits von ihren Vätern und Müttern erben. Diese Haare und Augen sind Familienmerkmale.
- b) diese körperlichen Eigenschaften sind rassische Merkmale. Der einzelne ist Sondernereignis innerhalb der größeren biologischen natürlichen Gruppe, die sein vorgeburtliches Schicksal ist.

II. durch nachgeburtliche Einflüsse, als da sind:

1. Krankheiten. (So kann etwa Schädelform und Knochenbau und Haarsprödigkeit bedingt sein durch Rachitis oder andere Krankheiten.)
2. unterschiedliche Ernährungsbedingungen. (Zwischen Knochenbau und Trinkwasser bestehen nachgewiesene Beziehungen.)
3. geophysische Bedingungen. (Der amerikanische „Typ“ entsteht in Amerika, Veränderungen der Schädelform und des Gesichtsschnittes sind oft schon in der Generation der Einwanderer nach einigen Jahrzehnten meßbar, wie Fr. Boas gezeigt hat.)

(Nach Kruse, Die Deutschen und ihre Nachbarvölker, verändert sogar schon Wanderung in die Stadt den Schädelinder. Noch stärker soll die Art der Lagerung

der Säuglinge nach der Geburt die Kopfform beeinflussen. Seine Beweisführung erscheint uns als durchaus schlüssig.)

4. durch *Erziehung und geistige Umwelt*. (Man sieht oft schon äußerlich an Körperhaltung und Gesichtsausdruck, zu welcher gesellschaftlichen Schicht jemand gehört, welchen Beruf er ausübt. — Zu dieser Art von nachgeburtlichen Einflüssen gehört die *Sprache*, der zwischenmenschliche Bestand von geistigen und seelischen Erfahrungen, in die der einzelne durch seine Sprachgemeinschaft hineinerzogen wird.)

Wie die *Sprachgemeinschaft* den Gesichtsausdruck und die Körperhaltung, den Bewegungsstil eines Menschen bestimmt, kann leicht erfahren, wer Gelegenheit und die Fähigkeit zu vergleichendem Beobachten hat. Es ist sogar versucht worden zu zeigen, daß verschiedenen Mundarten innerhalb einer Sprache verschiedene Gesichtszüge entsprechen. (So von W. Hellpach.) Es scheint mir außer Zweifel, daß das grundsätzlich möglich ist, obgleich die bisherigen Versuche, dieses nachzuweisen, vielleicht noch nicht voll glücklich sind. Es wird hier immer schwer sein auseinanderzulösen, was der Sprachgemeinschaft einerseits, den geophysikalischen Raumeinflüssen anderseits zuzuschreiben ist.

Jeder Kellner in dem Speisewagen eines internationalen Zuges, in einem internationalen Hotel wird bestätigen, daß die Muttersprache einem Menschen am Gesicht abgelesen werden kann. Er wird es als eine Beleidigung ansehen, wenn etwa jemand ihm nicht zutraut, daß er sofort erkennt, zu welcher Nationalität einer seiner Gäste gehört. Das ist nicht die Weisheit neunmalfluger Literaten, sondern unmittelbares, selbstverständliches Wissen ganz einfacher Menschen, wenngleich keiner von ihnen beschreiben könnte, worin diese körperlich sichtbare Besonderheit des Volkstums besteht. Kellner und Barbieri dürften besonders häufig die Fähigkeit besitzen, einem Menschen seine Nationalität anzusehen. — Als ich in einem englischen Mantel, mit einem englischen Hut auf dem Kopf zum ersten Male in einen Londoner Haarschneideladen trat, wurde ich, ehe ich ein Wort gesagt hatte, begrüßt mit einem „Guten Abend, mein Herr, was steht zu Diensten?“ Dem Herrn nach mir klang wieder das übliche „Good evening, Sir“ entgegen.

Stavenhagen sagt in „Volk und Muttersprache“: „Es müßte doch einmal allen Ernstes die Frage untersucht werden, ob nicht die Tradition, also ein historisch-geistiger Faktor, die Eigenart von Menschengruppen sehr viel stärker formt, als gemeinsame Abstammung, ob nicht Tradition rasseprägend und rasseumprägend wirkt. — Nach meinen eigenen Beobachtungen neige ich dazu, diese Frage in weitem Maße zu bejahen. Einen besonders anschaulichen Beweis erhielt ich 1923 in Riga: Als mich ein bekannter, reichsdeutscher Gelehrter fragte, ob man hierzulande mit einiger Sicherheit Deutsche, Letten und Russen unterscheiden könne, riet ich ihm, es selbst zu versuchen, an die Zeitungskioske heranzugehen, das übliche Geldstück für eine Zeitung hinzulegen, und, ohne einen Wunsch zu äußern, abzuwarten, ob der Verkäufer ihm von selbst die richtige deutsche Zeitung Rigas, die „Rigasche Rundschau“, reichen werde. Das in vielen Fällen unternommene Experiment fiel immer positiv aus. Ich persönlich glaube, daß die Verkäufer in dem jungen Gelehrten, der übrigens Soldat gewesen war, wohl auch den Reichsdeutschen erkannt haben. Das Interessante an dem Fall ist nun, daß der betreffende Gelehrte nach seinen eigenen Angaben aus einer — polnischen Familie stammt.“ — Ob der Deutsche nordisch oder jüdisch oder ostisch, ob Städter oder Landmann, er wird im Auslande als Deutscher erkannt, was schon so manchen Juden erstaunen ließ, der unter dem Erziehungseinfluß des Antisemitismus unsicher wurde in der Frage, ob er ein Deutscher sei oder nicht.

Der Gelehrte, dem wir die umfassendste Darstellung der Psychologie des deutschen

Menschen und seiner Kultur verdanken, Müller-Freienfels sagt mit uns überraschender Eindeutigkeit:

„Allerdings variiert die äußere Erscheinung bei den Angehörigen eines Volkstums außerordentlich . . . und doch erkennt ein geübtes Auge bei jedem Deutschen, mag er innerhalb oder außerhalb des Reichsgebietes wohnen, mag er höheren oder niederen Klassen angehören, ja mag er jüdischer Abstammung sein, bald die Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum.“

Es wurde sehr ausführlich gezeigt, wie stark Geist und Seele des Menschen durch seine Sprache bedingt sind, bedingt sein müssen. Wenn nun überhaupt Geist und Seele einen sichtbaren körperlichen Ausdruck finden, eine „Ausdrucksprägung“, dann müssen vor allem Sprachgebiete auch Gebiete einheitlicher Ausdrucksprägung sein. Und so ist es in der Tat. Worin sich solche Unterschiede kundtun, ist bisher am besten von F. L. Claus dargestellt worden, dessen unbestreitbares Verdienst darin besteht, daß er gezeigt hat, daß ein rassisches Stilgesetz je nach dem verschiedenen Volkstum eine verschiedene „Ausdrucksprägung“ findet. Er weiß oft recht glücklich begriffsmäßig zu fassen, was unmittelbares Wissen aller derjenigen ist, die mehrere Nationalitäten sich nebeneinander bewegen sehen. Nicht nur die Augen sind die Fenster der Seele, wie der Volksmund sagt, sondern der gesamte Gesichtsausdruck, die Handschrift, die Körperhaltung. Das verschiedene Seelentum der Sprachen formt auch den Körperausdruck entscheidend mit. Emil Engelhardt, der in einer deutschen Gemeinde in Brasilien daran mitgearbeitet hat, daß Kinder, die schon begonnen hatten, sich ihren Eltern sprachlich zu entfremden, für die deutsche Muttersprache zurückgewonnen wurden, berichtet in der Zeitung der deutschen Kolonie: „Ja, wir haben uns nicht getäuscht, die Kinder bekamen einen anderen Gesichtsausdruck“, als sie wieder ganz nur in deutscher Sprache aufwuchsen. Nicht abzuleugnen, aber doch nur von ganz geringer Bedeutung ist hierbei, daß die Artikulationsbasis der verschiedenen Sprachen eine verschiedene ist und die sichtbaren Sprechorgane in verschieden starker Weise beansprucht werden. Die körperformende Kraft der Seele ist jedoch das wahrhaft Entscheidende.

Es bleibt natürlich zweifellos — im Körperlichen, und im Körperlichen allein — die formende Kraft der vorgeburtlichen Einflüsse sehr viel größer als die der nachgeburtlichen Einflüsse. Die vorgeburtlichen Einflüsse, die rassenhafte Veranlagung lassen nur einen Spielraum, einen nicht sehr großen Spielraum für nachgeburtliche Wandlungen, also auch für durch die Sprache bedingte Spielformen. Die Rasse hat eine gewisse „Plastizität“, die es ermöglicht, daß auf einer gleichen Rasse sich verschiedenes Volkstum auch in körperlicher Verschiedenheit, in einer Verschiedenheit der Ausdrucksprägung zeigen kann. Aber die großen, lauten, deutlich meßbaren körperlichen Merkmale sind doch vom Blut her, sind vorgeburtlich gegeben, sind zum Teil „Rasse“-merkmale.

B. Wie ist das Verhältnis der beiden Bedingungen, der vorgeburtlichen und der nachgeburtlichen, für das geistig-seelische Sein des einzelnen Menschen? — Dieses ist der Punkt, auf den es vor allem ankommt, wenn erkannt werden soll, wie weit Rassen, wie weit Völker Gruppenpersönlichkeiten geistig-seelischer Sonderprägung sind.

- I. Unbestreitbar, sich unmittelbar aufdrängend sind für das geistig-seelische Sosein des einzelnen Menschen die vorgeburtlichen Einflüsse. Sie bedingen seine Anlage und Begabung, seine bestimmte seelische Rückwirkungsweise, mit der das nachgeburtlich an ihn herangetragene geistige Gut der Gemeinschaft in besonderer Auswahl und in besonderer Weise verarbeitet wird.

Daß überhaupt Anlagen und Begabungen vom Blute her vererblich sind, steht außer Frage. (Fraglich ist aber, wie schon dargestellt, ob diese Anlagen und Begabungen geistiger und seelischer Art gebunden sind, notwendigerweise verknüpft sind mit bestimmten rassischen körperlichen Anlagen und Begabungen, ob von den körperlichen Rassezügen mit Sicherheit auf entsprechende geistige Rassezüge geschlossen werden darf. Bei dieser Feststellung müßte daran gedacht werden, daß nicht jede körperliche Anlage schon als Rassenveranlagung anzusprechen ist.)

- II. Ebenso unbestreitbar für das geistig-seelische Sosein des Menschen bleiben die nachgeburtlichen Einflüsse, als da sind:

1. Krankheiten (manchmal bewirken sie sogar Förderung besonders wertvoller Eigenschaften, meist wohl aber Lähmung).
2. Ernährung (Schulversuche gerade der letzten Zeit haben die Bedeutung dieses Faktors für die geistige Leistungsfähigkeit grell beleuchtet).
3. Geophysische Bedingungen (Die Faulheit der Tropen, die besondere Stimmung, die geschaffen wird durch den russischen Winter, durch südliche Sonne und klare Luft, wird mit Recht stark hervorgehoben).
4. Erziehung und Umwelt. Der Beruf schafft eine bestimmte Geistesart; die gesellschaftliche Klasse, die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Familie bedingt, welche Bildungsmöglichkeiten Kindern und Erwachsenen offenstehen.

Der entscheidende nachgeburtliche Einfluß, der das geistig-seelische Sosein des einzelnen bestimmt, der die Seele in ihrem Denken, Fühlen, Wollen unwiderstehlich bedingt, ist aber die Sprache. „Der Geist meiner Sprachgemeinschaft denkt in mir“ (Verthold Otto). Mag immerhin durch vorgeburtliche Einflüsse die geistig-seelische Reizfähigkeit des Menschen stark bestimmt sein, der objektive Stoff selbst, die Denkgehalte und Denkräfte selbst, die dem Geist in einer schon fertigen Ordnung entgegengetragen werden, die dem einzelnen nicht nur fertiges Gruppenwissen, fertige Gruppenkenntnisse und Erfahrungen liefern, sondern die den Geist und die Seele unmittelbar formen und Eigenkräfte von durchaus besonderer, gruppenbestimmter Art überhaupt erst entwickeln, sind Gemeinschaftsgut, sind Gut einer Gemeinschaft, deren Grenzen deutlich erkennbar abgesteckt sind durch die Gleichheit des geistigen Arbeitsmittels, der Sprache. — Dieser Besitz an Kräften wird nachgeburtlich übermittelt über das Wort, über den Begriff.

An anderer Stelle ist ausführlich dargestellt worden, wie bedeutsam gerade dieses Gemeinschaftsgut für das Werden jedes einzelnen ist, wie die tiefe und unausweichbare Wirkung der Sprache darauf beruht, daß wir uns gar nicht dessen bewußt werden, wie sie uns formt und in eine bestimmte Geistesart hineinzwingt.

Die Stärke dieser Einwirkung erhellt daraus, daß in eigentlich verwunderlicher Weise sogar die Körperlichkeit, die Ausdrucksprägung des Menschen durch seine Zugehörigkeit zu einem bestimmten Sprachvolk bedingt ist. Wer nun aber die übermenschliche Fähigkeit besäße, die geistige Persönlichkeit der Menschen nackt und bloß zu sehen, das nicht sichtbare geistige Gesicht unmittelbar zu schauen — das sich nur mittelbar in einem matten Widerschein im Körperlichen als Ausdrucksprägung zeigt, rassischen Eigenschaften und Merkmalen überlagert — der würde die allerschroffsten, härtesten Verschiedenheiten zwischen zwei gleichrassigen Vertretern verschiedenen Volkstums erkennen, dem würde sich im geistigen Leben die bunteste Entfaltungs- und Entwicklungsfreiheit offenbaren.

Wie sich für die geistig-seelische Besonderheit des Menschen die vorgeburtlichen Einflüsse, soweit sie rassischer Art sind, und die nachgeburtlichen Einflüsse zueinander verhalten, versuche man an einem Beispiel abzuschätzen:

Drei verschiedenrassige gleichaltrige Menschen, ein reinrassiger Nordischer, ein reinrassiger Ostischer, ein reinrassiger Dinarier wachsen als Pflegekinder in einer deutschen Familie nebeneinander auf. Zweifellos werden sie deutliche Wesensverschiedenheiten zeigen. Aber nur ein sehr großes Selbstbewußtsein wird es wagen, festzustellen, wieweit diese Wesensverschiedenheit einerseits aus der Verschiedenheit des Familien erb guts stammt und wieweit andererseits aus der des Rassen erb gutes. — (F. L. Claus mag die Trennung, daß die Begabung allein aus der Familie stamme, und nur der „Stil“ aus der Rasse.) Die drei verschiedenrassigen Menschen tragen mit Sicherheit körperlich und seelisch gleiche Ausdrucksprägung infolge ihres gleichen Volkstums, infolge ihrer Erziehung in der gleichen Familie. Sie tragen aber verschiedenen „Rassestil“ in sich.

Die abwägende Frage, ob nun die Gleichartigkeit der drei Rassevertreter infolge ihrer Deut sch heit bedeutsamer ist als ihre Verschiedenheit infolge ihres verschiedenen Rasse stils, ist für das Körperliche wohl sicher zugunsten der Rasse zu beantworten.

Für das Geistig-Seelische kann aber nur eine unbeirrte Voreingenommenheit die Typenverschiedenheit ihrer Deut sch heit, die die verschiedenrassigen Menschen infolge ihrer Rasse zweifellos darstellen, für bedeutsam in dem Sinne halten, daß sie verschiedene Wertstufen der Deut sch heit darstellen. Sie sind „deutsch“ durch die Erziehungs- und Bildungseinflüsse, die gleichartig auf alle drei einwirken, denen nicht auszuweichen ist. Wenn ihr Rassestil sie auch wirklich eine verschiedene Auswahl aus diesem geistigen Erbe ihres Volkes treffen ließ, wenn selbst sie in verschie d e n e r We i s e d e u t s c h sind, wenn sie Spielformen innerhalb eines sehr weiten Bewegungsraumes darstellen, so kann doch nur ein Narr oder der böse, Zwietracht säende Feind behaupten, daß die drei verschiedenrassigen Menschen etwa infolge ihrer Rassezugehörigkeit in verschiedenem Ma ß e Deutsche seien, so verschieden sie sein mögen. Der Ostische mag nach den Wertmaßstäben des Nordischen weniger taugen. Aber D e u t s c h e sind sie in durchaus gleichem Maße.

Das Gegenbeispiel:

Drei Brüder aus einer erbgleichen, besonders reinrassigen, nordischen, englischen Familie auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit. Sie sind alle drei in der gleichen Public School erzogen. — Wir dürfen sie uns vorstellen als Engländer, als Verkörperungen des englischen Nationalcharakters. (Sie müssen nicht

unter allen Umständen besonders typische Verkörperungen sein.) — (Verschiedenheiten der drei untereinander würden wir uns daraus erklären, daß die nicht russischen, sondern familienhaft in den beiden Eltern vorhandenen offenen und verdeckten verschiedenen Erbeigenschaften in einer verschiedenen Auswahl auf die Kinder kamen und daß die nachgeburtlichen Einflüsse, die Kameraden doch nicht ganz die gleichen waren.)

Die Zwillingebrüder dieser drei, die wir uns nach ihren Erbbegabungen als ungewöhnlich gleichartig, als eineiige Zwillinge vorstellen mögen, seien als Säuglinge, der eine in eine deutsche, der andere in eine französische, der dritte in eine schwedische Familie gebracht und dort aufgezogen und für einen gleichen Beruf vorgebildet worden.

Das Ergebnis eines Vergleiches wäre: Alle sechs sind völlig gleichrassig, geistig-seelisch in gleicher Weise entwicklungsfähig, sie sind aber doch verschieden um ihr Volkstum. Man würde an ihnen die Rassenähnlichkeit sicher unschwer erkennen, sie würden aber deutlich erstens vier verschiedene Arten von „Ausdrucksprägung“ dieser gleichen Rasse schon äußerlich zeigen, als körperliche Spielformen. Zweitens aber würde der Vergleich der Einzelseelen als Ausdruck von völkischen Gruppenseelen die allerbedeutsamsten Verschiedenheiten des Menschentums ergeben. Daß sie mit verschiedenen politischen Interessen, mit verschiedenem Kürwillen die Welt sehen, daß „Elsaß“ einen anderen Wertgehalt hat als „l'Alsace“, Parih einen anderen als Pariß und als Parihs, daß sie vielleicht die allerscharfsten Haßgefühle gegeneinander hegen, ist eine nur recht nebenfächliche Verschiedenheit ihrer geistigen Art. Wichtiger ist die Verschiedenheit ihres Wesenswillens, von der sie nichts wissen, wichtiger sind die Werturteilsweisen, zu denen sie erzogen wurden, ohne daß sie es merkten, daß eine bestimmte Art der Weltanschauung in sie hineinfließt. Wichtiger ist, daß sie die „Liebe“ als love, amour, kärlek und Liebe kennenlernten, den „Zorn“ als anger, colère, vrede und Zorn, die „Freundschaft“ als friendship, amitié, vänskap und Freundschaft, das „Recht“ als justice, droit, rätt und Recht. Hier liegen Verschiedenheiten des Menschentums, die allerdings schwer, sehr schwer zu erkennen sind, weil wir nur mit größter Anstrengung über den eigenen Zaun zu sehen vermögen, weil wir in die anderen immer nur uns selbst hineinsehen, weil wir sie nur über uns selbst verstehen, weil diese Verschiedenheiten gar nicht unmittelbar zu erkennen sind, sondern immer nur mit größter Mühe mittelbar ableitbar aus der Verschiedenheit von Begriffsumfängen, mittelbar ableitbar aus Denk- und Handlungsweisen. Aber diese Verschiedenheiten der Begreifweise sind hart und schroff und große Verschiedenheiten im wahrhaft Menschlichen.

Diese willkürlich gesetzten Beispiele: Drei verschiedene Rassen in einem Volkstum, eine gleiche Rasse in vielerlei Volkstum, sind alltäglichste Wirklichkeit in allen europäischen Völkern. Es ist ein in Vergangenheit und Gegenwart an sehr vielen Stellen der Erde sehr häufig zu beobachtender Fall, daß Kinder in ein anderes Volkstum, in eine andere geistige Verwandtschaft hineinwachsen, als ihnen durch ihre leiblichen Väter eigen ist. Nur die Voreingenommenen und die Überklugen, die das Gras wachsen hören, können nicht umhin sich einzubilden, daß ein (binarischer) Engländer mit deutschen Voreltern weniger englisch wäre als ein (binarischer) Engländer mit englischen Voreltern. Ein Amerikaner (Beer), der im „Rassenschmelztiegel“ Amerika viel Gelegenheit gehabt hat, praktische Erfahrungen zu unserem Gegenstand zu sammeln, beurteilt diesen Fall so: „Wenn man eine Zahl von deutschen Neugeborenen in eine rein englische Umgebung brächte, so würden sie, — vorausgesetzt, daß weder sie selbst etwas von ihrem Ursprung wüßten, noch sonst jemand — sich aller Wahrscheinlichkeit nach in ebenso typische Engländer entwickeln

wie eine ähnliche Zahl von eingeborenen Kindern, die man ähnlichen gesellschaftlichen und erzieherischen Einflüssen unterwarf."

Für das geistig-seelische Sosein der Menschen zeigt sich also unmittelbar, daß Sprachentum wichtiger, bedeutsamer ist als Rassetum, wenn Einzelne aus ganz bestimmten gesellschaftlichen Kulturen miteinander verglichen werden.

Dieses abwägende Urteil darf gewagt werden trotz der sicheren Wahrheit, daß die vorgeburtlich formenden Kräfte in Wechselbeziehung zu den nachgeburtlich formenden stehen. Diese Kräfte begegnen sich, der Raum formt mit an den rassischen Eigenschaften, die rassischen Eigenschaften formen mit an der Art und Weise, wie eine Sprache die Welterscheinungen in begriffliche Einheiten hineinbezieht, Sprachgebiete sind wahrscheinlich Einheiten gleicher rassischer Mischungsbedingungen. Trotz alledem darf gesagt werden, daß der Geist des einzelnen unmittelbar stärker durch die nachgeburtlichen Kräfte geformt wird als durch die vorgeburtlichen.

Der geistig-seelische Besitzstand jedes Menschen ist gewiß aus zweierlei Bedingungen zu erklären, aus seiner Fähigkeit zu erwerben und aus dem, was er als erwerbbares Gut vorfindet. Die Fähigkeit und Anlage zum Erwerben ist in der Tat im wesentlichen Geschenk jenes Augenblicks des Zusammentreffens bestimmter Samenzellen im Begattungsakt. Wo die Verschiedenheit dieser ersten Bedingung offenbar wird, zeigt sie sich vor allem in der Rückwirkungsweise auf die zweite Bedingung, auf das Kulturgut, in der Verschiedenheit der Auswahl dessen, welcher besondere Teil aus dem vielen möglichen (potentiellen) Gesamtbesitz der Lebensgemeinschaft vom einzelnen wirklich erworben wird. Das Erwerbbare ist ja nicht sicheres Geschenk eines Augenblicks, sondern es muß langsam, langsam und zum Teil unter Mühen erworben werden, es ist nur der Möglichkeit nach Besitz, es wird immer nur eine Auswahl aus dem Gesamtbesitz der Gruppe erworben.

Dieses Inhaltliche im Kulturbesitz einer Persönlichkeit stammt fast restlos aus dem gemeinsamen Schatz der geistig-seelischen Gemeinschaft, der Sprachgemeinschaft. Hochbegabte weichen wohl hier und da gelegentlich von dem allgemeinen Wissen und Können ab und schreiten darüber hinaus. Aber auch der Allerbegabteste erbt von seinem hochgelehrten Vater vom Blut her auch nicht einen einzigen Begriff, nicht ein schlichtestes Wörtchen. Er erbt nur die Begabung, diese Begriffe besonders schnell zu erwerben und besonders vollkommen zu erwerben, sie besonders geschickt anzuwenden. Wenn dieser Vater der bedeutendste Altphilologe wäre, würde dem Sohne mit dem Blut doch nicht eine einzige griechische Vokabel gegeben sein. Es wird niemand schon als Deutscher geboren, er wird nur in deutsche Bildungs- und Erziehungsmächte hineingeboren, die er nach seiner Begabung in verschiedener Weise nutzen kann. Volkstum ist wesentlich vor allem nachgeburtlich einwirkende Vaterschaft, die, woran immer wieder erinnert werden muß, in unseren Hochkulturen nur in recht beschränktem Maße ein auch körperlich einheitliches Gebilde ist.

Dieses Inhaltliche am geistig-seelischen Besitz einer Persönlichkeit, das restlos nachgeburtlich erworben wird, entsteht, wächst und blüht nach völlig anderen Gesetzen als den biologischen, nach denen reinrassige und gemischtrassige Menschen entstehen. Dieses Inhaltliche stellt je besondere Reiche des Geistes dar, die nicht unmittelbar mit den Sinnen

greifbar sind, die in jeder Sprache in besonderer Weise dargestellt und erschlossen werden, — im Deutschen anders als im Japanischen, ja selbst im Althochdeutschen anders als im Neuhochdeutschen —, Reiche des Geistes jenseits der naturgesetzlichen Notwendigkeiten, Reiche der Freiheit.

Gewiß zeigt der Geist auch eine aus dem Blute stammende Bedingtheit, die durch die allgemeine-menschlichen Sinne gegeben ist, durch eine gleiche sinnliche Beobachtungsweise der gleichen äußeren Welt, durch eine besondere mit dem Blut ererbte Begabung der Träger des Geistes. Aber indem der Mensch begrifflich denken lernte, sprachbegrifflich denken lernte, baute er jenseits der organischen Welt ein besonderes mensch-menschliches Reich. Denn die innere Form des Wortes, die Zusammengriffsweise, die damit gegebene Beziehungsweise der Welterrscheinungen untereinander und auf den die Welt wertend erlebenden Menschen ist immer subjektiv, ist gegeben aus der Wahlweise, der freien, aus der Fülle eines Gruppenschicksals erwachsenen, eigenmächtigen, ja hier und da zufällig spielerischen, von ungefähr stammenden Wahlweise einer Gemeinschaft. Das Spiel der Begriffe, die Neuschöpfung von Begreifweisen durch Abengung vorhandener Begriffe knüpft wohl allerdings immer irgendwie an Eigenschaften der Wirklichkeitswelt an, ist auch von ihnen her bestimmt, sie behält auch einen überaus weiten Entfaltungsräum freier Bewegung nach der mit dem Blut ererbten Sonderbegabung von einzelnen, von Untergruppen, von Gesamtsprachgruppen. Aber innerhalb einer Sprachgemeinschaft muß diese Bewegung des Geistes schon um der Verständigungsmöglichkeit willen ein bestimmtes Maß von Gleichförmigkeit haben und verschiedenerlei Begabungen überwölben.

Diese geistige, kulturelle Welt ist also nicht einfach ein getreues Spiegelbild der biologischen, natürlichen, sondern ein umgestaltendes, neuschaffendes Spiegelbild, das erzeugt wird durch Linsen, deren Farbe und Schliff aus einer menschlichen, ja mehr, einer vollstümlichen Gruppenwillkür gegeben sind, ein Spiegelbild, dessen Reiz und Wert darin besteht, daß es etwas Wesensanderes als die natürlichen Gegebenheiten ist, daß es ferner nicht eine Photographie ist, sondern ein Gemälde, wie es eine sonderpersönliche Schau- und Bewertungsweise ebenso sehr neugestaltend in die Welt hineinsieht, wie sie es daraus entnimmt.

Es ist gewiß immer beides, die vorgeburtlich bedingte menschliche Fähigkeit des Erwerbs von Kulturbesitz und das zu erwerbende Kulturgut selbst nötig, wenn aus einem Tier ein Mensch werden soll. Aber beides liegt auf ganz verschiedenen Ebenen des Daseins. Vom Notwendigkeitsstandpunkt ist gewiß beides gleichwertig, gleich notwendig, wie Magen und Gehirn auch für eine Künstlerpersönlichkeit gleich notwendig sind. Nachdem aber einmal eine Entscheidung gefallen ist, von welchem Standpunkt ein Volksangehöriger betrachtet werden soll, — daß er hier nur im Hinblick auf sein Künstlertum, seine Menschlichkeit, seine Persönlichkeitsprägung betrachtet werden soll —, im gleichen Augenblick ist das Gruppenfelement, die Gruppegeistigkeit, die geistige Vaterschaft, die ihn formte, maßgeblicher als die Rasse oder das Rassengemenge, dem er körperlich entsproß. Wohl ist das Blut das tiefere Schicksal, das dunklere, unerforschbarere. Während mindestens immer die Möglichkeit besteht, daß man seine Blutserven in eine andere als die eigene geistige Welt hineinwachsen läßt, und daß sie in einem anderen Volkstum aus Menschtieren zu Menschen werden, kann man sein Blut höchstens teilen, indem man es mit fremdem Blut mischt. Das Bluterbe ist darum eine wuchtigere, unerbittlichere Macht und sie erschließt auch als gewaltigere. Denn das Volkstumserbe läßt uns einen freundlichen Spielraum des persönlichen Freiheitsglaubens auch noch dort, wo wir in nicht erkannter Zwangsläufigkeit Denkformen verwenden, die von der Gruppe her stammen.

Gewiß ist das Blut ein besonderer Saft. Gewiß stammt vom Blut her die Begabung der Überragenden, mit der sie zum Teil entgegen den überlieferten Anschauungen aus der Sprache ein neues Wissen finden und uns wie Hölderlin, Novalis, Kleist mit rätselhaftem Gewinn beglücken.

Wir dürfen nicht müde werden zu sagen, daß die Frage falsch gestellt ist, ob das eine oder das andere, das Blut oder die in der Sprache überlieferte geistige Welt unsere Wesensart geformt haben, denn sicher ist aus der Begegnung der Kräfte, aus Blut und Boden und geschichtlichem Gemeinschaftsleben innerhalb des gleichen geistigen Mediums das wirkliche und wirkende Deutschtum erwachsen, das wir lieben, dem gegenüber wir Verpflichtungen empfinden. Gewiß bestimmt Blutsbegabung zweimal unsere Geistigkeit, erstens als unsere Sonderbegabung, die uns das geistige Gut der Gemeinschaft in besonderer Auswahl und besonderer Weise erwerben läßt, zweitens als die Summe aller Begabungen, aller teils gleichförmigen, teils verschiedenförmigen Begabungen, die an der Sprache mitgestalteten. Aber es geht hier um eine Sauberkeit. Hier soll die *Rasse* als biologisch-naturwissenschaftlicher Begriff, der das Geheimnis des völkischen Blutes zu lösen glaubt, in seiner inneren Unhaltbarkeit durchleuchtet werden. (S. S. 277 ff.)

Darum sind die abwägenden Erörterungen nötig, bei denen wir uns so gebärden, als ob wir den *Rasse*begriff in der üblichen Anwendungsweise anerkennen. Wir zeigen, daß selbst unter dieser Voraussetzung unsere unmittelbare Verpflichtung an das Volkserbe größer ist als die an das *Rasse*erbe. Wenn die Weise des Denkens, Fühlens, Wollens als Maßstab der Sonderartigkeit der menschlichen Entfaltung eines ganz bestimmten Menschen, eines ganz bestimmten geschichtlichen Augenblicks angesehen wird, dann ist seine unmittelbare Geformtheit durch den Volksgeist bedeutsamer als die durch das Volksblut, so uneingeschränkt die Bedingtheit des Geistes auch durch das Blut anzuerkennen ist. Das ist sofort klar, wenn wir daran denken, wie tiefgreifend ein Mensch von der deutschen Sprache als seiner Muttersprache geformt wird, selbst wenn seine Eltern in einer fremden Sprache andersartige Menschen wurden, selbst wenn er von seinen Eltern her zu einer im deutschen Volk seltenen „*Rasse*“ gehört.

Der edelste der Nordmenschen, eine Gruppe von Nordmenschen, erzogen unter Australnegern, kann nur einen Australnegergefichtskreis haben; der einzelne, auch der Erbe des an Begabungen reichsten Blutes kann immer nur in ganz gelegentlichen Einzelheiten das Gruppenwissen seiner geistigen Gemeinschaft überschreiten. Ein Mensch, der unter Wölfen aufwuchs, dem die geistige Vaterschaft einer nationalen Lebensgemeinschaft fehlte, bliebe nicht seiner möglichen, wohl aber seiner wirklichen Leistung nach ein Tier, und wäre er selbst ein Mensch von Goethescher Begabung, von einem rein nordischen Stammbaum bis ins 783. Glied.

Die wesentliche Frage war die: wie weit ist das gesellschaftliche Gebilde, die Einheitsgruppe von Menschen, die mit einer bestimmten *Rasse* gegeben ist, schon eine Gruppenpersönlichkeit von Eigenwert, von geistig-seelisch menschlich so ausgeprägter Sonderart, daß dem Glied dieser Gruppe aus seiner Bedingtheit aus der Gruppe besondere Verpflichtungen ihr gegenüber erwachsen. Auf diese Frage wurde

mittelbar nach einer Antwort gesucht, indem sie dahin abgebogen wurde: Wie weit ist der einzelne seiner geistig-seelisch-menschlichen Art nach bedingt, einerseits vom Blut her, vorgeburtlich, aus seiner Rasse, andererseits vom Volkstum her, aus seiner geistig-kulturellen Gemeinschaft, die ihn lehrte, die Welt in besonderer Weise gefühlsmäßig zu erleben und verstandesmäßig zu erfassen.

Die Antwort auf die Frage nach der Art der Bedingtheit des einzelnen wirft Klarheit schaffendes Licht auf die Frage, wie weit die Rasse eine geistig-seelische Gruppenpersönlichkeit ist. Wir stellen uns einmal eine Rasse als eine wirkliche geschichtliche Gegebenheit vor. Dann lautet unsere Frage: wie weit sind etwa die Millionen deutscher Nordmenschen, dazu die Millionen französischer, englischer, italienischer, polnischer, tschechischer, schwedischer, finnischer Nordmenschen, und dazu die Millionen von nordrassischen Griechen und Persern und Kelten der Vergangenheit, und die nordrassischen Menschen der Steinzeit, wie weit sind diese in verschiedenen Volkstümern und Kulturen und Zivilisationen lebenden und gelebthabenden Menschen gleicher Rasse eine einheitliche Gruppenpersönlichkeit, ein einziges geistig-seelisch einheitliches soziologisches Gebilde von wirklichem Eigencharakter?

Wenn die geistige Einheitlichkeit der Gruppenpersönlichkeit, die mit der Frage behauptet wird (es wird später noch über diese Voraussetzung gesprochen) zur Erörterung steht, dann muß festgestellt werden, daß diese rassisch-seelische, einheitliche Gruppenpersönlichkeit mit sehr verschiedenen Gesichtern erscheint, daß zahllose Möglichkeiten der Entfaltungsweise dieser Rassenpersönlichkeit gegeben sind. So werden Menschen von ganz der gleichen nordischen Rasse in Island, in Nordafrika, in Schweden, in Kleinasien, in Griechenland in verschiedenen Zeitaltern, von verschiedenen Kulturen und Sprachen, von verschiedenen Volkstümern, von verschiedenen kulturellen Gruppenpersönlichkeiten zu Menschen von durchaus verschiedenem, jeweils besonderem Charakter und besonderer Eigenart geformt.

Es erscheint ferner nicht nur die gleiche Rasse in verschiedenster volkstümlicher Ausprägung, auch ein seiner Blutzusammensetzung nach gleichbleibendes Volkstum ist seiner geistigen Art nach in außerordentlicher Schnelllebigkeit veränderlich. Wenn selbst Gemeinsamkeiten in den Veränderungen zu erkennen bleiben — *plus ça change plus ça reste même* —, die geistige Gruppe verändert ihre Wesensart mit einer ganz anderen Beweglichkeit, in ganz anderen Zeiträumen als die körperliche Rasse, wenn das bei dieser überhaupt möglich ist. Für jedes Volkstum einer Hochkultur sind immerwährende unvorhergesehene Wesenswandel bezeichnend, die Rasse ist grundsätzlich als fest, gleichbleibend anzusehen. Das deutsche Volk von 1933, das sich seinen Rassebestandteilen nach in den letzten hundert Jahren nur wenig wandelte, hat sich in vielen Wesenszügen grundlegend geändert. Das gemächliche, schwerfällig-beschauliche Volk der Denker und Dichter ist, von der industriellen Entwicklung gepackt, ein unruhiges Volk von nüchterner Kühnheit geworden. Die Ideale — etwa der Jugend — sind heute ganz andere als auch nur die Ideale einer Jugend von 1820, geschweige denn von 1420. Auf die Veränderungen des englischen Volkscharakters, des Musik und alle Künste und Freuden liebenden Merry Old England in eine steife Trockenheit hinein ist oft genug hingewiesen worden. F. Herz bemerkt: „Die Angelsachsen fielen als kühne Seefahrer in England ein, aber in kurzer Frist hatten sie jede Neigung zur See verloren und bildeten sie erst viel später aus. — Treitschke weist darauf hin, daß in England durch Jahrhunderte der gesittete Südosten fortschrittlich, der rauhe Nordwesten aber reaktionär war. Sobald man aber begann, im Nordwesten die Lager von Eisen und

Kohle auszubeuten, woran sich die Industrialisierung dieses Gebietes schloß, lehrte sich das Verhältnis gerade um. Zu den auffälligsten Tatsachen gehört die neuzeitliche Sterilität der Engländer in der Musik; ein begabter Publizist nannte sein Buch über England: „Das Land ohne Musik“. Gerade Musik wird auch fast stets als sicheres Produkt einer Naturanlage angesehen, das nicht der Umweltwirkung verdankt wird. Das alte England war aber sehr musikalisch; in neuerer Zeit entdeckte man, daß die Musik in England sogar früher blühte als auf dem Kontinent. Erst puritanischer Zelosismus hat diese Kunst ausgerottet. David Hume sagt, die Engländer hätten vor einem Jahrhundert vor religiöser Leidenschaft gebrannt, während sie jetzt die kälteste Gleichgültigkeit gegen Religion unter allen Völkern der Erde zeigten. Als Hume dies schrieb, hatte John Wesley bereits seine religiöse Erweckungsarbeit begonnen, die bald wieder flammende Begeisterung erzeugte.“ (Aus „Rasse und Kultur“.)

Bei der Vielheit der Rassen, die in einem Volkstum zu Menschen werden, bei der Wandelbarkeit dieser schnelllebigen Volkstümer und der Mannigfaltigkeit der Volkstümer, die eine Rasse zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern ausformt, bei der Schwierigkeit, schon das vielfarbig schildernde Charaktergewand der scharf und sicher umgrenzten wirklichen Volkstümer in Form und Farbe genau zu erkennen und zu beschreiben, wird der Versuch, eine Rasse als geistige Gruppenpersönlichkeit zu beschreiben, vorläufig immer nur von einer Vermessenheit unternommen werden, wie sie nur bei mangelnder Urteilskraft vorhanden sein kann.

Echte Gemischtrassigkeit ist die Regel in Europa, Reinrassigkeit die Ausnahme. Einsprachigkeit ist die Regel in Europa, echte Gemischtsprachigkeit gibt es nicht in maßgeblichem Umfange, echte Zweisprachigkeit und Mehrsprachigkeit bleibt die seltene Ausnahme. Die Volkstumsgrenzen sind, zum mindesten in den Einzelseelen, außerordentlich viel schärfer und deutlicher erkennbar als die Rassengrenzen, die schon nach der Willkür der Forscher schwanken. Sprachliches Volkstum ist eine wirkliche, bestimmte, nur sich selbst gleiche, eigenartige, einheitliche Gruppenpersönlichkeit von deutlicher Prägung, deren Eigenart durch Vergleich ihres begrifflichen Zusammengreifens der Weltererscheinungen mit der Auffassungsweise anderer Völker konkret zu fassen ist. Persönlichkeit und Volkstum sind — anders als Persönlichkeit und Rasse — Begriffe auf einer gleichen Ebene, sind unmittelbar aufeinander beziehbare geistig-seelische Ordnungen. Und trotzdem sind alle Versuche, den „Charakter“, die „Seele“ irgendeines der lebenden Völker zu bestimmen, die am Merkmal der Sprache mit ganz anderer Sicherheit als die Rassen als einheitliche Gruppen zu erkennen sind, bisher nur recht kümmerliche Bruchstücke. Wie vermessen muß daher die Aufgabe sein, eine Rasse als eine „Persönlichkeit“ von den Anlagen her zu bestimmen, wo diese Rasse bestenfalls nur mittelbar Sonderpersönlichkeit ist, nur Überordnung für eine ganze Zahl von wirklichen und möglichen Gruppenpersönlichkeiten. Die Gesamtheit aller der Möglichkeit nach mit der Rasse gegebenen Gruppenpersönlichkeiten ist unbekannt, von den wirklichen mit ihr gegebenen Gruppenpersönlichkeiten ist nur ein Teil dem Namen nach bekannt, nur hier und da ist eine einzelne von ihnen in ihrer Wesensart etwas deutlicher zu erkennen, aber nur sehr schwer begrifflich zu beschreiben.

Trotzdem die Bedeutung des vom Blut her stark bedingten Reizverhaltens, der Begabung unter keinen Umständen geleugnet werden kann und soll, ist also die Frage,

ob Rasse je für sich eine wirkliche Gruppenpersönlichkeit bedeutet (wie etwa das sprachliche Volkstum) zu verneinen, denn 1. kann auf Persönlichkeit nur erkannt werden gegenüber Einzelmenschen, die in Gemeinschaften leben, und gegenüber Gruppengebilden, die Gemeinschaften sind. Nur wo Gemeinschaft ist, befinden wir uns im Reich der Werte. Das ist besonders deutlich etwa gegenüber den wesentlichen, den sittlichen Werten im weitesten Sinne. Diese sind nicht nur auf das Gemeinschaftswohl bezogen, sondern, und das ist hier wichtig, aus Gemeinschaftsleben entstanden. (Die kategorisch sicheren Einzelforderungen des kategorischen Imperativs sind Kategorien im Sinne der sprachlichen Kategorien, ihre Geltung ist wie bei diesen entstanden aus der Gemeinschaft.) Darum kann auch nur Gemeinschaft Gruppenpersönlichkeit sein. Rasse als Rasse ist aber nicht einmal mit Notwendigkeit symbiotische Gruppe, geschweige denn Gemeinschaft. (Man streitet ihr mit Recht ab, daß sie überhaupt „Gruppe“ ist, so G. Stieler in „Person und Masse“.)

2. Selbst wenn man anerkennen wollte, was entschieden als unmöglich erklärt wurde, daß Rasse Gruppe, Gemeinschaft, Persönlichkeit ist, so ist sie höchstens die ganze Klasse von wirklichen Persönlichkeiten, von unterschiedlichen Kulturen, die der Möglichkeit nach sich auf dieser Rasse entfalten können, die zum Teil schon aus ihr entstanden sind und die noch aus ihr entstehen können. Sie formt nicht beliebigartige Volkstümer, aber doch vielartige. Da Rasse immer höchstens der Möglichkeit nach, nicht schon einer bestimmten Wirklichkeit nach Kultur bedeutet, ist es zu verstehen, wenn Friedrich Hegel etwas schroff sagt: „Die Rasse hat mit dem Kulturbesitz an sich nichts zu tun.“ Oder noch schroffer: „In der Tat ist die Kluft des Kulturunterschiedes zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe völlig unabdingbar von der Größe des Unterschiedes ihrer Begabung.“

Die Versuche, das in Wahrheit Unvereinbare, die geistig-gemeinschaftliche Bildung: Volk, und die körperlich-verwandtschaftliche Ordnung der Rasse doch noch ursächlich miteinander zu verbinden, entspringen einer ewigen, einer unsterblichen Sehnsucht und der berechtigten Liebe zum Ganzen, dessen Teil man ist. Sie entspringen dem anzuerkennenden menschlichen Bedürfnis, das unbeeinflussbare, mächtige Schicksal des Blutes als Sendung und Aufgabe zu erfassen und einen verantwortungsbewußten Stolz auf das besondere eigene Schicksal zu entfalten. Je dunkler dieses Schicksal, desto magischer ist seine Gewalt. Gegenüber diesem aus den Tiefen der Liebe aufquellenden Suchen nach der Rasse als der Mutter auch unserer geistig-seelischen Besonderheit ist daher wohl mehr Geduld und Nachsicht am Platze, als die Worte Hegels beweisen. Die Schroffheit seines Tones ist aber zu verstehen, wenn man sieht, wie hartnäckig immer wieder auch von bekannten Gelehrten ganz Wesensverschiedenes, auf verschiedenen Ebenen Liegendes, nämlich das Vielmögliche, Vieldeutige — Rasse als Gruppenwesen vieler geistiger Möglichkeiten einerseits — und das Tatsächliche und Eindeutige — das wirkliche Volk als Gruppenwesen einer bestimmten geistigen Wirklichkeit andererseits — auf die gleiche Ebene gerückt und seelenruhig miteinander vertauscht werden.

Rasse und Sprache

Obgleich sich Volkstum und Rassetum nicht decken, obgleich die biologische Welt vor- geburtlicher Einwirkungen auf einer ganz anderen Ebene liegt als die Wertwelt, in die der Mensch als in sein seelisches Schicksal nachgeburtlich hineinwächst, obgleich das einem Volkstum „zugrundeliegende“ Rassengemenge überhaupt erst insofern eine „Einheit“ darstellt, als es eine gleiche Sprache spricht, als es infolge der angleichenden und auffaugenden Kraft des Volkstums zur Gemeinschaft zusammenwuchs (und nicht umgekehrt), soll trotzdem aus bestimmten weltanschaulichen, seelisch-gemüthhaften Bedürfnissen die jeweilige Besonderheit des Volkstums als ein nachträgliches Ergebnis ursprünglich rassischer Bedingungen erklärt werden.

Bei dieser voreingenommenen Blickweise ist Volkstum „Schöpfung und Ausdruck der Rasse“, „geistiges Erscheinungsbild der Rasse“, und das Volkstum, dem der über Rasse schreibende Gelehrte angehört, in unserem Falle das Deutschtum, ist Ausdruck besonders hochwertiger Rassen, der „Arier“, der „Germanen“, der „nordischen Rasse“.

Es liegt ganz in der Folgerichtigkeit dieses Denkens, wenn Sprachen — als das form- und begriffgewordene Denken einer rassischen Menschengruppe, als Denkform von Rassen, erklärt werden. Danach hat dann jede Rasse eine „arteigene Sprache“.

— An dieser Stelle darf ein rechtfertigender Rückblick auf das Sprachkapitel angemessen scheinen. Es wird nun deutlich sein, warum die schwierigste Aufgabe dieser Arbeit, der Nachweis, daß verschiedene Sprachen eine verschiedene, aus einem Gruppenschicksal gegebene begriffliche Ordnung der geistigen Welt bedeuten, an den Anfang gerückt und mit solcher Gründlichkeit betrieben wurde. Wer das Wesen der aus dem geschichtlichen Schicksal einer Gruppe geborenen jeweilig vom Menschen abhängigen Sonderartigkeit des „Zusammengriffs“ im Begriff verstanden hat, wer die kräfteformende, ja kräfteweckende, lebendige Wesensart der Sprache erfaßt hat, der kann von vornherein nur lächeln über die ganz und gar unsinnige Vorstellung von der sonderwesentlichen, einer Rasse eigentümlichen „arteigenen“ Sprache.

Und doch sehen wir fast die gesamte Rasseforschung in dieser Voraussetzung befangen. Selbst ein so besonnener Forscher wie W. Schmidt (Rasse und Volk) glaubt, daß bedeutsamere Sprachveränderungen, wie etwa die erste germanische Lautverschiebung oder die zweite hochdeutsche, immer nur durch Rasseveränderungen bewirkt sein können. „Kein Linguist, der auch nur etwas Erfahrung hat in allgemeiner Sprachwissenschaft, kann derartige tiefgreifende Sprachveränderungen auf etwas anderes zurückführen als auf Rassenmischungen: eine Sprache wird einer Bevölkerung aufgenötigt, deren Sprechwerkzeuge und Denkart für ganz andere Sprachen eingerichtet waren.“ (Wird Geist, der Hauptvertreter dieser Erklärung der Lautverschiebungen, nicht gerade von den Linguisten meist abgelehnt?)

— K. F. Wolff hat die gleiche Vorstellung von der Auflösung der arteigenen Sprache in Mundarten. Aufgabe des Linguisten ist es nach ihm, die letzten Atemzüge der von fremden Elementen überwucherten „Ur sprachen, d. h. Rassen“ zu entdecken.

Otto Reche (Archiv für Anthropologie, Jahrg. 1921) faßt denselben Gedanken so: „Ursprünglich deckt sich stets Rasse und Sprachtypus. Die Sprache war sozusagen eine der geistigen Rasse-Eigenschaften. So hat sich in dem für sie charakteristischen Sprachtypus jede Rasse ein wundervoll abgestimmtes, feinsten Regungen angepaßtes Instrument

geschaffen, das sie nicht ungestraft beiseite legen darf. Und wenn sich in späteren Zeiten infolge der Ausbreitung und Vermischung der Rassen das ursprünglich so klare Bild verwischt hat, an der Grundtatsache des geistigen Zusammenhanges von Rasse und Sprache kann das nichts ändern: die Sprache ist ein Teil der Rassenseele."

Nach Günther ist die arteigene Sprache der nordischen Rasse das Indogermanische. Bis in die letzte Auflage seines Hauptwerkes hinein vertritt er den Gedanken: Die verschiedenen Sprachen, die sich aus dem Indogermanischen entwickeln, sind „die besondern Schicksalsantworten“ von Rasseerlebnissen, die Teile der nordisch-indogermanischen Sprachgruppe hatten: „Erst der fremde Boden und die Rassemischungen schaffen Sondergestaltungen und einschneidende Wandlungen, erst die Schicksalsfragen der Eroberungszüge schaffen die Schicksalsantworten der gesonderten Sprache wie des gesonderten Volkstums."

— „Hätte es Eroberungszüge, Wanderungen und Einsiderungen nie gegeben, so besäße jede Rasse ihre eigene Sprachform."

Diese von Günther so besonders kühn gefasste Grundanschauung beinahe der gesamten Rasseforschung, daß Sprachen geistige Erscheinungsformen von Rassen oder Rassemischungen sind, ist falsch, ist nachweisbar falsch und soll hier endgültig als falsch erwiesen werden.

Man hat gespottet, die Archäologie und die Rassewissenschaft seien Gebiete, auf denen der größeren inhaltlichen Unsicherheit der Behauptungen die desto größere Bestimmtheit des Tones entspricht, in dem die Behauptungen vorgetragen werden. Der tiefe Brustum, mit dem diese Wissenschaften sprechen, ist aus der Tatsache erklärlich, daß hier sehr häufig die Behauptungen sich ebensowenig beweisen lassen wie ihr Gegenteil. Die Sicherheit des Tones muß daher den Beweis ersetzen. Indem das Rassedenken nun aber sprachliche Erscheinungen in seine Rechnung einbezieht, betritt es festen Boden, auf dem von den Erfahrungen der Sprachwissenschaft aus nachgewiesen werden kann, daß die oben angeführten Behauptungen eines Günther, K. F. Wolff, O. Neche und anderer falsch sind. Hier steht nicht die eine Hypothese gegen eine andere Hypothese, sondern eine falsche Hypothese gegen eine sichere Wahrheit.

Behauptet wird, Sondersprachen hätten sich nur entwickelt, indem die reine Rasse mit arteigener Sprache sich bei Mischung mit anderen Rassen in Mischungsgruppen aufspaltete.

In Wahrheit findet aber auch ohne rassische Sondererlebnisse eines Sprachvolkes die Spaltung der Sprachen in Tochtersprachen und weiter in Mundarten statt. Die zu Spaltungen führenden Kräfte sind immer wirksam, auch unabhängig von dem Blutschicksal der Sprechenden, sie sind wirksam, auch wenn ein Volk, wie es von den Schweden behauptet wird, viertausend Jahre lang unbehelligt in den gleichen Wohnsitzen lebt. Selbst wenn alle Menschen in Europa von der Zeit des Pyramidenbaues bis heute rassisch so gleichartig gewesen wären, daß sie sich Schilder mit Kennzeichen um den Hals hängen mußten, um sich gegenseitig unterscheiden zu können, selbst wenn alle Europäer zur Zeit des Baubeginns der Cheops-Pyramide so gleichartig gesprochen hätten, daß keiner den anderen am Klang seiner Stimme hätte erkennen können, so hätten doch schon vor der Vollenbung dieses Bauwerkes in den verschiedenen Teilen des Sprachgebietes Sonderentwicklungen einsetzen müssen.

Für den Begriffsbestand der Sprachen ist gezeigt worden, wie alles lautsymbolische Sprechen mit Zusammengriffen notwendigerweise etwas Dynamisches ist, wie die Men-

schenseele bei jedem Sprechen von neuem tätig sein muß, vergleichen muß, wie man erwarten darf, daß aus ganz nichtigen, von ungefähr gegebenen Anlässen an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Mitgliedern einer „Sprachrasse“ unterschiedliche Weisen des Vergleichs aufkommen und Brauch werden können. Das Gleiche gilt für den Laut- und Formenbestand. Auch für dieses bloße Gewand der Sprache ist nachweisbar, daß bestimmt auch o h n e Rassenmischung Veränderungen von der Art eintreten, wie sie durch Rassenmischung ursächlich erklärt werden.

Auch eine ganz reine Rasse, die wir uns unbeeinflusst denken dürfen durch andere Rassen, die aber über ein größeres Gebiet verteilt lebt, würde sich, einen schwachen geistigen Verkehr der Siedlungen untereinander vorausgesetzt, wie er vor der geläufigen Anwendung der Schrift und vor der Erbauung umfassender Straßenneze das Gewöhnliche war, mit Notwendigkeit in Gruppen und Untergruppen und Untergruppen von Untergruppen aufspalten müssen, so daß schließlich Glieder aus verschiedenen zeitlich oder räumlich fernerer Gruppen sich nicht mehr miteinander verständigen könnten. (S. S. 164.) Jedes neugeborene Kind ist eine sprachändernde Kraft. Jeder Mensch bringt eine winzige, unmerkliche Abweichung von der bisherigen Norm, und die Anhäufung der Abweichungen ergibt durch Bevorzugung der an den Grenzen liegenden Spielformen der „Weite des Bewegungsfeldes“ (H. Paul) einen Lautwandel.

Es wird gern zugegeben, daß für jeden wirklichen Wandel noch „Ursachen“ da sein müssen, daß nicht die Möglichkeit unmerklicher Normänderung allein schon zur Erklärung der Wirklichkeit einer bestimmten Normänderung genügt, aber diese Ursachen sind ganz bestimmt in sehr vielen Fällen nicht in rassischen oder überhaupt größeren politischen Erlebnissen der Sprechenden zu suchen, denn mit völliger Sicherheit sehen wir auch in ganz ruhigen Zeiten mannigfaltige Wandel über die Spielformen des Bewegungsfeldes vor sich gehen. (Die heute noch nicht gegebene endgültige Antwort auf die Frage nach der Ursache von Lautwandeln wird, wie die neuesten Arbeiten zeigen, vor allem lehren, jeden Wandel, auch die sogenannten spontanen Wandel, als Teil einer Bewegung innerhalb eines Systems von Wandeln zu sehen.)

In allen Erdteilen, bei den verschiedensten Völkern und auch zu Zeiten, wo sich nicht die geringsten rassischen Umschichtungen vollziehen, weicht die Sprache der Enkel immer ein klein wenig, kaum merklich von der der Großeltern ab. Diese geringfügigen Wandel aber häufen sich, das Fehlen der Schrift und anderer den bestehenden Zustand festhaltender Mittel vorausgesetzt, in Jahrhunderten zu ganz deutlichen Verschiedenheiten. Das ist nicht Theorie, sondern eine sprachgeschichtlich, sprachpsychologisch völlig sichere, aus dem Wesen der Sprache durchaus notwendige, für alle Sprachen in gleicher Weise geltende Tatsache. Eine „Ursprache“, eine noch „arteigene“ nordisch-indogermanische Sprache hat es darum nie gegeben. Auch das Indogermanische müssen wir uns sicher als Mundart einer anderen Sprache denken, als Mittelglied eines Aufspaltungsvorganges. Nur infolge unserer mangelhaften Kenntnis jener vorgeschichtlichen Sprachzustände ist es Anfangsglied, zufälligerweise bekanntes Anfangsglied. Die Entstehung und Entfaltung von Rassen geschieht in ganz anderen Zeiträumen als die der Sprachen. Ein Sprachtag ist eine Rassenminute. In den Jahrtausenden, in denen sich eine Rasse ausformt, durchläuft sie viele, viele Sprachen. Jene sprachlichen Erlebnisse vor Jahrtausenden sind nur sehr blaß und mittelbar in der heutigen Sprache vorhanden, während das Bluterlebnis sich immer wieder mit jedem Säugling lebendig und in aller Frische erneut zeigt. Die europäischen Völkstümer, in den Zeitmaßen der Rassengeschichte gesehen, sind etwas außerordentlich Junges,

vor 2000 Jahren gab es noch kein französisches, kein englisches, kein deutsches Volkstum. Vor 10 000 Jahren (oder vor 20 000 Jahren?) gab es aber doch wohl schon nordische, dinarische, ostische Menschen, — wenn die heutigen Anschauungen vom Wesen der Rasse richtig sind. — So sagt denn D. Schrader mit Recht: „Wir müssen von dem Begriff ‚indogermanisches Urvolk‘ alles fernhalten, was irgendwie an den von den Anthropologen aufgestellten Begriff der „Rasse“, also einer Mehrheit völlig gleichgebildeter menschlicher Wesen, erinnert.“ Er hält es für „in hohem Grade wahrscheinlich, daß bereits das indogermanische Urvolk aus körperlich verschiedenen Stämmen und Menschen bestand“.

Aus dem Vergleich mit Völkern ähnlicher Entwicklungsstufen wie die Indogermanen dürfen wir annehmen, daß hier von kleinen Sprecherschaften Mundarten von geringer Normfestigkeit gesprochen wurden. Die leicht wandelbaren, sich zum Teil fremden Mundarten in weiten dünnbesiedelten Gebieten werden meist von den stärkeren indogermanischen Mundarten aufgesogen, ohne daß Denkmäler aus jener schriftarmen Zeit von ihnen künden. Rassistisch werden aber die Träger der aufgesogenen Mundarten mit hoher Wahrscheinlichkeit oft sehr ähnlich gewesen sein, weil die an der Rasse formende Kraft des Raumes in der verkehrsärmeren in ihrer Notdurft unmittelbarer an den Boden verhafteten Zeit sich ungeflörter auswirken konnte.

Aber selbst wenn wir uns die unwahrscheinliche Vorstellung von der „arteigenen indogermanischen Sprache“ zu eigen machen, so folgt daraus nicht, daß die Aufspaltung dieser arteigenen Sprache in das Französische, Englische, Deutsche infolge von rassischen Sondergeschicksalen der Untergruppen des ursprünglich einheitlichen Volkes zu erklären ist. Es treten vielmehr auch ohne rassische Veränderungen Sprachwandel von der Art auf, wie sie zur Aufspaltung von Mundarten in Untermundarten führen.

Hier könnte eingewandt werden, daß es neben diesen nicht zu leugnenden ganz allmählich und unmerklich aus winzigen Einzelwandlungen sich ergebenden Lautwandeln noch einen anderen Typ gäbe, der bei ganz plötzlichen Umwälzungen, bei großen Erschütterungen entsteht, wie sie die zu Rassenmischung führenden großen politischen Ereignisse sind. Als Beispiele solcher Wandel, die besonders deutlich erkennbar „nur“ durch Rassenmischung zu erklären seien, werden genannt:

1. die germanische Lautverschiebung,
2. der Verfall der Deklinations- und der Konjugationsendungen,
3. die Betonung der Wörter auf der Stammsilbe.

„Das alles sind Auswirkungen der Mischungen.“ — (W. Schmidt.)

Es liegt nicht der geringste Grund vor für die Annahme, ein Wandel vom Typus der germanischen Lautverschiebung könne nicht in ganz ruhigen Zeiten ohne alle größeren politischen Ereignisse eintreten.

Das Wesentliche dieses Wandels, — den wir uns durchaus als Lautwandel „über die Nuancen des Bewegungsfeldes“ vorstellen dürfen, nicht als sprunghaften Lautwechsel, — ist die Veränderung nicht von Einzellaute, sondern von Lautgruppen. (S. Abb. S. 228.)

Es wird die Gruppe der stimmhaften Verschlusslaute b, d, g zu stimmlosen Verschlusslauten p, t, k, die Gruppe der stimmlosen Verschlusslaute p, t, k zu Reibelauten, f, þ, x usw. usw.

Nun liegt in der Tat bisher keine allgemein anerkannte ursächliche Erklärung dieser Lautverschiebung vor.

Wenn Rassenmischung (R. M.) als Ursache (U.) der Verschiebung (V.) behauptet wird, so wird ein Tatbestand als Ursache genannt, der selbst nicht erwiesen, sondern nur hypo-

thetisch behauptet wird. Selbst wenn der Tatbestand R. M. gesichert wäre, so müßte er noch nicht notwendigerweise Ursache für V. sein. Wenn nun aber eine unbekannte Größe U. durch eine andere unbekannte Größe R. M. erklärt wird, so ist damit gewiß ein wie schon erwähnt in Vorgeschichte und Rassekunde nicht seltenes Denkverfahren geübt. Die Wahrheitsmöglichkeit auch solcher Erklärungsweise soll nicht angezweifelt werden. Aber die Wahrscheinlichkeit, die Beweiskraft eines derartigen Verfahrens ist erstens grundsätzlich sehr gering, zweitens ist sie in diesem besonderen Falle dadurch mehr als herabgemindert, daß sich durchaus in geschichtlichen Zeiten genau entsprechende systematische Lautwandel aufweisen lassen, ohne daß eine Rassenmischung die Ursache sein kann:

Vom Mittelenglischen zum Neuenglischen sehen wir bei aller Inselruhe der äußeren, rassischen Schicksale des Sprachvolkes im Vokalsystem Wandel eintreten, die in ganz gleicher Weise wie die der ersten Lautverschiebung systemhaft sind. Auch hier werden Gruppen von Lauten verschoben, die Grenzvokale i, u einerseits, die Mittelvokale e, o andererseits. (S. Abb. S. 229.)

(Ganz unabhängig davon ähnliche in einem Parallelitätsverhältnis zueinander stehende Wandel im Deutschen: *mīn* > *mein*, *hūs* > *haus*. Im Altfranzösischen *fēru* > *fier*, *hove* > *buof*, *veīa* > *veil*, *gōla* > *goule*.)

Wie Luick gezeigt hat, lassen sich hier sogar Proportionen aufstellen, daß in den Mundarten, wo Wandel 1 (etwa *i* zu *ei*) nicht stattgefunden hat, auch Wandel 2 (*ê* zu *i*) nicht eintrat, und wo *i* nicht zu *ei* ferner auch nicht *û* zu *ou*. (In einer noch zu druckenden Arbeit glaube ich nachgewiesen zu haben, daß alle diese Wandel sekundärer Art sind, daß die Ursache für sie der primäre Wandel der sogenannten Dehnung der Vokale in offener Ton-

silbe, der Ausgleichung von drei verschiedenen Silbengewichten auf ein einheitliches ist.) — (Die Gleichartigkeit dieser Vokalverschiebung mit der ersten germanischen Lautverschiebung betont unter anderen Jespersen.)

Da also der ersten Lautverschiebung in ihrem Wesen genau entsprechende Wandel auch zu Zeiten auftreten, in denen gar keine Rede von Rassenmischung sein kann, da diese uns bekannten, genauer zu verfolgenden Wandel gleicher Art mit völliger Sicherheit als allmähliche Wandel über die Zwischenlaute des Bewegungsfeldes zu erkennen sind, Rassenmischung aber vor allem Veränderungen von der Art des sprunghaften Lautwechsels nahe legt, bleibt uns wenig Wahrscheinlichkeit für die Annahme, die germanische Lautverschiebung durch „Rassenmischung“ zu erklären, zumal diese Rassenmischung ja erst aus der Lautverschiebung abgeleitet wird.

2. Als zweiter Typ von Wandeln, die nur durch größere Störungen des Sprachlebens, wie es Rassenmischungen sein müßten, erklärt werden könnten, wird genannt: „Der Verfall der Deklinations- und Konjugationsendungen“.

Auch dieses Beispiel ist sicher wertlos für den Beweis einer Beziehung zwischen Sprache und Rasse. Dieser Wandel von der Synthese zur Analyse ist allgemeines Schicksal aller indogermanischen Sprachen zu allen Zeiten, auch zu Zeiten, die wir ganz genau übersehen, von denen wir wissen, daß keinerlei Ereignisse rassischer Art stattfanden. Ja, dieser Wandel ist sogar da am lebhaftesten aufgetreten, am weitesten gediehen, wo verhältnismäßig geringe Rassenmischung eintrat: in England. Die Kelten, die die Angeln und Sachsen vorfanden, als sie nach England kamen, dürfen wir uns doch wohl als recht „nordisch“ vorstellen. Desgleichen die Angeln und Sachsen selbst. Desgleichen die Dänen. Desgleichen die französierten Dänen, die Normannen. Die Vorstöße asiatischer Blutes der Hunnen, Madjaren- und der Türkenzeit branden wohl, bedeutsame Spuren hinterlassend, bis tief nach Mitteleuropa hinein, aber nicht bis auf die englische Insel. Also, ein Sprachgebiet, das bestimmt rassisch weniger bunt gemischt ist als die Bevölkerung Deutschlands und Frankreichs und anderer indogermanischer Völker, läßt den Abfall der Konjugations- und Deklinationsendungen viel weiter gediehen als rassisch stark gemischte Gebiete.

Wenn auch für diesen Wandel von der Analyse zur Synthese von uns die Bedeutung der „Rassermischung“ durchaus abgestritten wird, so kann doch unseres Erachtens die Bedeutung der „Volkstumsmischung“, der „Sprachmischung“ gerade in diesem Falle gar nicht genügend betont werden. Die Einwanderung von nordgermanisch sprechenden Stämmen in westgermanisches Sprachgebiet scheint uns allerdings die wesentliche Ursache dafür zu sein, nicht daß der Wandel überhaupt eintrat, aber doch daß der Abfall der Deklinations- und Konjugationsendungen in diesem Gebiet sehr viel schneller und gründlicher vor sich ging als in anderen Teilen des germanischen Sprachgebietes. (Darüber ist eine besondere Arbeit in Vorbereitung.) Rassistisch dürften zwischen diesen Nord- und Westgermanen nur recht geringe Unterschiede bestanden haben. Auch sprachlich waren ihre Mundarten, wie man weiß, noch so ähnlich, daß die Angehörigen der beiden Gruppen von Stämmen sich noch mit Not und Mühe miteinander verständigen konnten. Gerade diese sprachliche Ähnlichkeit, die noch Verständigung ermöglichte, ließ die sprachliche Unsicherheit entstehen, die Unbeständigkeit des Flexionssystems, die das schnelle Geschwindigkeitsmaß der englischen Sprachentwicklung gegenüber der Entwicklung in den anderen germanischen Mundarten erklärt. Diese erfuhren zum Teil rassistisch stärkere Mischung, hatten aber nicht solche „Mischung unter ähnlichen Sprachen“ zu erleiden. Wenn die Verschiedenheit der beiden Sprachen größer ist, während ein Volk vom anderen aufgesogen wird, hat die aufgesogene Sprache sehr viel geringere Einwirkung auf die auffaugende. Vgl. die Normannen in Frankreich.

3. Auch für die Akzentverlegung als dritten Typus von Wandeln, die „nur“ durch rassische Mischung zu erklären sein sollen, gilt, daß sie sich organisch einfügt in ein ganzes System von Wandeln. Akzentverlegung und Schwund der Flexionsuffixen sind Teilererscheinungen, die auf den inneren Notwendigkeiten einer Gesamtentwicklung beruhen, nicht aber durch äußere Zufälle genügend zu erklären sind. Diese Zufälle erklären vielleicht allerdings, wie gesagt, das verschiedene Geschwindigkeitsmaß der Entwicklung, sie sind aber nicht die einzige wesentliche Ursache. Es sei betont, daß diese Stellungnahme zu den Ursachen für germanischen Sprachwandel noch keine Stellungnahme zu Feist's Theorie bedeutet, die Germanen seien in besonders geringem Maße indogermanisch, sie seien eine indogermanische Fremdrasse. Es handelt sich hier nur um eine Stellungnahme zu der Streitfrage, ob bestimmte Arten von Lautwandeln „nur“ durch Rassermischung zu erklären seien.

Günther irrt also sicher, wenn er mit vielen anderen Rasseforschern meint: „Man muß wohl annehmen, daß die nordrassischen Stämme, so lange sie noch in geschlossenem Siedlungsgebiet in ihrer Urheimat (südliches Skandinavien, Dänemark, Schleswig-Holstein) saßen und so lange sie noch rasserein waren, kaum irgendwelche mundartlichen Unterschiede ihrer gemeinsamen indogermanischen Ursprache aufwiesen.“

Das ist falsch, weil es völlig den allgemeinen Bedingungen jedes Sprachlebens widerspricht. Auch im südlichen Skandinavien, in Dänemark, in Friesland, sogar in der Inselabgeschlossenheit Islands und wo sonst Rassen sich von Fremdmischung rein gehalten haben, hat sich die Sprache bis zur Änderung der sprachlichen Lebensbedingungen durch Schrift und Druck immer und an allen Orten in grundsätzlich derselben Weise aufgespalten und immer weiter verästelt wie in Gebieten großer rassischer Unruhe.

Nicht gelegnet ist damit, daß überhaupt rassische Schicksale und Eroberungen sich auch im Bild der Sprache zeigen können, — aber nur Rasseschicksale, so weit sie gleich-

zeitig Schicksale von Volkstümern, von Sprachen sind. Es gibt nach Dirr „wenige, vielleicht gar keine Völker, die nicht ihre Sprache im Laufe der Geschichte gewechselt hätten. Manche mehrmals.“ Solcher Sprachwechsel bedeutet in der Tat immer Sprachveränderungen. Die Tatsache, daß jemand, der eine Fremdsprache spricht, diese nach seinem muttersprachlichen Lautsystem verzerrt, ist gewiß oft zu beobachten. Wo ganze Völker eine andere Sprache annehmen, ist dieser Einfluß einer muttersprachlichen Lautgebung auf eine fremdsprachliche als eine wichtige, zwar weniger Lautwandel als vielmehr Lautwechsel bewirkende Ursache zu nennen. Wie schwer es selbst bei ganz bewusster Aufmerksamkeit auf Lautklänge ist, in eine Fremdsprache nicht die Laute der eigenen Sprache hineinzuhören, habe ich in einem Aufsatz „Die akustische Täuschung“, in den Neueren Sprachen, 1926, gezeigt. Der Weg dieses Wechsels läßt sich verschieden vorstellen:

Die Frauen unterworfenen Völker vererben ihre Sprache auf ihre Kinder. Diese haben umzulernen, wenn sie in das Kriegeralter hineinwachsen. Dabei verändern sie ihre Vatersprache nach dem Lautstand der Muttersprache. Oder aber, die Sprache der Herren, der Freien, verschwindet, löst sich auf, weil sie häufiger zu den Knechten, den Unfreien, zu sprechen haben als zu ihresgleichen. usw. usw.

Es ist aber unendlich naiv, die Verschiedenheit der Lautsysteme aus rassischer Verschiedenheit der Sprachorgane abzuleiten. Das ist zum Lachen naiv. Man lasse einen japanischen Säugling (wie ich es selbst erlebte), ein Negerkind von der Mutterbrust her in deutschsprachiger Umgebung aufwachsen, und der geschulteste Phonetiker, ja der Meister aller Phonetiker, wird nicht Unterschiede zwischen den fremdrassigen und den einheimischen Sprechern entdecken, auch wenn er die Klänge mit den feinsten Apparaten auflöst. Eine große Zahl englisch sprechender Neger nimmt es mit vielen englischen Gebildeten auf, was Klarheit, Schönheit und „echt englischen Klang“ ihrer Sprache anlangt. Der Einwand, daß ja der Jude an seiner Sprache zu erkennen sei, ist hinfällig. Denn durchaus nur, wo schon eine jüdische Umgebung — wie ein bäuerisches oder ein Sattlermilieu — sich als eine Untergruppe der hochsprachlichen Sprechweise darstellt, ist der Jude an seiner Sprache zu erkennen. Nie aber ein Jude, der in nichtjüdischer Umgebung aufwächst.

Wie wenig die „rassische“ Beschaffenheit der Sprachorgane für den Klang der Sprachlaute bedeutet, mag ferner aus folgenden Erwägungen klar werden: Sprechen hundertprozentig, das ist bis ins hundertste Glied reinrassige nordische Menschen das Deutsche anders aus als hundertprozentig reinrassige dinarische Menschen? — Sprechen diese reinrassigen nordischen Menschen, soweit sie Deutsche sind, das Deutsche, soweit sie Engländer sind, das Englische mit einem nordischen Einschlag? — Papageien, die völlig anders gestaltete Sprechwerkzeuge haben als der Mensch, sprechen oft mit ganz verblüffender Genauigkeit Wörter der verschiedensten Sprachen nach. Verwundete, bei denen die Sprachorgane verunstaltet wurden, bei denen das die Sprachklänge hervorbringende Organ ganz anders aussieht als bei gesunden Menschen, sprechen oft ganz unverändert klar. Ja, jeder kann selbst versuchen, etwa ein Stück Zucker auf die Zunge zu nehmen und nun zwangsweise durch völlig andere Organbewegungen genau die gleichen Klangwirkungen zu erzeugen wie beim normalen Sprechen. Bei einiger Übung wird niemand merken, daß nicht mit der üblichen Artikulationsweise gesprochen wird. Der Klang K 387 ist nicht an eine einzige Artikulation A 387 gebunden, sondern er kann von einer großen Zahl von unterschiedlichen Artikulationsapparaturen erzeugt werden.

Die rassische Verschiedenheit bedeutet darum nichts, rein gar nichts für die Sprechweise des einzelnen. Die vollständig-muttersprachliche Voreingenommenheit, Gewöhnung an ein bestimmtes Lautsystem als System von Klängen bedeutet aber außerordentlich viel, wenn es gilt, neue, bisher ungewohnte Klänge einer anderen Sprache aufzufassen und selbst zu erzeugen.

Wenn Ferdinand Dörk sagt: „Nur die Formenlehre und das Wörterbuch können übernommen werden, die Lautgebung und die Satzlehre niemals, weil sich weder der Mund noch der Gehirnbau eines Volkes beliebig ändern kann“, so widerspricht das allen wirklichen Erfahrungen. Die einzige — allerdings sehr wesentliche — Kraft, welche die genaue Übernahme einer Fremdsprache hindert, ist die Voreingenommenheit durch eine Muttersprache. Diese Voreingenommenheit betrifft Formenlehre und Wörterbuch genau in der gleichen Weise wie Lautgebung und Satzlehre. Ein Kind, das nicht durch seine Muttersprache zu falschen Analogien verleitet wird, lernt, auch wenn es von anderssprachigen Eltern stammt, die neue Sprache mit derselben Leichtigkeit und Richtigkeit wie ein einheimisches Kind.

Während Volkstumsmischung, Sprachmischung in der Tat auf den Begriffs-, Formen- und Lautbestand einer Sprache einen sehr großen Einfluß haben kann (in Wirklichkeit allerdings selten genug hat, verglichen mit anderen Ursachen für Lautwandel) sind die Versuche, Sprachveränderungen aus Rassemischung zu erklären, mit aller Entschiedenheit abzuweisen. Sie sind grundsätzlich abzuweisen, weil körperliche Veranlagung grundsätzlich nicht den behaupteten Einfluß auf die Aussprache und sprachliche Denkweise hat. Sie sind in den besonderen genannten Fällen abzuweisen — was Lautverschiebung, Abfall der Flexionsendungen anlangt — weil besondere, genannte Gründe dagegen sprechen.

Wenn die Wissenschaft, die von Rasse auf Sprache schließt, vor allem auf die äußere Sprachform, auf die Lautgestalt, die formalen Mittel der Sprache sieht, so kann da leicht aus dem Auge verloren werden, daß die wesentliche Verschiedenheit der durch unterschiedliche Sprachen gebildeten Gruppenpersönlichkeiten auf der Unterschiedlichkeit der begrifflichen Zusammenfassungsweise beruht, der Schauweisen, die sich in den Begriffen ausdrücken. Das Kind französischer oder russischer Eltern, ob es dinarisch, nordisch oder ostisch ist, wird zu einer deutschen Weltauffassung erzogen, wenn es in deutscher Muttersprache die Welt Dinge zu vergleichen und zu ordnen lernt. Es muß schon, damit dem Verständigungszweck genügt wird, zwangsläufig ein bestimmtes gemeinschaftsübliches Verfahren annehmen, wie es auf je eigentümliche Gruppen von herausgrifflichen Eigenschaften hin die Welterrscheinungen zu begrifflichen Klassen bündelt und mit einem gemeinschaftsüblichen Zeichen benennt. So zwingt die Sprache es in ein bestimmtes Verfahren, die Welt zu „begreifen“, in ein bestimmtes Denken, Fühlen, Wollen. Nun ist immer wieder betont worden, daß die Gemeinschaftsnormen einen eigenpersönlichen Spielraum lassen. Der einzelne bezieht immer einen im strengen Sinne nur ihm selbst eigentümlichen Kreis von Erfahrungen aufeinander, und er hat auch seinen aus der engeren oder weiteren Familie stammenden Begabungen gemäß die Welterrscheinungen nicht nur mit der von der Sprachgemeinschaft geforderten Art des Aufmerkens erlebt, sondern nach einer eigenpersönlichen Begabung, nach vom Blut her gegebener

Reizfähigkeit. Und doch muß er innerhalb der Sprache bleiben, hat er um der Sprache willen eine ganz entscheidende geistige Artähnlichkeit mit seinen Sprachgenossen¹.

Die gebulbige Besinnung darauf, eine wie überpersönliche, zwischenmenschliche Macht die Sprache ist, wie der einzelne, zu welcher Rasse er immer gehören mag, der Sprache gegenüber immer in ganz geringem Maße Schöpfer und im wesentlichen nur Geschöpf ist, verlangt einen scharfen Blick für die Wirklichkeit hinter dem Schein. Denn wir sind allzu leicht geneigt, die körperlichen unser Blut gebenden Väter für die geistigen, unsere Seele gebenden zu halten. Die getreuen Arbeiter für unser Deutschtum, für unser Volkstum werden daher noch lange erfahren müssen, wie schwer es ist, gegen Behauptungen anzugehen, die aus dem Scheinbild abgelesen wurden, die aus Wünschen jenseits der Vernunft geboren sind, die unmittelbaren Eitelkeitstrieben stark entgegenkommen. Noch lange wird darum die sichere Wahrheit um allgemeinere Anerkennung zu ringen haben, daß den „reinen“ Rassen keine „arteigenen“ Sprachen entsprechen und daß auch die Entstehung der Hochsprachen der heutigen europäischen Volkstümer unter gar keinen Umständen und in gar keiner Weise aus „rassischen Schicksalen“ zu erklären ist.

Was die Aufspaltung des Einheitlichen in einen Stammbaum von unterschiedlichen Untergruppen anlangt, so gilt, daß dieselben Kräfte, die für die Rasse die Einheitlichkeit, die Klarheit und Reinheit stören, für die Sprachen die genau entgegengesetzte Wirkung haben:

Verstärkter Verkehr läßt Gemeinsprachen, Hochsprachen entstehen, in denen eine schon begonnene sprachliche Aufspaltung wieder aufgehoben wird und eine gleichförmige Aussprache sowie ein gleichförmiges Begriffssystem sich durchsetzen. Mit dem Wachsen des Verkehrsgebietes wird die Norm fester und beständiger. Die größer werdenden geistig gleichförmigen Massen zeigen Veränderungen gegenüber ein stärkeres Beharrungsvermögen.

Die Rassen dagegen gedeihen zur Reinheit und Einheitlichkeit am besten in der Abgeschlossenheit. Verstärkter Verkehr bewirkt Mischungen, Auflösung der Einheit, bewirkt geradezu das Rassen-Chaos, — wie wir es heute in allen unseren Großstädten beobachten. Die Rassen sind grundsätzlich um so reiner und einheitlicher, je

¹ Wie grobes, die Interessen unseres Volkstums schädigendes Mißverstehen des Wesens der Sprache möglich ist, sei mit einem Wort eines besonders vielbelesenen Forschers belegt. Er wagt es zu schreiben: „Schon daß dieser (Wilh. v. Humboldt) die Sprache als Schöpferin der Volkseigentümlichkeit anstatt als deren Erzeugnis angesehen wissen wollte, war eine bedenkliche Verwechslung, die damit zusammenhing, daß Humboldt überhaupt die Sprache zu sehr als Instrument des Verstandes auffaßte, während man neuerdings immer entschiedener der Ansicht ist, daß sie, in der Unbewußtheit geboren, mit dem Geiste schon gegeben ist.“ Es sei verraten (weil es gewünscht wird, sogar mit Quellenangabe), wo sich diese tiefgründige Alterwissenschaft findet: in Schemanns, Die Rasse in den Geisteswissenschaften I, 96. Es ist eine unverzeihliche Irreführung der nicht fachwissenschaftlichen Öffentlichkeit, wenn behauptet wird, daß man „neuerdings immer mehr der Ansicht ist...“. Genau das Gegenteil ist richtig. Von der Sprachwissenschaft her (Weisgerber, Böhler, Paul, Schuchardt) wie von der Wissenssoziologie (Mannheim) wird immer deutlicher erkannt, daß genau das Gegenteil der Fall ist, daß Humboldt beweisbar recht hat, daß der Geist mit Sicherheit ganz entscheidend von der Sprache, den Sprachen geformt wird. Böhler, Sprache und Kultur 90. „Ebensowenig hat zwischen den Rassen der Menschen und ihren Sprachen ein naturnotwendiger Zusammenhang sich jemals erweisen lassen.“

primitiver der Kulturzustand, je ursprünglicher das Volkstum, je mehr der Mensch Menschtier ist. Die Sprachen sind grundsätzlich um so verschiedener, um so weniger „normfest“, um so stärker zu Aufspaltung neigend, je primitiver der Kulturzustand ist, je ursprünglicher das in der Sprache lebende Volkstum. (Nach Herz fanden sich in Kalifornien etwa 150 000 Eingeborene, die 135 verschiedene Sprachen und Dialekte sprachen, die in 21 Sprachfamilien zerfielen, so daß ein Dialekt von kaum mehr als 1000 Menschen gesprochen wurde und jede Sprachfamilie von 7000.)

Und weiter: Je größer die Sprachähnlichkeit bei Sprachmischung, desto stärker zeigt sich die Einwirkung der Sprachen aufeinander, der „Substrat“-Sprache auf die sich durchsetzende. Je größer aber die Rasseähnlichkeit bei Rassenmischung, desto weniger tritt sie hervor. Die Rassenmischung weicht um so stärker von jeder der Ausgangsrassen ab, je verschiedener die sich mischenden Rassen sind.

Je ursprünglicher die Verhältnisse, desto häufiger wird Sprachverwandtschaft auch Blutsverwandtschaft bedeuten. Je weiter wir in die Hochkulturen hineinkommen, je größer die Sprachgemeinschaften werden, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, daß aus Sprachverwandtschaft auf Blutsverwandtschaft geschlossen werden darf. Saussure, Wundt, Paul und viele andere sind daher mit Schuchardt aus grundsätzlichen Erwägungen der Meinung, die sich auch aus geschichtlicher Beobachtung ergibt: „daß die Rasse an sich einen unmittelbaren Einfluß auf die Sprache ausübt, ist unerwiesen“. Ja, eine unbefangene Betrachtung zeigt sogar, daß das Englische seinem Bau nach dem Chinesischen ähnlicher ist als dem Altgriechischen oder anderen frühindogermanischen Sprachen, die wiederum durchaus „negerhafter“ sind als das Deutsche.

Eine sichere Beziehung zwischen Rasse und Sprache besteht nie. Afrikanische Zwergvölker sprechen die Sprachen hochgewachsener Negerstämme. Sprachen wandern ganz unbekümmert um Rassengrenzen nach dem eigenen Gesetz ihrer kulturellen Kraft, sie schmelzen in sich Rassen ein, sie geben Bevölkerungsteile an andere Sprachen ab je nach den politisch-kulturellen Kräften der Völker, nicht der Rassen. Und reine Rassen mit „arteigener Sprache“ — wenn es sie je gegeben hätte —, müßten sich in Sprachen und Mundarten nach dem Eigengesetz jedes Sprachlebens aufspalten.

Nach den allerneuesten Forschungen (vgl. Kruse, Die Deutschen und ihre Nachbarvölker, 1930) hat es sogar fast den Anschein, als seien die Sprachen wichtiger für die Bildung von Rassen als die Rassen für die Bildung von Sprachen. „Man kann diese wesentliche Einheit der Sprachen als Triebkraft für die Anthropologie gar nicht hoch genug einschätzen. (Im Original gesperrt.) Nicht bloß auf seelischem, sondern auch auf körperlichem Gebiet mußte sie verformend wirken, selbst da, wo ursprünglich, wie überall in West-, Süd- und Osteuropa, verschiedene — nichtindogermanische und indogermanische — Bestandteile das Volk zusammensetzten.“ — Sicher ist wohl, daß dieses durch eine einheitliche Sprache vereinheitlichte geistige Verkehrsgebiet, das immer zugleich eine wirkliche Verkehrseinheit bedeutet, auch ein Gebiet von in vieler Beziehung einheitlichen rassischen Mischungsbedingungen sein wird.

Die Fragwürdigkeit des Rassebegriffs

Es wurde bisher der Rassebegriff in der Absicht vollster Gerechtigkeit so übernommen, wie er in der Rasseliteratur üblich ist. Schon unter dieser Voraussetzung erwies sich Rasse nicht in gleichem Sinne als Persönlichkeit, als Gruppenpersönlichkeit wie die Sprachgemeinschaft, und es erwies sich ferner, daß die Sondersprachen nicht durch Sonderschicksale von Rassenteilen entstanden sein müssen.

Die dabei stillschweigend anerkannte Voraussetzung, die in der üblichen Auffassung des Begriffs „Rasse“ liegt, zeigt jedoch bei kritischem Hinsehen schlimme Denkfehler.

Jede „Rasse“ ist — von der einen Seite gesehen — ein natürlich gegebener Tatbestand, eine Gruppe von Merkmalen, die der einzelne von seinen Vorfahren ererbte; „reine Rasse“ ist die Gruppe der erbgleichen Menschen, die bestimmte gleiche Merkmale untereinander gemeinsam haben.

Jede besondere „Rasse“ ist — von einer anderen Seite gesehen — Begriff der Menschensprache, der Erkenntnisakt des Zusammengriffs einer Klasse von Menschen unter dem Gesichtspunkt bestimmter Gleichartigkeiten, ein Herausgriff einer Gruppe von begriffsnotwendigen Merkmalen, die vererblich sind und einer Zahl von Menschen gemeinsam eignen. — Welche Merkmale nun unter einer bestimmten Rasse (etwa der fälischen, der Ero-Magnon, der Dalkasse, der nordischen, der mongolischen, der arischen) zusammengegriffen werden, das scheint allerdings gegeben aus objektiven Tatbeständen, das ist aber in Wirklichkeit immer außerdem noch gegeben aus Forscherwillkür, ist in diesem Falle in besonderem Maße gegeben aus Forscherwillkür. Wenn der eine Forscher nur drei Menschenrassen überhaupt anerkennt, der andere schon drei europäische Rassen unterscheidet, der nächste sechs deutsche Rassen bestimmt, so hat nicht der eine von ihnen richtiger beobachtet als der andere, sondern nur anders, von anderen Gesichtspunkten her, auf eine andere herausgriffliche Gruppe von Eigenschaften hin, bestenfalls genauer. (Linné und Huxley unterscheiden 4, Blumenbach 5, Buffon 6, Prichard, Hunter und Pöschel 7, Agassiz 8, Desmoulins und Pickering 11, Haeckel und Fr. Müller 12, Vory St. Vincent 15, Malte Brun 16, Topinard 18, Morton 32, Cramfort 60, Burke 62, Gliddon 150 verschiedene Menschenrassen; wobei auch die gleiche Zahl nicht die gleiche Einteilung bedeutet. Tatsächlich könnte man ebenso gut 1000 oder mehr Rassen annehmen; bildet doch eigentlich jede Familie eine Rasse, deren Typus sich vererbt. Selbst zwischen den entferntesten Rassen bestehen zahllose, fast unmerkliche Übergänge.“ Herz, Rasse und Kultur.)

Die Entstehung der Rassebegriffe soll in einem zeichnerischen Bilde veranschaulicht werden, in dem jede einzelne Erbeigenschaft, jedes Rassemerkmal mit einer eigenen Buchstabenart in der gleichen Senkrechten bezeichnet wird. So etwa die Sonderformen des Kopfes mit B, C, D, F, G (nur Konsonanten) usw., Sonderformen der Haarbeschaffenheit mit a, e, i, o, u usw. (nur Vokale), Sonderformen der Hautfarbe mit b, c, d, f, g usw., Sonderformen des Temperamentes mit a, e, i, o, u usw. (S. Abb. S. 236.)

Alle querverbindenden Linien, die zwischen den verschiedenartigen Merkmalen möglich sind, würden dann die denkbaren Rassen bezeichnen, wenn die betreffende Eigenschaftsverbindung erbhaft herausgezüchtet ist. Die gezeichneten Linien seien wirkliche Rassen, die erkannt und benannt worden sind. Wie sehr jede tatsächliche Rasseneinteilung willkürlich sein muß, ist hiernach ohne weiteres klar. Die Merkmale der einzelnen Vertreter der „reinen“ Rassen werden sehr schwer als erbhaft zu erweisen sein, und es wird ganz von

der Genauigkeit der Beobachtung abhängen, wieviele Rassen unterschieden werden. In mancher Beziehung ist es gewiß ein Fortschritt, wenn es glückt, eine recht große Zahl an häufiger wiederkehrenden Grundformen von Merkmalsverbindungen als wiederkehrende Arten zu beschreiben und mit Namen zu benennen, diese Begriffe in das menschliche Gruppendenken einzuführen und es damit zu vergenauern. Es ist in diesem Sinne zu begrüßen, wenn Günther mit jeder Auflage seines Buches eine neue Rasse hinzuentdeckt. Vielleicht könnte man aus diesem Grunde seinem Buch noch 20 neue Auflagen

wünschen. Aber die Einteilung in 7 Rassen ist genau so willkürlich wie die in 4 oder 60 Rassen. Selbstverständlich kann nicht geleugnet werden, daß tatsächlich verschiedene Tatbestände vorliegen, daß stark unterschiedliche Merkmalsverbindungen da sein können und mit einer gewissen Häufigkeit da sind. Die Linie Defid könnte ein nordischer Mensch sein, Küköh ein Neger. Diese wiederkehrenden Merkmalsverbindungen sind oft auch für bestimmte räumlich abgesonderte Menschengruppen bezeichnend. Aber doch werden diese Gruppen als Rassen selbst in dem günstigsten Falle erst von den Menschen in die Welt hineingesehen, daß eine sich unmittelbar aufdrängende herausgrifflige Gruppe von Eigenschaften eine Klasse von Menschen deutlich als Einheit kennzeichnet. Das

ist in dem Augenblick klar, in dem man, bei einer Rasse bleibend, alle zu ihr gehörigen Menschen der Erde auf ihre Zugehörigkeit zu dieser Rasse bestimmen wollte. Wenn die Zahl der sicher zu ihr Gehörigen erschöpft ist, werden sich in der Fülle der vorhandenen Menschen bald Grenzfälle zeigen, deren sichere Einordnung schwer wird, so daß die Willkür des Ordnenenden entscheiden muß. Der eine Gelehrte wird einen bestimmten Menschen noch als zu der in Frage stehenden Rasse gehörig rechnen, der andere Gelehrte nicht mehr, ohne daß eine verschieden genaue Beobachtung oder eine verschiedenen „richtige“ Beurteilung vorläge. Es wird vielmehr nur ein verschiedenartiger Maßstab angewandt, wenn unterschiedliche Gruppen von Eigenschaften als begriffsnotwendig angesehen werden.

Der einzelne Neger ist vom einzelnen Deutschen gewiß leicht zu unterscheiden. Wo sehr deutlich verschiedene Merkmalsverbindungen in Menschengruppen auftreten, wo Schwarze, Gelbe, Weiße in ausgesprochenen Typen nebeneinander stehen, da wird die sprachliche, die begriffliche Unterscheidung von Rassen keine Schwierigkeiten haben. Hier wird sich der Rassenbegriff auch dem Laien ergeben, ebenso wie die Farbbegriffe rot und grün auch bei Naturvölkern immer vorhanden sind. Aber schon zwischen diesen „Grundrassen“ des einfachen Denkens gibt es Übergangsformen, die unterzubringen schwer sein wird, die nur aus einer subjektiven Entscheidung beim Zusammenfassen in einer bestimmten Weise begrifflich geordnet werden können. (Die Unterschiede der Haut-, Haar- und Augenfarbe sind Unterschiede der Pigmentmenge, nicht der Pigmentart, die Übergänge von Menschen und Rassen in der Pigmentierung können darum ganz allmähliche sein, sie sind nicht notwendigerweise sprunghafte. Vgl. dazu besonders Kruse, Die Deutschen und ihre Nachbarvölker.)

Jeder Begriff bedeutet, je nach der Art der Tatbestände, mehr oder weniger eine Vergewaltigung der Wirklichkeit. Und wenn wir etwa die deutschen Menschen in Rassen scheiden, bedeutet er mit Notwendigkeit eine besonders willkürliche Vergewaltigung der Wirklichkeit, da hier in Tatbestände mit allmählichen Übergängen eigenmächtig harte Grenzen gezogen werden müssen. Solche Stilisierung der Wirklichkeit, solche willkürlichen Grenzen sind gewiß unausweichliches Bedürfnis für alles begriffliche Denken. Das Bemühen, Rassen aufzustellen, hat durchaus keine denkwirtschaftliche Bedeutung. Der Irrtum fängt erst an, wo der denkökonomische Notbehelf zu stark belastet wird, wo in den behelfsmäßigen willkürlichen Grenzen auch schon die einzigen tatsächlichen Grenzen gesehen werden, wo eine subjektive Maßnorm schon für die objektive Maßnorm schlechthin gehalten wird.

In sehr beschränktem Maße legen sich solche „objektiven“ Maßnahmen dem beobachtenden Menschen von den Tatbeständen selbst her nahe, so wenn etwa gewisse Merkmale mit besonderer Vorliebe verkoppelt auftreten. Schwarze Augen bei hellblondem Haar und blaue Augen bei schwarzem Haar etwa sind selbst in Mischtypen selten. Die Augen-, Haut- und Haarfarbe, also die auf der Pigmentierung beruhenden Merkmale marschieren für gewöhnlich zusammen. (Korrelation von Merkmalen.)

Ferner sind in der Bevölkerung eines bestimmten Gebietes immer bestimmte Zusammenordnungen von Erbeinheiten, bestimmte Merkmalsverbindungen besonders häufig, andere besonders selten. Wenn man die Gesamtheit aller Menschen einer bestimmten einzuteilenden Menschengruppe nach ihrer Rasseähnlichkeit auf einem „objektiven Rassenspektrum“ mit allmählichen Übergängen anordnete, so würden einzelne Farben, einzelne Stellen des Spektrums, in einer besonders großen Zahl von Menschen dargestellt erscheinen, während

andere Stellen Freiflächen, „Gräben“ wären. (Im wirklichen Leben sind solche „Gräben“ häufig genug, etwa wo Schwarze neben Weißen wohnen. Je deutlicher der Graben, desto sicherer die begriffliche Ordnung.)

Auch innerhalb des deutschen Volkes gibt es zweifellos solche Merkmalstypen von besonderer Häufigkeit, zwischen denen Gräben bestehen. Aber je genauer man zusieht, desto mehr solcher einheitlicher Merkmalsgruppen wird man entdecken — und desto subjektiver wird das Urteil sein müssen, ehe nicht sehr viel genauere und umfangreichere statistische Aufnahmen erfolgt sind, als bisher vorliegen. Selbst wenn derartig nach dem Häufigkeitsgrundsatz, nach dem Dichtigkeitsgrundsatz Rassen unterschieden werden, so bleibt doch immer noch bei allergrößter Genauigkeit die Unterscheidung willkürlich, denn die Zahl der begrifflichen Einheiten muß immer durchaus eigenmächtig gewählt werden.

Solche psychologischen Rassen haben aber nichts zu tun mit den biologischen Rassen etwa der Tierwelt. Sie sind wesentlich sprachbegriffliche Ordnungen wie die Farbwörter. Mischrasse sind daher nur in dem Sinne „gemischt“ wie Mischfarben.

Eine „gemischt“ genannte Farbe (z. B. grün-gelb) kann physikalisch ebenso „rein“ sein wie eine rein genannte Farbe, und jede rein (z. B. grün) genannte Farbe kann auf Mischung beruhen. Die Begriffe „rein“ und „gemischt“ legen sich bei diesem Verfahren gegenseitig durcheinander fest, ohne daß objektiv mit Sicherheit festgestellt wäre, welches die reine, bei Rassen, welches die wirklich erbgleiche Form ist.

Wo das Vorhandensein einer reinen Rasse behauptet wird, müßte ein streng naturwissenschaftliches Verfahren an ihren Vertretern feststellen, daß ihre rassetümlichen Merkmalsgruppierungen auch im verdeckten, im rezessiven Faktor gleichzuchtend, homozygot auftreten. Der Nachweis des letzteren ist aber von keinem der Rassenforscher auch nur versucht worden, und er ist bei den Menschen praktisch völlig unmöglich. — Das beruht darauf, daß sich immer die Bastarde, die Mischungsindividuen bestimmter „reiner“ Rassen so herausmendeln, so herauszüchten lassen, daß sich schließlich verdecktes und offenes Erbbild decken. Aus zwei „reinen“ Rassen läßt sich immer eine neue „reine“ Rasse züchten. Etwa aus den Meerschweinchenrassen mit schwarzem, langhaarigem Fell einerseits und weißem, kurzhaarigem Fell andererseits lassen sich zwei neue reine Rassen züchten, eine mit schwarzem, kurzhaarigem Fell und eine andere mit weißem, langhaarigem Fell. Aus diesen beiden durch Mischung entstandenen reinen Rassen lassen sich umgekehrt wieder die Ausgangsrassen zurückzüchten. Wenn man aber den Züchtungsvorgang selbst nicht kennt, kann man nie sagen, welches die primär reine Rasse ist, welches die sekundäre. Beide stehen gleichwertig nebeneinander. Das gleiche ist nun auch bei den Menschen „rassen“ der Fall. Hier steht man vor fertigen Züchtungsergebnissen. Der Typ, der etwa nordisch-fälisch genannt wird, dürfte eigentlich nicht schon Bastard, Mischungstyp genannt werden, ehe nicht wirklich nachgewiesen ist, daß er nie als reiner Typ, nie homozygot auftritt, daß er nie nur die Erbanlagen hat, die er zeigt. Das kann praktisch nie glücken. (Gefehrt weiter den Fall, es glückte nachzuweisen, daß dieser Typ gleichzuchtend ist, so wäre es weiterhin völlig unmöglich, zu zeigen, welcher der beiden Typen, der nordische oder der nordisch-fälische, die primär, welcher die sekundär reine Rasse ist.) Es könnte also nur behauptet, aber nicht bewiesen werden, welches der Mischungstyp, welches der „reine“ Typ ist. Aber, indem zwei Typen einen besonderen sprachlichen „Eigenamen“ erhalten, sind die eine Mischung ihrer Merkmale darstellenden Typen ohne besonderen Namen (grün-gelb) damit zu einem sprachbegrifflichen Mischtyp ernannt.

Selbst wenn schon eine sehr kleine Zahl von Merkmalen als genügend charakteristisch

für eine Rasse angesehen würde, könnte es nach wirklich streng wissenschaftlichen Grundsätzen nie glücken, festzustellen, wieviele reine, gleichzüchtende, homozygote Rassen es im deutschen Volke gibt. Die ernste Vererbungswissenschaft bekennt darum auch vor der unendlichen Fülle der Merkmalsgruppierungen, in denen deutsche Menschen erscheinen, ihr Unvermögen, Rassen zu erkennen. „Denn es gibt beim Menschen wohl kaum noch reine Rassen, sondern nur komplizierte Bastardgemenge.“ (K. Goldschmidt, Die Lehre von der Vererbung.) E. Fischer spricht darum nur von den „Lokalformen des Formenkreises Mensch“.

Begriffe, Namen zur Unterscheidung von Menschentypen werden immer ein Sprach- und Denkbedürfnis des Menschen sein. Je größer das Unterscheidungsbedürfnis von Typen ist, desto mehr Rassenbegriffe wird man schaffen müssen. Trotz aller Anleihen aus Fremdsprachen sind aber die Farbbegriffe der Nationalsprachen doch sehr viel ungeeigneter als etwa die Farbbestimmungen nach dem Ostwaldschen System, weil die sprachlichen „Mischfarben“ leicht als etwas Andersartiges als die „reinen“ Farben erscheinen. Ebenso schließen die Rassebegriffe der üblichen Art von vornherein den Fehler in sich, daß „Mischung“ genannt werden muß, was seiner eigentlichen Wesensart nach durchaus das gleiche ist wie eine „reine Rasse“. Darum empfehle ich, statt der Rassenbegriffe nordisch, ost-baltisch, dinarisch usw. Typenbezeichnung von der Art: Defid, Dalato usw. einzuführen. Der Physiker weiß heute schon der Willkürlichkeit der Normfestsetzung der Sprachbegriffe durch Sprachgemeinschaften zu entgehen. Der Rasseforscher muß dasselbe erstreben, denn die Willkürlichkeit der Normfestsetzung der Rassebegriffe ist hier nicht einmal gruppensubjektiv, sprachobjektiv, sondern vorläufig noch durchaus individuellsubjektiv, abgriffhaft. Virchow leugnete darum das Dasein von Rassen überhaupt. Nun hat man ja für manche der Merkmale schon Zahlenbestimmungen eingeführt; danach arbeitet etwa Kruse. Aber die Aufstellung von Typen mit Hilfe dieser Zahlen würde ein recht unübersichtliches Ganzes ergeben.

Wenn statt dessen die Merkmale in immer gleicher, genau festzulegender Reihenfolge aufgeführt würden, wie das angedeutet ist auf S. 236, so könnten dieselben Lautzeichen-Buchstaben mehrfach gebraucht werden. i an zweiter Stelle bedeutet etwas anderes als i an vierter Stelle, etwa das einmal eine bestimmte Haarbeschaffenheit, dann ein bestimmtes Temperament und schließlich einen bestimmten Schnitt der Ohren.

Wenn man bei der Bezeichnung der verschiedenen Erscheinungsformen dieser Merkmale zwischen Vokalen und Konsonanten abwechselte, wenn immer je sechs zusammen eine Einheit bildeten, so käme man auf leicht sprechbare und lesbare Typen: etwa Defida — Bulako — Kaurikei — Marino. Damit wären 24 Merkmale bezeichnet, und die Bezeichnung wäre ganz wesentlich genauer als „nordisch-ostisch-fälischer Mischling“, weil damit zugleich angegeben wäre, was und wieviel an ihm „nordisch“, wieviel „ostisch“, wieviel „fälisch“ ist, weil die besondere sprachbegriffliche Willkür daraus entfernt ist, die auch dort auf Mischung erkennt, wo diese nicht biologisch erwiesen ist.

Da die Feststellung, welche Verbindungen von Erbeinheiten, welche Merkmalsgruppierungen als „reine“ Rasse zu gelten haben, nun schon für die körperlichen Merkmale als deutlich willkürlich, als nur subjektiv gefunden zu erkennen ist, so ist leicht verständlich, wie sehr eine so stark von weltanschaulichen, politischen, „nationalen“, seelischen Einstellungen bestimmte Wissenschaft wie die Rassenkunde der Versuchung ausgesetzt sein

mußte, Wunschbilder zu träumen, wenn sie festlegt, welche Merkmalsverbindungen von geistig-seelischen Eigenschaften jeweils zu einer bestimmten körperlichen Rasse gehören. Nun ist gewiß jede Beschreibung und Benennung geistig-seelischer Typen ein Gewinn, wie immer wieder gesagt werden muß. — Das ist auch der wesentlichste Wert etwa von Sprangers „Lebensformen“. — Es ist auch gar nichts dagegen einzuwenden, wenn in den einen Typ von solchen „geistigen Rassen“ besonders viele guten Eigenschaften hineinstilisiert werden, in den anderen besonders viele schlechte. Aber ganz unwissenschaftlich und durchaus unsinnig und sachlich ungerecht wird das Verfahren, wenn bei solcher Namengebung ein bestimmter körperlicher Rassetypus als fest mit hochwertigen geistigen Rassemerkmalen verbunden erklärt wird und ein anderer körperlicher Rassetyp als notwendigerweise mit minderwertigen geistigen Merkmalen verbunden — wie es bei Günther geschieht.

Mögen immerhin gewisse besonders geläufige Verkoppelungen von körperlichen Eigenschaften zu beobachten sein, für eine bestimmte Verkoppelung geistig-seelischer Typen mit körperlichen liegt bis jetzt bei den europäischen Völkern nicht der geringste Anlaß vor. Verschiedene körperliche Rassen werden höchstens da geistig-seelische Verschiedenheit zeigen, wo die Gruppen sich zugleich auch schon nach den sie formenden nachgeburtlichen Einflüssen unterscheiden. Alle weitere Bestimmung der Geistesart aus der Körperart ist wissenschaftlicher Unfug, wie sich sofort zeigt, wenn irgendwelche bestimmten Persönlichkeiten ins Auge gefaßt werden. Es müssen dann immer wieder Menschen als körperlich zur einen, seelisch zur anderen Rasse gehörig bezeichnet werden. Damit ist die rassische Bestimmung der einzelnen natürlich außerordentlich erleichtert, aber der Wert solcher Bestimmungsweise ist damit für jedermann schlechtthin gerichtet, der einen Rest von Klarheit und Unvoreingenommenheit bewahrt hat.

„Die stärkste Bankrotterklärung des wirklichen Rassegedankens, die schon bei Günther hervortritt, die aber bei Claus noch mehr zugespitzt erscheint und deshalb um so unleugbarer wirkt, ist die Annahme, daß in einem Körper, der ausschließlich oder überwiegend mit Eigenschaften einer bestimmten Rasse begabt ist, die Seele einer ganz anderen Rasse wohnen könne, z. B. eine nordische Seele in einem ostischen Körper. Günther bringt es in solchen Fällen mit Leichtigkeit fertig, immer auch am Körper wenigstens einige Merkmale der Seelenrassigkeit festzustellen, so daß bei ihm dieser Bankrott etwas verdeckt ist; so sind ihm Martin Luther und Schopenhauer nordisch-ostisch, Franz Schubert ostisch-nordisch, bei Beethoven und gar bei Fritz Reuter (!) muß selbst er ein „vorwiegend ostisch“ zugeben. Claus, der nicht über ein so ausgebildetes anthropologisches Hellsehen verfügt wie Günther, schreibt dagegen ehrlich: „Beethoven war, was seine musikalische Begabung angeht, ein nordischer Mensch. Dies erweist deutlich genug der Stil seines Werkes. Daran wird nichts geändert durch die Tatsache, daß sein Leib vielleicht ziemlich rein ostisch war.“ (W. Schmidt.)

Nun könnte ja die willkürliche Bestimmung besonderer Gruppen von Erbeinheiten als „reiner Rassen“ wirklich ganz dem Belieben des Forschers überlassen sein, wenn er nur im luftleeren Raume lebensferner Abstraktionen lebte. Wenn aber bestimmte geistige Erbeinheiten unseres lieben deutschen Volkes zu bestimmten körperlichen gestellt werden, so geschieht hier mehr als nur eine wissenschaftliche Beschreibung eines Typus. Denn jede solche Typenbeschreibung, die das Seelisch-Geistige einbezieht, ist notwendigerweise zugleich eine sich auf wirkliche, lebendige, mit Geltungswunsch behaftete Menschen beziehende Wertbestimmung. Wenn auch stets die allzu billige Ausflucht möglich ist,

daß jemand, der körperlich zu einer minderwertigen Rasse gehört, geistig zu einer hochwertigen gehören kann, so bleibt doch immer etwas hängen von dem ganz willkürlichen, ausgeträumten, ausgeklügelten Urteil, daß eine bestimmte körperliche Rasse eigentlich geistig-seelisch minderwertig ist. Darum ist solche immer notwendigerweise subjektive Rassen-dogmatik, die die Unverfrorenheit besitzt, mit bestimmten körperlichen Rassen von vornherein geistig-seelische Minderwertigkeit zu verbinden, eine bewußte oder unbewußte Niedertracht und trotz aller Ausflüchte eine schlimme Ehrabschneidung, die mitzumachen eines Gebildeten unwürdig sein sollte. — „Es bleibt immer etwas hängen.“ —

Dieselben Folgerungen, die daraus abgeleitet wurden, daß der Rassenbegriff als Sprachbegriff betrachtet wurde, daß der Inhalt aller bisher aufgestellten Rassenbegriffe als willkürlich bestimmt erkannt wurde, scheinen sich in ganz gleicher Weise zu ergeben, wenn der tatsächliche Bestand an körperlichen Merkmalen des deutschen Volkes mit der größtmöglichen Genauigkeit angesehen wird. So kommt Kruse, der in seinem großen Werk, Die Deutschen und ihre Nachbarvölker, das umfangreichste statistische Material zusammenträgt und betrachtet, das bisher je zur Beschreibung der Körperbeschaffenheit der Deutschen in einem Buch vereinigt war, zu ganz gleichen Auffassungen vom Rassenbegriff, wie er sich uns hier vor allem aus logisch-begrifflichen Erwägungen ergeben mußte.

Die Fragwürdigkeit der Objektivität des Rassenbegriffs, seine Subjektivität, braucht aber wohlgemerkt durchaus nicht vergessen zu lassen, von welcher gewaltigen Bedeutung das Blut ist, von welcher zweifelloser Bedeutung die vorgeburtlichen Anlagen und Begabungen sind, die der einzelne mit dem Blut seiner Väter, die die geistig-seelische Schicksalseinheit eines Volkes mit dem Blut ihrer Geschlechter vererbt. Auf dem Blutboden einer bestimmten Gruppe von Begabungen, die innerhalb des geschichtlichen Schicksals eines Volkes in einer Sprache zur völkischen Einheit zusammengeschmolzen wurde, kann wohl vielerlei, aber nicht beliebigerlei Volkstum entstehen. Jede Einzelbegabung und Gruppe von eigenartigen Begabungen wirkt an ihrem Teil mit an der Formung der sprachgeistigen Einheit — deren Sondercharakter allerdings noch von anderen Bedingungen abhängt als den rassischen.

Aber mag die besondere bestimmte Kulturfähigkeit eines bestimmten Blutes oder Blutgemenges, an die auch wir durch aus glauben, immerhin einen Rahmen des auf ihm kulturell Möglichen abstecken, — einen immer sehr weiten Rahmen, eine „Klasse von Kulturmöglichkeiten“, — so ist doch damit ganz und gar nicht der Wahrheitsbeweis erbracht, daß es die besonderen bisher benannten Rassen, die arische, germanische, nordische, fälische, auch als biologische Einheiten überhaupt gibt, und daß die mit ihrer Aufstellung gegebenen Mischtypen auch im biologischen Sinne Mischungen sind.

Nachdem gezeigt worden ist, wie jede Aufstellung von Rassen subjektive, willkürliche Grenzen in die Wirklichkeit hineinzieht, dürfte zu den vielen bisher aufgewiesenen ein neuer, durchschlagender Grund genannt sein, warum schon die leiseste Forderung, diese subjektiven Gebilde als „Persönlichkeiten“ anzuerkennen, abzulehnen ist. Und mag man auch die bluthafte Unterlage eines Volkstums für noch so wichtig halten, aus den bisherigen rassiebegrifflichen Erkenntnis-hilfen, den Benennungseinheiten, aus diesen durchaus willkürlichen Begriffsbildungen das Sosein eines Volkstums zu errechnen, darf vielleicht als grundsächlich möglich, kann aber vorläufig doch nur als recht müßige Spielerei erscheinen.

Um so heller strahlt als Persönlichkeit echterster Art die Gemeinschaft, die gebildet wurde durch eine gleiche geistige Vaterschaft, durch eine gleiche Geistigkeit, wie sie sich in aller

Deutlichkeit darstellt in einer Menschengruppe, die durch eine gleiche Sprache mit unausweichlicher Notwendigkeit zu einem gleichen Denken, Fühlen, Wollen geführt wird.

Als Ergebnis läßt sich zusammenfassen:

1. In Europa decken sich Rasse und Sprache fast nirgends. Auf beiden Seiten der Sprachgrenzen wohnen meist rassistisch recht ähnliche Menschen. Sprachen gewinnen und verlieren Boden unbekümmert um Rassengrenzen.
2. Die Entstehung von Sondersprachen, die Lebensgemeinschaften zu Gruppenpersönlichkeiten ausformen, ist nicht aus ihren rassistischen Schicksalen zu erklären.
3. Die Menschenrassen nach dem üblichen Einteilungsverfahren sind aus menschlicher Willkür gesetzte Begriffsbildungen, die wohl denkwirtschaftliche Bedeutung haben, die aber gefährlichen Irrtum bedeuten, a) wenn dabei eine feste Verknüpfung bestimmter, auf der Wertebene liegender, geistig-seelischer Merkmale mit bestimmten körperlichen Merkmalen als eigentliche, zu erwartende, von den Tatbeständen her gegebene Regel behauptet wird; b) wenn die eine Rasse „rein“ und schon damit hochwertig, die andere „gemischt“ und damit minderwertig genannt wird. Rein und gemischt ist beiden derzeit unterschiedenen deutschen Rassetypen bisher nur als sprachbegriffliches Gegensatzpaar zu erweisen.

Die vor allem zur Erörterung stehende Frage wurde so beantwortet:

4. Eine Rasse oder ein Rassengemeinschaft ist nicht schon um ihres Rassetums willen Persönlichkeit von Eigenprägung, weil auf „Persönlichkeit“ nur in einer geistigen Welt der Kultur, des Gemeinschaftslebens, der Stellungnahme zu Werten erkannt werden kann, nicht aber in der auf einer anderen Wesensebene liegenden biologischen Welt naturgesetzmäßiger Notwendigkeiten. Rasse oder Rassengemeinschaft ist natürliche Gattung und als solche von vornherein nicht einmal notwendigerweise eine biologisch-symbiotische Gruppeneinheit, geschweige denn eine kulturelle Gemeinschaft. Da die Wertwelt des Sittlich-menschlichen und jede höhere Geistigkeit notwendigerweise gebunden sind an Gemeinschaftsleben, kann Rasse schlechthin nicht schon Persönlichkeit sein. Sie ist höchstens die Klasse der vielen Gemeinschaften, die auf dem gleichen Rasserboden erwachsen können, und sie ist insofern Klasse von Persönlichkeiten der Möglichkeit nach. Sie ist die Klasse derjenigen wirklichen Persönlichkeiten, die sich auf ihrem Boden als Gemeinschaftsgebilde mit kulturellem Leben entfalteteten, und unter diesen Gebilden sind die Sprachvölker die wesentlichsten im Hinblick auf die Persönlichkeitsausformung.

Der Persönlichkeitswert der Ahnenseelengattung

Da jedes ernstere Denken die Nutzlosigkeit des Bemühens erkennen muß, das sich nicht Deckende — Rasse und Volkstum — doch noch mit irgendwelchen Märgchen zur Deckung zu bringen, da aber andererseits ein starkes Gefühlsbedürfnis dafür besteht, das Volkstum auch als Einheit von gleichen Blutsvorfahren her zu sehen, wurde von manchen Forschern die Rassevorstellung sehr entschieden beiseite gelegt. Sie halfen sich, indem sie behaupteten: Es kann zwar nicht geleugnet werden, daß die heutigen europäischen Völker in Hinsicht auf ihre Rassenzusammensetzung etwas überaus Uneinheitliches, so wild Zusammengewürfeltes sind, daß es völlig unsinnig wird, überhaupt diese beiden Ordnungen aufeinander zu beziehen. Trotzdem ist aber doch die besondere geistig-seelische Art der Menschen eines bestimmten Volkstums vom Blut her gegeben. Der Volkscharakter ist mit dem Blute erblich und ganz unabhängig von der Zugehörigkeit der einzelnen Glieder dieses Volkes zu einer chaotischen Mannigfaltigkeit von Rassen und Rassenbastardierungen. — Es wird also wohl einerseits die Unmöglichkeit zugegeben, das Volk als eine körperlich einheitliche Rasse zu erkennen, dafür wird aber andererseits eine einheitliche Erbrasse im Geistig-Seelischen, Volkstümlichen erfunden.

Diese nicht selten anzutreffende Auffassung vom Wesen des „Volkes“ soll hier mit einem einheitlichen Wort bezeichnet werden, indem das in dieser Weise in seinem Wesen bestimmte Volk Ahnenseelengattung genannt wird. Dies Wort kennzeichnet also eine Menschengesamtheit, deren Einheitlichkeit in ihren völkischen und kulturellen Lebensäußerungen auf der gleichartigen von den gemeinsamen Blutsahnenererbten Seele beruht. (Nichtiger wäre es, von Ahnenseelenrasse zu sprechen, der überspitzte Begriff Gattung wird hier angewandt, um zu kennzeichnen, daß es sich um einen biologischen Tatbestand handelt.)

Für den Persönlichkeitswert einer solchen „Ahnenseelengattung“ gilt nun grundsätzlich dasselbe, was sich für die „Rasse“ daraus ergab, daß sie nicht eine Lebensgruppe darstellt, sondern daß sie nur mit dem Blut gegebene eigenschaftliche Gleichförmigkeit aufzuweisen hat. Auch bei ihr bedingt die Gemeinsamkeit gleicher Erbeigenschaften nicht, daß sie ihrem Wesen nach schon als Lebensseinheit, als Gruppe oder gar als Gemeinschaft auftreten müßte.

Die geburtlich einer gleichen Ahnenseelengattung zugehörigen Menschen müssen nachgeburtlich zu ganz verschiedenen Lebensgruppen, zu ganz verschiedenen Sprachgemeinschaften gehören können. Ein gleiches Volkstum muß auf vielerlei Ahnenseelengattungen ruhen können, wenn überhaupt die gesonderte Herausstellung des Volkes als eine Ahnenseelengattung einen Sinn haben soll. Wird etwa das Wort „deutsch“, „deut-

sches Volk", auf beide Arten von Gebilden angewandt, auf Völker als Erziehungsgemeinschaften einerseits, auf Völker als geistige Erbschaften andererseits, so sind nicht alle Menschen, die als Glieder des Volkes im ersten Sinne „Deutsche“ sind, auch ihrer Erbgattung nach „Deutsche“ und umgekehrt.

Es kommt nur selten vor, daß nicht zur deutschen „Gruppe“ gehörige Menschen als doch zur deutschen „Gattung“ gehörig bestimmt werden. Der andere Fall ist bezeichnenderweise viel häufiger, daß zur deutschen Gruppe gehörigen Menschen die Zugehörigkeit zur deutschen Gattung abgesprochen wird. Man wagt es allerdings kaum, von denjenigen Deutschen, deren Vorfäter Ungarn, Franzosen, Italiener, Slawen waren, zu behaupten, sie wären nur in geringerem Maße oder „nicht im eigentlichen Sinne“ Deutsche. — Es müßten sonst allzu viele der Allerbedeutendsten aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen werden. — Von den Juden jedoch, die in einer deutschen geistigen Welt aufwuchsen, behaupten es viele sehr laut.

Wir haben nun den Verdacht, daß diese Auffassung vom Volksbegriff, vom deutschen Volk als einer Ahnenseelengattung, überhaupt nur dann mit dem Anspruch auftritt, der eigentliche und alleinige Maßstab zur Bestimmung der Deutschtum eines Menschen zu sein, wenn es gilt, den in einer deutschen geistigen Welt aufgewachsenen Juden ihr Deutschtum abzustreiten. Das sachliche Recht zu dieser Auffassung vom Volksbegriff wird darum dort geprüft werden, wo die Rede ist vom Recht der Juden, sich Deutsche zu nennen. (S. S. 291 ff.)

Hier steht nur der grundsätzliche Persönlichkeitswert der verschiedenen Menschheitsgruppierungen in Frage. Es genügt darum, darauf hinzuweisen, daß selbst für den Fall, daß Ahnenseelengattung mehr wäre als nur ein Wahnbegriff, solche Gattung mit gleichen Erbanlagen nicht Gemeinschaft und nicht Gesellschaft, ja nicht einmal Gruppe ist, nicht Ganzheit, sondern nur biologische Einheit gleichförmiger Anlagen, wie sie auch die Rasse darstellt, und daß darum für den Persönlichkeitswert eines solchen Gebildes von vornherein dasselbe gilt, was über die Rasse erkannt wurde.

Der Persönlichkeitswert der „Kulturgemeinschaft“

Häufig wird auch das Dasein einer „Kulturgemeinschaft“ behauptet, die wie die Ahnenseelengattung sich nicht mit dem Sprachvolk deckt. Neben der Auffassung einer geschichtlichen „Kultur“ als einer in wechselseitigen Lebensbeziehungen stehenden Gruppe von Völkerpersönlichkeiten (Beispiel: die abendländische „Kultur“) ist auch der ganz andere Wortgebrauch üblich, schon die Einzelvölker als die Einheiten bestimmter geschichtlicher Kräfte und Leistungen, einer bestimmten Form- und Wertwelt eine „Kultur“ zu nennen. (Beispiel: die deutsche Kultur, die französische Kultur.)

Schon die bestimmte Denkhelligkeit der „Deutschen“ einerseits, der „Franzosen“ andererseits, ihre Denkrichtung, die Prägung ihrer brauchtümlichen und ethischen Sitten, die Art ihres Geschmacks im Bereich aller Gebiete des Schönen, im Bereich aller höheren Menschlichkeit wird ihre „Kultur“ genannt. (Vgl. Vierkandt, Handwörterbuch der Soziologie. „Die Kultur eines Volkes kann man auffassen als einen Inbegriff fester Formen, in denen sich das innere und äußere Leben abspielt. Diese Formen beharren typischerweise beim Wechsel der sie tragenden Menschen.“) Kulturgemeinschaften — Menschengruppen einer besonderen Kultur — werden vor allem in den Volkstümern erkannt, und die Einheit solcher Kulturgemeinschaft wird nun häufig auch daraus erklärt, daß sie auf einer Ahnenseelengruppe im oben gezeigten Sinne des Wortes beruht. Es wird dann natürlich auch behauptet, daß diese „Kulturgemeinschaft“ sich nicht mit dem Sprachvolk deckt. Wir behaupten nun im Gegensatz zu dieser Auffassung: Das Wort „Kultur“, „Kulturgemeinschaft“ angewandt auf eine Gruppe von Menschen wie etwa „die Deutschen“, „die Franzosen“, „die Griechen“ hat überhaupt nur dann eine Entsprechung in den Gegebenheiten der Wirklichkeit selbst, wenn eine wirkliche Gemeinschaftsbildung unter Menschen gemeint ist und nicht eine biologische Gattung gleicher Anlagen. Die wahrhaft wesentlichen Gemeinschaftsgebilde von kultureller Einheitlichkeit sind aber die Sprachgemeinschaften. Das Wort „Kultur“ hat darum seinen vollsten Sinn, wenn „Kultur“ und „Sprache“ sich stark deckende Gruppen von Tatbeständen, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus erfassen. Kultur ist ein unter wertender Betrachtung gewonnener Ausschnitt aus der Gesamtheit der Gemeinschaftsleistungen einer Gruppe, deren wesentliches Verbindungsmerkmal die Sprache ist. Selbstverständlich ist hier bei der Sprache nicht an das äußere Klangmaterial des Sprechens gedacht, sondern an das damit Bezeichnete und Angedeutete, an die für unser deutsches Denken, deutsches Fühlen, deutsches Wollen bestimmende, von dieser bestimmten Gemeinschaft her gegebene begriffliche, menschliche Kraft, die Welterscheinungen in ganz bestimmter Weise zu ordnen und zu werten. Es ist die Summe der von dieser Sprachgemeinschaft her gegebenen, die Seele formenden und Kräfte weckenden Mächte und ihrer objektiven Leistungen darunter ver-

standen. Bei solcher Auffassung des Begriffs Sprache ist es unmöglich, die „Kultur“ und die „Sprache“ eines Volkes überhaupt auseinander zu lösen, ohne daß dabei klar wird, wie weit sich die mit ihnen bezeichneten Gegebenheiten decken, solange das Wort Kultur irgendeinen Rest von der Bedeutung des üblichen Sprachgebrauchs behält.

Für die Menschen, die in einer bestimmten, etwa der deutschen Sprache aufwachsen und zu Menschen werden, ist die deutsche Sprache auch die Gruppenseele, der sie vor allen anderen verpflichtet sind, der sie notwendigerweise verpflichtet sind, wie sich aus dem Wesen der Sprache zwangsläufig ergibt. Sie gehören ihrer Seelenart nach unausweichlich und notwendigerweise zur Gruppenseele der deutschen Sprachgemeinschaft. Sie sind „Deutsche“ ihrer Seelenart nach, solange diese Sprache die deutsche genannt werden darf. Es ist ganz und gar kein sachlicher Anhalt dafür da, der es rechtfertigt, daneben noch eine zweite, sich mit der ersten nicht deckende, Seelenart anzunehmen, nämlich die einer bestimmten auf gemeinsamer erbter Ahnenseele beruhenden Kulturgemeinschaft, die gar mächtiger und bestimmender für die Besonderheit des einzelnen wäre als die gemeinsame Sprache, deren ganz tief reichende Wirkung sicher erwiesen ist. Mauthner übertreibt nicht, wenn er sagt: „Die Muttersprache ist der ganze Nationalcharakter, der alle anderen geistigen Güter mitumfaßt.“

Für die durch eine einheitliche Sprache zusammengeordnete Gruppe von Menschen ist die Sprache zweifellos die „Volksseele“. Die deutsche Sprache ist der Bestand an Weisen des Wissens und Wertens, der Bestand an zwischenmenschlich und nachgeburtlich überlieferten Denkformen der deutschen Art des Menschseins. Die Sprache ist nicht die Schöpfung einer Kulturgemeinschaft, oder einer Ahnengattungsseele, oder irgendeines Gemenges von Ahnenfeelengattungen, sondern sie ist ganz und gar die Volksseele selbst, sie allein stellt die Volksseele dar, in ihrer erst vollzieht sich die Bindung dieser Menschengruppe zu einer seelischen Gemeinschaft.

Das Wortchen „Kultur“ wird, ach so oft, als Verlegenheitsvokabel gebraucht, um irgendwelche wertvollen, schattenhaft unbestimmten Gegebenheiten zu bezeichnen. Es erfährt die allerverschiedenartigsten Anwendungen, und es ist allzuoft auch ein leerer Begriff. Und es ist dann ein leerer Begriff, ein Herausgriff von Eigenschaften, denen kein Zusammenhalt der Wirklichkeit entspricht, wenn die beiden Eigenschaften für dieselbe Menschengruppe in ihrer Gesamtheit zutreffen sollen, daß sie erstens gleiche Gattungsmerkmale besitzt — nämlich gleiche Erbanlagen — und zweitens gleiche Gemeinschaftsmerkmale — nämlich gleiche Geistigkeit, gleiches Seelentum, gleiche Kultur. Solche Gebilde kennt nur die Phantasie, nicht die Wirklichkeit. Nur der Wortaberglaube, der meint, daß jedem Wort ein Tatbestand entsprechen müßte, bewirkt, daß man sich solche Tatbestände einbildet. Und es ist mit Sicherheit nur ein solcher Wahnegriff, eine „Kulturgemeinschaft“ als auf einer Ahnenfeelengattung beruhend zu denken.

Trotzdem „Kultur“ nicht nur nachgeburtlich überlieferte, sondern auch nachgeburtlich geschaffene Größe ist, muß durchaus betont werden, daß sie in Abhängigkeitsverhältnis steht zur vorgeburtlichen Begabung der einzelnen und der Masse ihrer Träger. Diese Masse ihrer Träger ist aber nirgendwo in Europa blutlich gleichförmige Einheit, ist nicht schon blutlich „Gruppe“, nicht einmal „Gattung“, nicht „Rasse“, nicht blutlich „Gemeinschaft“ oder „Gesellschaft“. Wo sie als solche gesehen wird, geschieht das immer im falschen Rückschluß von wirklichen nachgeburtlichen Gruppen, Gesellschaften oder Wesensgemeinschaften.

Wenn Volk definiert wird als Einheit „gleicher Rasse, gleichen Glaubens, gleicher ge-

schichtlicher Traditionen, gleicher Sitte, gleicher Sprache, gleicher Kultur", so sind die letzten der Glieder dieser Bestimmung tautologische Wiederholungen. Denn Sprache ist Brauch und Sitte, und Sprache ist Kultur und Kultur Sprache, wo Kultur abgeengt wird durch den Einenger „v o l k s t ü m l i c h", wo Kultur eine bestimmte n a t i o n a l e, gruppenmenschliche Wertungsweise, ein bestimmtes Wertungsvermögen, das Vorhandensein höherer Lebensgüter bedeutet.

Gewiß gibt es auch nationale Kulturwerte, die nicht unmittelbar und in erster Linie äußerlich an Sprachbegriffe gebunden erscheinen. Und es gibt auch Sitte und Brauch, die nicht an Sprachgebärden, sondern an Bekleidungsgebärden und Bewegungsgebärden gebunden sind. Aber sie sind nur in dem Sinne unabhängig von der Sprache, wie auch Denken unabhängig vom Begriff möglich ist. Es ist zwar möglich, aber es spielt bei den Kulturvölkern doch nur eine ganz geringe Rolle, nachdem die Sprachbegriffe einmal die Ordnung der g a n z e n Welt, unserer sinnlichen Erlebnisse, unseres gesamten Erlebens der Natur und der menschlichen Kunst- und Gedankenschöpfungen und alles gemeinschaftlichen Tuns zwischen Menschen übernommen haben. Eine „gemeinsame Struktur und Stilgesetzmäßigkeit" (M. Scheler), Gemeinsamkeit in den „Kategorien des Verhaltens" (Wierlandt) wächst daher in ganz besonderem Maße bei der Gemeinschaft mit dem gleichen Organ der Weltanschauung, der gleichen Sprache. Nur bei einem völligen Mangel an Verständnis für das Wesen der Sprache, die nicht zufällige Äußerung, sondern das Volkstum selbst darstellende Größe ist, durfte Herß sagen: „Gemeinsamkeit der Kultursprache, des Charakters, der Sitten und Gebräuche, sowie ein lebhaftes Zusammengehörigkeitsgefühl sind nur Äußerungen der Kulturgemeinschaft, die zwar einzutreten pflegen, a b e r n i c h t u n b e d i n g t e r f o r d e r l i c h s i n d." Selbst dieser Forscher vermag also in der Sprache nichts zu sehen als die „Äußerung" der Kultur, als das zufällige Werkzeug, das auch ganz anders sein könnte, als es wirklich ist.

In Wirklichkeit ist alles Denken auf einer höheren Ebene bei jedem Menschen notwendigerweise ganz entscheidend durch die B e g r i f f e der Sprachgemeinschaft mit bestimmt, in Begriffe hineinbezogen, auch wo es als anonyme Kraft auftritt, die einen Vergleich bewirkt, der deutlich erst nachträglich zu Mitteilungszwecken in Worte gefaßt wird. Das Denken ist Sprachdenken auch noch, wo es sich um das Wasserholen am Ostermorgen oder die Freude an der Schönheit des Straßburger Münsters oder andere von dem Werke des großen gotischen Baumeisters geweckte Gefühle handelt. Dieses Wasserholen und das Straßburger und andere Münster und Bauwerke überhaupt werden d u r c h S p r a c h e immer wieder wertend in das allgemeine Volksdenken hineinbezogen. Es wird häufiger vom Münster gesprochen, mit ausgesprochenen oder nicht ausgesprochenen Worten, als es sinnlich erlebt wird. Und selbst das sinnlich Erlebte ist „Straßburger Münster" erst durch die Sprache. Auch dieses Wort ist Beziehungsteil im Ganzen einer Begriffswelt, Teil der durch das Ganze gehalten wird, der das Ganze halten mithilft. „D Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt."

Ein besonderes kulturelles Volkstum neben dem sprachlichen sehen, heißt darum, ein organisch gewachsenes Gebilde willkürlich zerreißen um eines Wahnbegriffes willen, der nichts als eine irrtümliche vom Wortaberglauben veranlaßte Erfindung darstellt, für die es kein Gegenwesen in der wirklichen Ordnung der Welterscheinungen gibt.

Wenn behauptet wird, entweder daß etwa die Musik schlechthin international wäre und darum nichts mit der Sprache zu tun hätte, oder aber, daß sie zwar nationales Kulturgut von nationaler Besonderheit wäre, dessen Entstehungsweise und Besitz aber nicht durch

Sprache, also Gemeinschaftserziehung in einer bestimmten Volksgemeinschaft bedingt wäre, so ist damit das Wesen aller Kunst verkannt. Kinder und Primitive und Ungebildete erkennen die Größe Beethovenscher Musik und Dürerscher Kunst nicht, und sie erkennen sie deswegen nicht, weil sie von ihrer Gemeinschaft nicht oder noch nicht dazu erzogen worden sind, in einem notwendigerweise über Sprachbegriffe gehenden Austausch dazu erzogen sind, diesen Schönheitsinn in sich auszuformen. Wenn Engländer und Deutsche sich gemeinsam an Beethoven freuen, so ist das in verschiedenen Sprachen auf einem Sondergebiet gleich gerichteter Erziehung zu danken, die gewiß nur zum ganz kleinen Teil auf unmittelbarer, direkter Belehrung mit bestimmter Absicht beruht. Ein Südfseeinsulaner, der nie unter dem Erziehungseinfluß abendländischen Denkens stand, gerät bei uns wüst erscheinendem Trommeln in stärkere Erregung, als wenn er das erstemal die Neunte hört.

Auch Kunst setzt Gemeinschaft voraus, und Gemeinschaft Sprache. Der große Künstler muß notwendigerweise ein großer Mensch sein, wenn auch vielleicht ein recht einseitiger. Und das kann er nur werden, indem ihm irgendeine völkische Lebensgruppe die Entfaltungsmöglichkeiten schuf. Trotz aller unserer Modebegeisterung für die Höhlenzeichnungen der Steinzeitmenschen hat es unter ihnen keinen Praxiteles und keinen Rembrandt gegeben, und wir dürfen mit Sicherheit sagen, auch keinen Beethoven, geschweige denn einen Goethe. Ein Kunstwerk wird zu einem Kunstwerk erst, indem wir verstehen, es innerlich nachzuformen, indem wir es in einen Weltgegenstand hineinzuschauen wissen. Und das Vermögen zu solcher Formung wuchs erst in der Erziehung durch unsere Lebensgemeinschaft. Das gilt trotz des erbitterten Widerspruchs der jeweilig Modernsten. Das gilt nicht nur für die nur nachempfindenden Massen, sondern auch für die großen, neuschöpferischen einzelnen. Auch das Auffällige, Neue, Keckerische, das sie bringen, ist noch wesentlich durch Kräfte mitbedingt, die durch Gemeinschaftsleben, durch Sprache in ihnen entfaltet wurden. Auch ihr Schöpfungstum, das immer nur aus einer überragenden Begabung denkbar ist und das in inbrünstiger Not gebiert und bis dahin nie Gesehenes schaut und sehbar macht, ist noch Schöpfer aus dem Brunnen des nationalen „Wissens“, des wie im Traum Gesehen-habens der Gemeinschaft. Ihr Nachdenken ist ein Nachdenken dessen, was die Gemeinschaft sah, ohne es zu merken. Andernfalls könnte der Dichter nicht von seiner Fülle sprechen, mit Hilfe von Sprache das in vielen Schlummernde zu Leben erwecken.

Kultur, Kulturleistung kann nie abgelöst von Gemeinschaft und Sprache entstehen, sie ist nie schon allein durch die mit dem Blute übermittelten Eigenschaften gegeben.

Raum, Klima, Boden als Menschengruppen formende, Gruppenpersönlichkeiten bedingende Mächte

Die Wissenschaft versucht heute zu zeigen, welche Bedeutung eine bestimmte Raumbeschaffenheit für die ihrem Einfluß unterliegenden politischen Gebilde hat. Die Größe des Raumes, seine Bodenbeschaffenheit, Lage, seine natürlichen Grenzen, Stromstraßen, Schätze auf und im Boden werden als gestaltende Bedingungen für das Lebensgesetz der Einzelmenschen und der Staaten erwiesen.

Der geographische Raum ist nicht nur Ort und Platz, an dem Menschen und Völker ihr Tagewerk verrichten, sondern er ist eine Kraft, die in eigener Weise alles in gleichen Raumbedingungen Wachsende formt und im Seelentum mitbestimmt.

Vom Gesichtspunkt der Wirtschaft aus wird die Einheit bestimmter Wirtschaftsräume erkannt, die nicht durch künstliche Grenzen zerschnitten werden dürfen.

Naturwissenschaft und Menschenkunde sind eben dabei, zu entdecken, daß außer vielen schon bekanntermaßen durch Raum und Klima bedingten körperlichen Merkmalen und Eigenschaften noch andere, die bisher als „raumfest“ galten, auch „raumbedingt“ sind. —

Die Bedeutung des Raumes für die Ausprägung bestimmter Rassetypen wird von vielen Anthropologen angenommen, so von Kruse, so von W. Schmidt, von R. J. Wolff. Diese drei treffen sich nicht ganz, aber doch annähernd in der Grundanschauung auch Spenglers: Wenn auch Wellen anderkräftiger Völker durch die politischen Ereignisse in einen Raum hineinschlagen, so bleiben doch die bodenständigen Massen. Die alten, aus geophysikalischen Bedingungen in einen Raum hineinpaffenden Massen werden auch nach Überlagerung durch andere Massen doch immer wieder „restituiert“. Und in der Tat: wenn man an die Angleichung der „Amerikaner“ an die „Indianer“, wenn man an jene Blutströme von Osten nach Westen und von Westen nach Osten denkt, die von der Eiszeit bis in das Mittelalter wie Ebbe und Flut im „deutschen Raum“ hin und zurück spielten, und die trotzdem in Europa und Asien doch noch verhältnismäßig einheitliche Menschengruppierungen haben bestehen lassen, so mag die Bedingtheit der Massen durch den Raum als überaus wahrscheinlich gelten.

Die hier wesentlichere Frage ist aber, ob den Raumeinheiten auch geistig-seelische Einheiten von Raumbevölkerungen entsprechen, ob Geopsychologie als Wissenschaft möglich ist.

Daß überhaupt der geographische Raum die Geistesart seiner Bewohner mitbestimmt, dürfte außer Zweifel stehen. Nagel ist wohl heute noch der gründlichste unter denen, die die Einwirkung der Natur auf den Menschen zu erweisen strebten. Er versuchte zu zeigen, daß „Ebenenvölker einen starken Zusammenschlußdrang“ haben. Daß Wald im Gegensatz dazu zersplittert. Die Steine Ägyptens erzeugen seine geschichtliche Tradition. Nach Hennig züchtet das Gebirge „trokige, freiheitsliebende Herrenindividuen und stolze, eigenwillige, hartschädliche Völker von ungebändigtem Freiheitsdrang wie die Schweizer, die Basken, die Korfen, die Albaner, die Walliser, die Norweger usw.“ Nach Erich Obst ist

Zarismus und Bolschewismus den Russen erträglich, „weil solche Staatsformen ihrer von Raumeinflüssen mitgeprägten seelischen Grundstimmung gemäß sind“. Halsfeld meint: „Landschaft bedeutet uns mehr als den Zufall geographischer Verhältnisse. Sie ist der Raum, in dem ein Volk entsteht und sich ausbreitet, uns erscheint sie mit lebendigen Kräften gefüllt, die in den Wechselwirkungen zwischen Boden und Gemeinschaft ausströmen.“

Daß der Boden, die Heimat nicht nur unbewußt bleibende gemütsbestimmende Kraft sein muß, zeigt sich darin, daß die Heimatliebe eine Bewußtseinsgröße werden kann. Das sagen die schönen Worte von E. M. Arndt, daß die Heimat auch dann Heimatliebe erzeugt, wenn sie ein Heim der Not ist: „Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Seele ewig dichtet und trachtet. Wo dir Gottes Sonne zuerst erschien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohnete Arbeit und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben, denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.“

Für die Wirkung des geographischen Raumes auf Gemüt und Seele ist eine Reihe überzeugender Beispiele zusammengetragen in E. Hurwicz, *Die Seelen der Völker*.

Es darf also wohl kaum bezweifelt werden, daß der Raum überhaupt eine der die Menschenseele beeinflussenden Mächte ist. Festzustellen bleibt nur: wie verhält sich diese naturhafte Macht des Raumes zu der geschichtlichen, zwischenmenschlichen Macht einer ganz bestimmten Kultur, einer bestimmten Sprache, eines bestimmten Volkstums.

Die Frage nun, welche von den beiden Mächten stärker das Seelentum des einzelnen bestimmt, die natürliche Landschaft einerseits oder die geistige Landschaft, das geistige Reich, in das er nachgeburtlich hineinwächst, andererseits, wird von uns mit Entschiedenheit für das Volkstum, das geistige Reich entschieden. Die Gründe für diese Stellungnahme sind schon gegeben worden, als die im zwischenmenschlichen Reich geistiger, seelischer Entfaltungen liegende Größe Sprachvolk einer anderen „natürlichen“ Größe gegenübergestellt wurde, der Rasse.

Das Seelische ist ja nicht der Stufe, sondern dem Wesen nach verschieden vom Tierischen, Natürlichen. Es steht hier das Reich der Freiheit gegenüber dem Reich der Notdurft. Der Mensch als geistige Persönlichkeit löst seine Erlebnisse mit Hilfe des Begriffs und des sprachlichen Spiels der Begriffe in der Welt des „objektivierten Geistes“ von den natürlichen Begebenheiten. Der Mensch verdrängt sogar seine natürlichen Triebe, ja den allerstärksten, den Selbsterhaltungstrieb, von Vorstellungen her, die in diesem geistigen Reich erwachsen. Der Mensch als geschichtliche und geistige Persönlichkeit ist gewiß auch immer vom Naturhaften abhängig, aber er entwickelt auf diesem Boden eine menschliche Selbständigkeit und ein menschliches Eigenleben, das ihn schließlich sogar ganz anders als das Tier, auch im groben, äußeren Sinne, unabhängig von den natürlichen Raumeinflüssen macht. Ja, man kann nun bald sagen, der Mensch werde weniger vom Raum als der Raum vom Menschen gestaltet. (Fichte.) Aus der natürlichen Landschaft wurde in weiten Gebieten der Erde eine Kulturlandschaft. Das natürliche Klima veränderte der Mensch für sich durch Wohnung und Kleidung nach seinem Belieben. Natürliche Grenzen des Gruppenlebens verlieren ihre Unüberwindbarkeit im Zeitalter des Rundfunks, der Telegraphen, der Tunnels durch hohe Bergketten, der Riesendampfer.

Und selbst wenn sich der Mensch nicht so das erwünschte Klima, den erwünschten Raum schüfe: die natürliche Raumeinheit formt wie die Rassen nicht mit Notwendigkeit eine einzige bestimmte Einzelpersönlichkeit, ein bestimmtes Raumvolk. Sondern wir sehen, wie im geschichtlichen Miteinander Völker und Kulturen von größter Verschiedenheit in dem gleichen Raum erblühen — denken wir an Griechenland —, wie bestehende Völker sich bis in ihren Wesenskern verändern, wie sie durch andere Völker und Kulturen ersetzt werden, und wie trotzdem der Raum ganz der gleiche bleibt.

Man darf ja nicht einfach, wie das in dem angeführten Wort von Halfeld zu geschehen scheint, es als gegeben ansehen, daß sich die geistigen mit den geographischen Räumen decken. In Wahrheit decken sie sich noch viel schlechter als Rasse und Volkstum. Der Deutsche in Innsbruck lebt in einem anderen geographischen Raum als der in Elbing oder Budapest oder Tokio. Sofern sie in deutscher Muttersprache die Welt beurteilen lernten, sind sie Deutsche, sind sie bei allen Verschiedenheiten Glieder einer einheitlichen geistigen Gemeinschaft. Sehr scharfe Sprach- und Volkstums Grenzen durchschneiden geographisch einheitliche Räume zum mindesten im deutschen Westen und Süden. Oft genug haben zwei Menschengruppen räumlich eine gleiche Heimat und doch zweierlei geistiges Vaterland, zweierlei Muttersprache. Und andererseits hat umgekehrt ein gleiches geistiges Vaterland oft vielerlei räumliche Heimaten.

Es darf also mit Sicherheit behauptet werden, daß die geistige Art des Menschen allerdings auch durch den Raum, durch geographische Bedingungen mitbestimmt ist. Die nachgeburtlichen Einwirkungen aber, die in einem durch eine bestimmte Sprache bedingten Gemeinschaftsleben bestehen, sind viel entscheidender und reichen tiefer, bestimmen das Menschentum der Raumbevölkerungen mit ganz anderem Nachdruck und in viel stärkerem Maße. Gewiß werden die Deutschen in Brasilien und Ungarn durch die andere Umgebung Charakterzüge entwickeln, die den Deutschen im Reich fehlen. Aber sie bleiben dabei doch immer eine Untergruppe in der größeren Einheit der deutschen Wesensartung, solange das deutsche Schrifttum in ihre Seelen hineinreicht und dadurch die unmittelbare geistige Berührung mit Fernstwohnenden gewährleistet wird. Man braucht nur bei einem deutschen Gottesdienst in fremdem Raum in die Gesichter zu sehen, und man erkennt sofort sein eigenes Volk wieder, wenn man vielleicht vorher hier und da sich unsicher gefragt hat, in welcher Sprache man diese Menschen auf der Straße anreden sollte. Ich habe das einmal unmittelbar in dem Schwabendorf Solymar dicht bei Budapest erlebt.

Der Staat als eine die Wesenspersönlichkeit seiner Bürgerschaft formende Macht

Auf dem hohen Rothurn einer besonderen Würde und Autorität schreiten die Staaten einher.“ (H. v. Eckardt.) Sie sind die lautesten, selbststärksten, anspruchsvollsten unter allen Gruppierungen der Erdbevölkerung. Die Tatsache ihres Daseins drängt sich nicht allein dem aufmerksamen Beobachter, sondern auch schon dem allgemeinen Bewußtsein in manchmal recht schmerzlicher Weise auf. Die Grenzen der soziologischen Gruppe Staatsvolk sind meist selbst in solchen Gebieten schon dem Mann auf der Straße klar bewußt, wo nur Gelehrte um Rassengrenzen und geophysisch-klimatische Grenzen wissen, wo Sprachgrenzen nur als rein naturhaft-zufällige Erscheinungen beachtet werden, die sich nicht zugleich irgendwie auch in der Gefühls- und Willensebene laut äußern.

Es ist oft und mit widersprechenden Ergebnissen versucht worden zu bestimmen, welches das Wesen des Staates ist. In diesem Zusammenhange erübrigt sich das Unternehmen, aus diesem Wortfaß alles herauszuschütten, was in ihm begrifflich enthalten sein kann. Hier wird nicht der Staat, sondern nur die Staatsbevölkerung betrachtet, und zwar von demselben Gesichtspunkte aus, wie es für das Sprachvolk und das Rassevolk geschah. Die Fragestellung lautet: Wie weit ist die Einwohnerschaft eines Staates Gruppenpersönlichkeit, Gemeinschaft gleicher seelischer Art, Wesensgemeinschaft von einem wirklichen Persönlichkeitswert?

Auf diese Frage ist eine grundsätzliche, einheitliche, allgemeingültige Antwort schwer möglich. Die Menschengruppe von Negern im Negerstamm mit despotischem Häuptling, die Franken und Sachsen und Lothringer in dem Reich Karls des Großen, die Franzosen im Frankreich der Jungfrau von Orleans, die Amerikanerschaft in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind so verschiedenartige gesellschaftliche Gebilde, daß es unmöglich sein muß, eine für diese verschiedenen Staatsformen in gleichem Maße gültige, grundsätzliche Bestimmung ihres Persönlichkeitswertes zu finden. Wir beschränken uns daher auf nur eine Gruppe, nur auf die Betrachtung der Entwicklungsstufe der modernen abendländischen, demokratischen Staaten.

Der Musterfall, der überall da genannt wird, wo gezeigt werden soll, daß eine Staatsbürgerschaft schon infolge ihres Staatstums eine besondere Wesenspersönlichkeit darstellt, sind die Schweizer. Hier ist mit aller Bestimmtheit das Bewußtsein von der staatsvölkischen Besonderheit stärker als das Bewußtsein von der Besonderheit ihres sprachlichen Volkstums. Hier scheint mit dem Staat in besonders deutlicher Weise auch

ein Nationalcharakter gegeben zu sein. Eine besondere Staatsform und besondere geschichtliche Traditionen haben einen besonderen Bürgergeist geschaffen, eine besondere Freiheitlichkeit, Aufgeschlossenheit, Unbefangenheit, kurz, eine besondere geistig-seelische Art einer Menschengruppe.

Niemand wird bezweifeln, daß es in der Tat einen Schweizer Typus der Gattung Mensch gibt. Aber die übliche Beweisführung für diese Behauptung ist anfechtbar.

Es ist gerade die Art der—thesten Wesensgemeinschaft, der Wesensgemeinschaft mit gleichem Wesenswillen, daß sie aus Kräften jenseits aller bewußten willentlichen Einflüsse hervorgegangen ist, daß sie sich überhaupt nur sehr schwer ihrer selbst bewußt werden kann. So steht es ganz allgemein um die Sprachgemeinschaft. Erst spät, erst in Hochkulturen, erst nachdem Demokratien die Voraussetzung dafür geschaffen haben, erst nachdem eine ganze Reihe anderer Vorbedingungen erfüllt ist, erblüht in ihnen schließlich vielfach das Bewußtsein der Gemeinsamkeit und der Wunsch, die eigene geistig-seelische Schicksals-einheit gleichen Menschentums in der Welt zu behaupten. Erst spät rückt dieses Wissen um die Wesensgemeinschaft häufiger in die Ebene des lauten Willens, des Kürwillens, des politischen Willens. Nun erst zücken die um ihr Gewordensein Wissenden ihre Schwerter für den heiligen Gral, in dem frühere Geschlechter nur den alltäglichsten Ehnapf gesehen hatten.

Daraus, daß manche Völker sich noch gar nicht als Wesensgemeinschaft empfanden und keinen einheitlichen politischen Willen haben, darf nicht schon geschlossen werden, daß sie wirklich in geringerem Maße Wesensgemeinschaften seien als selbstbewußtere Nationen. Umgekehrt darf daraus, daß eine Menschengruppe einen gemeinsamen politischen Willen bekundet, nicht schon ihre Wesenseinheitlichkeit als wirklich bewiesen gelten. Denn gemeinsamer politischer Wille kann auch auf den unbedeutendsten Zufälligkeiten beruhen, auf Gleichheit von Achselklappen und Vereinsabzeichen, auf Mythen und Wahnvorstellungen, die für jeden als Mythos und Wahn zu erkennen sind, der nur für zwei Minuten die Binde von den Augen nehmen will. Gemeinsamer politischer Wille braucht durchaus nicht auf der menschlichen Wesensähnlichkeit der durch ihn Verbundenen zu beruhen.

Die politischen Grenzen der Schweiz, die Deutsche von Deutschen trennen und Italiener von Italienern, sind Grenzen des politischen Kürwillens, eines eifrigen, lauten Kürwillens.

Aber diese politische Einheit der Schweiz wird durchschnitten von Grenzen der Gruppen mit verschieden geprägtem Wesenswillen, eines stummen Wesenswillens, der hier aus der deutschen Sprache erblüht, dort aus der italienischen, am dritten Ort aus der französischen.

Und mögen auch die Schweizer Deutschen die Schweizer Franzosen immer wieder sehr laut ihre Brüder nennen, der Weise ihres Denkens, Fühlens, Wollens nach sind sie Brüder vor allem der Sprachgenossen jenseits der Grenzen, auch wenn sie für sie nur feindselige Ablehnung hätten. Die politische Grenze, die den geistigen Raum, die jenes unirdische Reich durchschneidet, in dem Keller und Schiller nebeneinander wirken, bedeutet nicht eine Wesensgrenze, trotzdem sie deutlich genug politische Willensgrenze ist.

Die Schweizer sind nur in geringem Maß ihres Volkstums bewußte Willenseinheiten mit ihren Volksbrüdern jenseits der staatlichen Grenzen — aber sie könnten es in höherem Maße werden. Sie sind nur in geringem Maße vom Staat bedingte Wesenseinheit gleicher Menschlichkeit — und sie könnten es auch kaum in höherem Maße werden, es sei denn, daß sie sich eine allen Schweizern eigene gemeinsame Sprache schufen.

Wo man die Schweizer Willensgemeinschaft vor der Vernunft rechtfertigen will, muß man notwendigerweise zeigen, daß sie nicht nur auf geschichtlichen Zufällen oder auf einem schicksalhaften Zusammengewürfeltsein nach wirtschaftlichen Belangen beruht, auch nicht nur auf einer Achsellappengemeinsamkeit, sondern auf einer wahren Wesensgemeinschaft, auf einer wahren Gemeinschaft gleicher geistiger Artung. Bei diesem Bemühen, etwas nicht Beweisbares zu beweisen, müssen nun die Schweizer Patrioten die verwegentsten geistigen Kopfsprünge machen. In nicht geringe Verlegenheit brachte etwa die französische Revolution die Schweizer Priester der Vaterlandsliebe. „Die Patrioten, die das freigeordnete Volk zur Nation zusammenschließen wollten, mußten sich bemühen, eine ganz neue Erklärung für die schweizerische Einheit aufzustellen und deren Notwendigkeit und Natürlichkeit auf eigene Weise verständlich machen. Das konnte nur in Andeutungen und Erwartungen von der Zukunft geschehen. Denn alles bisher typisch Schweizerische galt nun nicht mehr oder trat zurück; die Freiheit selbst konnte nicht mehr als Privileg der Söhne Tells gelten wie früher. Allein die Tatsache, daß die Schweizer nicht Franzosen oder Italiener oder Deutsche werden wollten, stand fest.“ Was taten sie?: „Sie setzten ihr die Überbrückung der trennenden Sprachgrenzen und die Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen zum Ziel.“ — „Bis aus allen Nationen eine nur geworden ist.“ (Weilenmann.)

Eine solche Achsellappengemeinschaft, die sogar die Achsellappen ändert, wenn es nottut, konnte nur deswegen Krisenzeiten überstehen, weil ihr in den Seelen keine andere auf Willensgemeinschaft hinwirkende Macht entgegentrat, weil die Schweizer Franzosen religiös eine Sondergruppe bildeten und vor allem, weil es noch kein das ganze deutsche Volk umspannendes völkisch-politisches Bewußtsein gab. — Auch die Reichsdeutschen hatten ja durchaus nur s t a t l i c h e s Nationalbewußtsein, das überall an den Staatsgrenzen Halt machte. Weil es keine Gegenspieler gab, konnte hier im Schweizer Staat ein nur traditionell vorhandener, nicht auf Wesensgemeinschaft gegründeter Wille stark genug sein, um die politische Einheit der Schweizer Nation zu gewährleisten. So gelang es immer wieder, das neue, natürliche, gar so schwach wachsende Bewußtsein von ihrer geistig-feelischen, völkischen Wesensartung in allen drei verschiedenen Völkern, aus denen sich die Schweizer Nation zusammensetzt, vor allem in den Deutschen der Schweiz zu verdrängen und zurückzuhalten. Oft genug ist schon gesagt worden, daß die Schweiz bestimmt auseinandergefallen wäre, wenn die Schweizer Deutschen sich während des Krieges ebenso gebärdet hätten wie die Schweizer Franzosen, oder wenn es in der Schweiz mehr Franzosen als Deutsche gegeben hätte, statt umgekehrt.

Es scheint uns demgemäß, daß man die Schweiz überhaupt nicht als Beispiel dafür heranziehen darf, daß ein Staatsvolk Gruppenpersönlichkeit von besonderem Wesen sein kann. Denn die Schweizer sind nicht Wesenseinheit, sie leben nur unter dem trügerischen Wahn, es zu sein. Sie sind nichts als Willenseinheit. Es ist zu deutlich, wie hier je nach den Menschen und den Zeitumständen die Erklärung wechselt, worin, wie man meint, die Wesensgemeinschaft besteht. Es muß also um diese Wesensgemeinschaft schlecht bestellt sein. Es ist zu deutlich, daß die Einheitlichkeit der Staatsbevölkerung ihrer Wesensart nach überhaupt nur infolge eines politischen Bedürfnisses als eine staatstragende Illusion behauptet wird, ohne daß sie in Wirklichkeit aufgewiesen werden könnte. Das Schweizer Staatsvolk ist deutlich nur ein gesellschaftlich einheitliches Gebilde, nicht ein gemeinschaftliches. Und damit ist ihr sich so fortschrittlich dünkender Staat allmählich zu den reaktionärsten Staatsgebilden herabgerückt, die es heute gibt. Diesem Staat des

Aufklärungsrationismus stehen heute Gebilde mit einem tieferen Staatsinn gegenüber, Staaten, die politische Form für eine kulturelle, seelische Gemeinschaft sein wollen, für eine besondere Verkörperung des Menschengeistes.

Ihrer innersten Wesensart nach sind die Schweizer Nationalitäten durchaus Teile von Einheiten, von Gemeinschaften, von Völkern jenseits der Grenzen. Die Deutschen der Schweiz sind — zusammen mit den Alemannen im Reich — eine der mundartlichen, stammlichen Untergruppen von besonderer Eigenart innerhalb der größeren Einheit des deutschen Gesamtvolkes. Mag der Schweizer auch aus Pflichtbewußtsein gegenüber der politischen, staatlichen Willenseinheit immer wieder den Gedanken an seine deutsche Verwandtschaft als etwas Unangenehmes verdrängen, das Schweizer Staatstum zeichnet höchstens wie der Schatten einer Wolke eine Grenze in die geistige Wesenseinheit des deutschen Gesamtvolkes. Eine Wolke mag wohl die blauen und die roten Blumen und die Tannen und die braunen Steine in gleicher Weise dunkel abtönen. Aber die blauen Blumen diesseits und jenseits der Schattengrenze sind doch einander ähnlicher als die blauen Blumen verglichen mit den dunkelgrünen Tannen. Die Wolke steht aber sichtbar vor den Augen. Staat ist äußere Organisation mit harten, scharfen, sichtbaren Grenzen. Staat ist sehr laute Willensstatfache. Volkstum hingegen wächst unmerklich und liegt stumm und unsichtbar und unbewußt tief im Herzen. Von ihrer Rotheit und Grünheit träumen die Blumen und Tannen nicht einmal. Die Stummheit und Unsichtbarkeit und Unbewußtheit des Volkstums gegenüber der laut fordernden Sicherheit des Staates hindert es jedoch durchaus nicht, daß Volk, „Sprachvolk“ in höherem Maße seinem inneren Wesen nach eine wirkliche einheitliche Wesenspersönlichkeit bedeutet als „Staatsbevölkerung“.

Während die Schweiz gern als Musterbeispiel dafür angeführt wird, daß *Verschiedenheit der Sprachen einer Staatsbürgerschaft nicht deren nationalstaatlichen Zusammenhalt hindert*, werden die Vereinigten Staaten von Nordamerika häufig als Gegenbeispiel genannt, wenn gezeigt werden soll, daß umgekehrt *Sprachgleichheit (der englischen Sprache) nicht notwendigerweise Staatseinheit bewirkt*: Die Amerikaner bilden eine eigene, von der britischen geschiedene Nation. Es ist in der Tat, hier wie bei der Schweiz besonders deutlich, daß allerdings ein einheitliches Nationalbewußtsein nicht notwendigerweise immer aus der Wesenseinheitlichkeit eines Volkstums entstehen muß. Auch hier wird die Wesensbesonderheit der Staatsnation etwas gewaltsam aus einem sicher vorhandenen staatlichen Nationalbewußtsein abgeleitet, verschiedenerlei Staatsbewußtsein schneidet ein Volk hier in Teile, auch ohne daß ein deutliches Wissen um eine *Wesens*verschiedenheit dieser Teile voneinander entsteht.

Wohl ist auch der englische Stamm der Amerikaner sich zweifellos dem Inselengländer gegenüber seiner Besonderheit lebhaft bewußt — er glaubt fortschrittlicher, freier, großzügiger zu sein, und er ist es auch, (*America and England stand for different impulses, not easily reconcilable*, B. de Selincourt) — schon dem Kanadier gegenüber muß der Amerikaner jedoch, wenn er denken will, erkennen, daß die Grenzlinie, die englisch-sprachiges Gebiet durchschneidet, keine Grenze der völkischen Wesensverschiedenheit ist, sondern durchaus ebensosehr nur eine eingebildete Größe ist wie der 45. Breitengrad, auf dem sie verläuft. Und doch hat diese nur eingebildete Größe, die allerhöchst als solche zu erkennen ist, starke staatsbildende Kraft („*forty-five or fight!*“).

In Kanada sind Englisch und Französisch sprechende Menschen in einem Verhältnis von drei Vierteln zu einem Viertel in einem Staat zusammengewürfelt und reiben sich gehörig aneinander, da konfessionelle Gegensätze die sprachlich-kulturellen verschärfen. Die beiden Nationalitäten stehen aber sofort Arm in Arm, wenn sie ihr Gesicht zu den Vereinigten Staaten hinwenden.

Mag auch die Gleichheit der Menschen diesseits und jenseits der willkürlich auf einem Breitengrade laufenden politischen Grenze sich auf das lebhafteste drängen, mag die heimliche Liebe der English speaking peoples längst die allerstärksten Belastungsproben, die Feuerprobe im Sinne des Wortes bestanden und eine politische Grenze ohne Festungen ermöglicht haben, es zeigt sich auch hier die Gruppenwillschaffende Kraft der Grenzen und Achseklappen, wie sie tausendfach in unserem alten Europa zu sehen war und zu sehen ist, in dem mit jeder neuen Grenzziehung ein neues Gruppenbewußtsein entstand, in dem aber auch die willkürlichsten, zufälligen Grenzziehungen, die die Väter noch verfluchten, immer wieder von den Söhnen beglückt anerkannt wurden, — solange nicht Volkstum oder Religion die alten Grenzen in den Herzen weiterleben lassen. Selbst wo Stämme durch Staatsgrenzen auseinandergeschnitten werden, wie die Franken durch die thüringisch-bayrische Grenze, da tragen diese Franken stolz hier die thüringische, dort die bayrische Fahne, da kleben die Alemannen mit Stolz hier deutsche, dort französische, dort Schweizer Briefmarken und bilden sich nach Bedarf auch Wesensverschiedenheit ein. Auch der Schlesier hat eine bessere Sorte Klöße als der Brandenburger.

— Daß der Amerikaner als Typus vom Inselengländer verschieden ist, muß durchaus erkannt werden, wie auch sicher eine Verschiedenheit zwischen Schweizern, Bayern, Schwaben und Meßburgern vorhanden ist. Aber die Gemeinsamkeit der englischen Hochsprache — die sich, unseres Erachtens nicht aufspaltet — (S. S. 397), wird doch, je länger desto deutlicher, auch als Gemeinsamkeit der Seelenart bewußt werden, trotz aller Häßleien, wie sie ja auch zwischen Preußen und Bayern an der Lageordnung sind. Und diese Gemeinsamkeit wird einmal deutlicher, als das heute der Fall ist, eine politische Bedeutung erhalten. (S. S. 326).

Die Wechselwirkungen zwischen Staat und Sprache werden von den meisten Geschichtsschreibern nicht in dem Maße beachtet, wie sie es verdienen. — Nur ein staatspolitischer Zufall wollte es, daß sich die Ausichten zerschlugen, daß Holland zur Zeit des Großen Kurfürsten brandenburgisch wurde. Hätte sich dies Schicksal erfüllt, so wären auch diese niederfränkischen Mundarten aller Wahrscheinlichkeit nach heute von der hochdeutschen Schriftsprache überlagert und Amsterdam wäre deutsch wie Hamburg. In dem Maße aber, wie sich die Sprachgrenzen erhärteten, gewannen auch die politischen Grenzen eine andere Tiefe, und umgekehrt.

Gleicher Staat wirkt auch sprachlich ausgleichend, verschiedener Staat erhärtet und vergrößert sprachliche Unterschiede. Gleiche Sprache sichert die Staatseinheit, ungleiche Sprache kann sie stören.

Das eine Mal sehen wir, wie der Staat mit Gewalt, das andere Mal, wie er unmerklich und friedlich eine weitere Spracheinigung durchsetzt. Die französische Republik ist ein gutes Beispiel dafür. Den Bretonen und den Einwohnern der Vendée wurde vom Konvent der Gebrauch der Mundart bei Todesstrafe verboten. 1793 sprach ein Viertel der damaligen „Franzosen“ noch nicht französisch. Weitere für uns Deutsche allzu bittere Beispiele für die Einflußnahme des Staates auf die Sprache lassen sich aus jüngster Gegenwart in großer Zahl nennen.

Aber auch die sprachliche Einheit wirkt auf politische Einheit: Die Tat Bismarcks war nur möglich nach der Tat Luthers, der sprachlichen Einigung. „Auch für uns Deutsche war die Sprache stets eine segnende Göttin, die uns zusammenhielt, wenn Politik und Religion uns trennten, ja die gerade zu der Zeit, wo die größten Spaltungen über uns hereinbrachen, die Einheit unseres Volkstums geschaffen hat, durch die Möglichkeit einheitlichen Geisteslebens, welche sie uns erst gewährte.“ (Scherer.)

Die Entfaltung einer stärkeren Geschlossenheit und Einheitslichkeit der Staatsbürgerchaft in immer größer werdenden Staaten, wie sie durch die Entfaltung von Hochsprachen ermöglicht wurde, wirkt zurück

auf die Kultur. „Die Entstehung größerer Friedensgebiete, das heißt größerer Staatsgebilde ist tatsächlich die eigentliche, grundlegende Ursache für die Bildung der Hochkulturen.“ (Fritz Graebner in: Das Weltbild des Primitiven.)

Es muß mit Nachdruck betont werden, daß auch der ideale Staat „einen lebendigen Typus schafft, um den die Individuen variieren, zu dem sie hinstreben“ (Kjellen), daß Staat „Lebensform“ ist, ein „überindividuelles Lebewesen“, das seine Glieder auch in ihrem Persönlichkeitscharakter bestimmt, ein „Raumorganismus“, dessen Zellen nach dem Gesetz des Ganzen geformt sind. Staaten formen in verschiedener Weise und mit verschiedenem Erfolg die Wesensart ihrer Bürger. Die alten Staaten mit zerflossenen, pulverdampfgeschwärzten Fahnen bedeuten in dieser Hinsicht Gebilde von anderer formender Kraft als die künstlichen Gebilde, die zum Hohn auf das während des Krieges proklamierte Selbstbestimmungsrecht der Völker nach dem Kriege an Konferenztischen ausgebrütet wurden und die von großen Teilen ihrer Bevölkerungen nur als Gefängnisse betrachtet werden.

Auch die Schweiz, auch der amerikanische Staat hat die Fähigkeit, einen bestimmten Schweizer Typus, einen bestimmten amerikanischen Menschentypus zu schaffen. Das soll nimmermehr geleugnet werden.

Unter den Staaten, denen mit Recht eine besondere menschenformende Kraft nachzusagen ist, darf Preußen in erster Linie genannt werden. Es ist oft genug gezeigt worden, wie der große König bewußt und unbewußt einem ganzen Volke Erzieher zu Straffheit, Pflichttreue, Strenge gegen sich selbst, Dienstbereitschaft wurde, zu „Preussischer Prägung“. Wegen dieser erziehenden Macht des Staates wurde Preußen in der ganzen Welt bekannt, man kann auch sagen, voller Neid verleumdet. Wenn J. H. Rose sagt: „Nations make states. Not states, nations. The one exception is Prussia“, so ist das nicht als Lob gedacht.

Auch bei den Ungarn sehen wir besonders deutlich, wie Staatsliebe und Sendungsbewußtsein verschiedenerlei Volkstum nicht nur zu einem Staatsbewußtsein zusammenschmolzen, sondern auch die geistige Persönlichkeitsprägung wesentlich beeinflusst haben. Von Frankreich, England und anderen alten Staaten mit alten und großen Überlieferungen darf das gleiche gesagt werden. Aber die Typen formende Kraft der Volkstümer, der Hochsprachen ist sehr viel größer, geht sehr viel tiefer, formt Wesentlicheres an der Menschenseele als der Staat.

Zwischen den Franzosen in Frankreich einerseits und denen in Kanada andererseits bestehen ebensolche Unterschiede der Ausprägung ihrer geistigen Art wie zwischen den Deutschen im Reich und denen in Siebenbürgen. Aber Franzosen einerseits und Deutsche andererseits gesehen sind doch zweifellos viel deutlicher voneinander verschieden als die Deutschen in Siebenbürgen von denen im Reich, oder die Franzosen Kanadas von denen Frankreichs. Das ist eine schlichte, aber doch auszusprechende Wahrheit, wenn Staat und Sprachentum als Mächte verglichen werden, die Gruppenpersönlichkeiten von besonderer Wesensart schaffen.

Das Rang- und Würdeverhältnis der beiden Mächte — wenn man sie in dieser Beziehung miteinander vergleicht — ist eindeutig klar. Sprache ist eine stärker Gruppenpersönlichkeiten formende Macht als Staat. Sprachvolk bedeutet

Wesensüberlieferung und als solche auch Überlieferung des Wesenwillens, Staat bedeutet gleichfalls Willensüberlieferung, aber nur Überlieferung des politischen Kürwillens. Damit ist nichts dagegen gesagt, daß Staat aus vielen Gründen einer der höchsten Gemeinschaftswerte ist, die der Mensch besitzt. Staat ist Größe von besonderer Heiligkeit und Majestät, die mit Recht hohe Ansprüche neben die Ansprüche des Volkes stellt. Aber das alles darf nicht immer wieder den Blick dafür trüben, daß die Gemeinsamkeit der Willenstradition nur in geringem Maße auch wirklich eine gleiche Wesenstradition schafft. Eine wahre Wesenstradition ist bei der Sprachgemeinschaft zweifellos grundsätzlich von vornherein in höherem Maße gegeben als bei den politischen Einheiten, die auch völlig Wesensfremdes in einem gleichen politischen Kürwillen umfassen können.

Staat ist wesentlich politische Willensgruppe. Er kann auch auf die Wesensart seiner Bürger erzieherisch einwirken, aber er ist — auch beim lautesten und feurigsten Willensbekenntnis seiner Bürger zu seinen Überlieferungen — nicht notwendigerweise Wesensgemeinschaft.

Sprachvolk ist unausweichlich und notwendigerweise Einheit des gleichen Mittels der Weltanschauung, Einheit gleicher Eingenommenheiten, gleichen Wesenwillens. Es ist — selbst wenn sich seine Glieder politisch aufs härteste bekriegen — mit Sicherheit und Notwendigkeit Wesensgemeinschaft, Gruppenpersönlichkeit von Sonderprägung.

Welches das ideale Verhältnis zwischen beiden Gebilden ist, sollte man heute nicht mehr zu sagen brauchen. —

Das Kirchenvolk als geistig-seelische Wesensgruppe

Der Staat wird erst viel später, als allgemein bekannt ist, in allen seinen Gliedern eine freudig anerkannte Bewußtseins- und Willenseinheit. Vor ihm, lange vor ihm schuf die Religion in ihren Kirchen ein opferbereites religiöses „Nationalgefühl“, ein willensbetontes Gruppenbewußtsein auch in den Massen. Das Vaterlandsbewußtsein der Franzosen des Rolandliedes ist noch im wesentlichen eine starke, triebhafte Heimatliebe. Ihr Christentum aber läßt sie zu Schwert und Panzer greifen, entfesselt Kriege und Eroberungszüge. Die Römer der Frühstufe kämpfen „für die Altäre und den heimischen Herd“. Um den Grundsatz des sola fide wurde Deutschland verwüstet.

Denken wir an die Zeit der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges, so muß manche Tat Einzelner und ganzer Gruppen uns heute als Hochverrat erscheinen, die damals als selbstverständliche sittliche Forderung galt, bei der in keiner Weise ein Konflikt der Pflichten, eine Pflichtverletzung empfunden wurde.

Es hat zu allen Zeiten Staat, Kirche, Volkstum nebeneinander gegeben. Aber die Stärke und Art des in ihnen lebenden Gruppenwillens war zu verschiedenen Zeiten verschieden. Die stärkste, opferbereiteste Willensglut des Gemeinschaftsbewußtseins brannte zunächst in der Kirche, dann im Staat, und eben will sie im Volk auch da aufglücken, wo die Grenzen von Staat und Volk sich nicht decken.

Alle Kirchen sind von vorn herein Willensgemeinschaften, sind Willensgemeinschaften auf Grund einer Heilslehre, die durch besondere Einrichtungen, durch Unterricht und Predigt an die noch nicht Eingeweihten oder Laien übermittelt wird. Alle Kirchen fassen eine Reihe von Ansprüchen, welche Weltanschauung, welches Weltverhalten von einem treuen Gliede der Kirche zu verlangen ist, in schriftliche oder mündliche Überlieferungen.

Für den mittelalterlichen Menschen steht das Leben in allen seinen Äußerungen unter den fordernden Augen der Kirche. Lange Zeit war sie die einzige Macht, die deutlich eine Erziehungsaufgabe vor sich sah und besondere Maßnahmen zu ihrer Lösung traf, und es steht außer Zweifel, daß die christlichen Kirchen des Abendlandes diese Aufgabe mit größtem Erfolg gelöst haben. Infolge dieser jahrhundertelangen Erziehungsarbeit der Kirche ist auch der abendländische Atheist, wenn er neben einem Mohammedaner oder Buddhisten steht, durchaus noch „Christ“, Ergebnis von Erziehungseinwirkungen des Christentums. Heute haben sich zwar weite Lebensgebiete dem Einfluß der Kirchen entzogen. Aber trotzdem ist sie noch zweifellos eine Geist und Seele der europäischen Menschen auf das stärkste formende Macht. Es kann darum — wie beim Staat — gar nicht zur Erörterung stehen, ob überhaupt die Kirchen — die evangelische, katholische, reformierte, baptistische — je einen besonderen Menschentyp formen, einen katholischen,

einen evangelischen, einen baptistischen Deutschen —, sondern es fragt sich auch hier nur, wie das **Stärkeverhältnis** der Kräfte ist, ob die formende Kraft der Religionsgemeinschaft größer oder kleiner ist als die der Sprachgemeinschaft, wie sich beide zueinander verhalten.

Beide Einflüsse sind nach geburtlicher Art. Es wird niemand als Protestant oder als Franzose geboren, sondern er wird nur in eine protestantische, in eine französische Welt hineinerzogen. (Es gibt allerdings Leute, die auch das bestreiten.)

Beide Einflüsse sind erzieherischer Art, beide führen zu einem bestimmten Denken, Fühlen, Wollen.

Der eigentliche Unterschied ist der, daß die Einflußnahme der Kirche im wesentlichen bewußt ist, gewollt, laut, deutlich, mit Strafen und Schelten gegen die sich nicht Fügenden. Der Einfluß des Volkstums dagegen ist durchaus unbewußt und ungewollt.

Die Kirche bringt eine Weltbetrachtung von einem bestimmten Standpunkt aus, dem religiösen. Für das Volkstum als Einheit geistigen Lebens aber gibt es noch weite Gebiete der Welterkenntnis, der Lebenserfahrung, die nicht auf den magisch-mystischen religiös-kirchlichen Gedankenkreis bezogen sind. Wenigstens ist das für die abendländischen Völker in immer steigendem Maße der Fall. Für die Primitiven liegen die Verhältnisse allerdings anders.

Der protestantische und der katholische Deutsche sind also verschieden um die Formen, in denen sie Gott dienen, gleich in ihrem Volkstum, in ihrem Menschentum, soweit es nicht durch eine Konfession bestimmt ist, und das ist nicht wenig. Sie stellen im Volksganzen nur Untergruppen dar in der Art, wie sie die religiösen Heilsnotwendigkeiten sehen. Sie sind Untergruppen, wie sie auch in anderer Beziehung bestehen, etwa in Rücksicht darauf, wie die politischen Notwendigkeiten verschieden gesehen werden, wie eine verschiedene Haltung zu alkoholischen Getränken für richtig gehalten, wie das tägliche Brot in verschiedenen Berufen erworben wird. Mag auch der Tiefreligiöse alle seine Lebensäußerungen auf seine Konfession beziehen, der Unterschied zwischen einem protestantischen und einem katholischen Deutschen bleibt doch im wesentlichen ein Unterschied bestimmter Lehrmeinungen und des danach gestalteten Lebens.

Diese Unterschiede erscheinen größer als sie sind. Wer unbefangen genug zu sehen vermag, der muß erkennen, daß eine so stark bewußte, sich so sehr auf die Wertwelt hinwendende Macht wie die Kirche in besonderem Maße dazu angetan sein muß, den naiven, ursprünglichen Gruppenwillen schon wegen des Gruppenwillens zu pflegen, den Achselklappenstolz und die Achselklappenverachtung zu fördern. Dieser religiöse Gruppeneifer wird oft genug nur der ursprüngliche, ungerechte, blinde Gruppenwille in konfessionellem Mantel sein. Die Meinung des anderen wird schon verworfen, auch ohne daß man sie kennt. Es entstehen Haß- und Feindschaftsgefühle schon wegen der rein äußerlichen Eingruppierung in einen anderen Kirchenverband hinein. Wie zufällig diese Gruppierung oft genug ist, wird der ermessen, der weiß, wie lange der Grundsatz cuius regio, eius religio galt, der weiß, wie oft genug der Herr dieser regio aus sehr weltlichen Gründen seine religio wechselte. Nur wo dieser ursprüngliche und rein vom Gefühl her herrschende Gruppenwille jenseits aller Vernunft einen Menschen daran hindert, die gesellschaftlichen Gebilde unparteiisch zu betrachten, kann jemand dahin kommen, daß er den Glaubensgenossen jenseits der Sprachgrenzen für sich wesensverwandter hält als seinen Volksgenossen gleicher Sprache.

Wer dagegen bei aller Treue zu seinem Glauben noch Gerechtigkeitsgefühl genug behält, der wird zunächst nie vergessen, daß die beiden großen deutschen Kirchen nur Konfessionen einer gleichen Religion sind, daß schon ihre grundsätzlichen Lehrmeinungen ähnlicher sind, als allgemein bekannt ist. Das kann gar nicht anders sein, nachdem sich durch so viel Jahrhunderte nur eine christliche Kirche um die religiöse Erziehung des deutschen Menschen bemüht hat — Deutschland war doppelt so lange rein katholisch als bisher die beiden getrennten Konfessionen nebeneinander leben.

Er wird weiter nicht vergessen, daß beide Kirchen die ganz gleiche deutsche Sprache benutzen müssen, wenn sie wirklich auf die Seelen einwirken wollen. Schon darum muß das Ergebnis ihrer Erziehung ähnlicher sein, als es gern zugegeben wird. In beiden Konfessionen wird von Bescheidenheit, Treue, Nächstenliebe, Sparsamkeit, Hochmut, Einsamkeit, Verlegenheit, Sehnsucht, Herzlichkeit, Dankbarkeit, Erschütterung gesprochen, werden Dinge und Menschen heilig, verrucht und fromm und selig genannt. Die gleichen biblischen Gleichnisse werden in der gleichen Sprache gleich verstanden.

Die gleiche Sprache übt eine gleiche Allgemeinerziehung aus, die sich auswirkt in der Angleichung verschiedener Religionsauffassungen desselben Volkes.

Eine vereinfachte Volkssprache hingegen vermag das „gleiche“ konfessionelle Weltbild in sehr verschiedener Weise auszuprägen — selbst wenn die offizielle Kirchensprache international, das Lateinische ist.

Die Gottesidee wächst mit dem Menschen.

Wie einer ist, so ist sein Gott,

Deshalb ward Gott so oft zum Spott.

Mag der Gott aller Völker der gleiche sein, mag auch eine Konfession ihr Gebäude von Lehrmeinungen international festgelegt haben, die Gottesvorstellungen dieser Völker sind bestimmt und notwendigerweise verschieden. So stellt der Neger sich seinen Gott von fetten Weibern mit strammen Brüsten umgeben vor, der alte Germane sieht ihn hoch zu Ross, mit der Streitart in der Hand, das heutige Kind denkt an einen lieben alten Mann mit langem weißen Bart, der da über den Wolken im Himmel wohnt. Der Mensch gelangt zu Gott immer nur über die „Vorstellung“ eines Gottes, und diese Vorstellung ist als ein nachgeburtlich erworbenes Gut, als Gemeinschaftsüberlieferung gebunden an die Begriffe eines bestimmten Sprachvolkes. Wie Ritter, chevalier, knight, eques bezeichnend denselben Tatbestand der Welt bezeichnen können, und doch einen verschiedenen Gesichtspunkt, eine verschiedene Beurteilungsweise, in der dieser gleiche Tatbestand gesehen wird, so ist die subjektive, persönliche Auffassung bei abstrakten Begriffen wie Gott, heilig, fromm, denen nicht in gleicher Weise ein sinnlicher „Zusammenhalt“ der Erfahrungswelt zugrunde liegt, natürlich schon von vornherein viel größer.

Jede Religion, die geistig-seelisch beeinflussen will, muß als Mittel der Einflussnahme die Sprache benutzen. Und zwar hat sie einen Teil der Sprache zu ihrem ganz besonderen, den Rest zu mehr gelegentlichem Gebrauch. Nun braucht man durchaus nicht mit Mauthner Religion allein für „veraltetes Wissen“ zu halten, „dessen Worte geblieben sind. Religion ist der Ahnentakt der Sprache.“ Die Bedeutung der Sprache als einer Macht, die jede internationale Religion nach den Nationalsprachen abwandelt, in denen die Völker ihr geistiges Leben führen, ist aber gar nicht bestrittbar. Dasselbe Buch, die Bibel, zu verschiedenen Zeiten gelesen — von einem römischen Sklaven, einem mittel-

alterlichen Mönch, einem französischen Gelehrten der Aufklärung, einem Tiroler Holzknecht, einem englischen Seemann der Königin Elisabeth ist doch ein sehr verschiedenes Buch. Jeder Mensch versteht dies Buch, auch wenn er es lateinisch oder griechisch liest, immer nur über seine eigene geistige Erfahrungswelt, über seine eigene begriffliche Vergleichsweise, und das ist seine Muttersprache, die seine Erlebnisse ordnete, bündelte, ihnen von der Volksgemeinschaft her einen bestimmten Wert- und Stimmungsgehalt gab, einen bestimmten Gesichtspunkt der Beobachtung. Wir können auch das Fremde immer nur über uns selbst verstehen. Selbst aus Luthers Bibel lasen dessen Zeitgenossen etwas anderes heraus als wir selbst. Wir ahnen nur gemeinhin nichts davon, und wo diese Ahnung aufblitzt, macht sie uns noch kaum unruhig und unsicher. Am bewußtesten erkannt ist diese Notwendigkeit, sich bei der Übermittlung der Heilswahrheiten ganz auf die Seelenart des betreffenden Volkes einzustellen, von der katholischen Kirche, die sich immer veränderten Zeiten und veränderten Umständen anzupassen wußte. Der deutsche Katholik, der durch Frankreich, durch Spanien reist und dort den Gottesdienst besucht, ist zunächst verwirrt, verwirrt durch die Verschiedenheit der Auffassungen, die ihm überall entgegenatmen. Römische Kreise haben wiederum „Misstrauen gegen die spezifisch deutsche Frömmigkeit“. (M. H. Böhm.) Die Heiligenverehrung hat einen anderen Sinn in Köln als in einem spanischen Dorf.

„Wer den deutschen Katholizismus mit dem italienischen vergleicht, weiß, daß das Verhältnis zwischen dem Menschen und der Mutter Gottes in Italien weit naiver ist als in Deutschland. Vergleicht man Spanien mit Italien, so kommt man zu der Erkenntnis, daß der spanische Katholizismus mit dem italienischen nur den Namen gemeinsam hat. Dies Volk mit dem plastischen Sinn, der plastischen Sprache und der Sinnenfreude braucht eine Religion von starker, fast erotischer Sinnhaftigkeit.“ (H. Franke.)

Wer nun gar noch weiter reist als von Düsseldorf nach Toledo, wer sich zu den katholischen Indianern Boliviens setzt, wird, wenn er die Indianersprache genügend gut beherrscht, sehen, wie aus der holdseligen Maria, wie sie das deutsche Gemüt dichtete, eine zaubernde Indianerhexe geworden ist, die bei Rheumatismus, Gesichtsröte und den Krankheiten der Lamas hilft. Schon die Frage, ob der deutsche Katholik dem deutschen Protestanten in seinem religiösen Leben, in der Tiefe des religiösen Empfindens näher steht als diesem bolivianischen Glaubensgenossen, ist unsinnig.

Eine ähnliche Verschiedenheit der Ausprägung einer gleichen Religion ist auch für den mohammedanischen, den jüdischen und den buddhistischen Glauben zu beobachten. Auch deutsche und spanische und afrikanische Juden haben einen nach ihrer Nationalität stark gefärbten Glauben.

Der religiöse Gedankenkreis ist nun nur einer — oft allerdings der wichtigste — aber doch nur einer unter den vielen Gedankenkreisen, die in ihrer Gesamtheit die volkstümliche Gedankenwelt ausmachen. Religion und Volkstum, sprachliches Volkstum sind beides erziehende Mächte, deren Wirken ineinander verflochten ist. Volkstum, Sprache wird Voraussetzung und Mittel zu religiöser Beeinflussung und Gemeinschaftsbildung, und damit wird verschiedene Konfession bei gleicher Sprache notwendigerweise aneinander angeglichen. Das gleiche Verständigungsmittel ist zugleich Übermittler einer gleichen Weltanschauung. Andererseits erhält die gleiche Konfession durch verschiedene Sprache je ihre besondere Ausprägung.

„In neuerer Zeit beginnt sich die Erkenntnis durchzuringen, daß wir zwar in Deutschland keine einheitliche Religion, wohl aber eine Religiosität haben, in der ein deutscher

Katholik dem deutschen Protestanten näher stehen möchte als etwa einem italienischen Konfessionsgenossen." (Panzer.)

Kirchenvolk und Sprachvolk sind beide Erziehungsgemeinschaften. Die Kirche erzieht in w o h l d u r c h d a s t e n Maßnahmen zu einem religiösen, sittlichen K ü r w i l l e n. Die Sprache erzieht u n b e w u s t zu einer bestimmten geistigen Art und einem bestimmten religiös-sittlichen W e s e n w i l l e n. Tiefe und Rang und wechselseitiges Verhältnis dieser beiden Erziehungsmächte ist zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Völkern und Kirchen, in verschiedenen Menschen durchaus verschieden.

Klasse als Wesenseinheit

Die gesellschaftliche Klasse, die hier betrachtet wird, ist das Gebilde, das vom Bewußtsein, von Parteien, von bindenden Ideen her entstanden ist, nicht ist es die sich damit nicht genau deckende Einheit von wirklichen wirtschaftlichen Gegebenheiten her.

Es würde niemand auch nur auf den Gedanken kommen, die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Lage der Glieder eines Volkes umzudeuten in eine Verschiedenheit der geistigen Art, in eine Verschiedenheit vom Wesen her, wenn nicht gelegentlich von proletarischer Seite die Gemeinschaft mit dem Bürgertum aufgekündigt worden wäre. In der Losung: „Proletarier aller Länder vereinigt euch und kämpft international gegen eure Volksbrüder aus der anderen Wirtschaftsklasse“, scheint für viele mit Notwendigkeit die Aufforderung eingeschlossen zu liegen: „Seht eure **W e s e n s b i n d u n g** mit der Klasse der Ausbeuter, der Bürgerlichen eures eigenen Volkes nicht für so wesentlich an, daß etwa daraus **W i l l e n s b i n d u n g e n** abzuleiten sind, die einen höheren Rang behaupten dürfen als eure Bindung mit den Klassengenossen im fremden Volkstum!“

Es wäre aber durchaus falsch und verleumderisch, zu behaupten, daß dieser aus der Frühzeit des Sozialismus stammende und noch heute gelegentlich auftauchende Gedankengang wirklich überall dort die einzige allgemein geltende, überall anerkannte Parteimeinung ist, wo sich die Arbeiterschaft als eine besondere Klasse fühlt. Der zur Herrschaft gelangte Sozialismus in England, Frankreich, Deutschland, Dänemark, Schweden und anderswo hat überall mit Entschiedenheit und in feierlichen Erklärungen betont, daß den fremden Völkern gegenüber selbst der Kapitalist und Arbeiter des eigenen Volkes eine enge Interessengemeinschaft bilden. (Man denke an den Macdonald der ersten englischen Arbeiterregierung, den Snowden der zweiten!)

Die wirklich großen, ausschlaggebenden Führer der Arbeiterklasse haben kaum je theoretisch das Volkstum, die Besonderheit der Volkstümer als einen hohen, verpflichtenden Wert geleugnet. Oft genug ist das Wort von Jean Jaurès angeführt worden: „Die Nation ist das Schachhaus des menschlichen Geistes und Fortschritts, und es stünde dem Proletariat schlecht an, die kostbaren Gefäße menschlicher Kultur zu zertrümmern.“

Als Wesensgröße von besonderem Rang, als höchstes Gut, als wertvollster, heiligster Besitz der Menschheit werden die Volkstümer in dem Buch des Sozialdemokraten Otto Bauer „Nation und Staat“ erkannt, einem der klassischen Bücher über die Nationalitätenfrage.

Die Kommunistische Internationale gar behauptet mit einem besonderen Stolz, daß ihr Herrschaftsgebiet die einzige Freistätte der Erde sei, wo die Volkstümer sich wirklich frei entfalten dürften, wo eine ganze Zahl von Völkern nebeneinander lebten und doch nirgends versucht würde, einem Volk seine Sprache zu rauben.

Wenn nun aber einerseits Volkstum, Nation bejaht wird, andererseits jedoch internationale Zusammenarbeit des Proletariats gegen das Bürgertum gefordert wird, so müssen notwendigerweise Spannungen entstehen. Ob dabei immer dem Volkstum gegeben worden ist, was des Volkstums ist, steht hier noch nicht zur Erörterung. Hier geht uns nur die grundsätzliche Klärung eines Wesensverhältnisses an. Hier ist nur festzustellen, daß die Wesensverbundenheit des englischen Arbeiters mit dem englischen Bürger in der Tat ganz außerordentlich viel tiefer reicht als seine Wesensverbundenheit mit dem deutschen Arbeiter, ja, daß die letztere überhaupt nicht vorhanden ist. „Gleichheit“ zwischen den Arbeitern zweier Länder kann wohl durchaus in der Ähnlichkeit ihrer wirtschaftlichen Lage und ihrer wirtschaftspolitischen Interessen bestehen — wenngleich auch diese Gleichheit meist recht zweifelhaft ist —, nicht aber besteht trotz aller gemeinsamen wirtschaftspolitischen Kampfprogramme eine wirkliche Gleichheit ihrer inneren Art, eine Gleichheit ihrer kulturellen, nationalen Sendung.

Eine solche Gleichheit ist immer nur im Übereifer des Gefechtes von den kleinen Geistern behauptet worden, die gar keine Ahnung von Wesen und Bedeutung der Sprache haben.

Your English papers are full of lies schmetterte einst ein deutscher sozialistischer Werberedner seinen englischen Klassengenossen entgegen. Donnerndes Gelächter. Er hatte dabei auf deutsche Weise das s von lies stimmlos gesprochen, hatte also nicht gesagt, wie er wollte: Eure englischen Zeitungen sind voller Lügen, sondern er hatte gesagt, was er nicht sagen wollte: Eure Zeitungen sind voller Läuse. Dieses Geschichtchen sollte nicht nur zum Lachen reizen, sondern auch zu tiefem Nachdenken. Lise statt lies zeigt nur in Bliglichtbeleuchtung, was immer wieder geschieht, wenn wir in einer fremden Sprache sprechen: wir sagen immer notwendigerweise etwas anderes als wir sagen wollen. Wir sprechen immer notwendigerweise nicht nur mit dem Lautstaud unserer Muttersprache — das läßt sich verhältnismäßig leicht abgewöhnen, wenngleich es vielen nicht in Jahrzehnten gelingt — wir sprechen vor allem aber auch mit dem Begriffstaud unserer Muttersprache, und der sitzt viel fester als die Lauteigentümlichkeiten. Der deutsche Sozialist, der von class war statt von Klassenkampf in England spricht — um eine in der sozialistischen Presse durchaus geläufig gewordene Lehnübersetzung aus dem Deutschen zu wählen — sagt damit etwas anderes als in dem deutschen Wort steckt. Er gebraucht ein Wort von einem ganz anderen Gefühlswert, von einer ganz andersartigen Lebensverbundenheit.

Da immer nur nebenbei, wo andere Dinge zur leidenschaftlichen Erörterung standen, da immer nur von untergeordneten Köpfen behauptet worden ist, der englische Arbeiter, oder der spanische oder amerikanische oder afrikanische Arbeiter wäre dem deutschen Arbeiter wesensähnlicher als dieser dem deutschen Bürger, da die wirklich Führenden immer das Gegenteil erkannt haben, braucht auf diese unsinnige Behauptung dort nicht weiter eingegangen zu werden, wo es sich nicht um die Haltung der Klasse handelt, sondern um ihre Anschauung, die Lehrmeinung ihrer großen Führer. Und diese deckt sich mit der, die sich notwendigerweise aus unserer Darstellung von der Denken, Fühlen und Wollen bildenden und innerhalb einer Sprachgemeinschaft vereinigenden Macht der Sprache ergeben muß.

Auch wo kein lebendiges Bewußtsein dafür da ist, daß sie als Untergruppe des Sprachvolkes Verpflichtungen gegen das Ganze hat, unterliegt die Arbeiterklasse doch durchaus

gleichartigen formenden Einflüssen der gleichen Sprache, wie sie der Möglichkeit nach für alle anderen Klassen des Volkes, wie sie für das Gesamtvolk vorhanden sind. Sie ist mit diesem Wesenseinheit, selbst wenn sie die Willensverpflichtung gegenüber dieser Einheit verleugnet.

Was ist ein Volk?

In der vorliegenden Abhandlung wurden bisher die Einzelfaktoren je für sich betrachtet, die immer genannt werden, wo man glaubt, sagen zu können, was ein Volk, was eine Nation ist. Es stand in Frage, was Sprache, Rasse, Staat, Kirche, Stand als vergesellschaftende Mächte je für sich bedeuten, welches die Art und das Wesen, der Rang und die Würde dieser so bedingten gesellschaftlichen Gebilde ist. Vor allem wurde untersucht, wie weit die durch diese Mächte bedingten Menschengruppen zugleich auch Gruppenpersönlichkeiten von besonderer Eigenart sind. Die Frage, was ist ein Volk? wurde zwar mit solcher Betrachtung des Persönlichkeitswertes der Gruppen noch nicht gelöst. Die Klärung der Tatbestände in einer Form, die die Abmessung der Ansprüche der einzelnen Gruppen erleichtern wird, hat aber doch eine brauchbare Grenzbestimmung des Begriffes „Volk“ vorbereitet.

Jede Begriffsbestimmung bedeutet Stellungnahme zu einem Sprachgebrauch, zu einem Sprachgebrauch einerseits, wie er tatsächlich ist, andererseits, wie er aus den praktischen Gründen sein sollte, um den Sprechzwecken besser zu genügen.

Bei der Feststellung, welches das Wesen der Erscheinung ist, die üblicherweise „Volk“ genannt wird, muß mit Notwendigkeit erkannt werden, daß der Begriff eine Vielzahl von Bedeutungen hat, daß ihm, wie fast allen Begriffen der Alltagssprache, eine ganze Gruppe von störend verschiedenartigen Tatbeständen entspricht, die hier unter der ordnenden Einheit des Wortes für Denk- und Sprechzwecke zusammengefaßt werden. (Vgl. S. 75.) Daran sei erinnert, bevor festgestellt wird, wie der Sprachgebrauch vereinheitlicht werden soll.

Der wirkliche Sprachgebrauch ist heute derart, daß erstens die beiden Wörter Volk und Nation häufig genug gleichbedeutend gebraucht werden. Man spricht von deutscher, schweizerischer, amerikanischer „Nation“ oft nur, wenn der Sprachgebrauch die Wiederholung des im gleichen Sinne gebrauchten Wortes „Volk“ zu verbieten scheint. Zweitens wird jedes von ihnen verschiedenartig gebraucht. Die vier folgenden Gebrauchsweisen für „Volk“: 1. das jüdische Volk, 2. das Schweizer Volk, 3. das polnische Volk vor dem Weltkrieg, 4. das deutsche Volk, bezeichnen im heutigen Sprachgebrauch nicht vier gesonderte Vertreter einer gleichen Erscheinung, sondern der Sprachzusammenhang „jüdisch“, „polnisch“ usw. vollzieht hier schon eine Abengung derart, daß mit Volk vier ihrem Wesen nach verschiedenartige gesellschaftliche Gebilde schon allein im Hinblick auf die beiden Merkmale a) der Spracheinheit und b) der Staatseinheit bezeichnet sind. Diese Verschiedenheit braucht aber nicht durch

besondere sprachliche Zusätze zum Wort „Volk“ angegeben zu sein. Wenn das Vorhandensein dieser Merkmale mit +, das Fehlen durch – ausgedrückt wird, dann sind die den vier Völkern entsprechenden Formeln 1. – –, 2. – +, 3. + –, 4. ++. „Deutsches Volk“, wenn einerseits eine Spracheinheit, andererseits eine Staatseinheit damit bezeichnet wird, umfaßt wiederum zwei ganz verschiedene Kreise von Menschen. Das eine Mal wird die Staatsbürgerschaft des Deutschen Reiches so genannt, das andere Mal aber die größere Sprachgemeinschaft, die in verschiedenen Staaten wohnt.

Nun ist solche Ungenauigkeit, solche Mehrdeutigkeit und Verschwommenheit von Begriffen durchaus Wesen des „Zusammengriffs“, seine notwendige, natürliche Erscheinungsform, die, wie ausführlich genug gezeigt worden ist, in unserem Alltagsleben nur ganz selten irgendwelche Nachteile und Erschwerungen des Verständnisses mit sich bringt.

Für wissenschaftliche Zwecke aber, für ernsteres Forschen nach dem Wesen der gesellschaftlichen Gebilde, die uns verpflichtende Mächte sind, ist diese vollstümliche Vieldeutigkeit des Wortes ein schlimmer Nachteil. Wie der Forscher die Leistungsfähigkeit des für die durchschnittlichen Lebensbedürfnisse genügend scharfen Auges durch besondere Geräte erhöht, so ist hier das begriffliche Erkenntnismittel durch besondere Maßnahmen zu verfeinern und zu vergenauern, ein höherer Grad von Eindeutigkeit ist zu erstreben, indem eine größere Gruppe von herausgrifflichen Eigenschaften als begriffsnotwendig angesehen wird, als es im tatsächlichen Gebrauch des Wortes geschieht.

In unserem Falle muß es sich darum handeln, festzustellen, für welche Tatbestände denn nun das bisher noch störend vieldeutige Wortzeichen „Volk“, und für welche das Wortzeichen „Nation“ mit Recht gelten soll, wenn in Rücksicht auf für uns notwendigerweise wesentliche Eigenschaften eines solchen Gruppengebildes immer nur *Tatbestände gleicher Art eine gleiche Bezeichnung* tragen sollen, wenn den Begriffsklassen auch in den Tatbeständen leicht für sich erkennbare, ihrer Eigenart nach deutlich sonderstümliche einheitliche Klassen entsprechen sollen.

Es besteht eine ganze Zahl von Möglichkeiten, welcher von den vielen tatsächlich Volk genannten verschiedenartigen Befunden nun als Begriff mit absichtlich-willkürlich bestimmter herausgrifflicher Gruppe seiner Eigenschaften, als *Abgriff*, allein Volk genannt werden soll. Die Entscheidung, welches der gesellschaftlichen Gebilde sich am besten dazu eignet, das alte vom Alltagsgebrauch so stark belastete Wort für sich allein zu übernehmen, muß nach Zweckmäßigkeitserwägungen fallen. Sie kann verschieden fallen. Aber eine Entscheidung muß getroffen werden, wenn das Denken um diese Dinge einen deutlichen Schritt vorwärtsgetragen werden soll.

Die Versuche, eine allgemeingültige Begriffsbestimmung zu geben, was ein „Volk“ sei, von Herder bis Hurwicz und bis in das außerordentlich umfangreiche Schrifttum über das Nationalitätenproblem scheitern zumeist daran, daß man etwas logisch durchaus Unmögliches versucht, daß man sich nämlich abmüht, alle die ihrer innersten Natur nach nun einmal verschiedenartigen, aber doch mit einem einheitlichen Namen „Volk“ genannten Gebilde als etwas auch von den Tatbeständen her und seinem Wesen nach Gleichartiges zu erkennen, ohne etwas von der gegenständlichen Werttiefe des Begriffes aufzugeben, die er beim wirklichen Gebrauch oft haben kann. Bei logisch einwandfreiem Verfahren käme man dabei auf eine so kleine Gruppe herausgrifflicher Eigenschaften, die wirklich *allen* Volk genannten Gebilden eigen sind, daß deutlich Auseinanderzuhaltendes in der zusammengrifflichen Klasse enthalten wäre. In dieser Notlage wird ein willkürlicher

Abgriff vorgenommen, ohne daß man es sich zugesteht. Die Begriffsklasse wird willkürlich abgeengt, meist mit dem Wunsch, dem Begriff recht viel von dem Wertgewicht zu erhalten, den die auch und vor allem Volk genannte kulturelle Wesensgemeinschaft hat, das Volk als Volkstum, als geistig-sittliche Größe, überdies das Volk als Nation, als begeisternde Einheit des Wirbewußtseins, überdies das Volk als geheimnistiefe Einheit des Blutes. Es entsteht dabei ein **W a h n b e g r i f f** von Volk, eine Größe mit Eigenschaften, die in der Wirklichkeit nicht miteinander verkoppelt sind, nicht miteinander verkoppelt sein können. (S. S. 246.) Nun ist gewiß das Sondergesicht eines Volkstums immer eine Größe von einem unnachmeßbaren Schicksal, Ergebnis eines so vielfältigen Kräftespiels, daß es auch die größte menschliche Erkenntnistiefe und Gelehrsamkeit nicht völlig auseinander zu lösen vermöchte, es ist in solchem Sinne „irrationale Größe“. Aber ein **B e g r i f f**, der eine irrationale, nicht voll bekannte Gruppe von Eigenschaften einer Wesenheit darstellt, darf für ein verantwortungsbewußtes Denken noch nicht zum **W a h n b e g r i f f** werden, der in der Wirklichkeit mit **S i c h e r h e i t** unvereinbare Eigenschaften verkoppelt. Solch **W a h n b e g r i f f** kommt zwar einer schwärmen- den, begeisterungsfreudigen Sehnsucht entgegen. Aber er ist für die wissenschaftliche und praktisch-politische Erkenntnis gefährlich. Nicht nur die Sauberkeit und Nichtigkeit des Denkens wird dadurch in verhängnisvoller Weise gestört, auch der Einsatz der nationalen Kräfte unseres deutschen Volkes wird infolge dieser allgemein herrschenden von der Sprache ausströmenden Unklarheit an falscher Stelle vorgenommen.

Dieser Knoten, dieser Sprachbegriff muß also durchhauen werden, wenn er gelöst werden soll, wenn die Tatbestände klarer erkannt und **e i n d e u t i g e r**, für wissenschaftliche Verständigungszwecke vorteilhafter begrifflich geordnet werden sollen als es dem üblichen Sprachgebrauch beliebt.

Die Schwierigkeit solch willkürlicher Begriffsfestlegung besteht darin, die **a m b e s t e n** geeignete Begriffsregel, den am meisten berechtigten Ordnungsgesichtspunkt festzustellen. Es erscheint uns aus vielen Erwägungen besonders empfehlenswert, Gleichheit der **S p r a c h e** als das entscheidende Merkmal der Volk zu nennenden Einheit anzusehen und das Wort eindeutig nur in diesem Sinne zu gebrauchen.

Wichtige Gründe, warum die Wahl gerade auf dieses Merkmal als die wesentliche, begriffsnotwendige, regelhafte herausgriffliche Eigenschaft fallen darf, sind:

1. Wenn überhaupt eine eindeutige, allgemein gültige Begriffsfestlegung erstrebt wird, dürfte von vornherein die bisher **h ä u f i g s t e** Gebrauchsweise dieses Begriffes ein besonderes Anrecht darauf haben, die **a l l e i n i g e** zu werden. Wenn auch oft genug andersartige, auf Rasse, Staat, Religion beruhende, gesellschaftliche Bildungen **V o l k g e n a n n t** werden, so trägt die sprachgemeinschaftliche Einheit doch sehr viel häufiger diesen Namen. Oft genug ist daher auch schon von der Forschung **S p r a c h v o l k** schlechthin als Volk bestimmt worden. (So bei Grimm, Steinthal, Kluge, Nisef.)

2. Das Wort „Volkstum“ erinnert uns vor allem an die in einer wesenseinheitlichen Gemeinschaft **g e w a c h s e n e n** Sitten und Gewohnheiten des Denkens und Handelns, nicht an eine mit Schelten **g e f o r d e r t e** Haltung. Wenn am Volk die still gewachsene **W e s e n s g e m e i n s c h a f t** das Bezeichnende sein soll — gegenüber der laut fordernden **W i l l e n s g r u p p e** der Nation —, dann läßt sich kein Merkmal nennen, das auch nur in annähernd demselben Maße die Gleichförmigkeit der inneren **W e s e n s a r t** einer

Gruppe entscheidend bestimmte wie die Sprache. Sie ist gesellschaftliche Erkenntnisform. Sie bedingt als bestimmte Nationalsprache auf allen Lebensgebieten in stiller und unausweichlicher Weise eine bestimmte Erkenntnis- und Wesensartung. Sie gibt unserem Auffassen, Verstehen, Werten eine bestimmte „Aspektstruktur“. Sie liefert fertige „Denkmodelle“. Sie gibt uns „Kategorien des Verhaltens“. Bisher wurde gerade von denen, die aus einer bestimmten gemüthhaft-seelischen Einstellung im Volk ein Ideal von besonderer Größe und Würde sehen, die Sprache als eindeutiges Kennzeichen des Volkes oft genug verächtlich beiseite geschoben. Gerade diese, die tiefinnerliche Sonderprägung der Volkspersönlichkeit wichtig nehmende Denkweise vermochte in der Sprache zumeist nur das unterschiedliche Lautgeklänge der verschiedenen Menschengruppen zu sehen, allenfalls sah sie in ihr den „wesenhaften Ausdruck des Volkscharakters“. (Müller-Freienfels.) Wir haben in ausführlicher Untersuchung erwiesen, daß Sprache mehr ist als nur „Ausdruck“, daß sie Kraft, formende, gestaltende, alle unsere Seelenvermögen entscheidend bestimmende Kraft ist, daß Gemeinschaft höherer, geistiger, seelischer Art ohne Sprache gar nicht denkbar ist, daß eine Gemeinschaft überhaupt nur dann echten Persönlichkeitsrang besitzt, wenn sie von einer besonderen, hochentwickelten, reichentfalteten Sprache getragen ist.

Wenn diejenige Menschengruppe den mit so vielen Gemüths- und Stimmungswerten gesättigten alten Namen „Volk“ erhalten soll, die im höchsten Maße Gemeinschaft von *Persönlichkeitsrang* ist, dann muß Sprachvolk „Volk“ genannt werden.

3. Auch aus rein praktisch-politischen Erwägungen ist Sprachvolk am besten als eindeutiger Sinn von Volk zu wählen. Willensgrenzen in einer Bevölkerung sind leicht festzustellen, wo man das wirklich ernstlich will. Seelische Wesensgrenzen sind aber nur da einigermaßen hart und scharf an einem sicheren Merkmal faßbar, wo sie Sprachgrenzen sind. Nirgends wird das Geistige so „objektiv“, so sichtbar wie in den Sprachen, was schon Fichte in erhabenen Worten gezeigt hat.

Politische Erwägungen, die auf *Wesensgruppierungen* in der Bevölkerung Rücksicht nehmen wollten, haben daher schon längst bei Aufstellung von Statistiken und bei Abstimmungen die Sprache als das einzige in der That brauchbare äußere Kennzeichen von Volkstütern in Anspruch genommen.

4. Auch als exakter Begriff der *Wissenschaft* ist „Sprachgemeinschaft“ ein besonders geeigneter Abgriff für „Volk“. Denn andere Auffassungen von „Volk“, die wohl in diesem Begriff die Wesensgemeinschaft, die Charaktergemeinschaft, die kulturelle Einheit, die „Ahnenseelengruppe“ sehen, nicht aber die Sprache als konkretes Merkmal dieser Gemeinschaft anerkennen, sind schon darum nicht zur Kennzeichnung einer einheitlichen begrifflichen Klasse zu gebrauchen, weil für sie kein deutlich greifbares äußeres Merkmal gegeben ist, weil bei ihnen die Begriffsgrenzen immer nur aus einer im höchsten Maße persönlichen Willkür gegeben sind. Es besteht hier keine Möglichkeit, Gewähr dafür zu leisten, daß der gleiche Begriff auch von der Gesamtheit der Sprachgruppe immer im gleichen Sinne verstanden wird. Wo Volk als Ahnenseelengruppe gesehen wird (wie etwa von Müller-Freienfels und Stapel), da muß aber der Inhalt des Begriffes „Volk“ durchaus in die ganz eigenmächtige persönliche Willkür jedes Beurteilers gestellt werden. Die einen sind den Dänen gewogen und rechnen sie noch zum „Volk“ der Deutschen, die anderen den Holländern; die dritten rechnen die jüdischen, die vierten die katholischen Deutschen nicht mehr zu diesem „Volk“. Der fünfte rechnet jemand nicht vollwertig zum Deutschtum, weil seine *Vorfahren* zum französischen oder polnischen Volkstum gehört haben, oder zum jüdischen Volkstum, als es noch ein solches gab. Der sechste spricht dem anderen schon

sein Deutschtum ab, weil er nicht zu fühlen vermag, daß er nicht zu einer bestimmten Partei gehören oder bestimmte weltanschauliche Ansichten haben darf. Die Sprache als kennzeichnendes Merkmal einer Gruppe steht jenseits dieser persönlichen Willkür, die willkürlich das ein „Volk“ nennt, was dem eigenen Empfinden nach diesen Namen verdient.

Darum ist die klingende Seele des Menschen besonders geeignetes Kennzeichen seines „Volkstums“, wo es wichtig ist, mit diesem Begriff eine wissenschaftlich brauchbare, also möglichst eindeutige Ordnungs-kategorie zu bezeichnen.

Wenn man selbst die Vorstellung festhält, daß es „Ahnenseelengattungen“, daß es art-eigene Sprachen gibt, wenn man die Sprache als Ausdruck der Ahnenseele, des Rassen-geistes, des Blutschiedsals einer bestimmten Mischung von Rassen mit in bestimmter Weise dominierender Rasse ansieht, so bleibt doch Folgendes bestehen: Die Sprache schafft den Raum, in dem sich verschiedenartige Begabungen, teils gleichförmige, teils fremdartige begegnen, zu Nutz und Schaden aufeinander einwirken, sich gegenseitig befruchten oder hemmen. Über die Sprache wird in England und Deutschland der Nordische zum Erben auch der geistigen Erwerbungen seiner dinarischen Sprachgenossen. Darum hat auch der dunkelhaarige Deutsche ein Recht, Herrmann den Cherusker stolz als seinen Ahnherrn zu preisen, selbst wenn er sich ihn hellhaarig träumt. Darum sind die Menschen von dem gewaltigen Wuchs, mit den rötlichen Haaren und den trostigen blauen Augen, die uns Tacitus beschreibt und die gewiß mindestens die dominierende Form des deutschen Menschen waren und sind und die besonders stark die deutsche geistige Erbmasse bestimmt haben, auch die Vorfahren, die mit Recht geliebten Vorfahren des schwarzbraunen Mägde-leins, welches das geistige Erbe jener Helden nützt und durch ihre Taten mitgeformt wird. Man mag selbst die Blutbegabung eines Volkes nicht nur als wesentliche, sondern schlechthin als die wesentlichste aller Bedingungen für die Artung der Volksgeistigkeit ansehen, die Gruppe von unterschiedlichen Begabungen, um die es sich bei den Sprecherschaften der europäischen Großsprachen unter allen Umständen handelt, wird Einheit erst als Sprachgruppe. Aber nicht nur die häufigen und einander verwandten Begabungsformen, die für das Sprachvolk bezeichnenden und seine Wesensart am stärksten bestimmenden, gehören zu diesem Volk, sondern auch die seltenen und nicht verwandten. Sprachvolk ist Einheit gleicher geistiger Erbmöglichkeiten, die von nicht einheitlichen Blutbegabungen genützt werden.

Eine Scheidung Pöcklers in seiner sehr beachtlichen deutschen Volkstumsgeographie nutzend kann man sagen, nicht die „Entstehungsursachen“ für Volkseigenart sind die Vorbedingung für die Einheitlichkeit des Volkes, sondern die „Verbreitungsursachen“. Selbst wenn man die Blutbegabung als die alleinige Entstehungsursache ansieht, die Sprache nur als die Verbreitungsursache, so ist doch die Beziehung sowohl einer einheitlichen Entstehungsursache wie einer einheitlichen Verbreitungsursache auf die Wesenseinheitlichkeit einer Menschenmenge nur möglich, wenn eine der Ursachen für die begriffsklassenmäßige Einheitlichkeit der Menschenmenge als begriffsnotwendig, die andere als nicht begriffsnotwendig erklärt wird. Für die zum Namen gewordene Fügung „deutsches Volk“ ist allerdings eine bestimmte Bluthaftigkeit neben der Sprachhaftigkeit wesensnotwendiges Merkmal, nicht aber für den Begriff „Volk“. Hier kann allein die Sprache oder ein konstruiertes Ahnenseelenerbe an Begabungen wesensnotwendiges Merkmal sein, ein das eine Volk und jeden seiner Vertreter vom anderen Volk und seinen Vertretern mit Sicherheit scheidendes Merkmal. Ein von Franzosen geborenes Kind kann Deutsch

als Muttersprache lernen. Es ist darum logischer Unfug, wie mit aller Härte und Entschiedenheit auch hier gesagt werden muß, wenn beide Größen, Blut und Sprache als nebeneinander geordnete begriffsnotwendige Eigenschaften des Volkes genannt werden. Eine Entscheidung muß fallen. Unsere fiel auf die Sprache.

Sie fiel auf die Sprache auch aus folgendem Grunde:

Man mag selbst das vielgestaltige Blut als das einzige Volkseigenart formende Merkmal ansehen, die Sprache nur als das Volkseigenart darstellende — eine Behauptung, der wir entschieden widersprechen — so ist doch die Sprache die die Volkseinheit schaffende Macht, solange Volk als ein einheitliches Gemeinschaftsgebilde angesehen werden soll.

Sprachvolk ist die echteste und tiefste Wesensgemeinschaft. Aber selbst wenn es das nicht wäre, so ist es unter den tatsächlich bisher Volk genannten Menschengruppen doch diejenige, bei der am sichersten und klarsten und saubersten überhaupt geistige Art an ein äußeres Kennzeichen gebunden ist. Darum empfiehlt sich auch dem Wissenschaftler die eindeutige Begriffsfestlegung: Volk ist Sprachvolk. Diese Begriffsfestlegung wäre selbst dann noch höchst empfehlenswert, wenn es, was wir auf das lebhafteste bezweifeln, neben diesem „Volk“ noch andere davon zu unterscheidende „Völker“ gleicher Erbseele, Einheiten von Menschen gäbe, die „Ahnenseelengattungen“ sind.

5. Als zoologische Gruppe gehört der Mensch zu den Tieren, und doch ziehen wir zwischen Mensch und Tier eine harte Grenze, und doch ordnen wir alle übrigen Tiere als Wesenseinheit in das Tierreich, den Menschen allein in das Menschenreich, und das wesentlichste Kennzeichen, das den Menschen von den Tieren absondert, ist die durch Sprache bedingte sonderartige Vernunft.

Wo nun unter den Menschen als Menschen, als Vernunftwesen, wiederum Wesensgruppen unterschieden werden, ist es nur folgerichtig, wenn in diesem Falle nicht nach zoologischen, rassietümlichen Merkmalen oder nach zufälligen politischen Vergesellschaftungen und Vergewaltigungen „Völker“ erkannt werden, sondern wenn weiterhin die Art ihrer Vernunft, das ist ihrer Sprache, wesentliches Unterscheidungsmerkmal der Gruppen bleibt. Darum: Volk sei Sprachvolk, das volltönende Wort, das im Gebrauch ein ganz besonderes seelisches Gewicht erhalten hat, sei denjenigen Gruppierungen der Menschheit vorbehalten, die wirklich von wesentlichster, tiefster menschlicher Bedeutsamkeit sind, die auf einem Kennzeichen von ganz besonderer mütterlicher Würde beruhen.

So lautet unsere Antwort auf die Frage „Was ist ein Volk?“. Wir nennen Volk diejenige Gruppenpersönlichkeit vom Wesen her, deren Besonderheit bedingt ist durch die Sprache, durch das gleiche geistig-seelische Bildungsmittel unserer Weltchau, unserer Menschlichkeit. Volk schlechthin ist Sprachvolk.

— — — Nach diesem Sprachgebrauch wäre es bei ernsterem Erkenntnisbemühen zu vermeiden, „Volk“ für die Einwohnerschaft eines Landes, für eine Staatsbürgerschaft, für eine Masse, für eine gesellschaftliche oder berufliche Gruppe im Volk, für eine Glaubensgemeinschaft zu gebrauchen. Zum polnischen Volk gehören nach dieser Eindeutigkeit erstrebenden Begriffsfestlegung nicht die Deutschen in Polen. Zum deutschen Volk gehören auch die Deutschen in der Tschechei und in Südamerika, zum französischen Volk gehören auch die Franzosen der Schweiz und Kanadas. Es dürfte aber hiernach nicht vom Schweizer „Volk“ gesprochen werden oder vom deutschen Volk, wenn damit allein die Gruppe der Staatsbürger der Schweiz oder des deutschen Reiches gemeint ist. Es ist auch nicht angängig, vom jüdischen „Volk“ zu sprechen, so

schwer der Bruch mit gerade dieser Voreingenommenheit fallen mag, der für viele auf der Gemütschene vollzogen werden muß.

Diese willkürliche Festlegung des Sprachgebrauches muß zunächst als hart und unbequem erscheinen, man hat sich so sehr an die schillernde Vieldeutigkeit des Wortes gewöhnt, man hat es nur selten empfunden, daß die Zusammenordnung von überaus Verschiedenartigem im Begriff das klare Erkennen der Tatbestände stört. Und doch sind diese Störungen ganz beträchtlich, wie sich in wissenschaftlichen und politischen Erörterungen immer wieder zeigt, demjenigen zeigt, der die Vieldeutigkeit des Begriffes als die eigentliche Ursache für sehr viele Mißverständnisse zu erkennen vermag. Alle Erörterungen, die Gründlichkeit und Tiefe erstreben, werden die Selbstzucht aufbringen müssen, mit einer einheitlichen Bezeichnung nur einen wesenseinheitlichen Tatbestand zu benennen.

Nach der Begriff *Nation* kann eindeutig nur festgelegt werden, wenn man willkürlich aus den verschiedenartigen Menschengruppen, die tatsächlich *Nation* genannt werden, diejenige herausgreift, die den Namen mit wissenschaftlichem Recht führen soll.

Wenn hier wieder der Gesichtspunkt geltend gemacht wird, daß der häufigste Sprachgebrauch den größten Anspruch hat, der alleinige zu werden, so ist die Begriffsabgrenzung der „Nation“ gegenüber dem „Volk“ berechtigt, daß *Nation* Einheit vom Willen her ist (während Volk Einheit vom Wesen her ist). Aber eine solche Begriffsbestimmung genügt noch nicht. Es könnte danach auch ein Stenographenverein, eine kirchliche Gemeinschaft, eine politische Partei, eine Staatsbürgerschaft, eine willensbewußte Sprachgemeinschaft in gleicher Weise „Nation“ sein. Der Begriff Willensgemeinschaft erfordert eine weitere Abengung, wenn er sich eindeutig auf eine für praktische Zwecke genügend wesenseinheitliche Klasse von *Nation* zu nennenden gesellschaftlichen Gebilden beziehen soll.

In Frage steht hier vor allem, ob die politisch gerichtete, sich in einem Staat ausformende Willensgemeinschaft, die Staatsbürgerschaft, als eine politische Willenseinheit gesehen, *Nation* genannt werden soll, oder ob dieser Name der geistig-feelischen Gruppenpersönlichkeit Volk (Sprachvolk) in denjenigen Fällen zu geben ist, wo sie zugleich Willensgemeinschaft ist, wo sie sich als Eigengruppe erkannt hat und von dem Willen beseelt ist, sich zu behaupten.

Eine Reihe von Erwägungen läßt es angebracht erscheinen, hier nicht mit der Mehrheit, sondern mit der Minderheit zu gehen und die zweite Art gesellschaftlicher Gebilde *Nation* zu nennen. Der Begriff *Nation* soll die gesellschaftliche Willenseinheit bezeichnen, die auf der echten, tiefsten, gemeinschaftlichen Wesenseinheit beruht, auf Sprachgemeinschaft, auf einem Volkstum. „Nation“ schlechthin ist „Volk“ mit dem bewußten Willen, sich gegenüber anderen „Völkern“ zu behaupten.

Es ist klar, daß damit nicht schon jedes wirkliche Volk notwendigerweise von dem angegebenen Gesichtspunkt aus auch *Nation* genannt werden darf. Der Begriff *Nation* ist in seinen wesensbestimmenden Merkmalen nur für diejenigen Völker voll erfüllt, die aus dem traumhaft-vegetativen Leben erwacht sind und die ihre kulturelle Wesensgemeinschaft, wo es nötig ist, auch im politischen Geschehen und mit politischen Mitteln gegen Widerstände zu behaupten bereit sind. Die Polen, die Franzosen, die Tschechen sind deutlichst *Nation* und *Nation*. Zu dieser polnischen *Nation* gehören aber nicht die Ruthenen im polnischen Staat, zur tschechischen nicht die Slowaken in der Tschechei, die Ungarn in Rumä-

nien gehören danach nicht zur rumänischen „Nation“. Die Polen sind auch in einem Jahrhundert ohne polnischen Staat Nation, sind Volk mit Selbstbehauptungswillen. Nach unserer Begriffsbestimmung ist Nation nicht an das Dasein eines Nationalstaates gebunden. Ja, Völker können in verschieden starkem Maße Nation sein, der Vorgang der Nationsbildung kann verschieden weit gediehen sein. E. Meyer beschrieb dieses Nationwerden in den Worten: „Erst ganz allmählich bildet sich ein Gefühl, eine Vorstellung von der Einheit des Volkstums. Die höchste Steigerung desselben, die Idee der Nationalität, ist dann das feinste und komplizierteste Gebilde, welches die geschichtliche Entwicklung zu schaffen vermag. Sie setzt die tatsächlich bestehende Einheit in einen bewußten, aktiven und schöpferischen Willen um, die eine von allen anderen Menschengruppen spezifisch geschiedene Einheit darstellt, um sich als solche betätigen zu wollen.“

Dieser Vereindeutigung des Begriffes Nation stehen noch größere Abweichungen des wirklichen Sprachgebrauches entgegen als der Vereindeutigung des Begriffes Volk. Und doch sollte sie gewagt werden, so scharfen Widerstand hier zunächst die bisherige sprachliche Gruppenwillkür durch ihr Beharrungsvermögen leisten muß. Möglicherweise bleibt auch dieser Wandel des Begriffsinhalts, nachdem das Wort sich aus „Ursprungsgemeinschaft“, „Abstammungsgemeinschaft“ (man denke an die studentischen „Nationen“) schon einmal in vor allem „Staatsbevölkerung“ gewandelt hat.

Diese vorgeschlagene Begriffsfestlegung greift entschlossen der Entwicklung voraus, die Carlyle in seinem Wort erkannte, die Menschengruppen formende Macht der Sprache Shakespeares werde einmal wichtiger werden als alle Staatsverfassungen, die Bernard Shaw sieht, wenn in seinem Stück „The Apple Cart“ die Amerikaner im Jahre 1960 den englischen König bitten, Kaiser von Amerika zu werden. Im Bewußtsein der Heutigen behauptet sich allerdings noch die Staatlichkeit als der wesentliche Grundsatz, der die Erdbbevölkerung in Gruppen mit besonderen Namen teilt. Die Gliederungseinheiten nach dem Gesichtspunkte verschiedenartiger Vernunft und Menschlichkeit, die geistig-seelischen kulturellen Einheiten sind eben erst dabei, deutlicher in das Bewußtsein zu dringen. Aber schneller als die Heutigen ahnen, muß dieser Gliederungsgrundsatz nach Wesenseinheiten wichtiger werden als der nach staatlichen Organisationen, die von der wirklichen Entwicklung zerschlagen werden müssen. Die Staaten werden bald immer deutlicher als geschichtliche Zufallsbildungen, als oft sehr willkürliche und unsinnige Zufallsbildungen enthüllt werden, denen gegenüber Völker Gruppenpersönlichkeiten von in vieler Beziehung höherem, göttlicherem Recht sind.

Die auf Volkstum beruhende politische Kraft ist ja tatsächlich die eigentliche, die entscheidende Macht im politischen Geschehen der Gegenwart, sie äußert sich nur meist in Staatsaktionen und erweckt damit den falschen Schein, als wäre Staatstum eine wichtigere Willensgruppen formende Macht als Volkstum. Wo „Nation“ diejenige politische Willensgruppe bezeichnen soll, die heute die wichtigste und wesentlichste ist im Spiel der großen weltgeschichtlichen Kräfte, da trägt die auf „Volk“ gegründete Willensgemeinschaft diese Bezeichnung mit größerem Recht als die auf Staat gegründete.

Diese Eindeutigkeitsbestimmung verlangt, daß andere soziologische Gruppen, etwa ein bloßer Staatsbürgerverband, eine kirchliche Willensgruppe, entweder überhaupt nicht oder nur in übertragener Bedeutung und mit einem unterscheidenden Beiwort „Nation“ genannt werden sollten, etwa „Staatsnation“ usw. (Etwa „Die Rheinländer gehörten noch 1815 zur französischen Staatsnation. Engländer und Ameri-

taner bilden ein Volk, aber heute noch zwei, oder wenn man die Dominien als selbständige Staaten rechnet, die sie zu sein behaupten, fünf bis sieben Staatsnationen. Serben und Kroaten sind ein Volk und eine Staatsnation, aber zwei „Nationen der Religion nach“.

Bei solcher Festlegung des Begriffes Nation rückt auch der Begriff Volk nachdrücklicher in praktisch-politische Erörterungen, als das bisher der Fall war. Es muß sich dabei zeigen, daß die Bestimmung von Volk als „Sprachgemeinschaft“ für praktische Zwecke immer noch nicht eindeutig genug ist. Denn die Frage ist nun: Was ist eine „Sprache“? — Wo sind die Sprachgrenzen? — Ist das Holländische als eine niederfränkische Mundart nur eine „deutsche“ Sprache zusammen mit den anderen deutschen Mundarten? (Stapel rechnet es dazu, Müller-Freienfels nicht.) Ist das Dänische und das Deutsche eine einzige germanische Sprache? — Ist das Bayrische eine Sprache in dem Sinne, daß man von einem bayrischen „Volk“ reden dürfte?

Es sei hier willkürlich und doch in gewissenhafter Berücksichtigung der Tatbestände entschieden, daß unter „Sprache“, wenn sie Kennzeichen für das soziologische Gebilde „Volk“ sein soll, die Hochsprachen, die Gemeinsprachen gemeint sein sollen. Danach gehören dann Holländer und Deutsche zu zwei Völkern. Ebenso die Dänen und die Deutschen. Die Bayern sind nicht ein Volk, sondern Stamm eines Volkes. Ihre „Sprache“ ist eine „Mundart“.

Daß die Schriftsprachen, die Hochsprachen es verdienen, als Gebiete einer besonders starken Einheitlichkeit der geistig-seelischen Wesensart angesehen zu werden, ja, daß erst in Hochsprachen höhere kulturelle Einheiten von Sondercharakter wachsen, ist in aller Ausführlichkeit gezeigt worden. In dem Falle, wo neben der Hausmundart eine Schriftsprache steht, selbst in dem Falle, wo die Hausmundart keine eigene Schriftsprache entwickelt hat, sondern wo eine Schriftsprache aus fremdem Stamm an deren Stelle getreten ist, bleibt diese Schriftsprache, die Hochsprache das maßgebliche Kennzeichen der nationalen Zugehörigkeit. Die Bretonen, die Masuren, die Bretonisch und Masurisch gebrauchen, wenn sie neben dem Pflug einhergehen, die aber, wo sie ein höheres geistiges Leben führen, in französischer, in deutscher Sprache denken und fühlen, und die von daher mit dem Herzen an dem Schicksal des französischen, des deutschen Volkes teilhaben, gehören zum baskischen und masurischen Stamm, sie gehören überdies zum französischen und zum deutschen Volk, sie gehören sogar zur französischen und deutschen Nation, da sie sich dazu rechnen.

Nation ist also bewußte Größe auf der Willensebene, Volk ist Einheit des gleichen inneren Wachstumsgesetzes, Volk kann Nation sein, Völker, die noch nicht Nation sind, können Nation werden, aber es gibt viele Völker, die noch nicht Nation sind. Es gibt Völker, die uneinheitlich sind in ihrem nationalen Willen. Bisher gehören erst wenige Deutsche der Schweiz zur deutschen Nation. Die Not der Deutschen in der Welt wird hier noch nicht als die Not von Brüdern empfunden. Aber die Masuren und andere Stämme mit nicht lautgeschichtlich deutscher Alltagsmundart gehören dazu, sofern die seelische Heimat der deutschen Hochsprache ihr politisches Wirbewußtsein bestimmt.

Auch diese Begriffsfestlegungen, diese „Abgriffe“ lassen noch Grenzfälle bestehen, wo weiter willkürlich zu entscheiden wäre, unter welchem Begriff sie zu ordnen sind. Es wird in ihnen immer noch etwas für genauere Beobachtung von den Tatbeständen her Ungleichartiges zusammengeordnet. Aber der Genauigkeitsgrad dieser von uns festgesetzten Abgriffe „Volk“ und „Nation“ ist doch ganz erheblich größer, als bei der alltäglichen Gebrauchsweise dieser Wörter. Er ist für praktische Zwecke sicher ausreichend.

Ganz gefährlich und grundsätzlich unmöglich ist es, wenn man glaubt, nicht nur feststellen zu können, was im Deutschen sprachgebräuchlich Nation heißt, sondern auch was zugleich im Englischen, Französischen und in anderen Sprachen so genannt wird.

Wenn Wörter wie „Volk“, „Nation“, „Nationalität“, „Rasse“ schon im Deutschen sehr vieldeutig sind und ganz verschiedenartige Tatbestände umfassen, so ist in den ihnen am besten entsprechenden englischen und französischen Wörtern noch viel Verschiedenartigeres vereinigt. Für die Begriffe verschiedener Sprachen die gemeinsame Gruppe herausgrifflicher Eigenschaften zu suchen, ist gewiß manchmal mögliches, aber von vornherein fruchtloses Bemühen. So wird etwa in einem der neuesten englischen Bücher über das Problem des Nationalismus, bei Joseph, people so definiert, daß es sich besser mit dem deutschen Nation deckt, und nation so, daß es etwa dem deutschen Volk in seiner häufigsten Verwendung entspricht.

Race (englisch) ist häufig genug feierliches Wort für politische Willensgemeinschaft, die auf gleichen geistig-seelischen Traditionen beruht. Das französische Wort denkt mehr an die naturgewachsene Wesensgleichheit. Vergl. etwa Le Bon: „Cette âme de la race, qui dirige la destinée des peuples. dirige donc aussi leurs croyances, leurs institutions et leurs arts.“ People ist ein ungewöhnlich vieldeutiger Begriff, der seltener als im Deutschen den vollen Klang des von der Romantik geadelten Wortes Volk hat. My people ist meine Familie. — Peuple ist grundsätzlich in höherem Maße politischer Begriff als Volk. Kanadische und Schweizer Franzosen rechnet der Franzose aus Frankreich nicht gemeinhin zum peuple français. In nation leuchtet aber ein stärkerer idealer Glanz als in peuple. (Ferner le peuple d'ouvriers, viele Arbeiter). Den Sprachgebrauch anderer Völker maßgeblich zu machen für eigene Begriffsbestimmungen, ist jedenfalls ein wenig zweckdienliches Verfahren, selbst bei wissenschaftlicher Arbeit¹.

Was ist „deutsch“ zu nennen? — Auch das Wörtchen deutsch wird vieldeutig gebraucht. (S. S. 77.) Man spricht einerseits vom deutschen Heer und denkt nur an einen ganz bestimmten Staat, obgleich noch die Heere anderer Staaten — wie die Dänemarks, Polens, Italiens, Frankreichs — viele Deutsche in ihren Reihen haben. Bei deutschen Dichtern andererseits denkt man an die Dichtungen in deutscher Sprache, deutsches Volkstum, wenn es in Gegensatz zu jüdischem Volkstum gesetzt wird, könnte aber nicht auf Sprache beruhen.

In diesem Falle kann eine eindeutige Begriffsfestlegung sich überhaupt nur für

¹ Von ganz außerordentlicher Wichtigkeit wäre es, das gesamte politische Wörterbuch einmal zu klären, die vieldeutigen Worte als vieldeutig zu erkennen und nicht mehr unter dem Wahn der Eindeutigkeit zu benehmen. Das wäre von großem Wert für Ringen um Klarheit und Wahrheit innerhalb einer Sprachgemeinschaft wie auch für das internationale Gespräch der Völker. Es ist über alle Maßen verwunderlich, daß auf internationalen Kongressen selbst von Leuten, die mehrere Sprachen fließend sprechen, nur selten erkannt wird, in wie starkem Maße Meinungsverschiedenheiten auf Mißverständnissen des Wörterbuches beruhen. Die wissenschaftliche Erforschung des Minderheitenproblems, die der Präsident des Europäischen Nationalitätenkongresses Dr. Wilson für wichtiger hält als die „bisherige diplomatische Behandlungsweise dieser Frage“, hätte vor allem die Verschiedenheit des Begriffsumfanges von bisher für entsprechend gehaltenen Begriffen verschiedener Sprachen klar herauszustellen.

Klärung und Benutzung unter dem Ideal der Eindeutigkeit wäre erwünscht auch für die Wörter völkisch, national, Nationalität, Nationalismus. Wenn es im Deutschen das mit f und g geschriebene Wörtchen folglich nicht gäbe, würde sich das zu Volk gehörige Eigenschaftswort vollklich empfehlen. So ist daraus völkisch geworden. Dieses Wort jedoch hat für eine ganze Zahl von Deutschen seine Bedeutung gewandelt, es heißt nicht mehr, auf Volk bezogen, für das Volk bestimmt, für das Volk nützlich, sondern es heißt überspannt national, antisemitisch. Es wäre erwünscht, das Wort erhielte seinen ursprünglichen Sinn zurück. — National hat neben sich nationalistisch. Aber zu beiden gehört Nationalismus, ohne daß immer deutlich genug gefühlt würde, daß das Wort einen doppelten Wert hat. Ja, oft genug wird der Sinn absichtlich mißverstanden. Nationalität — Volkstum, das nicht in einem Eigenstaat wohnt — ist eins von den Fremdwörtern, die man, was M. H. Boehm mit Recht betont, bestehen lassen und nicht durch das Wort Minorität minorité ersetzen sollte. Dieses letzte Wort kann allzu leicht die Vorstellung wecken, das damit Bezeichnete wäre nicht nur, was die Zahl anbelangt, sondern auch noch in anderen Beziehungen minder, minderberechtigt, minderwertig. Nationalité, nationality sind schlechte, aber gegenwärtig noch die verhältnismäßig besten Übersetzungen von Volkstum.

die meistgebrauchte Bedeutung des Wortes entscheiden, wenn unsere Begriffsbestimmung für Volk anerkannt wird: deutsch soll nur Kennzeichen einer Sprache, eines Sprachvolkes sein!

Heute entstehen so viele Mißverständnisse durch die Vieldeutigkeit des Begriffes deutsch, daß alle für das deutsche Denken Verantwortlichen sich bemühen sollten, das Wort eindeutig in seiner häufigsten Bedeutung zu gebrauchen. Auch die Reichsverfassung hätte das Wort Deutscher durch Reichsdeutscher zu ersetzen. Auch die Danziger, die Österreicher sind Deutsche. Es ist sehr traurig, daß das noch gesagt werden muß.

Sprachgreuel von politischer Gefährlichkeit aber sind Wortbildungen wie „Deutscher und Österreichischer Alpenverein“. Wir sollten endlich einsehen, wie wir damit freiwillig Grenzen anerkennen, die nur noch infolge des französischen Machtanspruches bestehen. Die Franzosen würden sich freuen, wenn wir demnächst einen „Deutschen und Bayerischen Nodelverein“ gründeten.

Auf die Frage: Was soll ein Volk genannt werden, wenn das Wort unter dem Ideal der Eindeutigkeit gebraucht wird, erfolgte die Antwort: Sprachgemeinschafter soll als das Volk schlechthin gelten.

Schwerer als die willkürliche, abgriffhafte Setzung einer Eigenschaft als begriffsnotwendig für eine zusammenhaltliche Klasse ist die Angabe der übrigen Eigenschaften, die nun bei der eigentümlichen Struktur der Wirklichkeit mit Notwendigkeit zwangsläufig mitgegeben sind. Welches ist, nachdem eine solche willkürliche Definition gewagt ist, der volle Inhalt des Begriffes Volk. Was ist ein so bestimmtes Volk seinem Wesen, Rang, Charakter nach. In den Kernabschnitten dieses Buches wurde versucht, dieser Aufgabe in aller Ausführlichkeit zu genügen und darzustellen, was Sprache als vergesellschaftende Macht bedeutet, darzustellen, daß eine Sprachgruppe immer Gemeinschaft von Persönlichkeitswert ist, daß Sprache die bedeutsamste unter allen Schicksalsmächten ist, welche die Persönlichkeitsbesonderheit des einzelnen bestimmen.

Wenn so nicht nach einer logisch besonders empfehlenswerten begriffsnotwendigen Eigenschaft gefragt wird, auf die hin eine Klasse von Gebilden eindeutig Volk genannt werden soll, wenn vielmehr festgestellt werden soll, was ein ganz besonderes, bestimmtes Einzelnes aus dieser Klasse, was unser deutsches Volk seinem Wesen nach ist, von welchen Kräften es geformt wurde, so sind mit vollem Nachdruck Kräfte zu nennen, die zwar nicht Ursache für die Einheitlichkeit dieses Volkes und seine Gliedschaft in der begrifflichen Klasse sind, die aber doch sein besonderes Sein in ganz entscheidender Weise mitbestimmen haben.

Wie die „Persönlichkeit“, die Besonderheit der Gesamtheit aller Eigenschaften, auf die hin ein bestimmter Mensch Schiller genannt wird, eine andere und umfassendere ist als die Gruppe der Eigenschaften, auf die hin er Mensch genannt wird, so sind die Deutschen, so ist das deutsche Volk den Eigenschaften und den Kräften nach, aus denen diese Eigenschaften erwachsen, etwas anderes, als es ein bloßes Volk ist. Wenn unter Volk das deutsche Volk verstanden ist, dann läßt sich über die Kräfte, die seine Besonderheit ausformten, nicht nur sagen, daß es als Volk Sprachgemeinschaft ist. Dieses besondere Volk ist mehr:

Volk ist Sprachvolk, dessen Wesensart entscheidend durch die Einwirkung der Räume bestimmt wurde, in denen dieses Sprachvolk lebte und lebt, vor allem natürlich durch die Einwirkung der Untergebiete des großen mitteleuropäischen Raumes, in dessen Gestaltenwelt und unter dessen geophysikalischen Bedingungen die Hauptmasse des deutschen Volkes seit vielen Jahrhunderten wohnt.

Ob ein Boden erhaltiger Stein oder zum Kartoffelbau geeigneter Sand ist, ob sein Lied das Papageiengekrächz tropischer Urwälder oder das Rauschen des Eismeeress, das bestimmt Lebensrhythmus, Wohnweise, Kleidungsart, Nahrung und Gebräuche seiner Bewohner in nicht geringem Maße. In der deutschen Hochsprache klingt vor allem der mitteleuropäische Raum, doch in Nebenstimmen tönt auch die Melodie ferner und fernster Räume diesseits und jenseits der Meere.

Volk ist Sprachvolk, dessen Wesensart entscheidend durch die geschichtlichen und staatlichen Erlebnisse der Glieder dieses Volkes mitbestimmt wurde. Je größer im Einzelfall die Untergruppe des Volkes ist, die von einem Willens- und Wesenstradition schaffenden geschichtlichen Erlebnis gepackt wird, desto stärker wirkt es auf die Wesensart der Gesamtheit. Die mittelalterliche Kaiserzeit, der Preussische Staat, die Völker vereinigende Aufgabe der Donaumonarchie, die Wanderung der Volksgruppen nach Ostland, in die Kolonien, bedeuten Erlebnisse, die auch in dem Denken derjenigen Teile des Volkes weiterschwingen, die nicht unmittelbar von solchem Erlebnis gepackt wurden. Die gemeinsame Sprache läßt auch die nur sehr mittelbar Beteiligten in Verührung mit dem geschichtlichen Erlebnis treten. Volk ist nicht, was eine gemeinsame Geschichte hat, sondern was in seiner Sprache eine gleiche Geschichte nutzt.

Volk ist Sprachvolk, dessen Wesensart entscheidend durch die Einwirkung der Kirchen auf die vollkliche Religiosität mitbestimmt wurde. Die vielen Jahrhunderte lebhafter Erziehungsarbeit der katholischen Kirche vor allem, aber auch die der anderen Kirchen, haben an der Charakterprägung des Volkstums allerlebhaftesten Anteil. Wenn auch die auf die Seelen wirkende Sprache der Kirchen immer die heimische Volkssprache sein muß, wenn auch immer das durch Lehren zu Erlernende an das im allgemeinen Spracherleben Gelernte, schon Gewußte, an das im weiteren Sinne vollstümliche Gut anknüpfen muß — wie ausführlich gezeigt wurde —, so bleibt doch das bewußte Lehrbemühen der Kirchen von ganz überragender Bedeutung für die Formung der deutschen Seele, weil die Kirche sich der allerwichtigsten Gemeinschaftskraft, dem ethischen Gewissen gegenüber, so besonders verantwortlich fühlt.

Volk ist Sprachvolk, dessen Wesensart durch das Erbe an Begabungen mitbestimmt wurde, wie es durch das Blut von Geschlecht auf Geschlecht übermittelt wird. Ob das Sprachvolk als eine körperliche Gruppe gesehen nun ein Gemenge gerade derjenigen Rassen ist, die die Rasseforschung gerade heute zu benennen weiß, ob die einzelnen Gruppen wirklich in der etwa von Günther beschriebenen Weise verschiedenwertiges Gut zu dem gemeinsamen Erbe beitragen, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß die Summe der Geschlechterbegabungen mit eine der Bedingungen für Größe und Art der Leistungen ist, die dieses Volk zu vollbringen vermag. Es ist zwar vielerlei Volkstum auf demselben Blutboden möglich, aber nicht beliebigerlei. Der Blutboden enthält in sich das Gesetz, was auf ihm zu wachsen vermag, er sagt, was für Volkstum der Möglichkeit

nach auf ihm denkbar ist. Ganz andere Schicksalsentscheidungen bestimmen jedoch, welche von den vielen mit einer Rasse gegebenen Entfaltungsmöglichkeiten in dem Bereich der kulturellen Werte wirklich genutzt werden und wie sie genutzt werden.

Abwägend darf man wohl sagen, daß das in seiner Eigenart nicht unwesentlich durch den Raum mitbedingte Blut, daß die mit dem Blut gegebenen Begabungen von ganz besonderer Bedeutsamkeit sind für die wirklichen Leistungen und die eigentümliche Wesensart eines Volkstums¹. Am deutlichsten in die Erscheinung tritt die Bedeutung des Blutes bei den ganz großen sonderartigen Einzelbegabungen, die wesentlich umgestaltend auf die Massen einwirken. Doch auch die Sonderbegabung von Familien, von Geschlechtern, ja „Rassen“ — ob sie nun infolge ihrer Zahl „dominierend“ waren oder nicht — muß hier genannt werden. Aber selbst wenn man das geheimnisvolle Blut als die schicksalstiefste aller Mächte ansieht, die Volkseigenart bestimmten, so ist es doch nicht zugleich, was auch hier gesagt werden soll, die Sprache in heit bewirkende Macht, und die Einzelpersönlichkeit wird unmittelbar von der Sprache reicher mit Menschtumsgütern beschenkt als vom Blut.

Volk ist Sprachvolk mit den Erkenntnissen, Wertungen, Wollungen, die als gemeinsames Gut im Begriffsschatz einer Sprache fertig umschlossen liegen, die den gemeinsamen Charakter einer Sprachgemeinschaft bedeuten. Aber auf diese bestehende Geistesart eines bestimmten Sprachzustandes wirken immer wieder Kräfte ein, die diese Geistesart wandeln. Es wirken Gedanken und Erfahrungen anderer Völker eines gemeinsamen Kulturkreises ein, die Schöpfungen auch der bildenden Künstler und Handwerker des eigenen und anderer Völker, zivilisatorische Erfindungen und Entdeckungen und auch noch nicht gruppenübliches Sprachgut gewordene Bestandteile eines Begriffsschatzes, die im Freiheitsspielraum des einzelnen geschaffen werden.

Gewiß, es haben gewirkt und es wirken neben dem sprachschöpferischen Drang der einzelnen weiter: Raum und Blut, Staat und Geschichte, Kirchen und fremde Kulturen, Erfindungen und Entdeckungen. Sie wirken wesentlich mit bei der Formung und Wandelung des Volkscharakters.

Wenn aber nicht gefragt wird, wie die Volkseigenart entstand, sondern welches Gebilde mit besonders hohem Recht Volk genannt werden darf, dann lautet die Antwort: Volk ist Sprachvolk. Mit einer bestimmten Sprache erst ist nicht nur das äußere unterscheidende Merkmal, sondern auch die innere entscheidende Wesensbedingung für ein Volkstum gegeben, nicht mit einem bestimmten Raum, nicht mit einer bestimmten Rasse, nicht mit bestimmten Staaten, nicht mit bestimmten Kirchen. Sprache ist die

¹ Wir erinnern daran, daß nach dem Plan unserer Arbeit bisher immer nur festgestellt werden sollte, was Sprache, was Rasse, was Klasse je für sich als Gruppengebilde formende Mächte bedeuten. Es war daher nicht eigentliche Aufgabe des Rassekapitels, festzustellen, was die Rasse für das Volk bedeutet, es hatte nicht einmal die eigentliche Aufgabe, festzustellen, was in diesem Sinne das Blut bedeutet. Es sollte nur zeigen, daß selbst bei Anerkennung des Rassebegriffs in der üblichen Form, diese Rasse nicht schon schlechthin die sie tragende Menschenmenge zu einer bestimmten, rasseeigenen Geistigkeit von Persönlichkeitscharakter führt.

Erst an dieser Stelle steht in Frage, was das Blut für das Sprachvolk bedeutet, und es muß nun mit aller Entschiedenheit im Hauptsatz ausgesprochen werden, was bisher nur im Nebensatz gesagt werden durfte: Das Blut ist ganz entscheidend Volkstumseigenart mitbedingende Macht.

wesentlichste notwendige Voraussetzung für alle höhere Gemeinschaft überhaupt. Ohne Sprache oder in verschiedenen Sprachen sind rassistisch einheitliche Bevölkerungen, sind staatlich zur Einheit zusammengeschlossene Bevölkerungen, sind Gruppen gleicher Kirchlichkeit, sind Standesgruppen nicht Gruppenpersönlichkeiten vom Range des Sprachvolkes. Ohne Sprache oder mit verschiedenen Sprachen ist auch die Bevölkerung eines einheitlichen Raumes nicht eine einheitliche Gemeinschaft, nicht eine Gruppe gleicher Wesensart, die nach ihrem Persönlichkeitswert irgendwie neben das Sprachvolk gestellt werden könnte.

Dieser Bunttheit von Kräften gegenüber, die das Dasein eines Volkstums bedingen, vollbringt die Sprache ein Vielfaches: sie ordnet sie, sie schafft ihnen eine besondere Ebene der Wirksamkeit, sie steigert sie in ihre höchste Leistungsfähigkeit.

Die Sprache ordnet.

Aus der Fülle der Kräfte, die auf einzelne, auf Völker charakterbestimmend einwirken, wird nur das wahrhaft lebendiges, echtes Gemeinsamkeitsgut und infolge gemeinsamer, übertragbarer Erinnerungen wirkende Kraft, was an das „helfende Zeichen“ des Wortes gebunden ist. Es wird immer nur wenig von dem, was tatsächliches Erlebnis einzelner in einer Gruppe von Menschen ist, auch zum Erlebnis der Gemeinschaft und kommt zu gemeinsamer, mittelbar, nämlich durch Sprache übertragbarer Einwirkung.

Dadurch, daß Begriffe immer Sprachbegriffe sein müssen, tritt weiter insofern eine Ordnung und Gleichrichtung der charakterbestimmenden Einflüsse ein, als die herausgriffliche Gruppe von Eigenschaften, auf die hin jeweils eine Weltersehung einen eigenen Namen erhält, immer schon von der Sprachgemeinschaft her festliegt. Damit ist die Erziehung zu einer bestimmten Auffassungsweise und Erlebnisweise unausweichlich vorhergegeben. Das bedeutet zwar eine Vergewaltigung der Welt (und des Menschen), aber doch eine Ordnung der Welt — (und eine übergroße Bereicherung und Vermenschlichung des Menschen).

Die Sprache macht Mögliches zu Wirklichem, Wirkendem, Menschlich-geschichtlichem.

Sie läßt Anlagen zu Leistungen von geschichtlicher Sonderart werden. Das auf der biologischen, physikalischen Ebene Liegende strahlt mit der Einwirkung auf die Sprache auf die andere Ebene des Geistigen, Sittlichen ein.

Vor allem jedoch steigert die Sprache die Wirksamkeit der formenden Kräfte des Rassetums, des Staates, des Raumes usw.

Denken wir etwa an einen bestimmten Raum oder Klimaeinfluß, die Erziehung des Sinnes für schöne Formen und Farben, wie sie vielleicht ein klarer südlicher Himmel in den Empfänglichen bewirkt, so erhält er erst durch den helleren Weg über das Bewußtsein seine volle Wirksamkeit. Die Sprache steigert durch den Umweg über das Bewußtsein die Lebhaftigkeit der Einwirkungen außerordentlich und bringt sie auch bei den weniger Empfänglichen stärker zur Geltung, die aus eigener Veranlagung diesem Erziehungseinfluß nicht unterlegen wären¹. Im wacheren Bewußtsein steigern sich solche Einflüsse, die

¹ Prof. Peterfen sagt von Goethe: „Das Straßburger Münster ragt stolzer empor, seit er es besang, ... die Nacht ist stiller geworden über dem Thüringer Wald, seit er dort sein Nachtlied sang.“

ursprünglich nur Ereignisse geophysischer Art sind, zu bewußten Erlebnissen, zu immer mächtiger wirkenden Erlebnissen, und sie steigern und steigern sich von Geschlecht zu Geschlecht.

Das Gleiche könnte für die Einwirkungen der Rasse, des geschichtlichen Schicksals, der Kirchen gezeigt werden. Eine auf einer nur schwachen Rasseveranlagung beruhende Fähigkeit schwingt sich durch diese Selbststeigerung in der Bewußtseinssebene der Sprache im Bewußtseinsausaustausch von Generationen auf immer höhere Leistungen. Sprache läßt die jeweils für die Gemeinschaft wertvollsten bedeutsamen Einflüsse eines bestimmten Raumes und einer bestimmten Rasse auf alle, auch auf die Andersrassigen des Volkstums mit gesteigerter Kraft wirken.

Wenn wir bei der Rassevorstellung bleiben: Es wird nicht von der einen Generation ein wesentlich leistungsfähigeres Gehirn, eine wesentlich leistungsfähigere Veranlagung auf die andere übertragen, aber jede Generation überliefert der anderen die Erwerbungen, die Leistungen ihres Hirnes, Erwerbungen und Leistungen, die in ihrem Wesen und Gehalt zum Teil durch Umwelteinflüsse bedingt sind, durch Raum und Rasse, geschichtliche Erlebnisse, Zufälle, fremde Kulturen. So wächst das Kulturgut von Geschlecht zu Geschlecht gewaltig an, ohne daß das Begabungserbe mit gleicher Geschwindigkeit wachsen mußte. Ja, es entsteht eine solche Spanne zwischen beiden, daß man sagen könnte, sie wären ganz und gar voneinander unabhängig.

In dem Gegenspiel von Staat, Religion, Rasse, Klasse, Raum einerseits und Sprache andererseits, in dem immer die eine Kraft die andere beeinflusst, ist die Sprache doch die große ordnende und die zusammenfassende, die steigernde, alle anderen an Bedeutsamkeit überragende Macht. Sie ist aber schlechthin die eigentliche, die wesentlichste aller Bedingungen, wenn deren Kraft zu messen ist, echte *Gemeinschaften* zu bilden.

Wenn dieser Maßstab angelegt wird, wie weit alle diese Faktoren Gemeinschaft formen, seelische Wesensgleichartigkeit, einen arbeitsteiligen Organismus gegenseitiger Bereicherung an höheren Menschentumsgütern, gegenseitiger Befruchtung und Anregung, so erhebt sich die Sprache zu einer Größe einzigartigen Ranges und mütterlich heiligen Amtes.

Die Sprache ist die geistige Mutter, die vor aller Augen lebt und die doch niemand ahnt, von deren heimlicher Güte niemand weiß, von deren völlergebärender Herrlichkeit nur ein dumpfes Ahnen spricht. Ja, selbst klare Denker, die in heißem Mühen zu erforschen suchten, wer die Mutter der Seele ihres Volkes ist, wurden durch Trugbilder irreführt und vermochten in der Sprache meist nur das äußere Werkzeug der Mitteilung zu entdecken, das für Menschen von verschiedenerlei „Volkstum“ Muttersprache sein könnte, ohne sie in das besondere Volkstum dieser besonderen Sprache hineinzuzwingen.

Da so außerordentlich wichtige Entscheidungen politisch-weltanschaulicher Art davon abhängen, daß richtig erkannt wird, was ein Volk ist, wurde dem Versuch, all die täuschenden Vorurteile zu beseitigen, die unsere liebe Mutter Sprache umhüllen, ein so breiter Raum gewährt. Bei allem Vertrauen, daß wir dabei den gegenwärtigen Stand der Forschung in ihren besten Ergebnissen nutzten und überholten, überfällt uns je und je die Bekümmernis, daß die zwangsläufige Täuschung doch immer wieder andere Tatbestände vorgegaukelt, als sie in der Wirklichkeit gegeben sind. Mag auch eben noch messend erkannt sein, wie der Tatbestand an sich aussieht, der unmittelbare Eindruck bringt eine viel stärkere Wahrheitsgewißheit, so falsch er auch ist. Während Rasse, Staat, Konfession uns laut und unmittelbar mehr Macht vortäuschen, als sie wirklich besitzen, vermögen wir die Bedeutung der Sprache überhaupt nur mittelbar und mit großen Mühen zu erkennen. Wir kommen erst zur stillen Mutter unserer volkstümlichen Seelenart, nachdem wir einen harten

Marsch aus der Heimat süßer, uns wärmender Vorurteile in das karge Land nüchterner Wahrheit gewagt haben.

Als ich einst an der Markuskirche in Venedig stand, plägte ein Marmorstückchen von einer Säule und sprang gegen mein Gesicht. Dieses Steinbröcklein war ein Teil des Domes, Millionen solcher Teile machen den ganzen Dom aus. Aber doch war in diesem Stück der Dom nicht zu erkennen.

Ähnlich steht es mit den Sprachbegriffen. Sie sind alle nur so kleine Teilchen der gesamten Sprache, daß man durch Nebeneinanderhalten von einzelnen Begriffen verschiedener Sprachen fast kaum mehr als ein Trugbild von der Verschiedenheit der Sprachen bekommt. Und doch sind die Begriffe einer Sprache in ihrer Gesamtheit und jeder für sich Ausdruck der ganz besonderen Art, des besonderen Charakters einer Volkspersönlichkeit. Das Volk, wenn man darunter die Gemeinschaft gleichen Seelentums versteht, muß notwendigerweise Sprachgemeinschaft sein. In der Sprache ist „die Totalität aller geistigen Kräfte enthalten“, sie ist „Gesinnung und Tat“. (W. Scherer.) Sie ist echte „Gesamtfunktionsgruppe“.

„Es ist die Sprache, welche den einzelnen bis in die geheimste Tiefe seines Gemütes bei Denken und Wollen begleitet und beschränkt oder beflügelt. Welche die gesamte Menschmenge, die dieselbe redet, auf ihrem Gebiete zu einem einzigen gemeinsamen Verstande verknüpft.“ (Fichte.) „In jeder Sprache ist der Verstand eines Volkes und sein Charakter geprägt.“ (Herder.)

Das sich in den Sprachbegriffen darstellende, über sie auf die Sprecher formend einwirkende Erkennen, Fühlen, Wollen, ist die wahrhaft Völker bildende Macht. Wir merken allerdings nicht einmal, wie wir selbst nur der Ort sind, an dem sich ein Volksdenken abspielt; wir sind so munter und wir wähnen uns so frei in dem Gefängnis einer bestimmten nationalen Denkungsart, einer bestimmten nationalen Wertungsweise, daß der viel fernere Gedanke, daß die Völker durch ihre Sprachen und um ihre Sprachen verschieben sind, auf uns kaum einen Eindruck zu machen vermag. Allzuoft wird dieser Gedanke nachgesprochen, ohne daß er in seiner tiefen Bedeutsamkeit erkannt ist. Denn er schmeichelt gelegentlich unserem Stolz.

Nicht aber sehen wir, daß mit dieser Erkenntnis auch eine Reihe höchst wesentlicher Weltanschauungsfragen mitbeantwortet wird, und nur selten wird die Fülle der Verpflichtungen in uns wach, die daraus erwachsen, daß die Muttersprachen „die Volksherzen sind, welche Lieben, Leben, Nahrung und Wärme aufbewahren und umtreiben“. (Jean Paul.) Und doch sollte „ein jedes Lied ein Schwur zur deutschen Fahne“ sein, und „jedes Wort ein Tropfen deutsches Blut“. (Steigentesch.)

Die Lebensnotwendigkeiten der Völker

Soll Volk Nation werden?

Volk wirkt in uns, ohne daß uns die Ahnung aufdämmert, was wir ihm zu danken haben, ohne daß es uns daran erinnert, wie alles, was wir sind und haben, wie selbst unsere dunkelsten Gefühle, wie unser Glauben an das Wahre und Gute von dieser Macht entscheidend mitbestimmt ist. Der einzelne lebt im Ganzen, er lebt für das Ganze, er lebt durch das Ganze, ohne daß er notwendigerweise etwas von der Tiefe seiner Verbundenheit mit dem Ganzen wissen muß.

Es ist die Besonderheit der heutigen geistigen Lage, daß die eben noch dumpfen Empfindungen von der Bedeutsamkeit dieser Wesensgemeinschaft anfangen, immer deutlicher an das Bewußtsein heranzurücken. Die Wachsten beginnen schon zu erkennen, was die echten Wesensgruppen für sie bedeuten.

Dieses ist der Sinn der heutigen Unruhe in der Welt: Völker werden Nationen. Völker erwachen zum Bewußtsein ihrer Eigenart, zum Bewußtsein der Sendung und Aufgabe, die schon schlechthin mit der Tatsache gegeben ist, daß jedes Volk eine Sondergestaltung des Menschheitsgedankens ist, daß jedes Volk eine Sonderpersönlichkeit, eine Sonderformwerdung des Menschengestes von besonderer Prägung und Eigenart darstellt.

Unter den europäischen Völkern ist das deutsche eines der langsamsten und schwerfälligsten in dieser Entwicklung vom Volk zur Nation. Die Gründe dafür können nicht in aller Schnelligkeit aufgeführt werden, die Tatsache besteht, daß erst in einem kleinen Teil der Deutschen das Bewußtsein ihrer Wesensgemeinschaft erwacht ist und bis in den Willen hinein reicht. Was bei Völkern mit glücklicheren geschichtlichen Schicksalen schon eine selbstverständliche Liebe geworden ist, wird hier noch lehrhaft gepredigt — oder geleugnet. Kein Volk gibt so leichtfertig sein Volkstum auf wie das deutsche. „Der Deutsche und nur er leidet schon bei kurzer Berührung mit fremder Umgebung.“ — „Die Tatsache ist nicht anzufechten, der Deutsche hat zu seiner Muttersprache ein weniger inniges Verhältnis als der Romane.“ (Sagt Blocher im Hinblick auf Schweizer Verhältnisse.) „Schwerlich können wir Deutschen uns der Einsicht entziehen, daß uns der völkische Gedanke schwächer leuchtet als anderen Nationen und ein geringeres Maß von Wärme spendet, das sich umzusetzen drängte in wirksame Kraft.“ (Panzer.)

Gewiß haben die Deutschen in Treue gegen ihren Staat während des Weltkrieges Beispiele unvergleichlichen Heldentums und höchsten Opfermutes erbracht. Gewiß gibt es in Deutschland nationale Rührigkeit aller Art, die laut und lärmend genug auftritt. Was sich als nationaler Gedanke ausgibt, ist aber meist Staatsstreue, ist oft genug auch Aushängeschild von Interessenverbänden. Ein tiefer gehender, die geistig-seelische Volksgefamtheit umschließender nationaler Wille fehlt noch. Man braucht nur an die Tatsache zu denken, daß heute zwanzig Millionen Deutsche ganz unmittelbar in ihrem Deutschtum bedroht

sind, daß man ihnen mit List oder Gewalt ihre deutsche Seele, ihre deutsche Sprache zu nehmen trachtet. Die Deutschen im Reich geben aber in einer einzigen **S t u n d e** ihres Lebensjahres mehr Geld für ein einziges Genußmittel, den Tabak aus, als sie sich im ganzen langen **J a h r** verpflichtet fühlen, den Brüdern in Not für ihren Daseinskampf zu geben.

Trotzdem eine Bewegung zum Nationwerden im deutschen Volk eingeseßt hat, kann fast ohne Einschränkung gesagt werden: Das deutsche Volk ist noch nicht **W i l l e n s g e m e i n s c h a f t**, **W e s e n s g e m e i n s c h a f t**, die sich als **B r ü d e r s c h a f t** fühlt, ist nicht **N a t i o n**.

S o l l V o l k N a t i o n w e r d e n ?

Das Deutsche ist die einzige unter den europäischen Sprachen, in der eine solche Frage gestellt werden kann, ohne daß man mit der Gegenfrage antwortet, soll es donnern, wenn es blüht? Unter den Deutschen ist das Nationssein nicht selbstverständliche Eigenschaft und Aufgabe der völkischen Wesensgemeinschaft. Nur in Deutschland — und vielleicht noch in Indien — lebt ein derartiger intellektueller Widerstand gegen das Nationwerden, daß die Frage eine Antwort heischt.

Da für viele Deutsche die Wesensbesonderheit des Volkstums weder sicher gerechtfertigtes Wissen noch ein aus einer Gefühlstradition selbstverständliches Bewußtseinserbe ist, vermag „**M e n s c h h e i t**“ als das Gemeinschaftsgebilde zu erscheinen, auf das sich das ethische Gewissen, das Verpflichtungsgefühl des einzelnen recht eigentlich zu richten hat, für das er selbst das Dasein seines Volkes zu opfern habe. Eine gewisse Gruppe großstädtischer Intellektueller denkt dabei dem deutschen Volk besonders gern die Rolle zu, mit dieser Selbstaufopferung im internationalen Interesse zu beginnen.

„Deutschlands Aufgabe ist nicht zu sein, sondern etwas zu bedeuten für die Geschichte der Menschheit.“ — „Unser Volk, und durch es die Menschheit kann nicht sterben, sondern es lebt und wird leben, o b e s g l e i c h s t ü r b e.“ Die ethische Bindung des einzelnen an die Menschheit erscheint der Bindung an das Volk übergeordnet.

Der Denkfehler, der in dieser Art der Schlussfolgerung liegt, würde jedem nur halbwegs Denkfähigen ein mitleidiges Lächeln abnötigen, wenn hier nicht ein heißer und edler Wunsch das Denken verwirrte, wenn nicht diese Scheinwahrheit eine Rettung aus einer tragischen Lage verspräche. Erschüttert von den grauenhaften Verwüstungen moderner Kriege, von den unerträglichen Opfern an Menschenleben und hohen Werten, werden Menschen, die sich um das Gute strebend bemühen, besonders leicht von Trugvorstellungen über das **V e r h ä l t n i s v o n V o l k u n d M e n s c h h e i t** eingefangen. Vorbedingung für die Abwendung solchen blutigen Unheils erscheint ihnen die Anerkennung der Forderung zu sein, daß die Völker sich selbst in gleicher Weise für die Menschheit zum Opfer zu bringen hätten, wie es das Volk dem einzelnen gegenüber fordert.

Der Irrtum in diesem Fehlvergleich ist oft genug aufgewiesen worden. Man zeigte, daß dem Begriff „**M e n s c h h e i t**“ ein Tatbestand ganz anderer Ordnung entspricht als dem Begriff „**V o l k**“. Die Bäume der wirklichen Welt sind **e n t w e d e r** Linden **o d e r** Eichen **o d e r** Buchen, sie sind immer Bäume einer bestimmten Baumart, nie allein Baum, die Menschen der wirklichen Welt sind entweder Franzosen oder Deutsche oder Zulus oder Siouxindianer. Sie sind nie allein Menschen. Eine Linde, die auf einem zu engen Raum mit der Eiche und Buche zusammen wüchse, würde also, wenn sie beschlösse, sich selbst zu opfern, damit die Baumheit besser und ohne Zwietracht

gedeihe, immer nur den Eichen und Buchen Raum machen, nicht für Bäume schlechtthin, ja sie würde die Baumheit um eine ihrer Artmöglichkeiten berauben, sie ärmer machen. Das deutsche Volk, das manche so leichtfertig der Menschheit opfern wollen, würde nur den Franzosen, Tschechen, Polen und Angelsachsen geopfert, nicht der Menschheit. — Der einzige Wert ihres Opfers wäre nur die Lehre für alle Völker, daß, wer sich selbst aufgibt, immer zu m N u ß e n a n d e r e r ausgeüßt wird, daß wer sich selbst aufgibt, grundsätzlich verloren ist.

Wenn der einzelne für sein Volkstum stirbt, so tut er es n i c h t, um Platz zu machen für seine Volksbrüder, deren Lebensraum er durch sein Dasein abengte, sondern er tut es für sein eigentliches Ich. Er verteidigt die umfassendere Persönlichkeit, deren zufällige und unvollkommene Äußerungsform er nur ist, gegen andere Persönlichkeiten. E r v e r t e i - d i g t sein ideales Ich, seine ideale Sendung und Aufgabe gegen Vergewaltigung. „Wer stirbt, wenn England lebt?“ singt Kipling. Der Kämpfer auf dem Schlachtfeld wagt sein leibliches Leben, damit das Leben des körperlich-geistig-seelischen Volksorganismus, dessen Einzelle er ist, möglichst gesichert erhalten bleibt. Er wagt sein enges leibliches Leben, seine Person, für sein vollkommeneres, sein seelisches, menschliches Sein, seine Persönlichkeit, die erst in der Gesamtgruppe ihren vollen Ausdruck, ihre volle Verkörperung findet und die geschützt in Kind und Kindeskindern weiterleben soll. Der Mensch ist ein Nichts im Ganzen, wenn er ihm nicht dient. „Man muß seine persönliche beschränkte Existenz aufgeben, um nun erst wahrhaft zu existieren.“ (Goethe.)

Wenn hingegen ein Volkstum sich selbst aufgibt für die Menschheit, so opfert sich nicht eine Person für eine Persönlichkeit, sondern eine Persönlichkeit für einen Wahnglauben, für eine begriffliche Abstraktion. Für die Menschheit kämpft, wer die Menschen gegen die Tiere verteidigt, wer die Menschen in ihrem höheren Menschentum, um das sie sich über die Tiere erheben, verteidigt, wer Menschen stützen hilft, die mit Gewalt in der eigenen Entfaltung, in der Entfaltung eigenen Sprachentums gehindert werden. Nicht aber kämpft für die Menschheit, wer eine Gruppe von Menschen dem Wohl der anderen opfert, wer Unrecht duldet. Er kämpft nur für die Gruppen, die den Gewinn von dem Opfer haben. Das Volkstum, das sich opfert, macht Platz, macht Platz für die gewissenlosen Gegenspieler, gibt dem anderen wirtschaftlichen, geistigen und staatlichen Entfaltungsraum.

Aus der großen Liebe eines reichen Herzens werden selbst so erlauchte Denker wie Matorp blind gegen das Wesensverhältnis zwischen Einzelnen, Volk und Menschheit. („Menschheit ist konkreter als Volk!“) Wer Art und Wesen der Beziehung, in der der einzelne zu seinem Volk steht, verstanden hat, muß sofort den Fehler der Schlussfolgerung erkennen, die Menschheit zu Volk in das gleiche Verhältnis bringen will wie Volk zum Einzelmenschen. In seinem Volk ist der einzelne Glied einer organischen Ganzheit, in der das Teil durch das Ganze und das Ganze durch die Teile lebt wie der Körper durch die Zellen und die Zellen durch den Körper. Und im Körper, im Volk vollzieht sich ein höheres Leben als in der Einzelle.

Menschheit ist demgegenüber in der Tat nichts als die Summe aller Völker, wenn man will aller Menschen, aber nicht Summe im Sinne einer Ganzheit. Menschheit ist wesentlich nur ein Sprachbegriff, ein Sprachbegriff, der seine denkwirtschaftliche Bedeutung hat, ein Sprachbegriff, der die Gesamtheit der Menschen und ihre Eigenart zusammenzugreifen und abzusondern erlaubt von dem Reiche der Tiere, von der Tierheit. Der übrige manchmal dem Wort gegebene Inhalt des Begriffes, die „G e m e i n s c h a f t s i n t e r e s s e n“, die

einheitliche „Menschheitskultur“ der Summe aller Völker und Menschen ist nicht aus den Tatbeständen abgelesen, sondern ist fälschlicherweise im Fehlvergleich mit echten Gemeinschaftsbildungen in den Begriff hineingebichtet worden.

Die Erdbevölkerung ist nicht eine Wesensgemeinschaft — wenn man nicht diesen Begriff sehr weit fassen will — sondern bestenfalls eine räumlich auf diesem Planeten zusammengeordnete Gruppe von Wesensgemeinschaften, die allerdings mancherlei Interessen gemeinsam hat. Menschheit ist nicht Gemeinschaft, kann aber gewiß Gesellschaft werden, Überorganisation, Gesellschaft der Gesellschaften, der Staaten; Gesellschaft, in der die Interessen der einzelnen Staaten und Völker, soweit sie im Gegensatz zueinander stehen, in der gleichen Weise zum friedlichen Ausgleich gebracht werden können und sollen, wie schon in den Staaten die feindlichen Einzelinteressen nicht mehr nur nach dem Recht des Stärkeren ausgeglichen werden.

Daß die Entwicklung zum Wohl und Nutzen der einzelnen Völker in dieser Richtung geht, gehen muß, scheint außer Zweifel. Die Welt von morgen wird in ganz anderem Maße „international“ sein müssen als die heutige Welt. Es braucht aber dabei von den lebendigen Belangen des nationalen Organismus nichts aufgegeben zu werden. Es lassen sich selbst Organisationsformen denken, die auch Spannungen ausgleichen, die sich aus einer verschiedenen Wachstumsgeschwindigkeit der Völker ergeben.

Die brutale Selbstsucht der Völker als schlechthin heilig, berechtigt, naturnotwendig erklären, heißt heute schon gegen das wahre Beste der meisten Völker, bestimmt aber des deutschen Volkes handeln.

Ebenso gefährlich, in vieler Hinsicht noch gefährlicher als der irregeleitete, überspannte Nationalismus ist aber die Verleugnung des nationalen Gedankens. Ein Volkstum ohne Selbstbehauptungswillen, ohne Stolz und Liebe, ohne das Bewußtsein seiner Besonderheit, ohne Sendung und Aufgabe ist heute gefährlicher für den Frieden als ein Volk, das Nation ist. Denn solch „Volk“ ohne Wissen von sich selbst wird als Staatsbevölkerung, wie die Geschichte mit graufiger Deutlichkeit zeigt, immer in der Gefahr schweben, daß seine Willensrichtung aus einem übersteigerten Machtwillen des zum Selbstzweck gewordenen Staates bestimmt wird. Gruppenwille, der auf seelischer Wesenseinheit beruht, wird hingegen viel leichter den anderen Volkspersönlichkeiten das gleiche Recht auf Selbstbehauptung ihrer Volkspersönlichkeit geben, das er selbst beansprucht. Volk kann sich selbst in seiner Eigenart nur entdecken, indem es sich neben anderen Völkern sieht. Und damit wird neben der Liebe zum eigenen Volk immer die Achtung vor dem fremden notwendigerweise um so stärker werden müssen, je aufrichtiger ein Volk danach strebt, seine eigene Charakterbesonderheit immer bewußter zu erkennen. Volk als Persönlichkeit verstehen lernen, heißt notwendigerweise die internationalen Beziehungen versittlichen. „Ohne nationale Erziehung würde der internationale Gedanke wurzellos sein.“ (Becker.)

Man sagt gern den Besten dieser Zeit eine vertiefte Besinnung auf den Menschen nach, Abkehr vom Wirtschaftsdenken, vom Maschinenzeitalter. Erst wo man das „Volk“ als den Schöpfer des Menschen in uns erkennt, wird solche Besinnung fruchtbar. Humanität als bloße Menschheitschwärmerei und als Besinnung auf die Masse und die Organisation ihres Eigennutzes führt uns nur tiefer in den Abgrund.

Erst in den zweigeschlechtigen Wesen schafft die Natur ihre großartigsten Gebilde, denn

hier erst beginnt das bunteste Spiel der Herauszüchtung von Sonderarten. Ebenso bedingt im Geistigen erst die gegenseitige Befruchtung um der Verschiedenheit der in Austausch Stehenden willen alle höheren Leistungen. Wie gerade im Geistigen Gemeinschaft mehr ist als nur die Summe der Einzelnen, braucht nicht weiter betont zu werden. Auch ein Volk lernt um so mehr vom anderen, je mehr dieses eine von ihm selbst verschiedene Sonderpersönlichkeit ist. Es ist durchaus nur eine ganz irreführende, aus der Welt der Technik fälschlicherweise auf die Welt des Geistes übertragene Scheinwirtschaftlichkeit, die fordern kann, die Menschen und Völker möglichst gleichartig zu machen. Im Gegenteil, für die Völker gilt schon um des Wohles der Gesamtheit aller Völker willen die Forderung, ihre Eigenart bewußt zu pflegen. In diesem Sinne gilt Friedrich Schlegels Wort: „Die Deutschtum liegt nicht hinter uns, sondern vor uns.“ Auch für das Volk als Ganzes gilt die Forderung des Strebens nach Selbstvollendung, Ausreifung, Ausprägung seiner Persönlichkeit, die Forderung: Werde, der du bist.

Eine Persönlichkeit vollendet sich erst, wo die stumme, gewachsene Charakterbesonderheit sich ihrer selbst bewußt wird und den Willen gebiert, nicht nur die besten Anlagen weiter zu entwickeln, die höchste mögliche Entwicklungshöhe zu erreichen, sondern auch diese Charakterbesonderheit in ihrem Träger gegen alle Weltwiderstände zu behaupten. Nach Kerschensteiner bedeutet Persönlichkeit nicht nur „Einheitlichkeit und innere Aufgeschlossenheit“, nicht nur „selbstgewollte Selbstgestaltung aus einem unbedingt oder allgemein bedingten Wert“, sondern auch „gleichmäßige Stellungnahme zur Welt“.

Auch ein Volk hat, wo es sich als Persönlichkeit vollendet, zur Welt und gegen die Welt Stellung zu nehmen, wo heilige Werte bedroht sind. Und es hat manchmal seine Hochziele und Heiligtümer zu verteidigen, indem es sein nacktes, körperliches Dasein im blutigen Kampf schützt. Treue zum Volk kann dabei den einzelnen zu der bitteren Pflicht zwingen, in Waffen gegen Menschen zu kämpfen, die er achtet und liebt. — Es ist fraglich, ob der einzelne die Menschenliebe soweit treiben darf, daß er dabei, um nicht töten zu müssen, sich selbst töten läßt, oder daß er, nicht um seine eigene Persönlichkeit in anderen Trägern zu schützen, sondern nur um einem anderen einen geringen Vorteil zu schaffen, sich selbst völlig aufgibt. Wer aber für eine Familie, für ein Volk verantwortlich ist, begehrt bestimmt ein Unrecht, wenn er das Unrecht tun der anderen an Familie und Volk duldet.

Selbst ein Rabindranath Tagore, der doch gewiß des Nationalismus unverdächtig ist, sagt darum (in den Sozialistischen Monatsheften, Januar 1927): „Der Selbsterhaltungstrieb eines Volkes muß in gewissen kritischen Zeiten, wenn seine Existenz auf dem Spiele steht, zum herrschenden gemacht werden, so daß für den Augenblick sein Solidaritätsgefühl jedes andere Gefühl in den Hintergrund drängt“, — selbst das Gefühl der Scheu vor dem Blutvergießen. Die bitteren und blutigen Pflichten solchen Kampfes werden aber um so seltener zu erfüllen sein, je deutlicher sich der Volksnationalismus von dem eigenständigen Staatsnationalismus löst.

Darum: Volk soll Nation werden, denn in dieser Entwicklung liegt die Gewähr für eine als Gesellschaft befriedetere Menschheit. Eine Gesellschaft von Völkern ist grundsätzlich duldsamer gegeneinander als eine Gesellschaft von Staaten.

Volk soll Nation werden, denn aus der klaren Entfaltung der Völker zu Sonderpersönlichkeiten erwachsen für alle Einzelkulturen und damit für die Menschheit die stärksten und schönsten Entwicklungsmöglichkeiten.

Volk soll Nation werden, denn die besten Entfaltungsmöglichkeiten findet der einzelne Mensch in hochentwickelten Volkstümern, wie sie nur aus der gegenseitigen Befruchtung vieler Volkstümer von Sonderprägung entstehen können.

Volk soll Nation werden, denn seine Persönlichkeitsentwicklung ist erst vollendet, wenn es zur Selbstbesinnung und zum Selbstbehauptungswillen gekommen ist. Die schlafenden Volkstümer sind Gemeinschaftsgebilde niederer Entwicklungsstufe gegenüber den erwachten, den Nationen.

Volk soll Nation werden!

In dieser verbesserungsbedürftigen Welt hat die Pflicht zur Selbstaufgabe des Einzelmenschen für das Volksganze, für das Seelentum der noch ungeborenen Lebensträger der eigenen Seele, edelste Jugend in großen Heeren verbluten lassen.

Selbst wenn diese im Letzten getreue Liebe zum Volksbruder nur eine romantische Illusion wäre, die sittliche Größe des Heldentums der Schlachtfelder kann nur von Lumpen verkleinert werden. Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Brüder, und hielte er sie auch nur infolge eines Wahns für seine Brüder.

Aber die Liebe zum Volksbruder ist in Wahrheit mehr als der leere Gruppenwahn einer bloßen Achselklappenverbundenheit. Die Bereitschaft, sich für das Volk hinzugeben, ist die höchste menschliche Tugend überhaupt. Für die körperliche Familie kämpft auch das Tier, kämpft die Ziermutter gegen einen an Kräften überlegenen Angreifer. Für eine geistige Familie kämpft nur der Mensch, und hier entfaltet er sein höchstes Menschentum. Unter dieser Sonne gibt es nichts Größeres und Herrlicheres, als wenn ein Mensch seine Bestimmung erkennt, verantwortlicher Träger der Fackel des Geistes zu sein, Teil zu sein, das sich erst im Dienst an einer größeren, bedeutsameren Einheit vollendet. In ruhiger Klarheit bringt er sich für das Leben dieser Gemeinschaft selbst zum Opfer, wagt er seinen Körper für seinen Geist.

— — — — —
Volk soll Nation werden!

Rückweisung der Rassenmythik

Der deutsche Rassenationalismus tritt in zwei Hauptspielformen auf, als nordischer Gedanke und als Antisemitismus. Beide erscheinen oft genug im nationalen Mantel als Bewegungen, die dem Gedeihen und der Größe des deutschen Volkes mit besonderer Folgerichtigkeit zu dienen behaupten. Der Nordische Gedanke geht manchmal allerdings auch ehrlich genug ohne diesen Mantel einher. Dann wird stark betont — was richtig ist, was notwendigerweise erkannt werden muß — daß Rasse und Volkstum sich ganz und gar nicht decken. Wo eine Entscheidung zu fällen sei für das eine oder das andere, gebühre der Rasse der Vorzug. „Erhaltung der Rasse ist wichtiger als die Erhaltung der Sprache.“ (Lenz.) Die nordische Rasse, auch die in fremden Ländern, in Italien, England, Norwegen habe uns deutschen nordischen Menschen wichtiger zu sein als etwa deutsches Mischblut, deutsche Dinarier oder gar deutsche ostliche Menschen.

Nicht immer wird es entschieden ausgesprochen, daß der folgerichtig zu Ende gedachte Rassegedanke dem deutschen Nationalgedanken ganz notwendigerweise feindlich ist. Durch alle möglichen Schiebungen und Verschleierungen glaubt man, das Unvereinbare doch noch miteinander vereinen zu können. Es dient darum durchaus der Klarheit, wenn die Kleisterversuche, das notwendigerweise Unvereinbare zu vereinen, als solche erkannt werden und von den Rassegläubigen eine deutsche Verantwortung entschlossen geleugnet wird: „Wir suchen und erstreben ja nicht Deutschtum, sondern Germanentum.“ (Richard Hayen.) Gobineau nennt mit erfrischender Klarheit die Idee des Vaterlandes eine „semitische Monstrosität“.

Wie sehr dieser germanisch-nordische Gedanke die Bildung eines tragfähigeren Gemeinschaftsbewußtseins im deutschen Volk stört, kann gar nicht laut genug gesagt werden. Jene deutschen Brüder, die rassistisch Balkanmenschen geworden sind, die sich rassistisch nicht unterscheiden von den ihnen benachbarten Ungarn, Slowaken, Italienern, können allerdings dem nordwärts gerichteten Blick nicht viel bedeuten. Die ihrem wesentlichen Bestandteil nach nordischen Fremdvölker aber wecken Hoffnungen auf neue Freundschaften, die aus einem erstarkenden Rassebewußtsein, wie man meint, entstehen müßten. „So ist dem Gedanken der Ertüchtigung und schließlich auch der Einigung der Völker germanischer Sprache wieder eine Hoffnung erstanden.“ (Günther im Vorwort seiner Rassekunde.) Es gibt in Deutschland Leute, denen man sogar die Frage stellen darf, ob ihnen der rassegleiche Engländer lieber ist als ihr andersrassiger Kamerad, mit dem sie im Schützengraben gefroren und gewacht.

Wer den Engländer, wer die Anschauungen der Gebildeten und der Massen in England über Rassedinge, wer englische Literatur über diese Dinge kennt, wer mit Dänen und

Schweden darüber gesprochen hat, der weiß, wie völlig unerfüllbar und für uns Deutsche hochgefährlich diese Hoffnungen sind¹.

Der Rassegedanke muß notwendigerweise und mit aller Schärfe die Uneinheitlichkeit des deutschen Volkes betonen — auch in geistig-seelischer Beziehung, während es heute darauf ankommen muß, die seelische Einheit zu erkennen, die Gleichheit der geistigen Vaterschaft, die Gemeinsamkeit im Reich der Freiheit, die wichtiger ist als die körperliche Einheit, wenn selbst es eine solche wirklich gäbe. Der nordische Gedanke schafft einen die Volkseinheit spaltenden Hochmut. Um der nordischen Rasse das Gefühl ihrer Sonderwertigkeit zu geben, müssen die anderen Rassen als minderwertig hingestellt werden. — „Wir müssen uns schon weit in der Literatur umsehen, um einen Autor zu finden, der im wissenschaftlichen Gewand, aber ohne jede wissenschaftliche Berechtigung den Charakter eines größeren Teiles seiner Volksgenossen so verunglimpfen würde, wie Günther es tut.“ (W. Lebzelter.)

Der Rassegedanke entführt der deutschen nationalen Front wertvolle Kräfte, die sie bitter nötig hat, denn er entfremdet die Rassegläubigen und die Gegner des Rassegedankens dem volksnationalen Gedanken. Vaterlandsliebe ist eine nachgeburtliche Erziehungstatsache, sie ist nicht schon vom Blut her gegeben. Das Rassedenken ist nun ein schlimmer, verhängnisvoller Nationalbewußtseinsersatz. Ein höchst wertvolles Verpflichtungsgefühl für die nationale Gemeinschaft wird in eine falsche Richtung gelenkt, wird von der Rassenideologie aufgesogen. Der nationale Unwert der Rasseliteratur wird klar, wenn man sie etwa neben Fichtes Reden hält. Rasse läßt sich rein halten, aber nicht durch irgendwelche Maßnahmen zu höheren Leistungen züchten. Volk aber bleibt unendliche Aufgabe der höheren und reicheren Entfaltung des Menschentums. Volk bedeutet weiterreichende Verantwortung, es bedeutet nicht nur Pflichten gegenüber der körperlichen Erbgesundheit (Eugenik), sondern vor allem Pflichten gegenüber der Sittlichkeit und allen hohen Werten. — Nicht unwichtig ist, daß eine der neuesten Folgen des Rassefimmels die ist, daß er nicht selten eine bequeme Ausrede bei Ehefaulheit und Feigheit vor dem Kinderhaben hergibt, daß er Aushöhlung der körperlichen Kraft des Volkstums von innen her bewirkt.

Es ist wohl ein großer Gewinn, daß im deutschen Volk das liebevolle Gefühl der tiefen Gebundenheit in die nordische Welt des dunkleren Himmels so stark wuchs. Zu lange hat die Sehnsucht nach dem Süden die Besinnung auf unser innerstes Wesen gestört. Die uns verpflichtende geistige Heimat sollte aber unser deutsches Volkstum sein, nicht ein aus ferner überwundener Vergangenheit in die Zukunft geträumtes Nordreich.

¹ Als Beleg für das Rassegefühl eines nordischen Betters mag folgendes Geschichtchen dienen. Als ich einmal einen Vortrag des guide lecturers im Britischen Museum in London über altenglische Schmiedearbeit hörte, fragte zum Schluß einer der langschädlichen sehr eifrigen Zuhörer — ob dieser Stil sich nicht von jener ägyptischen Schmiedekunst herleite, wie sie das Grab Tut ench Amons gezeigt habe. Der Vortragende hätte es damals nicht wagen dürfen, zu sagen, daß die gleichen Eimer in deutschen Museen von unseren deutschen Vorfahren gezeigt werden. — — Schweden und Dänen sind im allgemeinen sehr höfliche Leute. In Zeitungsrundfragen, in denen führende Leute auf die Frage antworten sollen: Ist Schweden deutschfreundlich? wird man gewiß meist bejahende Antworten hören, wenngleich die Formulierung der Antworten sehr oft eine stille Ironie zeigt. So wenn ein „sozialdemokratischer Gewerkschaftsführer“ antwortet: „Wir achten den deutschen Arbeiter hoch, kennen aber im internationalen Völkerverkehr weder Freundschaft noch Feindschaft für den einen oder anderen. Außerdem aber sind wir schwedischen Gewerkschaftler auch als Sozialdemokraten in erster Linie Schweden.“ In England lernen zwanzigmal mehr Kinder eine romanische Sprache, das Französische, als die verwandte germanische Sprache lernen, das Deutsche, das in Europa von doppelt so viel Menschen gesprochen wird wie das Französische und dessen wissenschaftliche und schöngeistige Literatur sich heute mindestens neben der französischen behauptet.

Gewiß: Auch Illusionen und Trugbilder können Menschen und Völker vorwärts bringen. Aber die Rassevorstellung in der heute besonders verbreiteten Güntherschen Prägung, die, wie wir gezeigt haben, nichts als eine willkürliche, sprachbegriffliche Ordnung der deutschen Menschen nach willkürlich herausgegriffenen Merkmalen bedeutet, ist ein dem deutschen Volksgedanken ganz ungewöhnlich schädlicher Wahnglaube. Von ihm her ist kein Einheits- und Freiheitsbewußtsein des deutschen Sprachvolkes zu rechtfertigen!

Von gleicher Gefährlichkeit für das Nationwerden des deutschen Volkes wie die nordische Schwärmerei ist der Antisemitismus. Er sitzt noch tiefer in den geistigen Überlieferungen des Volkes als der Rasseglauben, der umgewandelt von der deutschen Rasse zur germanischen, zur arischen, zur nordischen Rasse.

Zwar hat auch die Begründung des Antisemitismus gewechselt: Zunächst erschienen die Angehörigen der Religion verfolgenswert, die Christus an das Kreuz schlagen hieß. Dann die jüdische Rasse, die ein rassistischer Fremdkörper in der germanischen Rasse des deutschen Volkes sei. Seit nun erkannt wurde, daß es ja gar keine jüdische Rasse gibt, sondern höchstens ein jüdisches Rassengemenge, in dem auch im deutschen Volk auftretende Rassen enthalten sind (Dinarier), daß noch viel fremdere Rassen in unserem Volk leben als die unter den Juden häufigen Rassen, wurden die Juden zu einem Volkstum im Sinne einer Ahnenseelengattung ernannt und ihre Schädlichkeit aus der völkischen Fremdheit erklärt.

Hier ist festgelegt worden, daß „Volk“ die Bezeichnung für die Wesensgemeinschaft einer gleichen geistigen Vaterschaft, einer gleichen Sprache sein soll.

Danach bilden die deutsch sprechenden Juden zwar kein besonderes „Volk“ neben dem deutschen. Nicht aber in Abrede gestellt wird damit die Tatsache, daß die Juden eine besondere gesellschaftliche Gruppe bilden, die sehr deutlich als sonderartige Untergruppe des deutschen Volkes zu erkennen ist. So wie die Großstädter, die Methodisten, die nordischen Deutschen Untergliederungen des deutschen Volkes bilden, so stellen die jüdischen Deutschen eine verhältnismäßig besonders scharf geprägte Untergruppe gleicher vorgeburtlich ererbter und nachgeburtlich erworbener Eigenschaften dar. Sie sind Menschen, in denen infolge bestimmter Blutschicksale besondere körperliche Typen besonders häufig zu finden sind, vor allem aber leben in ihnen noch Ghetto-Traditionen fort. Sie haben zum großen Teil noch eine besondere Religion, und selbst da, wo sie diese Religion aufgaben, stehen sie noch unter ihren Erziehungsnachwirkungen. Sie sind meist Menschen, die völlig verstädtert sind, die als Berufe selten den Ackerbau und das Handwerk ausüben.

Das Zusammenfließen all dieser Erziehungseinwirkungen hat einen Untertypus des deutschen Volkes von durchaus bestimmter Ausdrucksprägung geschaffen. Wo man glaubt, den Juden rein äußerlich erkennen zu können, wird manchmal vielleicht schwer zu unterscheiden sein, ob es Züge der als Bluterbe gegebenen rassistischen Artung sind, oder Züge der durch nachgeburtliche Einwirkung entstandenen Ausdrucksprägung, die uns als „jüdisch“ erscheinen. Aber meist werden wir wenig Schwierigkeiten haben, den einzelnen Juden als überhaupt zur jüdischen Untergruppe des deutschen Volkes gehörig zu erkennen.

Es darf gesagt werden, ohne daß allzu großer Widerspruch möglich wäre, daß diese Untergruppe des Volkes verhältnismäßig häufig da anzutreffen ist, wo in unserem deutschen Volkstum zersehkende Mächte am Werke sind.

Aus dieser Beobachtung fließt die Kraft der antisemitischen Bewegung. Einerseits ist es ein erregender Zustand, daß in Industrie, Handel, Presse, Wissenschaft die Juden einen sehr viel größeren Einfluß haben, als ihnen im Verhältnis zu ihrer Zahl zukäme. Andererseits aber ist dieser Einfluß, vor allem der der jüdischen Presse, oft genug darauf gerichtet, das deutsche Volk dem nationalen Gedanken zu entfremden. Es ist trotz Wassermann nicht eine Einzelenstgleisung, sondern eine durchaus typische Erscheinung, daß gerade ein „Ignaz Wrobel“ folgenden Satz in der „Weltbühne“ schreiben muß: „Hieß es früher ‚cuius regio, eius religio‘ — so dominiert heute über Städte und Wälder das ‚Waterland‘, ein lächerlicher Popanz, hinter dem sich ein Schweinekoben voll Gestank, Geilheit, Gemeinheit und Geldgier aufstut.“

Gegenüber dieser Erscheinung, daß die Juden unter den zersehkenden Elementen im Volk eine so hervorragende Rolle spielen, die Augen zumachen oder sie ableugnen, wie es Verteidiger des Judentums oft genug tun, heißt die Wahrheit verdrehen und dem wahren Besten der deutschen Juden selbst schaden. Denn es ist eine durchaus andere Erklärung für diesen Tatbestand zu geben, als es von den Antisemiten meist geschieht.

Diese behaupten entweder, die jüdische Rasse sei von vornherein der Wirtsraffe feindlich gesinnt und suche sie zu schädigen, wie ein Parasit auszusaugen und zu beherrschen. Oder aber man behauptet, etwas nachdenklicher, das jüdische Volkstum wäre dem deutschen Wirtsvolkstum ganz wesenfremd, könne es nie ganz verstehen; auch wo es mitten in deutscher Kultur lebe, könne es diese doch nie ganz von der Wurzel, vom Gemüt her verstehen, und daher sei es dem Deutschtum mit Notwendigkeit schädlich, ohne daß eine bewußte Schädigungsabsicht vorliegen müsse.

Gegen die Juden in England, Frankreich, Amerika werden die gleichen Vorwürfe kaum erhoben. Und diese Juden sind in der Tat als Regel bewußter Franzosen, Engländer, Amerikaner, als die deutschen Juden Deutsche sind.

Der tatsächliche Unterschied zwischen der nationalen Haltung unserer deutschen Juden und derjenigen der französischen, englischen, amerikanischen läßt sich unschwer erklären: Jedes Volk hat diejenigen Katholiken und Juden und Freimaurer und Pazifisten und Militaristen und Schweizer, wie sie notwendigerweise bei den gesamten geistig-seelischen Überlieferungen dieses Volksganges sein müssen. Die Teile sind wie das Ganze.

Die Schweizer unter den Deutschen haben ganz anders als die Schweizer unter den Franzosen nur einen ziemlich geringen Stolz auf ihre Hochsprache. Das kommt daher, daß dem ganzen deutschen Volk in seiner Gesamtheit das natürliche Bewußtsein für sein heiligstes Gut abgeht: Höchstens gegenüber slawischen oder anderen als niedriger empfundenen Kulturen haben alle Deutschen ein Gefühl dafür, was sie ihrer Sprache schulden. Das Verhalten jedes Reichsdeutschen, der im Auslande reist, jedes Reichsdeutschen, der im Inlande einen Ausländer trifft, ist fast ein Beweis dafür, wie wenig stolz der Deutsche auf seine Sprache ist.

Wenn tatsächlich von deutschen Katholiken Äußerungen zu nationalen Fragen gefallen sind — hier handelt es sich durchaus um Ausnahmen —, die im Munde englischer oder französischer Katholiken ganz undenkbar wären, wenn tatsächlich in Oberschlesien und Polen die deutsche katholische Geistlichkeit in Volkstumsfragen nicht immer eine einwandfreie Rolle gespielt hat und die katholischen Gläubigen sich das gefallen ließen, wenn die

deutschen Katholiken etwa der Zips ihre Kinder lieber in der katholischen slowakischen Schule zu Slowaken werden lassen, als daß sie mit Hilfe einer evangelischen deutschen Schule für die Erhaltung des Deutschtums sorgen, so liegt das daran, daß ganz im allgemeinen im deutschen Volk das durchschnittliche Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volke geringer ist als bei anderen Völkern; es liegt nicht etwa daran, daß die deutschen Katholiken schlechtere Deutsche wären als durchschnittlich die anderen Deutschen.

Wenn deutsche Sozialisten meist sehr viel weniger deutlich ihre Treue dem deutschen Gedanken gegenüber bekunden als etwa englische Sozialisten gegenüber dem britischen Gedanken, so geschieht dies, weil es eben ein auf einem kulturellen Gemeinschaftsbewußtsein und sicherem Gefühl beruhendes allgemeines nationales Ethos im deutschen Volk noch nicht gibt.

Wenn die deutschen Juden — als Ganzes gesehen — weniger national dachten als die englischen, die wie die amerikanischen und die französischen Juden geradezu das Musterbild von Vaterlandsliebe und Staatstreue sind, so bleiben sie auch hier nichts als die Sprecher dieser allgemein weniger tragfähigen nationalen Gesinnung, wie sie bisher für deutsche Menschen so bezeichnend war. Die Ursache für die Verschiedenheit der Haltung ist vielleicht vor allem in der Schicksalsatsache zu suchen, daß die anderen Völker einen eigenen nationalen Staat füllten, während das deutsche Volk nicht durch einen Staat geeint, sondern durch Staaten zerschnitten wurde, so daß sich kein einheitliches völkisch-kulturelles, sondern nur ein staatliches Nationalbewußtsein und ein verschieden gerichtetes Nationalbewußtsein in den verschiedenen Staaten entfalten konnte. Und als schließlich nach Jahrhunderten deutscher Zerrissenheit und Ohnmacht endlich wieder ein „Reich“ entstand, war es nur verständlich, wenn der Machtstaat gerade zunächst den Volksgedanken übertönte. So gab denn allzu lange allein das Gefühl militärischer Stärke dem nationalen Gedanken die Wärme. Die Massen kannten nur einen Kaisersgeburtstagspatriotismus, bis auch dieser nur Angelegenheit einer Schicht wurde.

Dazu kam ein Wichtiges: Die Juden wurden von dem irregehenden, lärmenden Feudalnationalismus dieser Zeit geradezu gezwungen, ihr Deutschtum zu verleugnen. Wie sollten sie Deutschtum bekennen, während ihnen von einem nicht schwachen allgemeinen Vorurteil das deutsche Volkstum abgesprochen wurde. Die Verleumdung von der einen Seite her mußte zwangsläufig den Trost auf der anderen Seite wecken.

In Wirklichkeit haben die Juden in Deutschland innerhalb dieser städtischen, intellektuellen, mit Wirtschaft und Wissenschaft verknüpften Schicht, zu der sie gehören, kaum eine viel andere Haltung eingenommen als die übrigen Vertreter dieses Volksteils. Erst als der Antisemitismus ihnen den deutschen Gemeinschaftswillen verwies, ließen sie sich in einen eigenen Nationalismus, den Zionismus, hineindrängen, der mindestens ebenso sehr auf Wahnvorstellungen und auf Verdrängung beruht wie der nordische Gedanke.

Der gesamten bürgerlich-städtischen Bevölkerung ging, bei aller Bravheit und Tüchtigkeit in Dingen ihres eigenen Vorteils und der staatlichen Notwendigkeiten, jeder Instinkt für das Leben des Volkes als eines großen Organismus ab. Diese tüchtigen Staatsbürger waren nicht der eigentlich lebendige Teil des Volkes, sondern der Herd der lebhaftesten Selbstzersehung des Volkstums. Bei aller Ehrbarkeit waren sie im völkischen Sinne unfähig — beschränkten sie doch auch als erste die Geburten unter die für die Volkserhaltung nötige Zahl.

Unter diesen Städtern gehörten die Juden besonders häufig zu den Zersehenden, am stärksten Intellektualisierten, am sichtbarsten Dekadenten, und so kam es, daß sie dieser

Schicht ihren Namen gaben. Mit jüdisch bezeichnete der Sprachgebrauch bald eine besondere Haltung, wie sie bei Nichtjuden ebenso gefunden wird wie bei Juden. Nach einem Teil wurde die ganze Gruppe benannt. So wurde eine sprachliche Denkform zum Verhängnis für diejenigen, die gar nicht in diesem Sinne „Juden“, „Perseker schlechthin“ sind.

Dieser neue Wertgehalt des Wortes Jude ging auf das ganze Judentum über, ohne daß es sich gegen die ungerechtfertigte Verallgemeinerung zu schützen vermochte. Daher hat die ganze Untergruppe des deutschen Volkes darunter zu leiden, daß man ihren eigentlichen Wert nicht sieht, daß das typische Bild des Juden immer nur von einem besonderen Teil der Untergruppe her bestimmt wird. So wollen wir nicht sehen, welche außerordentlichen Leistungen für die deutsche Wirtschaft, für die deutsche Wissenschaft, für die Pflege vaterländischer Gesinnung von dieser Untergruppe unseres Volkes vollbracht wurden, von dessen Söhnen tausende und aber tausende auf den Schlachtfeldern ihr Leben für ihr deutsches Vaterland gelassen haben. Wir sehen immer nur ihre Zerkleinerungsarbeit. So übersehen wir, daß manche unangenehmen Seiten an der besonderen Charakterart dieser Untergruppe des deutschen Volkes sich durchaus eindeutig genug aus ihrem besonderen Schicksal erklären. Es schmeichelte aber dem pharisäischen Stolz der Massen nur zu sehr, wenn man eine andere Erklärung gab und sagte: Diese müssen aus Noturnotwendigkeit Schädlinge des Deutschtums sein, denn sie sind nicht, wie ihr es seid, edles deutsches Volk vom Blute her.

Seiner logischen Form nach läuft dieser Beweis für die Schädlichkeit des Judentums darauf hinaus, daß behauptet wird, die deutschen Juden seien nicht Untergruppe im deutschen Gesamtvolk, sondern nach Wesen und Rang Gruppe gleicher Art und Stufe wie dieses, sie seien Volk für sich in demselben Sinne, wie die Deutschen ein Volk sind. Jüdisches Volk und deutsches Volk sind danach nebengeordnete Begriffe, nicht solche, die im Unter- und Überordnungsverhältnis zueinander stehen wie etwa das „bayerische Volk“ und das „Volk der Zimmerleute“ einerseits, im Verhältnis zum „deutschen Volk“ andererseits.

Das letztere Beispiel zeigt schon, daß der Sprachgebrauch allein es nicht berechtigt, aus dem gleichen Wortzeichen auf die volle Gleichartigkeit des damit Bezeichneten zu schließen. Mit voller Absicht wurde gerade an „Volk“ die Vieldeutigkeit unserer geläufigsten Sprachbegriffe gezeigt. (Siehe S. 75.) So wenig das gleiche Wort Volk in bayerisches „Volk“ und deutsches „Volk“ auf Tatbestände gleicher Ordnung, gleichen Wesens und Ranges hinweist, so wenig braucht das gleiche Wort Volk in „jüdisches Volk“ und „deutsches Volk“ schon genügender Beweis für die Gleichklassigkeit der damit bezeichneten gesellschaftlichen Gebilde zu sein.

Aber dieser Sprachgebrauch kam einem dringenden Bedürfnis entgegen, denn er erleichterte es außerordentlich, Gründe herauszustellen, die es als berechtigt erscheinen lassen sollen, den Juden das Deutschtum grundsätzlich abzusprechen, nachdem die Behauptung von der Schädlichkeit dieser Gruppe solche grundsätzliche, den Schein der Wissenschaftlichkeit tragende Erklärung erwünscht sein ließ.

Sprachbegrifflich hat der Begriff Volk in „jüdisches Volk“ und „deutsches Volk“ ganz augensichtlich schon darin eine inhaltliche Verschiedenheit, daß man beim „deutschen Volk“ geläufiger an eine Sprachgemeinschaft denkt, beim jüdischen jedoch

nicht. In dieser störenden Zweideutigkeit des Begriffs fällt die Entscheidung, welches der allein berechnigte, der wissenschaftliche Sprachgebrauch für „Volk“ sein soll, so, daß behauptet wird, „Volk“ auch „deutsches Volk“ wäre nicht von vornherein „Sprachgemeinschaft“. Man fordert also auch für das deutsche „Volk“ die gleichen Wesensbedingungen wie für das jüdische Volk. Und wenn es nun solches „Volk“ als Wesenseinheit geben soll, das nicht Gemeinschaft nach geburtlicher Erziehung, nicht Sprachgemeinschaft ist, dann muß es Ahnenseelengattung sein, dann bleibt nur noch übrig, daß seine Wesensart als mit dem Blut gegeben erklärt wird.

Es sei zunächst einmal die Annahme anerkannt, daß es in der Wirklichkeit derartige „Völker“ als Gattungen gleicher Erbeigenschaften tatsächlich gibt, Gebilde, von denen zwar — sofern sie sich irgendwie mit geschichtlichen Völkern decken — niemand mehr behauptet, daß sie rassisch-körperlich erbgleiche Gattungen, die aber doch geistlich-seelisch erbgleich sein sollen. Dann bleibt notwendige Voraussetzung für die Anerkennung solcher Gattungen, daß man sich zu einer bestimmten wissenschaftlichen Lehre bekennt, zur Lehre von der Erbllichkeit erworbener Eigenschaften.

Denn wenn einerseits betont wird, daß dieser Ahnenseelengattung die körperlich-rassisch-biologische Gleichförmigkeit fehlt — sonst könnte man ja einfach von deutscher „Rasse“ sprechen — daß sie aber doch gleichen Blutes erbes ist, dann ist dafür nur die Erklärung möglich, daß sich diese seelische Erbeinheit in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen gebildet hat, indem von einer körperlich-rassisch ungleichförmigen Bevölkerung gleichförmig erworbene Eigenschaften durch Vererbung gleichförmiges vorgeburtliches Erbgut der Gesamtheit wurden. Ein deutsches, ein holländisches, ein dänisches, ein französisches, ein italienisches Volk als Ahnenseelengruppe ist nur unter dieser Annahme vorstellbar. Hier wurden einerseits in für die Bildung biologischer Rassen gar nicht in Betracht kommenden kurzen Zeiträumen ursprüngliche Einheiten (Germanen, Römer, Indogermanen) in eine ganze Zahl von neuen Volkstümmern aufgespalten, von Kräften, die oft genug ganz augenscheinlich nicht Blutschiedsal, sondern nachgeburtliches Schicksal waren. Andererseits bildeten sich die neuen Einheiten sehr häufig aus völkisch ursprünglich ganz Verschiedenartigem. Millionen und aber Millionen aus sicher fremden Volkstümmern sind von Engländern und Franzosen eingeschmolzen, sind vom deutschen Volkstum eingedeutscht worden.

Diese Ahnenseelengruppe lebt also unter der Spannung, daß der sie formende Grundsatz der Vererbtheit ihrer geistigen Eigenschaften einschränkbar sein muß durch das andere, entgegengesetzte, für die Bildung solcher Gruppen unbedingt notwendige Gesetz der Erwerbbarkeit und Neuentstehung ihrer geistigen Eigenschaften. Beides muß notwendigerweise nebeneinander gegeben sein. Ohne die Erwerbbarkeit von Eigenschaften könnten Volkstümer nicht in so kurzen Zeiträumen entstehen, ohne die Vererbbarkeit von Eigenschaften kann die Ahnenseelengruppe nicht als vom Blut her gegeben erklärt werden.

Im besonderen Fall, in dem etwa ein Mensch oder eine Menschengruppe fremden Volkstums in den Lebenskreis des deutschen Volkstums tritt und etwa sprachlich eingedeutscht wird, müßte also jeweils erst entschieden werden, ob in diesem Fall auch Eindeutschung in die Ahnenseelengattung eintritt, ob die Eigenschaften des deutschen Volkes in das Blut eingehen oder ob der Fremdling die besondere Artung seiner fremden Ahnenseelengruppe behält. Es gibt nun aber keinerlei irgendwie jenseits menschlicher Willkür liegende Maßstäbe zu solcher Feststellung, wo von vornherein die Grenzen der Gattung liegen und wer im einzelnen seinem Blut nach eingedeutscht wurde und wer nicht. (S. S. 270,4.)

Nehmen wir zunächst einmal an, es gäbe wirklich eine solche Vererbung erworbener Eigenschaften, wie sie nötig wäre, wenn Völker Einheiten vom Blut her sein sollen. In der Vererbungswissenschaft steht nur eine kleine Minderheit zu Plate als dem vorzüglichsten Verfechter dieser Lehre. Die Minderheit kann aber durchaus Recht haben gegen die Mehrheit, und es scheint uns in der Tat, als ob gerade im Hinblick auf die geistig-seelischen Anlagen des Menschen das vom Vater Erworbene dem Sohn doch irgendwie zugute kommt, als ob es die Anlage, das Gleiche zu erwerben, verstärkt, als ob beispielsweise durch Geschlechter gepflegte geistige Arbeit auch eine besondere Eignung dafür schafft, als ob mancherlei an der „Affektanlage“ (Hurwicz) vererblich wäre, als ob überhaupt die körperliche und geistige Artung des Menschen viel weniger erb fest ist, als noch meist behauptet wird. Es ist durchaus mit Sicherheit festgestellt worden, daß Pflanzen, Tiere und Menschen, in einen anderen Raum verpflanzt, ein zum mindesten in diesem Raum erbfestes körperliches Aussehen erhalten. Die gestaltende Reizwirkung der Umwelt auf die Seelenanlagen dürfte aber noch sehr viel größer sein als ihre Wirkung auf den Körper. Einer der allerwichtigsten geistigen Einflüsse der Umwelt ist jedoch die Sprache, und wenn überhaupt durch Umwelteinflüsse anerzogene Eigenschaften vererblich werden, dann müssen es die durch die Sprache geschaffenen in ganz besonderem Maße sein, zumal sie ein auf alle Volksglieder in verhältnismäßig sehr gleichartiger Weise wirkender und im Geistigen ein übermäßig starker Einfluß ist. Die durch die Sprache erworbenen Eigenschaften müssen ferner, wenn man überhaupt die Lehre von der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften anerkennt, mit um so größerer Sicherheit Erbgut des Blutes werden, je frühere Geschlechter mit dem Erwerb begannen. Ein Jude, der seit 30 Geschlechtern dem Erziehungseinfluß der deutschen Sprache unterliegt, dürfte danach ein größeres Maß von Erbeigenschaften erworben haben als ein „Franzose“, ein „Ungar“, ein „Slowake“, der erst in der zweiten oder dritten Generation deutsch spricht. Und doch nehmen hier die Volksantifemiten die Juden aus und behaupten, daß zwar die viel später und in geschlossenen Gruppen zu Millionen eingedeutschten Slawen des deutschen Ostens Deutsche geworden seien, nicht aber die Juden, die zur Zeit Karls des Großen althochdeutsch, zur Zeit Barbarossas mittelhochdeutsch sprachen, die die Entstehung der deutschen Hochsprache seit ihren Anfängen miterlebt haben.

Den Juden wird nun nicht nur bestritten, daß die Erziehung durch die deutsche Sprache in ihnen deutsche Erbeigenschaften schuf, es wird ihnen sogar ebenso willkürlich bestritten, daß sie überhaupt die deutsche Sprache aus dem innersten deutschen Sprachgeist zu sprechen vermöchten — obgleich große jüdische Dichter und Denker in deutscher Sprache dichteten und dachten. Man sagt mit einem schon an anderer Stelle angeführten Wort: „Die Seele ist kein Radiogerät, das sich auf verschiedene Sprachen verschieden einstellen kann.“ Die Seele habe vielmehr eine mit der Geburt in einer bestimmten Blutgemeinschaft gegebene vorbestimmte Struktur, eine bestimmte angeborene Gestalt, und diese präge sich in einer bestimmten, dazu gehörigen, „arteigenen“ Sprache aus. Ein Mensch, der die Erbanlagen A habe, sei nach dieser Erbanlage vorbestimmt, die Sprache a zu erlernen. Wo er durch äußere Lebensumstände dazu gebracht werde, die Sprache b zu erlernen (die organisch zur Erbanlage B gehört), da spreche er diese Sprache b nicht aus deren innerem Sprachgeist. Er vermöchte wohl diese Sprache zu „handhaben“, nicht aber vermöchte er darin seine innerste Art zu „äußern“. Er habe die beste für ihn mit dem Blut gegebene Entfaltungsmöglichkeit verpaßt. In dieser Lage befänden sich nun Men-

schen mit jüdischen Erbanlagen, die in deutscher Sprache die Welt erleben lernen. Folgerichtig müßten aber auch die vielen, vielen Millionen Deutschen, die aus dem Blut anderer Volkstümer stammen und erst in geschichtlich übersehbarer Zeit eingedeutscht wurden, zu Deutschen minderen Grades erklärt werden, woran schon erinnert wurde. Aber nur den Juden gegenüber wird diese Behauptung mit Entschiedenheit und Lärm vertreten — weil sie nicht unfassbare *Gattungen* sind wie die eingedeutschten Wenden und Hugenotten, sondern weil sie deutlich fassbare *Gruppe* einheitlicher Lebensprägung blieben. Man erkennt in ihnen die *Gattung*, weil sie *Gruppe* sind, während man doch eigentlich umgekehrt beweisen will, daß sie *Sondergruppe* vom Range eines Volkstums schon deswegen sein müssen, weil sie *Gattung* seien.

Wenn man nun auch oft der Willkürlichkeit gegenüber machtlos ist, mit der völlig ohne sachliche Gründe allein vom Gefühl her das eine Mal der eine Fremdvölkische für eindeutschbar, das andere Mal der andere für nicht eindeutschbar, für nicht zur deutschen Ahnenseelengruppe gehörig erklärt wird, so lassen sich doch in diesem Falle manche sachlichen Gründe geben, die die Willkürlichkeit solcher reinen Gefühlsurteile als ungerechtfertigte, irreführende und irreführende, ehrabschneiderische Willkürlichkeit enthüllen, obgleich die unmittelbare Stärke dieser Gefühle sicher genug ist.

Es ist schon in der Erörterung über Rasse und Sprache gezeigt worden, daß es für die rassischen Gattungen arteigene Sprachen nicht gibt und nicht geben kann, unter keinen Umständen geben kann. Das gleiche gilt aus den dort gegebenen Gründen mit aller Notwendigkeit auch für die Ahnenseelengattungen, solange sie wirklich Gattungen gleicher Erbeigenschaften sind und man ihnen nicht in aller Harmlosigkeit überdies die Eigenschaften von Gruppen gleicher nachgeburtlicher Einwirkungen zuspricht.

Selbst wenn der einzelne schon von seinem Blut her wirklich zu solcher „Volk“ zurechnenden Gattung gleicher seelischer Artung gehörte, so ist doch ganz und garnicht — ob er nun das Glück hatte, seine arteigene Sprache als Muttersprache zu erwerben oder nicht — die innere Form seines Sprechens, sein Sprachgeist, das sich in seinem Sprechen äußernde innere Seelentum vom Blut her gegeben. Sein Geist, seine Seele, die besondere Artung seines Denkens, Fühlens, Wollens, soweit sie überhaupt in Sprache ihren Ausdruck zu finden vermag, ist aber allerwesentlichst von der Sprache seiner Sprachgemeinschaft her bestimmt. Der Nachweis dafür wurde in ausführlichen Erörterungen gebracht. Gewiß ist das Sprachvermögen des einzelnen nicht nur gebunden an Art und Menge des ihm in bewusster und unbewusster Erziehung übermittelten Sprachgutes, sondern auch an seine besondere Sprachveranlagung. Man mag den Freiheitspielraum gegenüber der Gruppennorm, der dem Einzelnen beim „Begreifen“ der Welt Dinge bleibt, übertrieben groß annehmen; man mag ihm zubilligen, daß er nicht allein nur das seiner Begabung Gemäße aus dem Gesamtschatz als seinen Sonderbesitz auswählt, daß er überdies noch aus „Instinkt“, aus Erberinnerung des Blutes eine eigene Weise des Weltanschauens hat, die sich trotz oder neben derjenigen behauptet, zu der die Begriffe als Herausgriffe einer Gemeinschaft zwangsläufig erziehen. Man mag gar dem Rassengemenge, das infolge seiner Einheitlichkeit in bestimmten religiösen und kirchlich-gesellschaftlichen Überlieferungen „jüdisches Volk“ genannt wird, eine einheitliche, ihm eigentümliche Sprachanlage zusprechen. Diese vom Blut her gegebene Veranlagung gibt aber auch nicht ein einziges Wort, nicht einen einzigen Be-

griff. Im Gegenteil, alles was an Sprachbesitz und damit erschlossenen Denkmöglichkeiten und Fühlweisen vorhanden ist, alles was an Begriffen, Begriffsgehalten (ja selbst was als syntaktischer Brauch, als äußere Form und Ausspracheeigenheit) vorhanden ist, das ist allein gegeben durch nachgeburtliche Erziehung im Spiel, in der Alltagsarbeit und -beschäftigung, in bewußtem Mühen um Erweiterung des geistigen Besitzes.

Der Begabungsspielraum, selbst wenn man an europafremde, ja an krankhafte Einzelspielformen denkt, wird überspannt von dem Gesetz, daß sprachliche Verständigung nur dort möglich ist, wo verschiedene Menschen unter genügend ähnlichen Zeichen ein genügend Ähnliches meinen. Dieses Mindestmaß des gleichen Beziehens auf gleiche Sacheigenschaften und Werteigenschaften hin, wie es bei begrifflichem Sprechen nötig ist, mag man sich sehr niedrig denken. Unter allen Umständen gibt aber noch der Begriffsstand derjenigen Sprache, in der man die Welterscheinungen zum ersten Male erlebte, mehr als nur die Elemente einer Mitteilungstechnik. Er bewirkt vielmehr die Erziehung zur Gruppennorm in der besonderen Weise des wachen Denkens, des träumenden Empfindens, des Handelns aus einem „Gewissen“. Wenn es die deutsche Sprache war, erzog sie zu deutschem Denken, Fühlen, Wollen. Der Mensch von europafremder Rasse, der Jude, mag a n d e r s empfinden, fühlen, meinen als der nordische, oder der ostische, oder der ostbaltisch-westische Mischling. Wenn er das Deutsche als Muttersprache erlernte, wurde jedoch bei allen feinen Abweichungen sein Denken, Fühlen, Wollen bis in alle Tiefen nach deutschen Maßstäben genormt, solange diese Sprache d e u t s c h genannt wird. Die jüdischen Deutschen lernen die Welt Dinge nicht auf andere herausgriffliche Eigenschaften sachlicher Art, wertlicher Art hin „erkennen“, „bewerten“ als die arischen Deutschen.

Gegenüber diesem unleugbaren Tatbestand ist mit Sicherheit die Behauptung hinfällig, daß die Erziehung nur die H a n d h a b u n g der Sprache lehre, nicht aber schon die Möglichkeit für die Äußerung des Inneren erschließe. Diese Auffassung ist falsch, mit Sicherheit falsch, aber sie kommt einem geläufigen falschen Vorurteil entgegen. Dieses sieht in der Sprache nur das Mittel, das ein freier unabhängiger Geist von bestimmter Veranlagung handhabt, um sich damit zu „äußern“, um damit die in freiem Denken gefundenen Ergebnisse seines Denkens einem anderen mitteilen zu können. Es hat uns die größte Mühe gekostet, auf das eindringlichste zu zeigen, daß sich gegenüber diesem Vorurteil eine Kopernikanische Wendung vollziehen muß, wo die Sachverhalte richtig erkannt werden sollen. Die Sprache ist nicht der Diener, sondern der Herr unseres Denkens. Wir haben nur eine Scheinfreiheit ihr gegenüber. In Wahrheit ist, bei all der Verschiedenheit des Denkens verschiedener Menschen innerhalb eines Volkes, die Bewegung unseres Denkens ganz wesentlich dadurch vorherbestimmt, daß wir mit fertigen Denkergebnissen, nach fertigen Denkgewohnheiten einer Gemeinschaft denken m ü s s e n, fühlen m ü s s e n, wollen m ü s s e n. In allem helleren und bewußteren und sich auf Wesentlichkeiten unseres Menschentums richtenden Denken mitsamt allen darin steckenden Gefühlen und Wollungen sind wir in außerordentlich viel stärkerem Maße von der Gemeinschaft her, von der Gruppe her bestimmt als von der Gattung.

Es ist ungewöhnlich verlockend, zur Verfälschung der Juden den Wahnbegriff der a r t i g e n e n S p r a c h e zu benutzen. Die hier zugrunde liegenden Vorstellungen haben nachdenkliche Menschen seit der Zeit der Pharaonen bis zum König Franz von Frankreich verfolgt, wenn auch aus anderer innerer Veranlassung. Damals galt es, die Ursprache der Menschheit festzustellen, indem man Kinder ganz unbeeinflusst durch eine bestimmte Sprache

aufwachsen ließ. Diese Kinder lernten aber weder die Ursprache, die Sprache Gottes, noch ihre „arteigene“ Sprache.

Der Begriff der arteigenen Sprache wurde schon an anderer Stelle als ohne Gegenwesen in der Wirklichkeit erklärt. Es wurde gesagt: Sprachen kriechen, Gebiete erobernd, Gebiete verlierend, über Bluthoden hinweg. Wenn in hundert Jahren sich die deutsche Volkszahl, die deutsche Sprecherschaft verdreifachte, die englische sich verzehnfachte, dann ist hier nicht einfach die Geburtenzahl viermal größer gewesen (die englische Geburtenzahl war in Wirklichkeit niedriger!), sondern die Sprachen haben aus **E i g e n w e r b e k r a f t** in verschiedenem Maße Sprecher verloren und Sprecher gewonnen.

Gegenüber diesen geschichtlichen Gegebenheiten an der Vorstellung der „arteigenen Sprache“ festzuhalten, die sich mit Notwendigkeit aus dem Wahnbegriff der Ahnenseelengattung ergeben muß, wird unsinnig, da man wohl in Europa kaum einen Menschen treffen würde, der seine „arteigene Sprache“ spricht, der auch zu der Ahnenseelengattung gehört, die er seiner tatsächlichen geschichtlichen völkischen Lebensgruppe nach darstellt.

In der Wirklichkeit geschichtlichen Lebens gibt es keine Völker, die Ahnenseelengattungen sind. Gebilde, „Völker“ dieser Art, die bei gleichem geistigen Wesen vom Blut her in verschiedenen nachgeburtlich erworbenen Sprachen denken, leben nur in der Einbildung von geistigen Falschmünzern, die einer bestimmten Untergruppe des wirklichen, geschichtlichen deutschen Volkes das Deutschtum abstreiten wollen. Volk als Ahnenseelengattung ist nichts als ein Wahnbegriff rein vom Menschen her, der in keinem wirklichen Gebilde seinen Gegenstand hat. Wohl gibt es eine in jüdischen Erziehungs Traditionen lebende, sich schroff und oft unangenehm von anderen Untergruppen des deutschen Volkes abhebende Gruppe von Menschen, aber auch sie werden überhaupt nur in deutscher Muttersprache zu Menschen, auch sie finden in deutscher Sprache allein den Zugang zu höherer Menschlichkeit.

Wenn man geläufiger Weise gern die Polen, Wenden, Ungarn, Franzosen, Engländer zu Deutschen werden läßt, die Juden jedoch unter dem Vorwand ausläßt, sie hätten ihre „Ahnenseelengattung“ bewahrt, so geschieht das deutlich, weil die Begriffsbestimmung des Volkes als einer Ahnenseelengattung ja überhaupt nur zu dem Zweck vorgenommen wurde, die Juden nicht zum deutschen Volk rechnen zu müssen. Und diese Begriffsbestimmung scheint, wie gezeigt wurde, erlaubt, da die Juden ja wie die Deutschen ein Volk genannt werden. Man erkennt gern den irreführenden Sprachgebrauch an und mißt mit einem Maßstab, der schon von vornherein entsprechend zurechtgemacht ist, daß er in einem bestimmten Fall ein bestimmtes Ergebnis zeigen soll, und man wirft sich stolz in die Brust: Seht, es ist auch durch wissenschaftlich genaue Messung erwiesen, daß ein Meter 100 cm sind.

Selbst wenn die Juden oder irgendeine andere Untergruppe, etwa die Kommunisten, es laut und nachdrücklich fordernd behaupteten, sie gehörten nicht zum deutschen Volk, sie wären ein eigenes Volkstum von gleicher Wesensordnung wie das deutsche, selbst wenn sie mit aller Kraft das deutsche Volk bekämpften, so wäre damit ihr deutsches Volkstum, soweit darunter ihre Wesensbesonderheit, ihre geistig-seelische Sonderart, die mit der besonderen **d e u t s c h e n** Sprache gegeben ist, noch nicht einfach ausgelöscht.

Der wesentliche Fehler des Beweises, daß die Juden ein besonderes Volkstum seien, das dem deutschen Volkstum nebengeordnet ist, bleibt der, daß eine von den Tatbeständen her gegebene Untergruppe durch sprachbegriffliche Gleichsetzung in den Rang einer Obergruppe eingeordnet und mit Taschenspielergewandtheit als dieser gegenüberstehende, sie aus-

schließende Größe behandelt wird. Und diesmal glaubt jeder gern an den Wortgöken, weil seine Gefühle aufgerührt sind und er erzogen wurde, mit aller Leidenschaftlichkeit zu lieben und zu hassen, zu lieben das eigene „Deutschtum“, zu hassen oder zu verachten oder gering zu schätzen das fremde, das jüdische „Volkstum“.

Nun aber die letzte Ausflucht desjenigen, der eines Fehlbeweises überführt ist: „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie erjagen“, sagen sie im beruhigten, selbstzufriedenen Stolz ihrer besonderen Begnadung. Ein echter Deutscher mit gesundem, unverdorbenem Instinkt fühlt in dem Juden den Wesensfremden, den Schädling, den Undeutschen. Seine innere Stimme warnt ihn vor dem Juden, eine sichere, natürliche, schon körperliche Abneigung hält ihn fern von ihm.

Die Echtheit dieser warnenden inneren Stimme, die Stärke dieser aus der Tiefe des Wesens quellenden Abneigung, die eine breite Schicht unseres Volkes dem Juden gegenüber tatsächlich empfindet, soll nicht abgestritten werden. Diese Stimme spricht auch zu mir. Solche sich bei manchem bis zum Ekel steigende Abneigung ist echt, stark, unmittelbar wie der Ekel, den die Made in der Pflaume, die Fliege in der Suppe erregt, wie das Angewidertheitsgefühl, wenn wir jemand mit den Fingern in die gemeinsame Fleischschüssel greifen sehen.

Aber: Mit Messer und Gabel essen selbst Könige und Kaiser erst seit wenigen Jahrhunderten.

Unser Ekel kommt also nicht aus dem „unverdorbenen Instinkt“, sondern aus einem „verdorbenen“, anezogenen. Vierkandt sagt über die bis in das scheinbare Triebleben reichende Erziehungskraft der Gemeinschaft im Handwörterbuch der Soziologie: „Die Tiefe dieser erziehenden Wirkung kann kaum überschätzt werden, sie erstreckt sich z. B. bis auf den sinnlichen Geschmack und den sinnlichen Ekel, die bei verschiedenen Völkern sich ganz verschiedenen Nahrungsmitteln zuwenden.“ Auch Gruppenekel ist anezogen. Dem Franzosen, auch dem nordisdrassigen, läuft das Wasser im Munde zusammen, wenn man von gebratenen Froschschenkeln spricht. Die Chinesen schätzen das Hundefleisch. Uns ekelt schon der Gedanke daran. Dieser Ekel ist durchaus echt. Und ebenso echt ist die Abneigung gegen die Juden. Aber sie ist wie dieser Ekel durchaus nachträglich erworben, sie ist heute in Deutschland einer bestimmten Schicht anezogen. Demjenigen, der etwas anderes behauptet, will ich Geschichten erzählen, die ich mit meinem sehr rein nordisdrassigen Regiment unverdorbener prächtiger friessischer Bauern in den Judenstädten des Ostens erlebte.

Scheinbar aus dem tiefsten Gefühl stammendes sittliches und geschmackliches Gewissen, gegen das wir vielleicht sogar oft genug mit unserem Willen ankämpfen, ist sehr häufig anezogenes Gewissen. Und besonders leicht läßt sich jemandem das Vorurteil aneziehen, er gehöre seiner Geburt nach zu einer wertvolleren Art von Menschen als sein Nachbar.

Es kommen diesem Vorurteil vielerlei auf Abneigung hinwirkende Kräfte weit, weit entgegen.

Persönliche Kräfte nennende Ursachenerklärung, auch wenn sie noch so falsch und ungenügend ist, wird besonders leicht geglaubt. Schon der Mensch der Frühzeit sieht in den Hexen und Teufeln, der Römer zu Neros Zeit im Christen, der moderne Mensch in den Juden die Ursache alles Mißgeschickes. Im Antisemitismus steckt wie im Hexenwahn ein

Überbleibsel desselben Denkens, das den Neger magische Kräfte in das Krokodil hineinsehen läßt, jener Sehweise, die das Unheil in der Welt notwendigerweise durch persönliche Mächte bedingt sieht, durch Bosheit von Menschen, Tieren, Göttern, Teufeln, Geistern und Juden.

Die Abneigung wird ferner verstärkt durch die tatsächliche Fremdheit und Besonderheit dieser Gruppe, die leicht und oft empfunden werden kann, und die um so stärker empfunden wird, je mehr das Judentum noch eine fest geschlossene Erziehungsgruppe besonderer Religion, überlieferter Sitten und Gewohnheiten und Gebärden bildet. Jede empfundene Fremdheit schlechthin ist schon ein sehr günstiger Nährboden für Feindseligkeitsgefühle. *Différence engendre haine.* (Pascal.) Daß die Juden sehr häufig noch eine solche Untergruppe eigenständiger fremder Lebensformen und Lebensgewohnheiten und damit besonderer „Ausdrucksprägung“ bilden, ist durchaus sicher. Sie sind oft genug von allen körperlichen, religiösen, gesellschaftlichen Untergruppen des deutschen Volkes die sich am schärfsten abhebende.

Es steckt aber im Antisemitismus nicht nur der Hang, das Unheil der Welt aus der Feindseligkeit persönlicher Mächte zu erklären, es steckt darin nicht nur die Abneigung gegen das Fremdartige, die auch den Bayern gegenüber dem Preußen beseelt, sondern es steckt darin die Erziehungseinwirkung von religiösen und rassischen Glaubenslehren, die durch Jahrhunderte und Jahrzehnte mit unmittelbarer Sicherheit verkündet wurden. Vielen Geschlechtern wurde im selbstverständlichsten Ton eingeprägt, daß die Juden schlechthin schädlich, schlechthin Zersetzer sind, Ausfanger, Parasiten. Damit kam es, daß Jude von vornherein Wertbegriff wurde, dessen Wertgehalt ungeprüft von Eltern auf Kinder überging, Wertungsgewohnheit einer Gruppe, die als Gewissensforderung, als Gefühl ganz unmittelbar aus dem Innern zu kommen scheint. Ja man kann fast sagen, es gibt kein besseres Beispiel für die Mythos schaffende, Vorurteil und Mythos übermittelnde Kraft des Sprachbegriffes als das deutsche Wort Jude. Denn auch die vorurteilsfreiesten, weitschauenden Geister können sich nicht gegen das Vorurteil wehren, das sie mit dem Begriff aus ihrer Sprachgemeinschaft übernehmen. Die Juden selbst unterliegen schließlich diesem Vorurteil in geradezu tragischer Weise. „Hunderttausend Einzeljuden möchten halb irrsinnig aus ihrer Haut und möchten sich am liebsten ihre Eingeweide ausbrechen, weil sie vom Juden in den Kategorien des Antisemiten denken.“ Die Geburt der zionistischen Bewegung ist bedingt durch die unwiderstehliche Wirkung des in dem Sprachbegriff liegenden Werturteils. Der deutsche Jude glaubt schließlich selbst nicht mehr, daß er zu dem Volk gehört, dessen Sprache er spricht. (Zu beachten ist, daß die volkstümliche Rechtfertigung des Zionismus in England eine durchaus andere ist als in Deutschland!)

Hier sei ein persönliches Wort gestattet. Ich gehöre zu einer Altersstufe, die in der Prima an Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts zu stärkerem Nachdenken über Deutschlandfragen erwachte. Die erste Zeitschrift, die ich hielt, war der Hammer. Ich mußte durch viele entscheidende Jahre hindurch alle Lebensbelange in Beziehung zu Rassenfragen bringen. Ich weiß darum, wie tief und sicher und fest im Gefühl die Überzeugung sitzen kann, die Juden wären schlechthin widerlich und die wesentlichste Ursache für Deutschlands Verderb. Es heißt für mich aus meiner Heimat und aus meiner Freundschaft gehen und vormurksvollen Augen begegnen, wenn ich zu erweisen suche, daß die Juden Deutsche sind, Untergruppe unseres lieben deutschen Volkes. Peinlich, überaus peinlich ist die Weggenossenschaft, die man bei solchem Unterfangen findet, denn es ist weiß Gott keine Humanitätsbuselei, die mich zu meiner Haltung bringt. Duldsamkeit aus Mitleid mit dem Schädling ist schlimmstes völkisches Laster. Aber

dieser Schritt, den Juden in der nationalen Front ihr Recht zuzusprechen, muß gewagt werden, er ist notwendigste deutsche Tat, so sicher und stark hier gerade der Widerspruch von vielen unter denen sein muß, die im übrigen deutsche Not und deutsche Aufgaben wie ich empfinden. Und dieser Schritt muß gewagt werden, obgleich diese vielen sagen werden: Es ist unmöglich, daß wir hier folgen. Unsere innere Stimme sagt uns mit unerschütterlicher Sicherheit, daß Jude sein schlechthin heißt, undeutsch sein.

Es ist gewiß zu begrüßen, wenn man dem Wort deutsch einen hohen Klang lassen will, wenn man bei „deutsch“ immer gleich denkt: im idealen Sinn deutsch, deutsch als ideale Möglichkeit der Menschenentfaltung.

Daß bei dieser Einstellung das ekle, dekadente, gewinnsüchtige, sittlich-verderbte Pack, das als eine besondere Schicht der Großstädte das ganze deutsche Volk geistig und sittlich verseucht und das mit einer ungerecht verallgemeinernden Bezeichnung schlechthin jüdisch genannt wird, nicht deutsch zu nennen ist, bleibt folgerichtig. Nicht zu verzeihen ist aber die Verleumdung, die in dieser naturgesetzliche Gültigkeit beanspruchenden Verallgemeinerung liegt. Nicht zu verzeihen ist es, wenn es mit Scheinbeweisen als wissenschaftlich erwiesen hingestellt wird, daß ein Jude, der seit vielen Geschlechtern in deutscher Muttersprache denkt, in deutscher Kultur lebt, trotzdem nie so tief in das durch die deutsche Sprache erschließbare Denken, Fühlen, Wollen eindringen könnte, wie ein „deutsch Geborener“, wenn behauptet wird, er könne die deutsche Sprache nur handhaben, nicht aber sich darin äußern. In Wahrheit kann ein Mensch, der die Welterscheinungen, wo überhaupt er denken will, in die Ordnungseinheiten deutscher Sprachbegriffe hineinvergleichen muß, notwendigerweise nur deutsch denken, empfinden und werten lernen.

Die erschütternde Wirkung der antisemitischen Irrlehre, das mit Händen greifbare Unrecht, das damit deutschesten Männern mit den allerhöchsten Verdiensten um unser deutsches Vaterland angetan wurde, hat denn auch selbst die folgerichtigsten unter den Antisemiten immer wieder bekennen lassen müssen, daß doch — als Ausnahmefall — Juden Deutsche werden könnten. Nicht nur Stapel sagt: „Es gibt assimilierbare und nicht assimilierbare Juden.“ Auch Chamberlain, sogar Bartels haben sich ähnlich geäußert.

Aber solches Anerkennen von Ausnahmen als Ausnahmen macht nicht das angetane Unrecht wieder gut. Es unterstreicht das Unrecht, wie das Erkennen auf Ausnahme immer die Regel in den Gemütern der Menschen bewußt macht und unterstreicht. Und hier wird eine ganz falsche, irrige Regel unterstrichen. Die scheinbare Gerechtigkeit, die in der Anerkennung von Ausnahmen besteht, macht nur die Ungerechtigkeit um so größer, schlimmer, verleumderischer.

Die Lösung der Judenfrage wäre einfach genug, wenn breiteren Massen die Bedeutung der Sprache verständlich gemacht werden könnte, daß sie notwendigerweise echte Gemeinschaften sowohl mit wertvollen wie auch mit schädlichen Vorurteilen bildet. Wenn sich in den Köpfen der Massen die Kopernikanische Umkehr der Anschauungen über Wesen und Würde der Mutter Sprache vollziehen könnte. Doch das Verständnis ihrer erhabenen mütterlichen „Wirklichkeit“ ist ja auch für den Gebildeten bitter schwer. —

Es hieße dann: Die Antisemiten haben ihre Verleumdungen einzustellen, daß der Jude schlechthin nicht zum deutschen Volk gehören könne. Die Juden haben zu zeigen, daß sie am besten berufen und befähigt sind, mit jener bösen, widerlichen Schicht ihrer Glaubens-

und Traditionsgenossen fertig zu werden, um derentwillen unberechtigterweise allen Juden ein Makel angehängt werden konnte. Mit prophetischem Eifer müßten sie jenes bewußt zersekende, wurzellose Astatentum bekämpfen, an das man sofort denken muß, wenn die „nationale Haltung“ der Juden zur Erörterung steht. Sie hätten zu zeigen, daß sie wirklich, „die Fülle deutscher Kultur durch ihre Besonderheit zu nähren“ und nicht nur zu zersekern vermögen.

Ziel, Ideal, Ergebnis wären Verhältnisse wie in England und Frankreich, wo die Juden durchaus auch Sondergruppe im Volk geblieben sind, eine oft genug nicht sehr wohlwollend angesehene Gruppe, wo aber das Wort juif oder jew ganz und gar nicht von vornherein die Bedeutung hat: Im Gegensatz zum Volk stehend, zersekend. Jüdisch mit Jewish oder juif zu übersetzen, ist in vielen Fällen ein so grober Fehler, daß der Engländer oder Franzose nicht einmal versteht, was eigentlich gemeint ist. Von den Vorwürfen, die in Deutschland gegen die Juden erhoben werden, wissen nur diejenigen Engländer, die sich um das deutsche Leben kümmern. Und diese sagen mit John Dalrymple, einem der hervorragendsten englischen Denker über Volkstumsfragen: „Wir lachen heute in England über die Vorstellung, daß ein Jude seine Pflicht als Jude vor die Pflicht als Engländer stellen könnte, selbst falls der unwahrscheinliche Fall eintreten würde, daß beide miteinander kollidieren.“

Die nordische Schwärmerei, die antisemitische Verleumdung sind heute Mächte, die es in ganz besonderem Maße hindern, daß unser armes, von tausend ernststen Gefahren umdrängtes deutsches Volkstum seine wirkliche Not erkennt und entschlossen und mit gesammelter, nur auf das eine Ziel gerichteter Kraft an das Rettungswerk geht. Die nordische Schwärmerei, die antisemitische Verleumdung verhindern besonders stark, daß aus unserem schlafenden oder von selbstzerstörerischem Wahn zerrissenen Volk eine einheitliche, wahre Nation wird.

In diesem Sinne mahnen wir: Deutschland erwache!

Von den ungerechtfertigten Ansprüchen, die der Staatsnationalismus stellt

Die Forderungen des Staates auf Leib und Gut und Seele seiner Bürger werden zu-
meist laut und mit herrischer, rücksichtsloser Selbstverständlichkeit gestellt. Der ein-
zelne hat sich zu fügen, ohne nach dem Recht fragen zu dürfen, mit dem der Staat bis in
sein Allerpersönlichstes eingreift. Wo überhaupt — meist nur in Kriegen oder bei anderer
besonders starker Inanspruchnahme der Opferbereitschaft des einzelnen — der Versuch
gemacht wird, die geschichtlich gewordene, oft mit Gewalt gefügte „Willensgemeinschaft“
vor der Vernunft zu rechtfertigen, werden zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Staa-
ten die allerverschiedensten Begründungen gegeben. Der absolute Herrscher sagt: Ich habe
die M a c h t, die Leistung zu erzwingen, also mußt du mir dienen. Oder er sagt: Ich habe
das R e c h t, Leistung zu erzwingen, denn meine Krone ward mir von Gott. Wenn du die
Leistung freiwillig bringst, will ich deine Ehre mehrten.

Ein demokratischeres Zeitalter rechtfertigt häufig genug die Forderung des Staates
mit seiner Leistung. Aber auch hier sind noch verschiedene Abwandlungen der Auffassung
möglich, worin die eigentliche, die wesentliche Leistung des Staates besteht.

Die einen sagen: der Staat gewährt dem einzelnen große V o r t e i l e — indem er
ihn schützt und seine Zusammenarbeit mit vielen in einem größeren Verbande ermöglicht
und damit erst Zivilisation und Kultur schafft. Für diese L e i s t u n g ist der einzelne zur
Gegenleistung verpflichtet.

Andere sagen: Schon Staatlichkeit schlechthin, besonders der aus Kriegergeist und
Machtwillen geschaffene Staat, das „Reich“, verkörpert andere, höhere Ideale, eine
h ö h e r e Würde und E h r e als Volk und Gemeinschaft. Darum fordert Staatlichkeit
mit Recht Dienst und Opferbereitschaft.

Und wieder andere sagen: dieser bestimmte Staat, zu dem wir gehören, dieser geschicht-
liche Staat ist eine charaktervolle E i g e n p e r s ö n l i c h k e i t, er ist eine besondere Über-
lieferungsgemeinschaft mit besonderer Sendung und darum auch mit dem Recht, Leistun-
gen und Treue zu fordern.

Alle drei Rechtfertigungen können in Widerspruch zu der Forderung geraten, die unser
Volk als die echteste Wesensgemeinschaft gleichen Fühlens und Denkens, als die Brüder-
schaft gleicher seelischer Art, gleichen Menschentums an uns stellt.

Zu 1.

Zweifellos fordert der Staat mit Recht von seinen Bürgern Dienst und Opfer als
G e g e n l e i s t u n g dafür, daß er erst ein befriedetes, gesellschaftliches kulturelles Leben
gewährleistet. Gesellschaft kann nur höhere Leistungen vollbringen, wenn sie äußere Ein-

griffe abzuwehren vermag, wenn die Rechte der einzelnen gegeneinander abgegrenzt und damit beschnitten werden.

Der moderne, abendländische Staat erscheint nicht nur als Soldat, als Verwaltungsbeamter, als Richter und als Polizist, er unterweist auch als Lehrer die nachfolgenden Geschlechter im Wissen und Werten, er empfindet die entschiedenste Verpflichtung zu kultureller Fürsorge für seine Bürger. Nach einem Wort von Adam Müller ist der Staat „nicht eine bloße Manufaktur, Meierei, Assekuranzanstalt, oder merkantilische Sozietät. Er ist die innigste Verbindung des gesamten physischen und geistigen Reichtums, des gesamten inneren und äußeren Lebens einer Nation zu einem großen, energischen, unendlich bewußten und lebendigen Ganzen.“ So kommt es, daß Staaten oft auf die Ausbreitungskraft von Sprachgemeinschaften, von Schriftsprachen einen starken Einfluß haben, daß sie helfen, wesenseinheitliche Völker zu schaffen.

Erst der Staat, der moderne demokratische Staat läßt ferner aus solchen sprachlichen Wesenseinheiten Willenseinheiten werden. Für die Bindung des Gruppenwillens an die Wesenseinheit Volk mußten zwei Voraussetzungen geschaffen werden. Die Aufklärungsarbeit von Gelehrten und Patrioten hatte breitere Kreise zum lebendigeren Bewußtsein der Eigenwertigkeit ihrer Sprachgemeinschaft zu erziehen. Zweitens hatte aber auch der Staat im einzelnen überhaupt erst ein auch stärkere Belastung ertragendes Wirbewußtsein zu schaffen, das nun mit einem Richtungswechsel von der Staatsbürgerschaft auf die kulturelle Volkspersönlichkeit übergehen konnte. Erst der Bürger, der seit der französischen Revolution zur lebhaften Mitbestimmung im Staat und zum Wissen um seine Opferpflicht für den Staat erzogen wurde, war befähigt, auch ein weiter reichendes Verpflichtungsbewußtsein gegenüber der kulturellen Wesensgemeinschaft zu empfinden, in die er hineingeboren wird. Wenn Völker sich selbst entdeckten, wenn sie opferbereit wurden, für ihr Selbstbestimmungsrecht zu kämpfen, so half der Staat die Voraussetzungen dafür schaffen. Erst im Staatsbürger wuchs das seelisch-sittliche Vermögen, ein Volksbürger zu sein. So blieb denn seit den Freiheitskriegen das „ethnologische Volksbewußtsein“ — soweit die deutsche Zunge klingt — nicht eine platonische Liebe, sondern sie flackerte hier und dort zu heißer, tatendurstiger, opferbereiter Begeisterung auf.

Aber diese gewaltigen geschichtlichen Verdienste des Staates um das Volkstum bedingen noch nicht seinen höheren Rang und seine Wesensüberlegenheit. Oft genug waren Väter nur Diener und Wegbereiter für Söhne, denen sie stolz die Schuhriemen lösten. Das geschichtliche Vorherdagewesensein des demokratischen Staatsnationalismus gegenüber dem Volksnationalismus bedingt nicht schon, daß Staatsbürgerschaft auch Gruppenpersönlichkeit einer höheren Ordnung sein müßte, als es die Volksbürgerschaft tatsächlich ist.

Wenn wir diese gewiß einzigartigen, gewaltigen Leistungen des Staates ansehen, daß er Wirtschaft und Wissenschaft und Künste fördert, daß er Völker schaffen und Völker mit Willen beseelen hilft, so sind das nicht Leistungen irgendeiner besonderen Staatspersönlichkeit, sondern es sind Leistungen der Staatlichkeit, des modernen Staatstums schlechthin. Es ist nicht Besonderheit nur eines bestimmten Staates, daß er Schulen unterhält, daß er die Macht war, die wesentlich dazu beitrug, daß eine Schriftsprache, eine Hochsprache allgemeinere Geltung gewann.

Das Abendland hat höhere, mächtigere, strengere Staaten nötig, als es das Deutsche Reich ist. Staat, Dienst und Opfer fordernde Staatlichkeit muß für das Leben, für die höhere Kultur der Gesellschaft sein. Damit ist aber nicht gesagt, daß nur ein ganz be-

st im m e r geschichtlicher Staat diese Aufgabe an Gemeinschaftsleben und Kultur zu erfüllen vermag. Wenn etwa die Einwohnerschaft von Eupen-Malmedy mit Gewalt in den belgischen Staat eingegliedert wurde, so kann unmöglich d i e s e r Staat die Loyalität d i e s e r Bürger schon aus d e m Rechtsgrund fordern, daß er allein diesem Gebiet Schutz, Ordnung, Freiheit, Möglichkeit gesellschaftlich-kulturellen Lebens zu geben vermöchte.

Zu 2. Höhere Ehre.

Die zweite, herbere und tiefere Rechtfertigung der Forderungen des Staates an den einzelnen, die darin besteht, daß das „Reich“ Darstellung einer besonderen E h r e u n d s i t t l i c h e n W ü r d e ist, hat zu allen Zeiten die Besten der Nationen beseelt. Lord Miller sagt: „Der Reichsgedanke (Imperialism) hat die Tiefe und den Gehalt eines religiösen Glaubens, seine Bedeutung ist noch in höherem Maße eine geistige als eine materielle.“

Es gibt eine wertvolle Schicht unter den Deutschen, besonders des Deutschen Reiches, denen die Erklärung des Staates als eines Gesellschaftsvertrages, denen jede rationale, auf Zweck- und Möglichkeitsgedanken beruhende Wesensbestimmung des Staates als Entweihung eines Heiligtums erscheint. S t a a t s d i e n s t i s t s e l b s t v e r s t ä n d l i c h e, u r s p r ü n g l i c h e, u n m i t t e l b a r e P f l i c h t, die keiner Rechtfertigung bedarf. W. Stapel spricht in seiner Volksbürgerlichen Erziehung aus, was viele aus den geistigen Überlieferungen des Feudalstaates empfinden, wenn er betont, daß der Staat sogar gegenüber dem Volkstum eine besondere „M a j e s t ä t“ besitzt. Er ist „Eigenschöpfung“, die nicht dem Volk dient, sondern der vom Volk gedient werden muß. Staat und Volk sind „getrennte Lebensreihen“ von „zweierlei Funktionen, zweierlei Ehre, zweierlei Art, zweierlei Recht, zweierlei Würde.“

Das gilt uneingeschränkt für die Staaten früherer Entwicklungsstufen, aber nicht mehr für die Staaten im Zeitalter eines wachgewordenen Wissens um Wert und Würde des Volkstums. Für die neuere Zeit gilt: „Wo das Verhältnis zwischen Volk und Staat in der rechten Ordnung ist, da ist das Reich (Herrschaft, Regierung) nicht allein um seiner selbst willen da, sondern es setzt sich die Aufgabe, das Volk zu einem höheren Dasein zu entwickeln. So wird sich im Staat das Volk in erhöhter Form darstellen, es vereint die Heiligkeit des Volkes mit der Majestät des Staates zu einem stolzen und kraftvollen Ganzen.“ (St.)

Es finden sich also die „getrennten Lebensreihen“ doch wieder zusammen. Es dient also doch das Volk dem Staat, der Staat dem Volk, „wo das Verhältnis in der rechten Ordnung ist“. Wir sagen: wo das Verhältnis sich der neuzeitlichen Auffassung angepasst hat.

Dieser Staat ist aber, und das muß mit aller Entschiedenheit gesagt werden, seinem W e s e n nach etwas völlig A n d e r e s geworden als der Staat der Frühform, in dem von Volk und Familie abgeforderte und oft genug in Gegensatz zu ihnen tretende Männerbünde und Söldnerheere eine eigene Gemeinschaft mit besonderem Ethos („Gewalt ist ihre Ehre“) bilden und eine gesonderte „zugleich höhere und geschlossener Kulturerwicklung“.

— „Unter den Kriegern entsteht das Ideal des Helden. Das Helidentum setzt Leben und Besitz ein um des Ruhmes willen, während das Bauerntum (Volk) vor allem Leben und Besitz erhalten will. Das Kriegertum bildet ein „höheres“ ethisches Ideal aus und kennt eine höhere Tragik als die, welche am Besitz haftet.“

Das gilt nicht mehr für die Gegenwart, in der das Volk das Heer ist, in der Volkstum als Wesenseinheit aus einer stumm lebenden bloßen Daseinsgröße auch zu einer wach lebendigen Bewußtseinsgröße geworden ist.

Das Volkstum, nachdem es sich als Wesensgemeinschaft entdeckt hat, kennt durchaus „ein höheres Heldentum als das des Besitzes“, es kennt sehr wohl das Heldentum des Schlachtfeldes und dazu noch außer dem das glanzlose, stille, herbe Heldentum des Alltags, das Heldentum des Winkelried und der ewig Unbekannten. Ein Volk, das Nation sein will, muß bereit sein auch zu dem glanzlosen und darum um so erhabeneren Märtyrertum für ein geistiges „Reich“ der Väter, das mit dem Irdischen „Reich“ des Glanzes und der Macht manchmal in scharfem Widerspruch steht. Nachdem das hellere Zeitalter der um sich selbst wissenden Volkstümer aufbrach, dient der Einzelne im Staat letztlich immer nur einer gesellschaftlichen Organisationsform der Menschheit — auch solch Dienst ist groß und heilig, auch darin muß sich wahre Menschengröße zeigen —, aber nur im Volk dient der Mensch unmittelbar seiner Menschlichkeit, seinem idealen Ich. Das Volkstum, das in jedem einzelnen erst seine Seele, sein Menschentum entfaltet, hat ein höheres Recht auf diese Seele als der Staat, sooft und so laut dieser von echten und falschen Verdiensten auch seiner Erziehungsarbeit spricht. Dienst am Volk gibt darum eine höhere, wesentlichere, menschlichere Ehre als Dienst am Staat. Unser deutsches Volk muß uns Deutschen mehr am Herzen liegen als irgendein deutscher oder anderer Staat, der als Staat schlechthin Gehorsam fordert und nicht als Diener unseres Volkstums.

Selbst der Prunk und der Glanz und die Ehre des mächtigsten Staates und seiner Träger wird heute überstrahlt von der ruhmlosen, stillen Größe des unbekannten Soldaten mitten aus dem Volk, der in der rechten Gesinnung für sein Volk ackert und pflügt und Furchen zieht, und der, wenn ihn die Fahne ruft, sein Herzblut gibt, schweigend und ohne Pathos und kampfgierigen Troß, mit einem sehnsuchtsvollen Blick auf die Früchte, die er nicht mehr pflücken soll, aber in unbeugsamer Entschlossenheit und mit einem Gebet für Deutschland. Es ist nicht das „lachende Sterben“ der Helden der Frühzeit, aber ein größeres Opfer aus tieferer Besinnung.

Zu 3. Staat als Persönlichkeit mit Geschichte und Sendung.

Staatsvolk ist zwar immer Gruppenperson, aber nicht notwendigerweise Gruppenpersönlichkeit. Wohl ist Kelsen im Recht, der eine alte Erkenntnis schlagkräftig in die Behauptung faßt, der Staat sei eine „Lebensform“, ein „überindividuelles Lebewesen, nur ungleich größer und mächtiger in seinem Entwicklungsgang“. Die Staaten sind „objektive Realitäten außerhalb und über dem Individuum, gleichzeitig in ihnen und stehen in ihrer Art auch unter der Gewalt der Grundgesetze des Lebens“. Der Staat schafft einen „lebendigen Typus, um den die Individuen variieren und zu dem sie hinstreben“.

So sicher dieses ist, daß Staat Organismus mit eigenen Lebensgesetzen ist, so sicher ist dieser Organismus aber zunächst nur Person, körperliche Organisation zur Lebenspflege und Notwendung. Persönlichkeit ist er erst, wenn er auch ein geistiges Gruppenwesen ist, wenn Leben und Weben in dem sich frei wohnenden Geist und in der Himmel suchenden Seele dieser Person eine besonders geprägte Eigenart hat. Das ist mit Sicherheit gewährleistet, wenn der Staat auf einem einheitlichen

Volkstum ruht. Das ist aber höchst unwahrscheinlich, wo die Staatsbevölkerung aus einem Völkergemisch besteht.

Völlig unsinnig ist es daher, aus dem Persönlichkeitswert des Staates das Recht zur Vergewaltigung solcher Bevölkerungsteile abzuleiten, die wohl zwangsweise zu einer Staatsbevölkerung, die aber ihrem Wesen nach nicht zu dieser Gruppenpersönlichkeit gehören und die auch nicht dazu gehören wollen. Nur heuchlerische Verlogenheit kann in solchem Fall vom Staat als einer Wesens- und Traditionsgemeinschaft reden. Der Staat ist in diesem Falle nur ein Kerker, und es ist ein ursprüngliches Recht der schuldlos Eingekerkerten, ihre Kerkermauern zu zerbrechen.

Es liegt uns fern, Rang und Würde des Staates anzutasten. Staat ist Größe von hohem Leistungswert für den Einzelnen und für das Ganze. Staat ist Erzieher in Wissen und Willen. Staatsgrenzen stecken auch geistige Räume ab. Dem Staat eignet mit Recht die majestätische Gebärde. Staat fordert mit Recht Opfer und Bereitschaft von allen seinen Bürgern.

Aber Volkstum ist Größe von noch höherer, von göttlicher Heiligkeit. Volk ist nach einem nicht nachmessbaren Plan gewachsen. Auch Staatlichkeit ist Ausdruck von Schicksalsnotwendigkeiten, ist notwendig und frommend, aber die besonderen geschichtlichen Staaten und ihre Grenzen sind häufig genug auch Bildungen menschlich-allerzumenschlicher Willkür. Zwar liegen auch Volksgrenzen nicht fest, sie dringen in ein anderes Volkstum vor, sie weichen vor fremdem Volkstum zurück, langsam, in Jahrhunderten. Die Staatsgrenzen der geschichtlichen Vergangenheit springen aber in Stunden um hunderte von Meilen je nach den Zufallsentscheidungen von Schlachten und dem Familienglück von Fürsten. Es treten in Europa in den letzten hundert Jahren folgende Staaten neu ins Leben:

1829	Griechenland	1871	Deutsches Reich
1830	Belgien	1878	Bulgarien
1830 — 78	Serbien	1905	Norwegen
1860 — 70	Italien	1913	Albanien
1861	Rumänien	1917 — 19	Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Polen, Tschechoslowa- kei, Südslawien, Thüringen, Danzig
1867	Ungarn	1918	Island
		1921	Irland

(nach Richard Hennig). Der Reichsdeputations-schluss vom 25. Februar 1803 strich sogar 112 selbständige deutsche Staaten auf einmal. „Die Geburt des Königreichs Italien kostete 7 Staaten das Leben.“

Wenn wir nun gar noch weiter zurückgehen als hundert Jahre, wenn wir einen Geschichtsatlas durchblättern, so sehen wir von Seite zu Seite die Grenzen all über Europa umspringen. Staaten vergehen und entstehen, vergrößern und verkleinern sich. Schon die Vorstellung, daß die bodenständigen Massen Europas immer mit den sich ändernden Staatsgrenzen wirklich ihre Wesens-eigenart geändert hätten, ihren Gemeinschaftscharakter den

neuen Staatsbildungen angepaßt hätten, ist lächerlich. Wenn ihr politischer Wille sich tatsächlich schnell genug umstellte und aus Feinden Freunde und aus Freunden Feinde wurden und schnell genug ein tragfähiger Staatsnationalismus entstand, so braucht das den nicht zu verwundern, der weiß, daß Willensgemeinschaft schnell und leicht entsteht schon bei gemeinsamen Fahnen und gemeinsamen Achsellappen, daß Willensgemeinschaft sich leicht genug auf die dümmsten Ideologien gründen kann. (S. S. 254.) Der Mensch nur als Staatsbürger ist in der Tat das politische „Tier“. Zum politischen „Menschen“ wird er erst, wenn er die politische Ordnung nach den natürlichen Ordnungen seiner Menschlichkeit, nach Volkstümern in schöpferischer Tat gestaltet.

Erst seit hundert Jahren werden Staatsgrenzen seltener durch den Zufall bestimmt, ob Fürsten Kinder haben oder ledig sterben, ob und mit wem sie sich verheiraten. Erst seit hundert Jahren vermehren die Fürsten mit den eroberten Provinzen nicht mehr ihren Privatbesitz. Ein neuer Grundsatz der Staatenbildung und Grenzziehung dringt — wenn auch mit vielen Rückschlägen — langsam und sicher durch: Nationen gewordene Völker streben danach, auch ihren Staat nach ihrem Leibe zuzuschneiden. Volkstum ist nicht nur als Macht höherer sittlicher Ordnung anerkannt als Staatstum, ja Volkstum ist selbst im realpolitischen Spiel der Kräfte eine stärkere, wirklichere Macht geworden als Staatstum.

— Hier geht es um die sittliche Größe des Volkstums gegenüber dem Staatstum. Hier geht es darum, zu zeigen, daß die durch eine menschliche Zufallsentscheidung gezogenen harten Grenzen, die mit Grenzpfählen abgesteckt sind und an denen Zollbeamte und Soldaten stehen, zwar heute noch öfter genannte, sichtbarere Tatsachen sind als die Grenzen der geistigen Räume, der Räume eines gleichen Zugangs zur Menschlichkeit, einer gleichen seelischen und sittlichen Kultur. Je wacher aber die Menschen werden, je sicherer die Selbstvollendung und Selbstentfaltung der eigenen Art als Sendung von einzelnen und Völkern empfunden wird, desto notwendiger müssen noch manche unsinnigen Zufallsgrenzen fallen, die heute noch anderswo liegen als die natürlichen Grenzen der Leistungsmacht und Willenskraft der Völker als von der Muttersprache geborener Persönlichkeiten.

Der Spannungsausgleich zwischen Volk und Staat

Auch da, wo Staaten guten Willens sind, wo sie einen gerechten Ausgleich der Spannung zwischen Staat und Volkstum erstreben, ist nicht immer klar, welches das zweckdienlichste Verfahren ist. Klar ist nur der allgemeine Grundsatz, wo die Ehre des Staates die Gerechtigkeit ist. Er lautet: **Selbstbestimmungsrecht der Völker.**

Wer während des Krieges mit englischen Gefangenen sprach und sie fragte, aus welchem inneren Grunde sie in den Krieg gezogen seien, der konnte immer wieder hören, daß sie geglaubt hatten, an einem Kreuzzug gegen die Barbaren teilzunehmen, die Europas Völker knechteten. Right of Selfdetermination! Selbstbestimmungsrecht der Völker! Das war der Schlachtruf, der dem Kampf der Welt gegen die Mittelmächte eine fast religiöse Weihe gab. Der Krieg sollte die Völker von den Staaten befreien, die sie bedrückten, der letzte und wesentlichste Grund für Kriege sollte damit beseitigt werden. Dieser Krieg sollte

der letzte aller Kriege sein: The war to end war. Der Kerngedanke der 14 Punkte Wilsons, auf die hin wir die Waffen streckten, hieß: Selbstbestimmungsrecht.

Was bedeutet die Idee des Selbstbestimmungsrechtes?

Sie bedeutet, daß der Grundsatz der Gerechtigkeit innerhalb der Gesellschaft der Völker herrschen soll. Die Großen und die Kleinen sollen gleiches Lebensrecht haben. Der Große soll den Kleinen nicht unterdrücken dürfen, auch wenn er einen mächtigeren Staat besitzt, auch wenn er die Macht in dem Staate hat, in dem er mit dem Kleinen zusammen wohnt. Grundsätzlich sollen die Völker die Staatsgrenzen bestimmen, nicht sollen Bevölkerungen gegen ihren Willen in einen Staat hineingezwungen werden. Der Leitsatz: cuius regio eius religio soll nicht auf das Volkstum angewandt werden.

Innere Voraussetzung des Selbstbestimmungsrechtes ist eine Staatsauffassung, die den Staat nicht als Selbstwert ansieht. Er ist es erst mittelbar, durch seine Leistung für seine Bevölkerung. Volk hingegen ist als Wesenspersönlichkeit in höherem Maße schon unmittelbarer Wert. Der Staat, der seine Bevölkerung oder Teile von ihr vergewaltigt, sie an der Entfaltung ihrer Eigenpersönlichkeit hindert, verstößt bei solcher Staatsauffassung gegen seine eigentliche Bestimmung, wie wenn er in Angelegenheiten des religiösen Glaubens unbuldsam ist. E. H. Joseph spricht die Staatsauffassung vieler Angelsachsen aus, wenn er sagt: „Das erste Gesetz der Sittlichkeit und Freiheit fordert, daß der Staat den Minderheitsnationalitäten die unbedingte Handlungs- und Gedankenfreiheit innerhalb der eigenen Gruppe gibt. Der Wunsch jeder nationalen Gruppe, ihr eigenes Leben zu leben, ist der Ausdruck eines gesunden und tief wurzelnden menschlichen Instinktes, den zu unterdrücken verwerflich wäre.“

Diese Auffassung vom Staat, diese Idee des Selbstbestimmungsrechtes mußte in einem bestimmten Augenblick der abendländischen Geschichte geboren werden. Nachdem neben den immer größer werdenden staatlichen Räumen immer größere geistige Räume entstanden waren, Volkstümer der Hochkultur — wobei das Wachsen des Volkstums durch den Staat, das des Staates durch ein tragendes Volkstum bedingt war — mußte es schließlich immer häufiger ins Bewußtsein treten, wo überall die geistigen und politischen Räume sich nicht decken. Hinter den durch Schlagbäume und Hoheitszeichen abgegrenzten politischen und staatlich organisierten zufälligen Räumen hoben sich immer deutlicher die natürlichen Räume ab: Die geistigen Räume gleicher Wesens- und Willensgruppen, gleichen Volkstums einerseits, die geopolitischen Räume gleicher äußerer Lebensbedingungen, gleicher Wirtschaftsinteressen andererseits.

Wenn Augen, die diese natürlichen Räume erkannt hatten, die wirklichen politischen Räume sahen, dann mußten ihnen deren Grenzen, die aus mancherlei geschichtlichen Zufällen herstammten, als durchaus willkürlich, un Zweckmäßig und ungerechtfertigt erscheinen.

In einer ganzen Zahl von Fällen wurden nun in der Tat die Zufalls- und Willkürgrenzen umgestoßen und die Grenzen mehr den natürlichen geistigen und wirtschaftlichen Räumen angepaßt. Eine ganze Zahl von Staatsgründungen des vorigen Jahrhunderts, das man das Jahrhundert des Nationalstaatsgedankens genannt hat, ging unter dieser Lösung vor sich.

In vielen Fällen — wir brauchen nur an unser deutsches Volk zu denken — hat sich aber die Entwicklung noch nicht vollendet. Es gibt gewiß viele Gebiete Europas, in denen die staatliche Organisation bei gutem Willen auf allen Seiten leicht besser und gerechter den natürlichen Räumen, den Volkstümern angepaßt sein könnte, als das heute der Fall ist,

wo aber noch die überlieferten Zufallsgrenzen herrschen, wo Machtwillkür sich gegen offenes sittliches Recht wendet. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß Österreich sich nicht mit dem Deutschen Reich, daß Südtirol sich nicht mit Österreich vereinigen darf.

Neben diesen Fällen, wo bei gutem Willen die politischen Grenzen ohne Schwierigkeiten den Grenzen der natürlichen Räume angepaßt werden könnten, gibt es aber andererseits auch Gebiete, in denen sich nicht einfach der Grundsatz anwenden läßt: Jede Bevölkerung soll nach freier Wahl entscheiden, zu welchem Staat sie gehören will. Es gibt Gebiete, wo Völker gar nicht nebeneinander, sondern wo sie durcheinander wohnen, wo also nicht einfach geistige Räume auch geographisch-politisch auseinander gelöst werden können. Für diese Gebiete, für ganz Ost- und Südosteuropa vor allem, muß notwendigerweise das Selbstbestimmungsrecht die Form einer ehrlich durchgeführten kulturellen Autonomie annehmen, die dem an Zahl schwächeren Volkstum ebenso zu gewähren ist wie dem stärkeren.

Unerläßlich ist ferner die Berücksichtigung noch eines anderen Gesichtspunktes, wenn eine sinngemäße politische Organisation der Erde nach dem Grundsatz des Eigenrechts der Volkspersönlichkeiten vorgenommen werden soll: Die sogenannten „Völker“, die geistigen Räume, die Selbstbestimmung verlangen, stehen nach Eigenart, Wesen und Rang durchaus nicht gleichartig und gleichwertig nebeneinander. Gesellschaftliche Gebilde von durchaus verschiedener Rang- und Wesensordnung treten zu Unrecht mit gleichen Ansprüchen auf. Wenn etwa der Mecklenburger Stamm beschließen würde: Unsere Stammeseigenart ist so sehr Persönlichkeitswert, daß wir um ihretwillen aus dem Verbande des deutschen Staates herausgehen, einen eigenen Staat begründen wollen, der mit chinesischen Mauern von der Umwelt abzusperrt ist, so wären die Interessen der Gesamtheit der Bevölkerung des mitteleuropäischen Raumes damit so sehr gestört, daß die Nachbarn mit Recht dieser Absonderung widersprechen dürften. Der geistige Raum „deutsches Volk“ und der „Mecklenburger Stamm“ sind Größen verschiedener Wesensordnung, verschiedenen Rangwertes. Und das muß auf das sorgfältigste beachtet werden. Denn nur wo die natürliche Ordnung der Erdbevölkerung, wo die natürlichen geistigen Räume genau genug nach ihrer Wesensart, nach der Verschiedenheit ihrer Wesensart erkannt werden, kann ein gerechter Ausgleich aller Spannungen und Forderungen bei einer politischen Neuordnung erreicht werden.

Wenn Sprache das Kennzeichen der Gruppenpersönlichkeiten, ihrer Wesensart und ihres Kulturranges ist, so muß beachtet werden, daß sehr Verschiedenes unter „Sprache“ verstanden wird. Wo zwei Bevölkerungen nebeneinander wohnen, die eine mit deutscher Hausmundart und deutscher Verkehrssprache, die andere mit französischer Mundart und französischer Schriftsprache, da ist Grenze und Rangwert der beiden geistigen Räume unmittelbar klar. Es wird hier Gleichartiges, Gleichklassiges voneinander abgegrenzt. Wo aber die bretonische Hausmundart und die französische Verkehrssprache bei den einen, französische Hausmundart und Verkehrssprache bei den anderen üblich ist, da ist das Rangverhältnis zwischen beiden Gebieten von ganz anderer Ordnung als im ersten Falle, deutsche Spracharten hier, französische dort. Es handelt sich im zweiten Falle nur um eine Untergliederung der französischen Verkehrssprache.

Wenn jeder Art von „Sprache“ überhaupt die gleichen staatlichen Eigenrechte zu geben wären, dann dürfte durchaus geschlossen werden, daß schließlich jeder Familie, jeder Stadt

das Recht zusteht, einen Staat für sich zu bilden. Es muß darum klar gesehen werden, wo nur ineinandergeschachtelte Ordnungen vorliegen, wo aber nebeneinander geordnete: Die Sprechweise des einzelnen ist enthalten in der Sprechweise seiner Familie, die Sprechweise der Familie ist Untergruppe einer Mundart, die Mundart kann Untergruppe eines Dialektes sein, der als Verkehrsdialekt zwischen mehreren Mundarten gesprochen wird, Mundarten und Verkehrsdialekte können Untergruppen einer Hochsprache, einer Schriftsprache sein. Auch Mundarten und Dialekte können sehr verschiedener Rangordnung sein. So das Alemannisch der Schweizer, neben eine Mundart gehalten, die nur von wenigen hundert Indianern gesprochen wird.

Aber Mundart und Schriftsprache sind weder etwas Gleichartiges von verschiedener Entwicklungshöhe noch auch im Unterordnungsverhältnis zueinander stehende Größen, sie sind vielmehr etwas schlechthin nach Rang und Wesen Verschiedenes. Es herrscht in beiden ein durchaus unterschiedliches Lebensgesetz, dort das der Aufspaltung, hier das der Vereinigung. Das Gedächtnis der Schriftsprache ist notwendigerweise dem der Mundart um ein so Vielfaches überlegen, daß aus Gradunterschieden Wesensunterschiede werden. Schon nach wenigen Jahrhunderten verhält sich Wert und Umfang der durch sie vermittelbaren Gehalte wie das Wissen eines sich selbst genügenden Kindes und das eines reifen Mannes. Kinder können nur in einem anderen Sinne Persönlichkeiten sein als Erwachsene. Die Tiefe und Unmittelbarkeit des kindlichen Gefühlslebens, der Gemütswert der Mundart wird durch diese Feststellung in keiner Weise angetastet.

Das Verhältnis einer bestimmten Mundart zu einer bestimmten Hochsprache kann ein ganz verschiedenes sein. Es ist nicht dasselbe, ob ein Bretoner einerseits oder ein Elsäßer andererseits zu seiner Mundart die französische Schriftsprache erwirbt. Das Bretonische, Wendische, Masurische sind Mundarten, die keine Hochsprachen entwickelt haben. Ihre Sprecher können überhaupt nur im Deutschen oder Französischen kulturell Weltbürger werden. Die Mundarten der Elsäßer und Tiroler hingegen haben mitgeholfen, die deutsche Schriftsprache zu bilden, sie sind zu manchen Zeiten die am stärksten kulturschöpferischen Mundarten dieser Sprache gewesen. Die Sprecher dieser Mundarten werden daher um das in Vätertmühen erarbeitete Erbe betrogen, wenn sie mit Gewalt von einem ihnen feindlich gesinnten Volkstum gezwungen werden, eine fremde Schriftsprache zu erlernen, in ein fremdes Volkstum hineinzuwachsen.

Die Mundarten, die Stämme ohne Hochsprache können nicht einfach als Größen gleicher Ordnung neben die europäischen Großvölker der Hochkulturen gestellt werden. Eine politische Neuordnung und Neugliederung Europas und der Erde darf unter keinen Umständen jedem Selbständigkeitswunsch kleiner und kleinster ethnischer Gruppen nachgeben, wenn nicht die Menschheit statt eine Gesellschaft von Volkstümern ein Chaos kleiner und kleinster politischer Gruppen werden soll.

Das Recht, seine Religion, sein Volkstum, seine Mundart zu wahren, braucht darum niemandem angetastet zu werden, mag er zu einer noch so kleinen Glaubensgemeinschaft, zu einem noch so kleinen ethnischen Splitter gehören. Solange diese Religion, dieses Volkstum nicht die berechtigten Lebensinteressen anderer Volkstümer stört, sollte Duldsamkeit ihnen gegenüber unbedingte sittliche Forderung sein.

Aber die gesellschaftliche, staatliche Neugliederung von Erdteilen kann unmöglich ganz und gar dem Willen und der Willkür dieser Splittergruppen überlassen werden. So gaben die Engländer zwar den Iren einen eigenen Staat und machten damit wenigstens einiges

von der brutalsten Völkervergewaltigung gut, die die Weltgeschichte je gesehen hat. Aber sie betonen mit Recht, daß dieser Staat schon wegen seiner Lage loyaler Teil im britischen Empire sein mußte, daß kein Versuch einer anderen Haltung je von den Engländern geduldet werden könnte.

So hat sich denn auch das Unrecht von Versailles nicht so weit verfliegen, für die geschlossen siedelnden Wenden einen eigenen, souveränen Staat zu fordern. — Wahrscheinlich war allerdings hier nicht die bessere Einsicht in die Gefährlichkeit und Unmöglichkeit solcher Bildungen maßgebend, sondern die mangelnde Vorarbeit zur Gründung eines solchen Staates.

Das große Unrecht von Versailles wird in seiner ganzen Größe erst deutlich, wenn man bedenkt, daß eine Hochsprache, eine Großsprache, eine Weltsprache, eine Schriftsprache zum Nutzen von Mundarten und Kleinsprachen beschnitten wurde. Drei Millionen Deutsche wurden von dem Achtzigmillionenblock der Deutschen abgelöst und dem tschechischen Sechsmillionenvolk angegliedert. Über vierzigtausend Deutsche wurden den Dänen zugeteilt, die einen Staat von drei Millionen Einwohnern bilden, der also nicht größer ist als der deutsche Volksteil der Tschechei für sich genommen.

Schon die Mundarten, die Stämme, sind geistige Räume nicht nur von ganz verschiedener Größe, sondern auch von ganz anderer Würde und Wesensart als die Schriftsprachen, die Völker. Doch auch die Kleinsprachen, das Dänische, das Tschechische, das Lettische, können unmöglich neben Weltsprachen wie das Englische, das Deutsche, das Französische, das Spanische gestellt werden, wenn Tatsbestände nach ihrem Rang und ihrer Wirklichkeitsbedeutung geordnet werden. (S. S. 176 ff.)

Eine Hochsprache, die in Jahrhunderten gewachsen und in ihrer Sonderart gereift ist, an der Millionen mitgearbeitet haben, die eine reiche Literatur entfaltete, ist ein Gebilde von grundfänglich anderem Range als jene Schriftsprachen, die eben erst aus Mundarten hergestellt wurden, bei denen noch allzu deutlich zu erkennen ist, daß alle höheren Begriffe einfach aus anderen Sprachen übernommen sind und nur einen eigenen Lautmantel erhalten haben. M. H. Boehm spottet mit Recht: „Diese Versuche der Kleinvölker zur Eigenstaatlichkeit, die ihnen mehr oder minder in den Schoß gefallen ist, nun auch eine prima Eigenkultur und eigene Kultursprache bei ihren Gelehrten in Auftrag zu geben, könnte man als eine im Grunde groteske Spielerei sich selbst überlassen, wenn nicht europäische und zugleich deutsche Lebensfragen dadurch in einer sinnlosen Weise künstlich verwickelt würden.“

Man frage nur Engländer und Franzosen, ob sie diesen Kleinsprachen denselben Rang einräumen wie ihren Weltsprachen. Man frage sie, was sie empfinden würden, wenn ihre Volksbrüder mit Gewalt dazu gebracht würden, nur noch litauisch zu sprechen, um ihnen klar zu machen, was das deutsche Volk in Mitteleuropa alltäglich erleidet.

Schon ein deutscher Gelehrter, der nicht englisch und französisch fließend liest, ist wesentlich gehemmt. Ein tschechischer, dänischer, litauischer Gelehrter ohne eine der Weltsprachen ist eine Unmöglichkeit. Das gleiche gilt für andere Verufe. Es ist, wo bestimmte geistige und berufliche Traditionen den Angehörigen von Kleinvölkern den Zugang zu einer „Weltkultur“, zur „Weltliteratur“ offen halten wollen, ganz unerläßlich, daß eine Welt-

sprache nicht nur gerade verstanden wird, sondern daß man geistig in ihr zu leben vermag. Nur beschränkte nationale Eitelkeit kann sich, zum Schaden für ihr Kleinvolkstum, dieser Einsicht versperren.

„Jedes große Kulturvolk hat über seinen Sprachboden hinaus einen Kulturbereich, den es seinem Volkskreise zurechnen darf, wie die Engländer die keltischen Siedlungen auf ihrer Insel, die Franzosen die Bretonen, die Deutschen die von rätoromanisch redender Bevölkerung bewohnten Täler der Schweiz und des östlichen Südtirols.“ (Panzer.) Die Kleinvölker und die Einzelsämme in Europa leben notwendigerweise heute in einem geistigen Kleinraum und zugleich in einem geistigen Großraum. Wo ein Kleinvolk klug genug ist, erkennt es diese Tatsache an. Die Ungarn etwa sind sich ihres nationalen Stolz und ihrer nationalen Eigenart meist sicher genug, um durch ihr tatsächliches Verhalten anzuerkennen, daß sie im Ausstrahlungsfeld des deutschen Raumes liegen. Die Besonneneren unter ihnen wissen, daß sie in dem Augenblick auf den Balkan rücken, in dem sie den Chauvinisten nachgeben, die die Kenntnis der deutschen Sprache bei den gebildeten Ungarn beseitigen wollen. Sie wissen, daß sie die räumliche Lage ihres Gebietes verändern in dem Augenblick, in dem sie die Zufühlung mit dem großen Volk verlieren, mit dem sie durch viele politische und kulturelle Belange verbunden sind.

Der geistige Raum der Grosssprachen, der Weltsprachen reicht viel weiter als die Bevölkerung, die diese Sprache als einzige Muttersprache spricht. Aber wie es überall höchst erwünscht ist, daß die Mundarten nicht von der Hochsprache erdrückt werden, ist es andererseits nicht erwünscht, daß die Mundarten sich verselbständigen und daß die Kleinsprachen nur Sprengmasse, Unruheherde zwischen den großen Kulturen sind. Daß die Kleinsprachen Kleinstaaten bilden, die nur Scheinstaaten sind im Solde größerer und mächtigerer Gruppen. „Il y a des races trop jeunes ou trop peu nombreuses pour pouvoir prudemment ambitionner l'indépendance nationale et constituer des Etats autonomes.“ (Chollet.)

Aufgabe dieser Erörterung kann es nicht sein, im besonderen Vorschläge für irgendeine bestimmte wirkliche „Rechtserneuerung“ zu machen. Hier waren die grundsätzlichen Tatbestände auf ihre Wesenseigenart hin zu prüfen, hier war vor allem zu zeigen, daß die geistigen Räume, die mit gleichartigen Ansprüchen auftreten, ihrem Rang und Wesen nach oft genug nicht wirklich gleichartig sind. Nur solcher genauen Kenntnis der Tatbestände wird eine befriedigende Rechtserneuerung gelingen. Eine sinnvolle politische Gliederung vor allem Ost- und Südost- und Mitteleuropas kann erst dann gegeben werden, wenn nicht jeder Splitter oder Splitter vom Splitter eines Sprachentums seine politische Extratour tanzen darf, sondern wenn der Größen- und Rangwert der Räume gerecht abgewogen wird.

Wer hinter den politischen Räumen, die für Millionen in Europa nur Gefängnisse sind, die natürlichen Räume zu sehen vermag, die allein Grundlage für eine gerechte politische Ordnung sein können, der muß eine erneute Flurbereinigung wollen, eine Neuregelung der Grenzen. Der muß gegenseitige Garantie der Kulturautonomie aller Schriftsprachgruppen wollen, der muß Großräume, „Überstaaten“ nach den gegebenen geophysischen Bedingungen wollen, Staaten, in denen die Volkstümer politisch geordnet, aber nicht zerschnitten und zerrissen und vergewaltigt werden. In denen Völker in friedlichen Lebensgruppen vereint sind. In denen Spielraum bleibt „für die im Lebensdrang wurzelnde Unruhe“, in denen

ein „dynamischer Frieden“ verwirklicht wird. Der Feudalstaat alter Art mit dem Grundsatz: Gewalt ist meine Ehre, meine Grenzen reichen grundsätzlich so weit wie meine Macht, bedeutet Verewigung des Krieges in unserem alten Erdteil, bedeutet eine unmäßige Kräftevergeudung, die anderen Erdteilen bald einen großen Vorsprung vor Europa bringen müßte. Der Staat muß die Gesellschaft der organisierten Gemeinschaften werden.

Diese staatlichen Neubildungen brauchen durchaus nicht rang- und würdelos und ohne eigenes Ethos zu sein, wie es etwa Herz wünscht, wenn er sagt: „Es genügt, daß soviet Staat da ist, daß in einem gewissen Territorium eine engere Gemeinschaft des materiellen und geistigen Verkehrs ermöglicht wird.“ Aber die Absage an den unumschränkten imperialistischen Machtstaat, dessen Hauptaufgabe Erweiterung der Macht ist, muß von den Menschen, die das Beste des deutschen Volkes wollen, mit Entschiedenheit und Ehrlichkeit gewagt werden.

Schön geträumt, dieser Gerechtigkeitsstaat Utopien! — Gewiß, diese Erde ist wahrlich kein Paradies, in dem die Wölfe friedlich neben den Lämmlein grasen. Gewalt fährt auf den Straßen, hartherzige, spottende Gewalt.

„Stehen andere Völker neben uns in der Welt mit einem gesunderen Appetit, mit robusterem Gewissen und härteren Knochen, Völker, die noch die Leidenschaft und Kraft des Herrschens und Eroberns haben, Löwennaturen oder wie immer man sie sonst bezeichnen mag, so habe ich die Wahl, sie niederzustrecken, wenn einmal sie mich als Beute erkoren haben, oder aber die Segel vor ihnen zu streichen, ein verachteter und verächtlicher Untergebener und Diener zu werden. Auch nicht einen Pfifferling kümmert sich das Weltgeschehen um unsere Seelennöte und -bedürfnisse, es reißt und stellt uns mitteillos in weite und große Zusammenhänge, um uns zu krönen und zu segnen, wenn wir den Aufgaben, die es uns stellt, gerecht werden, um uns als unbrauchbar und unwürdig zur Seite zu schieben, wenn wir unseren Tag nicht erkennen und scheu und schämig, großmütig und ängstlich zurückweichen.“ (Colsmann.) Was die Gerechtigkeit zwischen den Völkern erstrebende Einrichtung des Völkerbundes für die Franzosen bedeutet, sagt ein ehemaliger französischer Minister (Hennessy) im Quotidien. „Wenn Worte Sinn haben, dann bedeutet das doch, daß man den Völkerbund bejaht, um mit ihm und allen damit zusammenhängenden pazifistischen Verträgen jedem etwaigen Gegner moralisch die Hände zu binden und ihn vor der Weltmeinung von vornherein ins Unrecht zu setzen, — daß man selber aber nicht im allergeringsten an Verträge glaubt, sondern sich restlos auf die schimmernde Wehr verläßt . . .“.

Es ist wohl zu verstehen, wenn im Hinblick auf die harte, bittere Wirklichkeit in deutschen Patrioten die Anschauung wachsen muß, daß es unsinnig und gefährlich ist, für ein Zeitalter der Gerechtigkeit zu arbeiten. Es darf scheinen, als ob solche Arbeit den deutschen Selbstbehauptungswillen lähmt, der heute nur auf Rache und Sühne sinnen sollte für all das unsägliche uns angetane Unrecht, für die unerträglichen Demütigungen, die die Drangsalierung unserer deutschen Brüder für das ganze Volk bedeutet. Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Nur zu grimmig hat Mussolini gesagt, die Rechtsgrundsätze, für die sie während des Krieges zu kämpfen behauptet hätten, erkannten die Italiener heute nicht mehr an, heute gelte für Italien nur der eine Grundsatz rücksichtsloser Selbstsucht.

Die französischen Gelehrten, die vor und während des Krieges es in allen Tonarten als Verbrechen der Mittelmächte schalteten, Völker zu vergewaltigen, haben längst umge-

lernt und verkünden heute das Gegenteil. „Man muß in nationalen Fragen vermeiden, allzu logisch zu denken.“ (Louis le Fur: *En fin de compte, il faut, en matière de nationalisme éviter tout excès de logique abstraite.*) Johannot, der viel gefeierte Verfasser des *Principe des Nationalités* schilt zwar den preussischen Gewaltstaat, aber er verkündet doch, daß die Franzosen die Irrtümer Napoleons III., die Irrtümer der Revolution, daß Staaten Rechtsstaaten für ihre Bevölkerung sein müßten, als Irrtümer erkennen sollten. Sie hätten kein Interesse, das Nationalitätenprinzip aufrecht zu erhalten, im Gegenteil, sie hätten dessen Rückwirkungen zu fürchten. Die Wahrheit sei allein, daß jeder Staat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht hätte, seine Grenzen so weit auch in fremdes Volkstum hinein auszudehnen, als er nur immer die Macht habe.

Italiener und Franzosen legen entschlossen mit einer deutlichen Gebärde ihre alten Ideale beiseite. Die Engländer fühlen sich dabei etwas verlegener. Sie verleugnen die so laut verkündeten Ideale zwar gar nicht oder selten mit Worten, aber doch entschieden genug in Taten. Wo immer ein bedrängtes Volkstum um Hilfe ruft, da klopft ihm der Engländer wohlwollend auf die Schultern und sagt: Schrei nur nicht so, mach nicht solchen Lärm, du schädigst deine eigenen Interessen. Du brauchst doch Ruhe und Frieden, darum sei um Gottes Willen stille. Gedulde dich, es werden schon wieder bessere Zeiten kommen.

Es kann gewiß leicht sinnlos scheinen, unter diesen Umständen Recht zu fordern, wo Gewalt als die einzige Wirklichkeitsgröße anerkannt wird, wo der Rechtsuchende nur höhnisch belächelt wird. „Prinzipien und Ideale sind doch nicht dazu da, daß wir an ihnen verenden und untergehen.“ Das Unrecht herrscht heute zweifellos den Volkstümern gegenüber mit einer Rücksichtslosigkeit, wie nie in einem anderen Zeitalter der Weltgeschichte.

Und doch wird dieses Ideal des Rechtes die Erde umgestalten, wenn es nur getreue Knechte findet, die ihm nicht mit Wortbekenntnissen allein, sondern mit Taten und Opfern in klarer, nüchterner Erkenntnis der harten Wirklichkeit dienen, unter Umständen mit den Waffen in der Hand dienen.

Die realpolitischen Aussichten dieses Kampfes sind durchaus nicht so schlecht, wie es heute leicht scheinen kann, wo die Gewalt so üppig einhergeht.

Die Waffe der Idee, die zu führen wir ein größeres Recht haben als unsere damit so erfolgreichen Gegner während des Weltkrieges, müssen wir mit derselben Gewandtheit zu führen lernen wie diese. Das jetzt so oft höhnisch verspottete, scheinbar nur für eine Welt von Engeln mögliche Ideal, daß Staatsmacht überall auf Erden seine Grenzen im Volksrecht auf Selbstentfaltung und Selbstbestimmung finden soll, vermag zu einem Machtmittel zu werden von stärkerer Sprengkraft als Dynamit und festerer Haltekraft als Stahlketten. Alte Staaten, die sich ihm widersetzen, werden sich daran zerreiben, neue Staaten, die seinem Gesetz gehorchen, werden herrlich aufblühen.

Die Deutschen aber sollten ihre Sendung darin erkennen, die ersten Vorkämpfer für dieses Ideal zu werden, zum Wohl und zur Ehre des deutschen Geistes und zum Besten der Welt. Es scheint uns trotz aller Bitterkeit alltäglich erlittenen Unrechts, als könnte jenes Hochziel, das unsere Gegner im Kriege so lärmend den Ohren der Welt predigten, für das sie die ganze Erde im Kampf gegen uns vereinigten, uns scheint, als könnte die Idee des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, die ihnen heute eine peinliche Erinnerung an maßlose Heuchelei und Niedertracht ist, uns Deutsche in eine bessere Zukunft führen.

Wir müssen immer wieder Franzosen und Italiener und Engländer zu Zeugen wider sich selbst machen.

Das Italien Mazzinis, der da sagte: „Volkstum ist heilig“, ist zwar heute unterdrückt und stumm, aber es wird eines Tages wieder auferstehen. Ein Pole verkündet in der *Gazeta Olszynska*: „Die ganze Welt erkennt an, daß Nationalität, Muttersprache, heimische Sitten und Gebräuche Schätze und Eigentum eines Volkes, daß alle Angriffe auf diesen Schatz und dieses Eigentum Barbarei, Diebstahl und Verbrechen sind! Es gibt keine Entschuldigung für die Entnationalisierungspolitik. Für diese Politik gibt es keine Rechtfertigung, keine Begründung. . . Man kann sie nicht begründen mit dem Hinweis auf eine dieser Minderheit vom Ausland gewährte Hilfe; denn jeder Staat hat die Pflicht, seine Minderheit im Auslande zu unterstützen. Man kann sie nicht mit einer feindlichen Haltung der Minderheit begründen. Man kann eine feindliche Haltung nicht in der Tatsache erblicken, daß diese Minderheit nicht eine fremde Nationalität annehmen will; denn eine solche Haltung ist für jedes Kulturvolk erforderlich, das Ehre und Nationalstolz besitzt.“

Es war ein Franzose, der Abbé Gregoir, der 1797 sagte: „Die Völker sind voneinander unabhängig und souverän, wie groß auch die Zahl der Individuen sein mag, die zu ihnen gehören, und die Ausdehnung des Gebietes, das sie inne haben. Diese Souveränität ist unveräußerlich.“

In einem englischen Buch über die Allied and American peace terms heißt es: „Wer die Aufreizung zu Kriegen beseitigen will, muß grundsätzlich einen positiven Schritt vorher unternehmen, der in der Anerkennung der Lebensäußerungen der Volkstümer besteht.“

Lord Robert Cecil verkündet: „Zuerst und hauptsächlich kämpfen die Alliierten für die Freiheit der kleinen Völker, damit sie in Zukunft von der Tyrannei ihrer mächtigeren Nachbarn befreit werden und ihr eigenes nationales Leben und ihre Institutionen entwickeln können.“ Wir brauchen schließlich nur die Schriften Masaryks über das Selbstbestimmungsrecht verbreiten zu helfen, allerdings mit einem Anhang, wie die Tschechen die Ideale des Schöpfers ihres Staates in der allergemeinsten Weise verleugnen. Wie sie als die Nutznießer der Weltpropaganda für das Right of Selfdetermination am wenigsten gewillt sind, das ihnen selbst gewährte Recht auch dem deutschen Volk zu gewähren.

Nur mit einem international wirksamen Ideal können wir heute dem deutschen Volk die nationale Freiheit erkämpfen. Fremder Argwohn wird dann am leichtesten neue deutsche Macht und Größe erträglich finden, wenn er vor aller Augen von der Hoheit des sittlichen Rechtes, für das die deutsche Größe steht, beschämt wird.

Gewiß sind wir Deutschen noch allzu ungeschickt zu solchen Werbefeldzügen. Es liegt soviel näher, mit den Fäusten um sich zu schlagen. Aber unser Schicksal hängt davon ab, ob wir es lernen, wie die gerissenen Politiker unserer Feinde das Ohr der Welt zu gewinnen, für eine bessere Sache als die ihre das Gewissen der Menschheit zu wecken, die Fahne in Ehren zu bringen, die unsere Feinde zum Siege über uns vor sich her trugen, die sie aber nach dem Siege mit Füßen traten. Unser Schicksal hängt davon ab, daß wir im Selbstbestimmungsrecht der Völker nicht nur das Hochziel, sondern die Waffe entdecken. Wir müssen wissen, daß solche Waffen aus der Kustkammer Sichtes schon heute schärfer sein können und spitzer als französische Bajonette. Noch ehe es Abend wird, werden wir uns über die große Zahl der Bundesgenossen hinter unserer Fahne wundern, wenn wir uns nur

entschieden genug und klar genug zur geistigen Führerschaft in diesem Kampf bekennen, wenn wir nur hier unsere nationale Sendung für die internationale Gesellschaft der Völker freudig bejahen.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß diese Waffe der Idee unter manchen Bedingungen ihre volle Schärfe nur dann haben kann, wenn ein opferbereites und wohlgerüstetes Heer bereit ist, für das Recht auch äußere Macht zu erkämpfen. Aber wir müssen streng allen Versuchungen widerstehen, die Macht zum Selbstzweck werden zu lassen. Und nur wir Deutschen — und vielleicht einmal die Angelsachsen werden unter den abendländischen Völkern die Kraft dazu aufbringen.

Die schärfer gewordenen Augen der Kommenden werden auch an den Staaten nur dort Glanz und Majestät entdecken, wo diese in weiser Besinnung die Herrlichkeit des Dienstes an Völkern als Persönlichkeiten als ihre wesentliche Aufgabe erkannt haben. Und diejenigen Völker werden den Glanz und die Majestät ihrer Staaten am sichersten mehren, die am weitesten ihre Entwicklung vollendet haben, daß sie aus der Wesenseinheit „Volk“ zur selbstbewußten Wesenseinheit „Nation“ wurden.

Schmach darum den Deutschen, die glauben, durch schwächlichen Verzicht auf berechnigte deutsche Ansprüche dem Frieden der Welt dienen zu dürfen oder auch nur zu können, die immer noch nicht die Not des Geringsten ihrer Volksbrüder als ihre eigene empfinden, die nicht das letzte Opfer an Gut und Blut für ihre eigentliche Heimat, für das geistige Reich ihrer Väter zu bringen bereit sind. Erst wenn das deutsche Volk wahrhaft zur deutschen Nation geworden ist, wird es die Macht haben, wird es die politische Macht sein, die mit wirklichem Nachdruck die Gerechtigkeit auf der Erde zu vermehren vermag, wird es ein glanzvolles Reich zu bauen vermögen. Diese Aufgabe, das Volk zur Nation zu erziehen, in ihm den Freiheits- und Selbstbehauptungswillen zu stärken und zu mehren, bleibt die erste und wichtigste aller deutschen Aufgaben.

Volk muß Nation werden!

Zurückweisung der Standesinternationale

Die hier und dort behauptete Wesensverschiedenheit zwischen deutschen Arbeitern und deutschen Bürgern, zwischen deutschen Katholiken und deutschen Protestanten besteht in Wahrheit nicht wirklich in dem Maße, daß der deutsche Arbeiter seinem schwedischen oder indianischen „Genossen“ wesensähnlicher wäre als dem deutschen Bürger oder daß der deutsche Katholik dem spanischen oder italienischen stärker gliche als dem deutschen Protestanten. „Das Christentum in England ist englisches Christentum, das eine Volksgeschichte hinter sich und ein nationales Ideal vor sich hat. Der Sozialismus Englands ist englischer Sozialismus, der von englischer Kultur seine Farbe erhält und darauf hinziele, englische Aufgaben nach englischen Methoden zu lösen. Diese sogenannten „identischen“ Religionen und sozialen Glaubenslehren erweisen sich bei näherer Prüfung als grundsätzlich verschiedener Ausdruck unterschiedlicher nationaler Geistigkeit.“ (Dale-Smith.)

In das Volk wächst jeder Arbeiter und Bürger, jeder Israelit und Katholik unausweichlich, zwangsläufig durch unbewusste Erziehung hinein, durch Sprechen und Nachsprechen. In die deutsche Nation jedoch wird er erst durch bewusste Maßnahmen hineinerzogen. Er muß dazu verstehen lernen, was die Wesensgemeinschaft ihm bedeutet, er muß in seinem Willen beeinflusst werden, seine Eigensucht zu überwinden und sich nicht der natürlichen, unmittelbaren Pflicht gegen die Gemeinschaft zu versagen, die jeden Menschen erst recht eigentlich zum Menschen macht. Glücklich sind die Völker, bei denen auch diese Erziehung zur Nation mit wenig Lärm und Haß in aller Selbstverständlichkeit vor sich geht, bei denen sie in jedem Gespräch zwischen Vater und Sohn, bei jedem Fußballspiel, bei jedem Promenadenkonzert, in jeder Rechenstunde ihre stille Wirkung übt.

Aber ein Volk, das in dieser Entwicklung von der Wesenspersönlichkeit zur Willenspersönlichkeit noch so weit zurück ist wie das deutsche, muß erst in Mühen und Arbeit das „Volk-sein“ als Tatsache, das Nationwerden als Aufgabe begreifen lernen. Wenn auch der deutsche Sozialdemokrat zum deutschen **V o l k** gehört, wenn auch theoretisch von der Sozialdemokratie das Recht und die Pflicht zum **N a t i o n** sein des Volkes durchaus anerkannt wird, der praktischen Arbeitspflicht an dieser Aufgabe genügt sie nicht.

Die Mahnung eines Thomas Mann an die Republikaner, die Feinde des neuen Staates mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, indem man sich freudig, ja wirklich freudig zum Deutschtum und zu nationalen Pflichten bekennt, ist im ganzen doch ungehört verhallt, so ermunternd der Dichter auch spricht: „Darum ist anzuraten, daß auch die ‚Republikaner‘ bedacht seien, den ‚Monarchisten‘ den Wind aus den Segeln zu nehmen: den nationalen nämlich, und sie nicht allein damit segeln zu lassen. Nicht ihnen allein das Wort lassen sollten sie, wenn es um Ehre und Schande geht, um Liebe und auch um Zorn. Das Lieb aus dem Munde nehmen sollten sie ihnen, wie es herzlich und schlau Vater Ebert getan in

seinem Erlass am Verfassungstage, worin er den Völkischen das „Deutschland über alles“ aus dem Munde nahm und erklärte, es sei gar nicht ihr Lied, es sei mindestens so sehr das seine, und nun stimme er es an aus gewölbter Brust.“

Wenn das von Vater Ebert zum deutschen Nationallied bestimmte „Deutschland über alles“ gesungen wird, dann sehen sich die Genossen doch oft genug noch verlegen an, manche singen mit, aber gewölbte Brüste wird man wohl nicht oft sehen.

Gewiß hat der alte bürgerliche Staat ein gemessenes Maß von Schuld an dieser Haltung der Sozialdemokratie. Genau so wie den Juden ist den Sozialdemokraten allzuoft ihre Vaterlandslosigkeit auch o h n e berechtigten Grund vorgeworfen worden. Es war allzu billig, all das, was den Bürgerlichen unbequem war, einfach antinational zu schelten. So ist es fast natürlich, daß sie verstoßt wurden, daß sie wie die Geusen ihren Schimpfnamen zum Ehrennamen machten und nun trozig-eigensinnig an den Begriffen Menschheit und Internationale einen Glanz zu entdecken suchten, der bei ehrlichem Hinschauen als trügerischer und gleichnerischer Glitter erkannt werden muß. So ist heute der deutsche Sozialismus als Ganzes gesehen in nationalen Angelegenheiten unsicher und leisetretetisch.

Wohl hört man auch aus dem sozialistischen Lager Stimmen, die an die nationale Pflicht mahnen. Vor allem zu nennen ist hier das prächtige Büchlein von Hermann Heller: „Sozialismus und Nation“, das, vom Arbeiter-Jugend-Verlag herausgegeben, sich unter das Leitwort stellt:

Der Morgen, das ist meine Freude!
Da steig ich in stiller Stund'
Auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!

(Eichendorff.)

Aber Bücher wie dieses mit einem so entschiedenen Mut, Illusionen als Illusionen zu erkennen und zu verwerfen und sich gegen geläufige Parteimeinungen zu wenden, werden unter Sozialisten nicht viel gelesen. Von einem Feuer, an dem sich sozialistische Jugend nicht dem Kampf für ihre eigenen Rechte und g e g e n ihre deutschen Volksbrüder anderer „Klasse“, sondern dem Kampf f ü r ihre deutschen Brüder in Ketten und Kertern fremder Gewalthaber gelobte, habe ich noch nichts gehört. Ebenso habe ich noch keine sozialistische Zeitung mit einer Beilage für das Auslandsdeutschtum gesehen.

Die Entschuldigung für dieses Verhalten: Der Arbeiter könne kein Gefühl für ein Volk und ein Vaterland haben, das ihm die natürlichsten Menschenrechte versagt, das ihn nicht an der Kultur teilnehmen lasse, das ihm gar keine Zugangswege gebe zu den wirklichen hohen Gütern der volkstümlichen Kultur, die er verteidigen solle, ist oft genug von Sozialisten selbst als nicht stichhaltig erwiesen worden.

Wolfgang Heine sagte sogar schon vor dem Umsturz, die Zeit sei vorbei, wo dieses behauptet werden durfte. Der Antinationalismus habe keine Berechtigung mehr, „sobald in breiteren Volkskreisen ein selbständiges geistiges Leben beginnt, die Religion nicht mehr von einem fremdsprachigen Klerus gelehrt, sondern im Herzen des Volkes erlebt wird, eine vom Volk mitempfundene Kunst erblüht, die Wissenschaft aus der Studierstube des Gelehrten heraustritt. Alle diese Regungen neuen Volkslebens sind gebunden an die gemeinsame Sprache, an wechselseitiges Verstehen und einheitsliche Arbeit. So bildet sich ein gemeinsamer Geist, das Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit, die viel inniger ist als die auf bloßer Nachbarschaft oder Versippung oder selbst Zugehörigkeit zum Staat begründete.“

Wie der deutsche Arbeiter in die deutsche Hochsprache hineinwächst, gerade in den letzten Jahrzehnten in den geistigen Raum des deutschen Volkes hineingewachsen ist, hat ein anderer Sozialdemokrat, F. Klatt, in einem schönen Aufsatz im Neuen Deutschland (August-September 1929) gezeigt. Wir geben daraus die Kernsätze.

„In einem früher nicht geahnten Sinn gibt Sprache uns heute das Bewußtsein der geistigen Gemeinschaft. Eine neue Volksgemeinde ist im Entstehen, in der nicht mehr wie früher ein kleiner Kreis der Eingeweihten sich absichtlich und mit allen Mitteln der Herrschaft und des Zwanges sprachlichen Abstand von den anderen wahren muß. Die werdende sprachliche Gemeinde hat durchaus den Willen, die Gesamtheit des Volkes zu umfassen. Und zwar von den bisher geistig unterdrückten Volksteilen geht dieser Wille zur Gemeindebildung aus. Es handelt sich deutlich um eine geistige Befreiung, um ein allmähliches ‚Zur-Sprache-kommen‘ großer Teile des Volkes, die bisher stumm waren und sich nicht auszudrücken vermochten.“

W. Heine bezeichnet es als ein besonderes Verdienst der Sozialdemokratie, daß sie den deutschen Arbeiter zum Deutschen gemacht hat, indem sie ihm den Zugang zum deutschen Geistesleben eroberte. „Es ist das Verdienst der modernen Arbeiterbewegung, obgleich sie das Schablonenwort, ‚der Arbeiter hat kein Vaterland‘ wiederholte, daß sie doch durch die Erweckung geistiger Bedürfnisse und durch den gebiegenen Inhalt ihrer Presse die Proletarier zu Teilnehmern an der deutschen Kultur gemacht und nationales Verständnis in ihnen erzeugt hat . . . Internationale und Vaterland sind von nun ab verbunden. In der Internationale findet die Unabhängigkeit der Nation ihre höchste Gewähr . . . Man könnte fast sagen: Ein wenig Internationalismus entfernt vom Vaterland, viel Internationalismus führt zum Vaterland zurück. Ein wenig Patriotismus entfernt von der Internationale, viel Patriotismus führt zur Internationale zurück.“

Gegenüber dem warmen Bekenntnis zum Volkstum, das auch bei Sozialdemokraten immer wieder zu finden ist, steht aber doch eine verhängnisvoll zaghafte Haltung der deutschen Partei als eines Ganzen, wenn es gilt, den fremden Sozialisten gegenüber die Rechte des deutschen Volkes zu betonen. Mag man es immerhin verstehen, daß sie klug genug sind, zu wissen, wie völlig aussichtslos es ist, von ihren „Genossen“ unter den fremden Völkern mit allem Nachdruck wirkliche Duldsamkeit gegenüber ihren deutschen Volksbrüdern zu verlangen, so ist es doch nicht zu rechtfertigen, ja es ist ein Vergehen an deutschen Belangen, wenn sie andererseits den Massen doch immer wieder Glauben an diese selbe Internationale predigen, von der die Führer nicht einmal die allereinfachsten Menschenrechte ernstlich zu fordern wagen.

Und nun gar die fremden Sozialisten, wenn es nicht um ihre eigene Not, sondern um die andersvölkischer Genossen geht! Macdonald widerrief, als er aus der Opposition in die Regierung gekommen war, einen Aufsatz, in dem er für die Rechte der Minderheiten eingetreten war. Daß belgische, französische, elsässische, dänische, tschechische Sozialisten zu den allerschlimmsten Feinden des deutschen Volkstums gehören, ist bekannt. So sieht vorläufig noch die Internationale aus — und wird sie immer aussehen —, die sich in ihren Liedern so stolz rühmt, die Menschenrechte erkämpfen zu wollen. So sieht dem Selbstbestimmungsrecht der Völker gegenüber die internationale Solidarität der Sozialdemokratie aus, an die im Ernst nur deutsche Literaten glauben und zu der sich nur Parteidemagogen bekennen, die nicht den Mut haben, einen Irrtum als Irrtum zu bekennen und aufzugeben.

Es ist nichts auf Erden so gefährlich, nichts entsetzlicher die Beziehungen unter den Völkern so sehr, reizt so sehr zu Kriegen, wie das stille Dulden des Unrechts, das die So-

zialdemokratie den Massen allzu gern als sittliche Tugend oder als besondere Klugheit hinstellen sucht, sofern nur ein fremder Staat der Unrechttäter ist. Der grundsätzliche Verzicht auf außenpolitische Staatsmacht, der für viele Sozialisten des Deutschen Reiches Leitsatz des Denkens ist, schafft die unerträglichen Spannungen in Europa. Wie weit entfernt sich diese Sozialdemokratie von den Anschauungen Liebknechts: „Wenngleich die Sozialdemokratie Gegnerin des Militarismus ist, so will sie doch keineswegs das Vaterland wehrlos machen. Wer ihr das nachsagt, der sagt die Unwahrheit, der ist ein Verleumder. Die Sozialdemokratie verlangt den denkbar höchsten Grad der Wehrhaftigkeit.“

Man kann mit Recht sagen, daß durch keine Macht die internationale Abrüstung so aufgehalten worden ist wie durch die deutsche Sozialdemokratie, die den deutschen Wehrge danken in der Nachkriegszeit allzuoft und allzulaut leugnete, sich nie freudig zu ihm bekannte.

Und weiter. Die Klassenkämpferische Idee in der üblichen deutschen Auffassung, die von vornherein auf niedrigste Neidinstinkte pocht, die den Bürger als unter allen Umständen niederträchtig, verächtlich, hassenswert hinstellt, dürfte sich kaum mit dem richtig verstandenen nationalen Gedanken vereinigen lassen. Selbstverständlich hat die Arbeiterschaft nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, für ihre Rechte zu kämpfen, sich das höchste Maß auch an Lebensgenuß und Lebensbehaftigkeit zu erkämpfen, das mit dem Gesamtinteresse irgendwie vereinbar ist. Dieser Kampf ist ja durchaus, wie dargestellt worden ist, ihr Kampf darum, in vollere Sinne Deutsche zu werden. Aber dieser ideale Kampf der Arbeiterklasse um ihre heiligen Rechte wird vom demagogischen Bonzen tum allzuoft so verzerrt, daß Sozialismus schließlich nur mehr „Solidarität im Neid“, „Summierung des Einzelegoismus“ bedeutet. Dazu kommt, daß die Tonart und der Geist dieses Kampfes zum Schaden unserer nationalen Gesamtenergie so ganz anders sind als etwa bei den Engländern. Der englische Bergarbeiterführer Coof sagte einst: „Ich kann es dem reichen Grubenbaron nicht verdenken, wenn er einen ganz anderen wirtschaftspolitischen Standpunkt hat als der Bergarbeiter. I don't blame him. An seiner Stelle würde ich wahrscheinlich ebenso denken und handeln. Aber wir von unserem Standpunkt müssen ihn bekämpfen und werden ihn mit zäher Energie zu Boden zwingen.“ Diese Ehrlichkeit, „Ich an seiner Stelle würde ebenso handeln“, nicht, weil ich ebenso „schlecht“ wäre wie er, sondern weil ich außer meinen eigenen Interessen auch die der Allgemeinheit anders sehen müßte, diese sportsmännische Ehrlichkeit, die nicht die Ehre des Gegners verunglimpft, die Konservative, Adlige und Arbeiterabgeordnete in ihrem Privatleben die allerbesten, allerherzlichsten Freunde sein läßt, die sich in ihren Ferien besuchen und sich zu Familienfesten einladen, diese Hochachtung vor dem Gegner wird man in der deutschen sozialistischen Presse noch oft genug vergebens suchen. Das gilt in erhöhtem Maße für die kommunistische Internationale. Wenn sie allerdings auch im allgemeinen für die Rechte der unterdrückten Minderheiten mit viel stärkerem Nachdruck eingetreten ist als die Sozialisten — über das Kapitel Georgien sei hier geschwiegen —, so darf man doch allzusehr den Eindruck haben, als seien nur taktische Gründe dafür maßgebend.

Srampler sagt: „Für die Bildung einer Willensgemeinschaft ist notwendig, daß die Werte erkannt sind, auf deren Erhaltung und Entfaltung sich der Wille der Glieder der Gemeinschaft richten soll.“ Er hätte besser gesagt, „a n e r k a n n t“ sind. Denn das Wissen einzelner um Wahrheit und Recht genügt nicht. Es ist nötig, daß das als richtig

und notwendig Erkannte auch gewollt wird, wirklich in den M a s s e n, wirklich vom ganzen Volk g e w o l l t wird. Und das kann nur erreicht werden durch bewußte, einheitliche E r z i e h u n g s m a ß n a h m e n, die n i e m a n d s t ö r e n d a r f.

Volk ist nie von selbst Nation, sondern es wird erst in Mühen und Arbeit der Verantwortlichen und Führenden sich seiner selbst bewußt, es erwirbt nur in Mühen und Arbeit in allen seinen Schichten den festen und harten Willen, sich gegen die Widerstände der Welt zu behaupten. Nur wenn die Verantwortlichen in a l l e n Parteien diese E r z i e h u n g mit freudigem Eifer wollen, kann ein Volk sich zur Nation vollenden.

Möchte bald unserem Volk der Tag kommen, an dem Volk Nation geworden ist, an dem der laute, lärmende, aufreizende Nationalismus sinnlos wird, sinnlos wie jedes Reden über Selbstverständliches.

Die schwarze Internationale

In dem Vorwurf, die „schwarze Internationale“, der Katholizismus sei grundsätzlich antinational eingestellt, können wir keinerlei Berechtigung erkennen.

Wohl haben religiöse Eiferer hier und da im nationalen Gedanken Beeinträchtigung der Kirchenmacht gesehen und gegen diese Ketzerei gewettert. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hat eine Wiener Synode verkündet, daß die Nationalität ein Rest des Heidentums wäre und die Verschiedenheit der Sprachen nur eine Folge der Sünde und des Abfalls von Gott. Wohl hat es Zeiten gegeben, in denen auch in nationalen Fragen die Herzen eine Entscheidung von jenseits der Berge erwarteten. Wohl hat die Kirche im Entscheidungsfall oft genug Aufgabe der völkischen Schule, des Volkstums empfohlen, wo die Konfession in der völkischen Schule gefährdet schien.

Es ist aber eine unerträgliche Verleumdung, aus Einzelentgleisungen — etwa in Polen und Oberschlesien — auf die Haltung der Kirche und des Kirchenvolkes schlechthin zu schließen. Im Kampf für die Erhaltung des deutschen Volkstums in den bedrohten Gebieten stehen katholische Geistliche oft in erster Linie. Sie bringen die allergrößten Opfer für ihr Volkstum. Noch hat zwar der Vatikan keine eindeutige Antwort auf die Frage gegeben, wie er sich zur Minderheitenfrage grundsätzlich stellt, und die deutschen Katholiken dürfen nicht müde werden, diese Stellungnahme zu fordern. Aber die deutschen Katholikentage haben entschieden genug die Meinung der deutschen Katholiken, ihr Treubekenntnis zum deutschen Volkstum ausgesprochen. Es deckt sich mit dem Wort des Erzbischofs von Cambrai, Jean Cholet: „La religion libre de tout asservissement est la grande inspiratrice de l'idée nationale.“

Der Kardinal-Erzbischof M. v. Faulhaber sagt in einer ausführlichen und grundsätzlichen Stellungnahme zu diesen Fragen:

„Wir können mit ganzer Seele auf dem Boden der kirchlichen Gemeinschaft und auf dem Boden der Volksgemeinschaft stehen.“ — „Wir brauchen nicht die Liebe zu unserer Kirche zu opfern, um die Liebe zu unserem Volk zu retten. Wir brauchen nicht die Liebe zu unserem Volk zu opfern, um die Liebe zu unserer Kirche zu retten.“

Der Katholizismus schlechthin ist nicht eine die Nationwerdung des deutschen Volkes hindernde Macht, diese Aufgabe ist hier zum mindesten grundsätzlich anerkannt.

V o l k m u ß N a t i o n w e r d e n !

Der Kampf für das Deutschtum als Kampf für die Sprache

In der Botschaft, mit welcher der englische Ministerpräsident Asquith im Jahre 1917 die Kriegserklärung Amerikas an das Deutsche Reich begrüßte, befinden sich die Worte: „Es ist niemand unter uns, der nicht jetzt freier atmete, da er weiß, daß infolge des Vorgehens des Präsidenten und des Kongresses der Vereinigten Staaten die ganze englisch sprechende Rasse (race) Seite an Seite kämpfen wird in diesem bedeutungsvollsten Kampfe der Geschichte.“

Dieser Gedanke von der englisch sprechenden Rasse, die in einer Reihe von Staaten wohnt und doch eine kulturelle Einheit mit den allerwichtigsten gemeinsamen Belangen bildet, wurde wohl auch schon vor dem gemeinsamen Kampf des Britischen Reiches und der Vereinigten Staaten gegen Deutschland hier und da einmal ausgesprochen, aber erst im Kriege glühte er ganz deutlich ins allgemeine Bewußtsein.

Schon 1894 sprach Admiral Mahan von der „Möglichkeit einer englisch-amerikanischen Wiedervereinigung“. Er stellte schon damals „das unverkennbare Wachsen gegenseitiger freundschaftlicher Gefühle zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten fest“. — „Das Ideal einer englisch sprechenden Wiedervereinigung war der Mittelpunkt der politischen Bemühungen eines Cecil Rhodes.“ — „Der Sohn des Einwanderers in die Vereinigten Staaten fühlt sich zu Hause in Kanada, Australien oder Britannien, während er sich innerhalb der Tore der Heimatstadt seiner Vorfäter in Zentraleuropa als einzelner Fremder fühlt.“ — „Der einzelne ist ein geistiger Sklave seiner Sprache. Sie steckt die Grenzen seines geistigen Lebens ab, die nur ein Mensch mit außerordentlichen Gaben und ungewöhnlichen Bildungsmöglichkeiten zu überschreiten vermag. Das Gemeinschaftsdenken und der Inhalt seiner Sprache haben völlige Gewalt über den Durchschnittsmenschen. Er ist ein Sklave jener unberechenbaren Macht, die gemeinhin Literatur genannt wird. Alle Jahre seines bewußten Lebens hindurch wirkt sie in Rede und Schrifttum, in Dichtung und Philosophie, Geschichte und Wissenschaft als seine tägliche geistige Nahrung.“ (Beer in *The English Speaking Nations*.)

Vor dem Eintritt Amerikas in den Krieg schreibt ein amerikanischer Journalist: „Wer wird gewinnen? — Ich weiß es nicht. — Wer ist der Beste? Das will ich nicht sagen. Aber eines weiß ich und will ich sagen, ja, ich will es von den Dächern ausrufen: Die britische Kultur ist die unsere. In ihr leben und bewegen wir uns und finden wir unser eigenes Wesen. Jenseits von ihr gibt es für uns keine Zukunft. Wir sprechen eine Sprache, wir lieben eine Literatur, wir erkennen einen gleichen politischen Grundsatz gemäßigter Zentralgewalt und örtlicher Freiheit an: Es ist die Sprache, die Literatur, das Ideal des Briten.“

Dieser Gedanke von der seelischen Gemeinschaft der englisch sprechenden „race“, der

vor dem gemeinsamen Kampfe Englands und Amerikas gegen Deutschland hier und da einmal auftauchte, hat heute eine große Bewegung geschaffen. Das höchste, schönste, modernste Bauwerk in London, das Bush House trägt in riesigen Lettern die Inschrift *To the Friendship of English Speaking Peoples*, und es gibt eine *English Speaking Union*, die über große Mittel verfügt und mit einer Zeitschrift *The Landmark* für ihre Ziele eintritt. Das moderne englische Schrifttum über Volkstumsfragen steht mit Entschlossenheit über die Staatsgrenzen hinweg. So sagt E. J. H a y e s: „Der Gebrauch des Englischen in den Vereinigten Staaten verhindert die Entstehung eines besonderen amerikanischen Volkstums. Englisch sprechende Völker, wo immer sie sein mögen, bilden ein Volkstum für sich, das unterschieden ist von französischem oder chinesischem Volkstum.“ — Wer hinliefte auf die letzten großen Reichskongresse des Britischen Imperiums, der fand immer wieder die Grundstimmung: Die staatlichen Bindungen zwischen den Einzelgliedern des Britischen Imperiums müssen notwendigerweise immer schwächer werden. Es wird nicht mehr lange dauern, dann wird Kanada staatsrechtlich nicht anders zu England stehen als die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Das Britische Imperium als Staatsgebilde sehen wir vor unseren Augen zerbröckeln, es erlebt aber seine herrlichere Auferstehung als eine seelisch-kulturelle Gemeinschaft, die auch die allerschwersten politischen Belastungsproben auszuhalten vermag.

Die kulturelle Verbundenheit aller englisch sprechenden Teile der Welt wird deutlich immer enger, wenngleich sich hier und da ein paar Admirale anblaffen, wenngleich Professoren sich bekannt machen mit der durchaus unrichtigen Behauptung, die englische Sprache spalte sich in zwei Hochsprachen, eine englische und eine amerikanische. Die vereinigende Bewegung ist stärker als die zerspaltende. (Was als amerikanische Sprache angesehen wird, ist amerikanischer Slang, der genau wie der Slang von Oxford Studentinnen aus seinem Abstand von der Schulsprache lebt. Vom Slang auf Sprachspaltung schließen heißt die einfachsten Gesetze des Sprachlebens verkennen.) Die wirtschaftspolitischen Gegensätze zwischen den Briten und den Amerikanern sind sehr viel schärfer als die Gegensätze einer der beiden Gruppen zu den Deutschen. Trotzdem sind auch die politischen Bande zwischen den beiden angelsächsischen Völkern immer enger geworden. Das Joint Statement Hoover-Macdonalds (1929) nennt einen künftigen Krieg zwischen beiden Nationen undenkbar. Der *New Statesman* schrieb dazu: „Die Welt weiß jetzt, daß in allen Fragen des allgemeinen Friedens die englisch sprechenden Nationen gänzlich und unvermeidlich einmütig sind. Es ist kein Bündnis, kein Block, sondern nur eine Gemeinschaft sowohl der Gefühle und der Interessen, die wohl in jeder internationalen Krisis, die vorstellbar ist, zu gemeinsamer Aktion führen muß.“ Die *Times* und der *Daily Herald*, also zwei Blätter von ganz verschiedener Parteieinstellung meinen, das Joint Statement würde die Magna Charta der englisch sprechenden Völker werden.

Die Behauptung, daß Sprache kein Volkstum bilde, wird von einer blinden Wissenschaft gern mit dem Beispiel belegt, daß die *spanische Sprache* in so vielen Staaten gesprochen würde. Die Feder sperrt sich dagegen, es zu wiederholen, und doch muß es immer wieder gesagt werden: Die Wesensgemeinschaft, die durch Volkstum gebildet wird, ist allerdings zunächst stumm, unbewußt, unerkannt. Sie ist durchaus nicht notwendigerweise politische Willensgemeinschaft. Solche echte Wesensgemeinschaft, die gegeben ist durch ein gleiches geistig-seelisches Organ der Weltanschauung, bedingt durchaus nicht mit Notwendigkeit politische Freundschaft oder gar auf politische Einheit hinwirkende Kräfte.

Aber je höher sich die Kultur eines Volkes entwickelt, desto stärker wird allerdings in ihm auch das Bewußtsein von der geistigen Brüderschaft des Volkstums aufbrechen. Und gerade die allerletzten Jahre haben gezeigt, daß auch die in so viele Staaten aufgespaltene spanische Welt, die mit außerordentlichen wirtschaftlichen Spannungen belastet ist, ihre kulturelle Einheitlichkeit zu entdecken beginnt. Am 12. Oktober wird seit wenigen Jahren in 22 Staaten iberischer Abstammung das „Fest der Rasse“ gefeiert, ein Fest, das in seinem Charakter sich durchaus dem britischen Empire Day vergleichen läßt, ein Fest, das da gilt „Banden, leicht wie Luft, aber stark wie Eisenketten“. Ein Fest der Einheit von „111 Millionen Menschen“. In Buenos Aires wurde 1929 das Fest mit einem volkstümlichen Verbrüderungsfrühstück von 17 000 Gedecken gefeiert. Die Zeitungen gaben Sondernummern heraus, es wurden Auszeichnungen verliehen, festliche Umzüge veranstaltet. Der columbianische Gesandte in Madrid führte aus: „Wir sind alle Brüder und Sprößlinge des alten Spaniens. Wir werden immer an seiner Seite stehen in Freud und Leid, denn alle unsere Herzen schlagen gleichgestimmt fürs alte Mutterland. Spanien verdanken wir die Elemente unserer Kultur und unseres Fortschritts, und niemals kann das vergessen werden.“

Welche politische Kraft heute schon die Sprache bedeutet, wird in dem Augenblick klar, in dem wir an die Unmöglichkeit der Vorstellung denken, daß 200 000 Engländer oder 200 000 Franzosen mit der gleichen brutalen Gewalt gezwungen würden, italienisch zu lernen, wie es die Deutschen Südtirols erdulden müssen. Die ganze „englisch sprechende Rasse“ würde „Seite an Seite kämpfen“, um das Unrecht zu beseitigen. „Die Franzosen Kanadas versichern und verkünden, daß sie, die aus Frankreich gebürtig sind, eher ihr Gut und Leben opfern, als die Stimme ihres Blutes verleugnen würden“ — gemeint ist die Sprache. (ils affirment, ils proclament, que, nés de la France, ils sacrifieraient leurs biens, leurs vies plutôt que de renier la voix du sang.)

Die Vorkchaft Asquiths anläßlich der Kriegserklärung an Deutschland ist keine Höflichkeitsphrase, sondern sie kennzeichnet neuzeitliche geschichtliche Gewalten von unermesslicher Wirkung. In der Freundschaft Amerikas und Englands und in der treuen Gefolgschaft der politisch so selbständigen englischen Dominien — die sehr viel selbständiger waren, als wir zumeist wissen — liegt viel mehr als nur Geschäftsgeist und Krämersinn. Darüber sollten wir uns nicht täuschen. Amerika wäre im Kriege auf seiten Deutschlands noch besser auf seine Kosten gekommen als auf seiten Englands.

Es wirkt bei diesem Zusammenstehen im Kriege und nach dem Kriege, in dem Zusammenstehen trotz der schneidenden wirtschaftlichen Gegensätze die bindende Kraft der gleichen Sprache und der wegen dieser gemeinsamen Sprache gemeinsamen Geistesart. Es wirkt das gemeinsame Verantwortungsgefühl, das Angelsachsentum gegenüber dem Deutschtum zu behaupten.

Die Erziehung zu gefühlsmäßigen Urteilen und Vorurteilen, die die Sprachgemeinschaft den jungen Menschen von Kindesbeinen auf genießen läßt, zwingt den Engländer, in politischen Dingen aus einer englischen Einstellung über wahr und falsch, über recht und unrecht zu entscheiden, selbst wenn die persönlichen wirtschaftlichen Interessen des einzelnen ganz andere sind. Die seelischen Belange sind auf die Dauer die wesentlicheren.

Die Presse in englischer Sprache ist auch ohne direkte Lügen über das deutsche Volk immer irgendwie deutschfeindlich. Sie ist deutschfeindlich auch da, wo sie ein Loblied auf deutsche Dr.

ganisation, deutsche Wissenschaft, deutsche Vaterlandsliebesingert. „German“ ist nicht nur ein geographischer Begriff, der sagt, wo die Menschen wohnen, die so genannt werden, sondern er antwortet auch auf die Frage: wie beschaffen. Die Deutschen sind listig, verschlagen, sie sind Menschen, zu denen man eine bestimmte Gefühlsverfassung haben muß. Die Deutschen im englischen Roman, im Kinostück, im Theater stellen immer einen bestimmten „Typus“ dar.

Die bedeutsamste Folge der französischen Revolution ist die, daß sie ein schwelendes Feuer zu heller Flamme entfachte: Die Grenzen des nationalen Ethos fallen seitdem nicht mehr unbedingt zusammen mit den Staatsgrenzen, sondern sie sind mehr und mehr in die Seelen verlegt. Die Grenzen des nationalen Ethos liegen heute vor allem in den Sprachgrenzen. Der Wandel hat sich noch nicht überall vollzogen, aber die Bewegung ist in so starkem Vorschreiten, daß sie bald zum Abschluß gekommen sein wird, hoffentlich erst, nachdem sie früh genug noch das deutsche Volk erfaßt hat.

Noch müssen wir Deutsche den Vorwurf auf uns sitzen lassen, daß wir die letzten sind, die sich selbst entdecken. So ist es zu verstehen, daß in dem Krieg, der Amerika an die Seite Englands führt, die deutsche Schweiz sich wohl über deutsche Siege mehr freut als über die Siege der Alliierten. Weiter reicht aber diese Liebe nicht. Eduard Blocher sagt in seinem Buch „Die deutsche Schweiz“: „Welche Kraft der Sprachgemeinschaft innewohnt, konnte man in den Augusttagen 1914 sehen.“

Trotz allem was vorangegangen war, stellten sich die deutschen Schweizer mit ihren Neigungen auf die Seite ihrer Sprachgenossen im Reich. Niemand hatte das gedacht. Die französischen Schweizer taten, was man von ihnen erwartete; später freilich überstieg das Maß ihrer Leidenschaften die Grenze des für möglich gehaltenen. Es zeigte sich, wie sehr wir alle die Welt mit den Augen derer anzusehen pflegen, die unsere Sprache sprechen, d. h. die am häufigsten zu uns sprechen.“

Wir müssen heute zugeben, daß die Kritik der Feinde am Vorkriegs-Deutschland, das immer nur den Staat sah, das bei „Volk“ immer an „Staatsbürgerschaft“ dachte, manche Berechtigung hatte. Es war in der Tat die an den Staat gebundene Vaterlandsliebe stärker als die an das Volkstum gebundene. Für die Deutschen im Reich existierten die Deutschen in der Schweiz, auf dem Balkan, in Rußland, in Amerika nicht als Volksbrüder.

Die Alliance Française — der kein deutscher Verband entspricht, weil alle deutschen Gründungen nur der Verteidigung, nicht aber wie die französische Organisation der Eroberung dienen — arbeitete schon lange, lange vor dem Kriege mit allerstärkster wirtschaftlicher und moralischer Unterstützung des Staates, damals, als unser Verein für das Deutschtum im Auslande vom Staat so gut wie gar keine Unterstützung erhielt und, neben dem französischen Verband gesehen, nur ein Schatten war. Paris und London waren vor dem Kriege deutsche Großstädte, in beiden Städten lebten annähernd je 100 000 Deutsche, und doch gab es zwischen ihnen kein Verbundenheitsgefühl von tragender Kraft. Überall über die Erde verstreut saßen Deutsche zu Hunderten, zu Tausenden, zu Hunderttausenden, überall als Gruppen besonders fleißiger Arbeiter, die zu Ansehen und Wohlstand gelangten, aber überall waren sie nur Kulturdünger. Es ist ein trauriges Erinnern, wenn wir vergleichen, was damals die Tschechen, Polen, Iren für ihre Nationalität taten.

In der Zeitschrift des Vereins für das Deutschtum im Auslande heißt es von jener

Vorkriegszeit: „Der Begriff deutsch hörte mit den Reichsgrenzen auf. Die fremden Nationen jenseits der Grenze galten als ein Zeichen dafür, daß dort eine Welt war, die uns ferner stand als das Vaterland. Ein Deutscher aus Riga galt als Russe, ein Deutscher aus Prag als Böhme, der Begriff Österreicher stand auf gleicher Stufe mit den anderen fremden Nationen, war also gleich Ausländer. Man sprach bestenfalls von Deutschrussen, Deutschtürken, Deutschpolen, Deutschbrasilianern, statt von Wolgadeutschen, Schwarzmeerdeutschen, Deutschen in Brasilien. Diese Anschauungsweise, die nach der Staatszugehörigkeit, aber nicht nach der Volkszugehörigkeit und nach Abstammung und Sprache fragt, herrscht heute noch in breiten Kreisen. Auch heute noch muß der Auslandsdeutsche, der zum erstenmal im Leben in die Heimat kommt, und der zum erstenmal das beglückende Erlebnis hat, ringsumher nur deutsch sprechen zu hören, immer wieder hören, daß er Ausländer sei und nicht Deutscher.“

Wir müssen dazu kommen, daß das deutsche Volk in allen seinen Schichten sein völkisches Schicksal verstehen lernt, das zwar immer auch ein staatspolitisches Schicksal ist, das aber nur mittelbar und nur in beschränktem Maße durch Siege und Niederlagen des Deutschen Reiches bestimmt ist. Jeder dritte Deutsche lebt außerhalb der Reichsgrenzen. Mit ihnen zusammen stehen wir in Reih und Glied in dem gleichen Kampf, was unsere größere Zukunft anlangt. Die Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen sind als Vorposten unseres Volkstums mit unserem eigenen Schicksal unlösbar verknüpft.

Für uns Deutsche war allzu lange der bewußte nationale Selbstbehauptungswille immer nur auf die Abwehr gewaltsamer Angriffe gegen den Staatskörper, auf den Kampf mit den Waffen gerichtet.

Auf dieser Stufe des Nationalbewußtseins, das in voller Klarheit überhaupt nur seine Waffenpflichten begreift, verliert das deutsche Volkstum in Amerika mehr Blut als je durch einen gewaltsamen Abbruch in Kriegen. Millionen nach Millionen gleiten jenseits des großen Wassers in ein fremdes Nationalbewußtsein über, ohne daß die Volksbrüder im Mutterlande eine stärkere Beunruhigung zeigen und größere Anstrengungen machen, um die gewaltige Niederlage zu verhindern, die das Volkstum hier in aller Stille erleidet. Wenn alle Kinder deutscher Eltern in Amerika Deutsche geblieben wären, so gäbe es dort etwa 30 Millionen Deutsche. Die Franzosen in Kanada melden stolz: Wir waren im Jahre 1763 nur 60 000, heute sind wir 3 000 000.

In einem Jahrhundert großer Leistungen des Deutschen Reiches sieht der Deutsche, wie die Zahl der englisch sprechenden Menschen in beispiellosem Aufstieg wächst, aber er merkt nicht, was das für ihn bedeutet. Mit vollem Bewußtsein erkennt er nur das Schwächerwerden des staatlichen Verbandes zwischen den Engländern, nicht aber das Erstarken des englischen Volkes. Es gab eine Zeit, in der es halb so viele englisch sprechende Menschen auf der Erde gab als deutsch sprechende — und heute hat sich das Verhältnis fast umgekehrt. Darin liegt eine der großen, wahrhaft entscheidenden weltgeschichtlichen Entwicklungen beschlossen.

Es ist von ungewöhnlichem Reiz, einmal das Wachstum der Sprachvölker aufmerksam zu verfolgen, soweit unsere geschichtlichen Kenntnisse uns das ermöglichen. Bekanntlich schwanken selbst die Zählungen und Schätzungen des gegenwärtigen Bestandes etwa des deutschen Sprachvolkes zwischen 80 und 110 Millionen. Die Zahlen für andere Völker

schwanken noch sehr viel stärker, und wenn man für die Vergangenheit Zahlen zu nennen unternimmt, so ist der Wahrscheinlichkeitsgrad genauer Schätzung noch geringer. Trotzdem sei es einmal gewagt, für drei verschiedene Zeitpunkte, für das Jahr 1500, das Jahr 1830, das Jahr 1930 anzugeben, wie viele Millionen französisch sprechender, deutsch sprechender, russisch, englisch sprechender Menschen es in diesen Jahren gab. Nach prüfendem Vergleich einer Reihe von Zählungen und Schätzungen (in der Zeitschrift Psyche 1930, in Winklers statistischem Handbuch, in Meillet, Les langues dans l'Europe nouvelle, in Weill, Die Tauglichkeit und die Aussichten der englischen Sprache als Welt-sprache, in J. R. Girth: Speech, in verschiedenen Geschichtsbüchern) scheinen mir die folgenden Angaben der Wirklichkeit besonders nahe zu kommen. Für je eine Million Spre-cher ist ein Kreis, ein Viereck, ein Halbmond gezeichnet. Es gab

Während die beiden obigen Übersichten Entwicklungsergebnisse zeigen, die zeitlich drei-hundert Jahre auseinander liegen, hat die nun folgende nur einen Abstand von hundert Jahren von der vorhergehenden. Die Verschiedenheit der Wachstumsgeschwindigkeit für die einzelnen Völker muß immer wieder überraschen und zum Nachdenken anregen. (S. Abb. S. 331.)

Diese Zahlen enthalten die Summe aller Weltgeschichte. Die Tatsache, daß zur Zeit der französischen Revolution das französische Volk noch das menschenreichste Europas ist, läßt uns verstehen, warum die kulturelle Überlegenheit dieses Volkes eine so weit und tief reichende Werbekraft auf der ganzen Erde haben konnte. — Die Wachstumsüberlegenheit des deutschen Volkes gegenüber dem französischen auf diesen Tafeln darf uns für die Ge-genwart nicht zu falschen Schlüssen verleiten. Das deutsche Sprachvolk ist heute von einem verhältnismäßig stärkeren Geburtenrückgang betroffen als das französische, — und die

Geburtenzahl der Polen ist viermal so groß wie die der Deutschen. Die Werbekraft der englischen Sprache unter fremdem Volkstum scheint noch ungeschwächt, die stille Kraft der deutschen Sprache, fremdvölkische in sich aufzusaugen, ist mit dem verlorenen Kriege selbst in den Ostgebieten fast ganz erloschen. Ein in früheren Zusammenhängen wichtiger Gedanke kann an diesen Übersichten unmittelbar deutlich werden: Die Verbreitungsgrenzen eines Sprachvolkes sind nur zum Teil Blutsgrenzen, sind nur zum Teil gesteckt durch die natürliche Vermehrungskraft der Sprecherschaften. Die Deutschen haben mindestens ebenso viele Kinder je Familie gehabt wie die Engländer, trotzdem haben sich die Engländer beträchtlich stärker vermehrt.

Sheodor Mommsen sagte einst: „Es ist ein psychologisches Rätsel sowohl wie eine historische Tatsache, daß es kein stärkeres politisches Bindemittel gibt als die Sprache.“ Dieses 1902 gesprochene Wort gilt heute in außerordentlich verstärktem Maße. Nur möchten wir behaupten, daß das psychologische Rätsel gar nicht so rätselhaft ist, wenn man weiß, daß Sprachgemeinschaft n o t w e n d i g e r w e i s e Bildungs-, Wissens-, Kultur-,

Gefinnungsgemeinschaft sein muß, daß Sprache die wesentlichste aller den Menschen in seinem Seelentum formenden Mächte ist.

Gewiß gibt es noch eine Fülle anderer Bedingungen, die den Gang der Geschichte bestimmen: Hervorragende Einzelpersönlichkeiten, die Art der Siedlung der Staatsbevölkerungen hier in Ländern mit reichen Schätzen, dort in solchen von großer Armut, Zufälligkeiten, Erfindungen. Aber von ganz besonderer Bedeutung als geschichtemachende Kraft wird die geistige Kraft und Leistungsfähigkeit der völkischen Wesensgruppen gleicher Denk- und Empfindungsweise, die Zahl und Bildung ihrer Glieder und die Stärke ihres bewußten Willens, sich in dem Wettlauf der Nationen zu behaupten.

Die Niederlage des Weltkrieges traf das deutsche Volk in einem verhängnisvollen Augenblick seines geistigen Vollendungsanges. Das Auslandsdeutschtum war gerade dabei, sich kulturelles Selbstbewußtsein zu erwerben. Es schien, als sollten die Deutschen endlich nicht nur immer Kulturbürger für die anderen Nationen sein. Diese Hoffnungen wurden zerschlagen. In einer sehr viel schwierigeren, ja, vielfach verzweifelteren Lage steht das Auslandsdeutschtum heute in einer von Neid und Haß erfüllten Welt. Wenn auch in den Besten gerade die deutsche Not einen deutschen Stolz geweckt hat, die Gegenwirkung des fremden Volkstums ist zu stark. Die Willkür der Mächtigen entscheidet, welche Sprachen, das ist, welches Volkstum die Kinder deutscher Eltern anzunehmen haben.

Es ist klar, wie Versailles das deutsche Volk treffen will — und getroffen hat. Die blutigen Verluste unseres Volkes im Weltkrieg sind heute schon vervielfacht in der Zahl der Menschen, die seit Versailles dem deutschen Sprachvolk geraubt wurden, ihm mit Gewalt entfremdet wurden, denen es der wirtschaftliche Druck der Feinde auf unser Volk überhaupt nicht erlaubte, das Licht dieser Welt zu sehen.

Die Bedrohung der Deutschen als Volk unter Völkern zeigt sich in den verschiedensten Formen. Sie zeigt sich als ein schwer lastender wirtschaftlicher Druck auf einer Staatsbürgerschaft von 60 Millionen, die aus Deutschen besteht. Diesen Menschen will man an die Seele, indem man ihren Leib schädigt, indem man nach ihrem körperlichen Leben trachtet. Man beschränkt durch die harten Friedensbestimmungen, durch Wegnahme von Provinzen und Kolonien den Wirtschaftsraum, um einen geistigen Raum zu ersticken. Und wieder einer anderen Gruppe des Deutschtums will man unmittelbar an die Seele, indem man ihr die deutsche Sprache zu rauben sucht. Die Menschen, die volkstümlichen Körperzellen will man wohl erhalten, aber man will sie in ein fremdes Volkstum überführen. Man will die „Seinsgruppe“ erhalten, ihr aber ein anderes „Wachsein“ aufzwingen. Um die deutsche Sprache geht es in allen Kampfabschnitten.

Volk als Sprachvolk ist ein geistiger Raum, ein seelischer Raum, der auf einem körperlichen Organismus ruht, der auf Millionen und Millionen von Einzelzellen, von Einzelmenschen lebt, die aus der Vergangenheit in die Zukunft schreiten. Für die absterbenden Zellen des Gesamtorganismus müssen neue, frische nachgeboren werden, wenn das Leben des Ganzen gewährleistet sein soll.

Wie im irdischen Leben des einzelnen Menschen Geist und Seele an einen Körper ge-

bunden sind, so lebt auch das Volk nur in der Bindung an einen Volkskörper. Je mehr und je gesündere und begabtere körperlich gebundene Seelenzellen zusammen arbeiten in der großen Gesamtseele, desto stärker, eigenartiger, gewaltiger vermögen deren Leistungen zu werden. Wer die Seele und ihr Leben will, der muß auch den Körper wollen, muß ihn gesund und stark wünschen. Der muß sich allen Versuchen widersetzen, die diesen Körper schwächen wollen.

Jedes deutsche Kind, das in Polen, in Jugoslawien, in der Tschechei, in Südtirol, im Elsaß, in Luxemburg, in Litauen, in Dänemark, in Amerika in ein fremdes Volkstum hineingezogen wird, ist aber eine Zelle, die eigentlich eine absterbende Zelle des deutschen Volkskörpers ersetzen sollte, die ihm jedoch verloren geht. Mit jeder nicht ersetzten Zelle, mit jedem geschwächten Glied wird der ganze Körper geschädigt.

In solcher Not ist dieses die bitterste Klage: Wie wenig noch die verschiedenen Glieder des Volkskörpers voneinander wissen, wie wenig die linke Hand es wagt, in die Gefahr hineinzugreifen, um die rechte daraus zu erretten.

Die Teile des Volkes müssen um das Ganze und seine Not wissen. Volk muß erkennen lernen, daß es mit seiner Sprache sich selbst aufgibt. Es gibt keine schlimmere Täuschung als die allein unter Deutschen mögliche, daß man ein Deutscher bleiben könnte, auch wenn man seine deutsche Sprache aufgibt.

Schon Wilhelm v. Humboldt sagt uns: „Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache. Sie bestimmt die Sehnsucht danach, und die Entfremdung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und leichtesten, wenn auch am leisesten vor sich.“ Sie geht so leise vor sich, daß man selbst von Vorkämpfern der Deutschtumsarbeit gelegentlich noch die dumme Redensart hören kann: „Unsere deutsche Sprache wird uns zwar geraubt — oder geben wir zwar auf —, aber im Herzen bleiben wir deutsch, deutsch, deutsch.“ Es gibt keine schlimmere Selbsttäuschung.

Wer verstanden hat, was Sprache bedeutet, wie durch Sprache erst das deutsche Herz zu seiner Deutschart erzogen wird, der wird schon aus solchen grundsätzlichen Erörterungen schließen müssen, daß es gar nicht anders sein kann, als daß Kinder, die in einer anderen Hochsprache zu Menschen werden als ihre Eltern, in ein anderes Volkstum, in eine andere Menschenart hineinwachsen.

Es ist von entscheidender Bedeutung, von welcher Volksgemeinschaft die begrifflichen Einheiten stammen, in die hinein ein Kind die Welterscheinungen beim wirklichen Erleben der Welt zum erstenmal einordnet. Von dieser begrifflichen Ordnung her fließen die Werturteile, die Gefühls- und Empfindungsweisen, mit denen die Dinge gesehen werden, die Standpunkte, von denen aus die Dinge betrachtet werden. Hier wachsen die wirklichen geistigen Kräfte der Persönlichkeit. In einer bestimmten Muttersprache die Welt erleben lernen heißt daher, Glied eines wesensbesonderen Volkstums werden. Ein spanisch sprechendes Kind kann nur in spanischer Weise denken, empfinden, wollen lernen, und es ist ein gefährlicher Irrtum, zu glauben, die Eltern hätten doch ihr deutsches Herz auf ihre Kinder vererbt.

Was sich aus dem Verstehen der Bedingungen des Sprachlebens grundsätzlich ergibt, was schon v. d. Gablentz lehrte, zeigt sich bestätigt durch die Erfahrungen der Wirklichkeit.

Wo die Spielsprache der Kinder deutscher Eltern in Amerika das Englische geworden ist, da werden die Kinder unweigerlich Angelsachsen auch in dem Sinne, daß sie keine kulturelle, geistig-seelische Bindung mehr in das geistige Reich der Deutschen hinein empfinden. Wohl bleibt gerade in Amerika häufig eine gewisse Anhänglichkeit an die Heimat der Väter bestehen — ein Wohlwollen für Deutschland, das von dem starken angelsächsischen Sinn für Familientradition lebt, der uns als Deutschen sonst gemeinhin fehlt —, aber nicht selten wächst auch gerade in diesen Amerikanern erster Generation eine deutliche Abneigung gegen ihre Eltern und deren Wesensart. Wo die Eltern deutsche Begriffe denken und englische Wörter sprechen, die Kinder aber die englischen Begriffe sich unmittelbar erlebt und in eine noch unberührte Seele geschrieben haben, ist ein Mißverstehen der Generationen nur allzu wahrscheinlich. Und mag auch manch frommer Gedanke ins alte Vaterland wandern, als Wesensgemeinschaft wird es abgelehnt, der weitere geistige Kreis, die geistige Luft um die Eltern herum wird als fremd empfunden.

Ein geistiger Gegensatz, der in Amerika meist vom Sinn für Überlieferung abgeschwächt wird, äußert sich in anderen Ländern unverhüllter. In der Tschechei, im Elsaß, in Ungarn sind häufig die Söhne deutscher Eltern die entschiedensten Deutschenfeinde. Deutschenfeinde aus einem inneren Trieb. Sie haben innerlich den völkischen Gegensatz zutiefst empfunden, er hat sich als eine dumpfe Spannung über die Jahre größter Aufnahmefähigkeit gelegt. Eine sehr, sehr lange Liste von berüchtigten Deutschenfeinden läßt sich geben, die von deutschen Eltern stammen.

Es ist ein unserem Volkstum über die Massen schädlicher Wahnglaube, deutsche Eltern könnten ihren Kindern eine fremde Sprache zur Muttersprache werden lassen und doch deutsche Kinder behalten. (Ein besonderes Verdienst um die Verbreitung dieses Wahnglaubens im deutschen Kernland, das nicht den Sprachkampf unmittelbar erlebt, gebührt dem Antisemitismus, der Volkstum nicht durch Sprache gekennzeichnet wissen darf.) — Dieser Glaube ist sogar da trügerisch, wo die Kinder die deutsche Sprache als Zweitsprache hinter und neben der Fremdsprache erlernen. Zweisprachigkeit kann gewiß große praktische Bedeutung haben. Sie kann aber auch — wenn die Hausprache nur Hausprache, die Schulsprache nur Schulsprache ist — ganz ungewöhnlich schädlich sein, wie gezeigt wurde. Sie kann geistig-seelische Zwitter erzeugen, statt senkrechte, ebenmäßige Menschen. — Und sie kann tatsächlich eine sehr große Bereicherung bedeuten, aber nur, wenn die Muttersprache in den entscheidenden Jahren der inneren Entfaltung auf den Menschen ungestört einwirken konnte und dann erst die Fremdsprache dazutritt. Diese ist dann ein Turngerät, an dem die Muttersprache klarer und bewußter erkannt wird, ein ungewöhnlich brauchbares Gerät, an dem wir uns mit großem Nutzen und Erfolg üben können, die Welterscheinungen schneller und geschickter in die Begriffe unserer Muttersprache zu ordnen.

Wer aber seine Kinder in einer anderen Muttersprache zu Menschen werden läßt, schenkt sie einem fremden Volkstum. Er gibt ihnen eine andere Reihe geistiger Ahnen, als er selbst hat. Er entfremdet sie seinem innersten Volkstum. Ein fremdes Volkstum gewinnt durch sie soviel — kulturell und politisch — wie das eigene Volkstum verliert. Gewinn und Verlust sind Gewinn und Verlust an Körperzellen des Volksganzen. Die äußere und die innere Kraft wird davon betroffen.

Diese Kräfteverluste, Kräftegewinne der Volkstümer sind die großen dauernden Ereignisse der Weltgeschichte. Die entscheidenden Siege der Weltgeschichte werden in den Ehebetten und auf den Kinderspielflächen errungen.

Das Ehebett entscheidet darüber, ob die Körperzellen des Volksganzen auf natürlichem Wege ersetzt und vermehrt werden oder nicht. Der Kinderspielfläch entscheidet, ob sie auf nachgeburtlichem Wege vermehrt oder vermindert werden, indem die eine Sprache sich als stärker erweist als die andere und aus dem ursprünglichen Bereich fremden Volkstums Zellen zu sich herüberzieht. Das Menschthier an sich ist neutral, kann als Körperzelle zu verschiedenem Volkstum gehören.

Die Siege der germanischen Stämme der Völkerwanderungszeit, welche Reiche auf dem Balkan, in Italien, Frankreich, Spanien, Nordafrika schufen, sind Einzelereignisse, die verrauchten. Es blieb aber der andere Sieg, den die Besiegten in stiller Abwehr errangen, indem sie diesen Germanen ihr Germanentum nahmen, indem sie ihnen leis und unmerklich auf den Kinderspielflächen ihre Seele raubten, die Kinder zu Romanen machten, soweit sich das Strassenetz des alten römischen Reiches dehnte.

Es gibt keine wichtigere Grenzverlegung in der ganzen deutschen politischen Geschichte, die, ach, so reich an Grenzverlegungen von hundert Staaten und Stäätchen ist, als die Verlegung der deutschen Sprachgrenze aus dem Elbe- und Saalegebiet bis über Oder und Weichsel.

Und doch, wer im deutschen Volk weiß davon, daß in Berlin und Leipzig und Stettin, in Breslau, Danzig und Königsberg, als sie noch Dörfer waren, slawische Mundarten gesprochen wurden? Dichter und Geschichtsschreiber bejubeln die unbedeutendsten, zum Teil für das deutsche Volkstum verhängnisvollen „Siege“ von Fürsten und Fürstchen. Die größten und dauerhaftesten aller Siege der Deutschen wurden aber errungen, ohne daß ihre Gegner merkten, was an ihnen geschah.

Hier braucht nichts darüber gesagt zu werden, daß der massive Kern, die Staatsbürgerschaft des Reiches geschützt werden muß, wenn das ganze Volk Schutz und Rückhalt finden soll. Die Frage ist hier, unter welchen unterschiedlichen Bedingungen und mit welchen Aussichten diejenigen Teile des deutschen Volkes ihren Selbstbehauptungskampf führen, denen fremdes Volkstum und fremde Staaten in den verschiedensten Kampfformen ihr deutsches Volkstum zu rauben suchen. So verschieden wie diese Bedingungen müssen auch die Schutzmaßnahmen sein.

Ein ausführlicher Bericht über alle deutschen Volksgruppen und ihre Lage würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen. Dazu muß auf das einschlägige Schrifttum verwiesen werden. Die hier nicht erwähnten Gruppen mögen darum nicht glauben, daß sie vergessen wären, daß ihre Not für geringer angesehen würde. Aber dieser grundsätzliche Darstellung ist nur die allgemeine Wesensverschiedenheit der Formen wichtig, in denen Auslandsdeutschtum lebt und kämpft.

Ihrer räumlichen Gliederung nach leben die Deutschen in zwei Hauptgruppen. Die eine ist der große Mitteleuropäische Block, das andere sind die Volksteile, die über die ganze Erde verstreut, von fremdem Volkstum umflutet leben. Diese „Inseldutschen“ leben entweder in geschlossenen Sprachinseln, so in Ungarn, in Rußland, oder sie leben in kleineren Gruppen oder als einzelne, so vor allem in Amerika, Australien, Asien, Afrika.

Der mitteleuropäische Block besteht einerseits aus den „Reichsdeutschen“ im Deutschen Reich, in Österreich, andererseits aus den „Grenzdeutschen“, die vor den Grenzen dieses Reiches an dieses angelehnt wohnen in Dänemark, in Belgien, Luxemburg, im Elsaß, in der Schweiz, Südtirol, Jugoslawien, der Tschechei, Polen, Litauen und dem Memelland. An die Verteilung des Deutschtums im mitteleuropäischen Raum sei durch eine zahlenmäßige Aufstellung erinnert, die sich den Schätzungen einer vom Verein für das Deutschtum im Auslande gegebenen Übersicht anschließt, obgleich die Zahlen für die Vereinigten Staaten wohl kaum reines Sprachdeutschtum bedeuten.

Wie groß ist die Zahl der Auslandsdeutschen?

Deutsche befinden sich schätzungsweise in:

Dänemark (einschließlich Nordschleswig) rund	60 000
Belgien (einschließlich Eupen-Malmedy) „	150 000
Luxemburg „	250 000
Niederlande „	80 000
Elsaß-Lothringen „	1 600 000
Italien (einschließlich Südtirol) . . „	300 000
Polen „	1 350 000
Danzig „	360 000
Estland „	30 000
Lettland „	75 000
Litauen und Memelland „	130 000
Rußland „	1 000 000
Deutsch-Österreich „	6 300 000
Tschecho-Slowakei „	3 500 000
Südslowien „	700 000
Ungarn „	600 000
Rumänien „	800 000
Schweiz „	2 860 000
Vereinigte Staaten „	10 000 000
Kanada „	300 000
Süd- und Mittelamerika „	800 000
Australien „	160 000
Asien „	197 000
Afrika „	125 000

Diese einzelnen Volksgruppen sind in ganz verschiedener Weise, aus ganz verschiedenen Ursachen in ihrem Volkstum bedroht.

Dort jene Familie in Südtirol darf ihren Toten nicht einmal auf dem Grabkreuz in deutscher Sprache Gedenken geloben. Für jedes deutsche Wort, das einem Kind in der Schule über die Lippen kommt, wird es bestraf t. Jeder Privatunterricht in deutscher Sprache ist verboten.

Jene andere Familie in Berlin oder in München spricht deutsch selbst mit den Beamten. Das Kind darf nicht nur, es muß hier schulgeldfrei eine deutsche Schule besuchen.

Zwischen diesen beiden Polen der härtesten körperlichen und seelischen Bedrückung und der völligen Freiheit in dem kulturellen völkischen Leben stehen die verschiedenen Gruppen des deutschen Volkes auf der Erde.

So wie die Deutschen im Reich völlige Freiheit des völkischen Lebens haben, so bleibt auch deutsches Volksleben unbehelligt in Österreich, in den deutschen Teilen der Schweiz, in Luxemburg, in Danzig. In den letzten beiden Gebieten allerdings versucht französisches und polnisches Volkstum Einfluß zu gewinnen und die deutsche Sprache zu bekämpfen.

Diese Deutschen hatten eine Schul - p f l i c h t. Andere Gruppen des Deutschtums der Erde haben wenigstens ein wirkliches R e c h t auf deutsche Schulen. So etwa die Reichsdeutschen in London, in Amerika, die Wolgadeutschen.

In wieder einer anderen Gruppe ist zwar der Staat nach geschriebenem Recht (M i n d e r h e i t e n r e c h t) verpflichtet, das kulturelle Sonderleben der deutschen staatsbürgerlichen Gruppe zu gestatten, aber in vielen dieser Staaten ist trotzdem das Deutschtum stärker bedroht als in Ländern, die nicht durch internationale Vereinbarungen gebunden sind. Ihr Recht ist kein wirkliches Recht, es ist nur ein Scheinrecht, ein papiernes Recht. So in der Tschechei, in Polen, in Südslawien.

Am allerschlimmsten ist es aber, wenn der Staat offen erklärt, er nehme sich das Recht, die Minderheiten mit Gewalt ihrem Volkstum zu entfremden.

Die nicht von irgendwelcher staatlichen Gewalt in ihrem Volkstum bedrohten Deutschen sind darum nicht wirklich unbedroht. Wo Volkstum neben Volkstum steht, wo zwei Sprachen nebeneinander und durcheinander gebraucht werden, da entscheidet das völkische Selbstbewußtsein der Sprecher, welche der Sprachen sich allmählich und unmerklich durchsetzt. Wo deutsches Volkstum neben e n g l i s c h e m und französischem Volkstum wohnt, steht es meist wie eine schwache Rute neben einem starken Baum. Im Franzosen lebt ein solcher Stolz auf die französische Sprache, auf die französische Kultur, ein solches Überlegenheitsbewußtsein, daß der Deutsche unmittelbar davon gebannt wird, weil seine eigenen nationalen Überlieferungen ihm dieses S e l b s t g e f ü h l nicht geben, weil seine eigene Sprache noch nicht diese lockende, werbende Kraft hat. Man sehe nach Luxemburg, in das Elsaß, in die Schweiz, auf weite Kreise der Gebildeten in Deutschland. Überall lebt hier ein so starkes überliefertes Vorurteil zugunsten der französischen civilisation und culture, die sich Seelen fängt, ohne staatliche Machtmittel dafür anzustrengen. Eine ungewöhnlich glanzvolle einheitliche Geschichte, die tatsächliche politische und kulturelle Vorherrschaft Frankreichs bis in die Zeit Napoleons lebt noch in den Gemütern weiter, obgleich längst fraglich geworden ist, ob Frankreich wirklich noch die kulturell führende Nation ist. Es läßt sich seit langem behaupten, daß der Gelehrte, der Künstler, der Sportsmann, der Techniker, der Gebildete schlechtthin in Deutschland mindestens ebenso starke Anregungen bekommt wie in Frankreich. Aber das Vorurteil zugunsten des Französischen ist noch so stark, daß auf einen Franzosen, der deutsch kann, dreißig Deutsche kommen, die französisch können.

Im allgemeinen ist das Sprachenlernen der Deutschen gewiß ein großer Gewinn. Gefährlich aber ist es, wenn die Entwicklung des Nationalbewußtseins darunter leidet, wenn in deutschen Gebieten, die in unmittelbarer Verührung mit dem französischen Sprachvolk stehen, die Wertschätzung der deutschen Sprache sinkt. Das ist der Fall in der Schweiz, im Elsaß, in Lothringen, in Luxemburg.

Die Volksbewußtsein schaffende Kraft der deutschen Sprache wird hier dadurch verringert (was übrigens auch für das Deutschtum in Südtirol, in Ungarn und in vielen anderen Gebieten gilt), daß hier deutsche Mundarten der französischen Hochsprache gegenüberstehen.

Die alemannische, die fränkische Mundart ist schon als Mundart grundsätzlich schwächer, weniger lockend und werbeträftig als die französische Hochsprache. In Familien, in denen die deutsche Mundart nur Hausprache ist, während französische Schulen besucht, französische Zeitungen gelesen werden, muß notwendigerweise die Sprache des größeren Kreises (die Schriftsprache) allmählich die Sprache des engeren Kreises (die Mundart) verdrängen. Auch die deutsche Mundart in diesen Gebieten hält sich nur da auf die Dauer, wo neben der Mundart noch die deutsche Schriftsprache freudig besaßt und nicht als geziert empfunden wird und der französischen Schriftsprache die Waage hält. Pflege der Mundart ist gewiß in vielen Fällen Dienst an hohen Vätertugenden, die in unmittelbarer Berührung mit der heimischen Scholle erworben wurden. Wo man aber um der Mundart willen die Schriftsprache vernachlässigt, wird sowohl das Glied, der Stamm, wie das Ganze, das Volk geschädigt. Das gilt in erhöhtem Maße da, wo eine fremde Schriftsprache ihr Einflußgebiet in den Bereich deutscher Mundarten hinein auszudehnen strebt. Pflege der Mundart hat erst da ihren tiefen Sinn, wo die Schriftsprache sicherer Besitz der führenden Schicht ist. Im Bedrohungsgebiet besteht die beste Pflege und Sicherung auch der Mundart in der Pflege der die Mundart überdeckenden Hochsprache. Denn nur die Hochsprache aus dem eigenen Sprachstamm vermag hier die Ausrottung der Mundart aufzuhalten, wenn eine fremde Hochsprache mit starkem Unterdrückungswillen auf den Plan tritt.

Die Deutschen der Schweiz leben unter einem Sprachrecht, das zwar die Minderheitsnationen sprachlich bevorrechtigt, das aber doch dem französischen Volkstum keinerlei Möglichkeit gibt, mit Hilfe des Staates deutschen Menschen ihre Sprache zu rauben. Trotzdem aber ist hier das Deutschtum nicht unbedroht, denn die Werbekraft der culture und civilisation ist so groß, daß die Deutschen in ganz anderem Maße geneigt sind, im Geschäftsverkehr, im Hotel, in der Bahn auf den Gebrauch ihrer Muttersprache zu verzichten und mit französischen Augen Fehler an ihrer deutschen Volkskultur zu entdecken, als etwa die Schweizer Franzosen zugunsten der deutschen Sprache ihre Muttersprache verleugnen. Deutsche Dienstmädchen schenken in ziemlicher Zahl französischen Familien ihre Arbeitskraft für Unterkunft und Essen und Trinken (au pair!), um ein paar Brocken Französisch aufzuschnappen und sich dadurch „zu vervollkommen“. Von französischen Mädchen, die zu diesem Zweck in deutsche Familien kommen, hat man noch nichts gehört.

Die Schweizer Deutschen schwächen freiwillig die Widerstandskraft ihrer deutschen Sprache, wenn sie allzu leicht die deutsche Schriftsprache als etwas Unschweizerisches verschreien, während die Franzosen der Schweiz stolz darauf sind, ein besonders gutes Schriftfranzösisch zu sprechen. „Wer Schriftdeutsch spricht, erscheint sofort als Ausländer“. Der Gastwirt, der Geschäftsmann, der einen Schweizer hochdeutsch anredet, verleht ihn fast.

Dieser aus Verdrängungsgefühlen politischer Art betonte Gebrauch der Mundart, wie er nirgendwo im ganzen französischen oder englischen

Sprachgebiet zu finden ist, wie er allein in einem Volk vorhanden sein kann, das ein so schwach entwickeltes Volksbewußtsein, Nationalbewußtsein hat wie das deutsche, schädigt die Widerstandskraft des Deutschtums gegenüber dem Franzosentum ganz außerordentlich. Der Schweizer lebt nur immer in Angst, er könnte Pflichten gegen seine französischen und italienischen Staatsgenossen versäumen, wenn er irgendwo entschlossener die große geistige Gemeinschaft betont, deren Teiler ist, wenn er Liebe zur deutschen Hochsprache betont, zu den deutschen Volksbrüdern jenseits der Schweizer Grenzpfähle. „Der deutsche Schweizer ist bereit, diesem von ihm getragenen Staate alles zu opfern, auch das, was innerhalb und außerhalb der schweizerischen Grenzmarken die Menschen sonst nicht zu opfern vermögen: das Recht auf seine Muttersprache und die Erhaltung seines Volkstums“, urteilt einer der besten Kenner der Schweiz.

Müde verzichtend singt Keller:

Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo ungestört und ungekannt
Ich Schweizer darf und Deutscher sein.

Die Idee der Duldsamkeit, der dienen zu wollen der Schweizer Deutsche so gern behauptet, wird in Wahrheit durch diese Haltung auf das härteste verletzt. Ja, diese Neutralität ist durchaus mitverantwortlich für die Unduldsamkeit, für das Unrecht und die Vergewaltigungen der Volkstümer in Europa, die sie stillschweigend mit ansieht. Wer den Dieb stehlen läßt, den Mörder morden und dazu stillschweigt, aus Feigheit, um sich keine Unannehmlichkeiten zu machen, ist an dem Diebstahl, an dem Mord mitverantwortlich, was um so schlimmer ist, wenn der eigene Bruder bestohlen und erwürgt wird.

Elsas-Lothringen, du Garten zwischen zwei Völkern!

Dein politisches Schicksal brachte dir ein Hin und Her zwischen zwei Staaten. Doch sicher gibt es nur wenige deutsche Landschaften, die so stark wie du mitgewirkt haben an der Schaffung der deutschen Kultur, an der deutschen Sprache. Das Straßburger Münster hat auf ein rein deutsches Mittelalter, auf deutsches, rein deutsches Leben durch die Jahrhunderte herabgeschaut. Es ist Zeuge deutscher Baugesinnung, deutschen Menschentums, Stein gewordenes Lob Gottes aus deutschem Herzen.

Deutsch, unendlich deutsch war dieses Land aber auch in seiner mangelnden Widerstandskraft gegenüber dem fremden Volkstum. In der Unfähigkeit, seinen Eigenwert zu erkennen. Der Elsfässer Deutsche war vor allen anderen Kulturdünger für französisches Volkstum. Hier wirkte sich der Vorsprung der französischen Schriftsprache vor der deutschen am verhängnisvollsten für unser Volk aus. Als die französische Schriftsprache in halb Frankreich von jedermann gesprochen und geschrieben wurde, als sie auch von allen Gebildeten Europas beherrscht und angewandt wurde in Briefen und Gedichten, als die Kinder der Gebildeten von französischen Erziehern unterrichtet wurden, da gab es wohl eine deutsche Verkehrssprache als Kirchensprache und Verwaltungssprache und als Esperanto des Handels, aber noch nicht als tragende Sprache einer Gesellschaft oder gar einer völkischen Gemeinschaft. Es gab damals noch keine deutsche Sprache für eine große Literatur, als Trägerin eines gemeinsamen Ethos. Als nun endlich das Zeitalter Schillers und Goethes eine solche deutsche Sprache als gemeinsames Band zwischen allen gebildeten Deutschen schuf, war dieses deutscheste Elsas Provinz des französischen Staates, erlebte es im fran-

zöfischen Staat das politische Freiheitsringen des einzelnen mit. Und während sonst den deutschen Gebildeten das Französische immer fremder wurde — partout, egal, retour, adieu sind Naserümpfen erregende Fremdwörter geworden —, während das Französische schließlich für sie nur mehr ein geistiges Turngerät für den Schulgebrauch wurde, blieb es im Elsaß die Schriftsprache, die Bildungssprache einer immer breiter werdenden Bürgerschicht. Die deutsche Mundart erhielt sich ungeküßt durch die deutsche Schriftsprache nur als die Hausprache vor allem der bäuerlichen Kreise.

Als das Elsaß 1871 an das Deutsche Reich kam, war das Französische so sehr die Sprache der führenden Schichten geworden, daß die Wiedervereinigung dieses Stammes mit den deutschen Bruderstämmen tatsächlich als eine Vergewaltigung empfunden wurde. Da die gesellschaftlich maßgebenden Kreise des Landes bewußten Widerstand leisteten, da die neuen Herren ganz und gar nichts davon ahnten, wie den besonderen seelischen Schwierigkeiten dieses Gebietes zu begegnen war — ach, wie stolz waren doch die forschenden Leutnants des Kaisers, wenn sie in führenden elsässischen Familien ein wenig französisch parlieren konnten! — wuchs dieser älteste deutsche Stamm nur sehr langsam in das große geistige Reich der Deutschen hinein, zu dessen Schaffung er wie kaum ein anderer beigetragen hatte. Als der Weltkrieg kam, war erst die Hälfte des Weges in den deutschen Raum hinein zurückgelegt.

So ringen hier heute noch zwei Seelen miteinander, und die Aussichten für die deutsche, ihr ältestes Erbe zu bewahren, sind nicht sehr gut. Denn das französische Volk, an welches das Elsaß nach dem Weltkriege gekettet wurde, ist nicht mehr daselbe wie das vor 1871. Aus einem Volk, das duldsam war, weil es ein ganz gewaltiges Selbstvertrauen zu seiner eigenen Überlegenheit hatte, das wußte, daß es sich auf die Dauer durchsetzen mußte, ist ein Volk geworden, auf dem das schlechte Gewissen lastet, ein Volk, das in ständiger Angst lebt, ob es seine ungerechtfertigt großen Machtansprüche auch wird behaupten können. Und dieses geängstete, verstörte Frankreich geht darum mit der allergrößten Kraftanstrengung daran, die deutsche Provinz zu entdeutschen. Mit groß Macht und viel List. Auf tausend Wegen und mit einer unerhörten Beharrlichkeit. Die Welt weiß längst, eine wie hohle Tirade das Wort von dem Stück Fleisch ist, das aus dem französischen Körper gerissen wurde. Die Behauptung Poincarés, die Elsässer seien in Frankreich keine „Minderheit“, weil sie keine Minderheitenrechte besäßen, mußte allzu schnell überall als ein Bluff erscheinen. Man durfte ihm antworten, es wäre nach seiner Logik auch derjenige kein Mensch, der keinen Geburtschein habe. Die Welt weiß, wie sehr das Elsaß unter der Gewaltherrschaft des französischen Staates leidet. Aber noch rührt sich nirgendwo das Gewissen der Welt, noch hat das Elsaß selbst kaum erkannt, worum es eigentlich geht. Noch sind die Deutschen im Elsaß zerfahren und zersplittert. Der Widerstand gegen die kulturelle französische Aufsaugung ist nicht ein Widerstand mit dem klar erkannten Ziel, daß deutsch bleiben soll, was deutsch war und seiner tiefsten Wurzel nach deutsch ist, sondern es ist Bauernbidischädeligkeit, an der Mundart klebender konservativer Troß, der geweckt ist durch den allzu lebhaften Geschwindschritt, in dem das Land französisiert werden soll, Troß gegenüber den äußeren Maßnahmen, die von Landfremden zur Verwelschung des Landes getroffen worden sind. Es ist nicht der aus klarem Wissen um völkische Wesensfragen und tief vom Herzen her auslobernde Selbstbehauptungswille einer Menschengruppe, die ihr Innerstes, ihr Seelentum, ihr geschichtliches Schicksal und ihre ideale Zukunft zu verteidigen strebt gegen alle Vergewaltigung. Selbst die Führer des elsässischen Widerstandes wissen wenig

von den wichtigsten Kampfbedingungen. Sie erkennen allzu leicht die französische Sprache als die soziale Geltung gebende an und graben am Grab des Deutschtums, ohne es zu ahnen.

Aber vielleicht leisten die Franzosen in der blinden Rücksichtslosigkeit ihres Vorgehens dem deutschen Volk doch noch diesen Dienst, daß das Elfaß erwacht und in letzter Stunde erkennt, daß die Frage „hie Elsäffertum — hie Franzosentum“ von vorn herein falsch gestellt ist, daß die Franzosen in ihrem unmittelbaren Kampf gegen die deutsche Sprache mittelbar immer auch schon von vornherein die elsässische Mundart tödlich treffen. Denn Mundart vermag sich im Wettstreit gegen eine Hochsprache unter keinen Umständen zu behaupten. Mundart ist immer nur Bevölkerungsmasse, Ausbreitungsboden für Schriftsprachen, nur Kulturdünger. Man kann die beiden Größen Mundart und Schriftsprache gar nicht einfach als gleichartig nebeneinander stellen. Die eine ist „Seinsgruppe“, die andere erst recht eigentlich „Wachseinsgruppe“.

Die Frage für die Elsäffer lautet nicht, ob sie elsässisch, sondern durchaus, ob sie deutsch bleiben wollen, ob ihre Kinder die Werke des Dichters, der einst im schönen Straßburg ein deutscher Dichter wurde, als Zeugnisse ihrer Muttersprache lesen können, oder ob Racine oder Molière ihren Verstand und ihr Gemüt bilden sollen. Auf die Dauer deutsch bleibt das Elfaß nur im Zeichen der deutschen Hochsprache, nie und nimmer im Zeichen der elsässischen Mundart. Wer es mit diesem Stamm wirklich gut meint, darf ihm nicht im Ernst das Schicksal und die Aufgabe wünschen, ein Wechselbalg zu sein, ein Zwitter zwischen beiden Kulturen, seelisch zu verderben an der Zweisprachigkeit. Ernst mahnt die Frage Herders diesen deutschen Stamm:

„Ist keiner der Väter dir,
ist dir dein eigenes Herz nicht,
deine Sprache nicht alles wert?“

Luxemburg ist die fränkische Ausgabe des Elfaß. Da hier ebensowenig in der Bevölkerung ein tragendes deutsches Volksbewußtsein vorhanden war, konnte es einer ganz kleinen Interessentengruppe gelingen, diesen so stark im Ausstrahlungsbereich französischen Wesens stehenden deutschen Volksstamm immer weiter in den französischen Kultureinfluß hineinzuführen, seit das Schwert des Deutschen Reiches zerbrochen war. Doch sprechen neuerlich manche Zeichen dafür, daß französische Unduldsamkeit an einer Rückbesinnung dieses Stammes auf seine deutsche Kulturverbundenheit arbeitet.

Eupen-Malmedy widersteht französischem Volkstum besser, da hier die deutschen Überlieferungen deutsche Schul- und Schriftsprache überlieferungen sind. Der offene Rechtsbruch, die offene Vergewaltigung schufen ein lebendiges Gemeinschaftsgefühl, ein Bewußtsein gemeinsamer Not.

Wo deutsche Mundarten mit der französischen Sprache im Kampf stehen, haben sie im allgemeinen das deutsche Kernland hinter sich und finden dadurch eine gewisse Rückenstärkung. Wo deutsche Mundarten neben der englischen Sprache stehen, sind sie vereinsamte und vereinzelte Inseln im großen englischen Raum.

Der Mangel an Selbstbehauptungskraft des Deutschtums beruht hier wesentlich darauf, daß die bodenständigen englischen Mundarten im Kolonialland sich sehr viel schneller zugunsten der englischen mit Slang durchsetzten Verkehrssprache auflösten, als die deutschen Mundarten, die sehr viel weniger enge Fühlung mit der deutschen Hochsprache fanden. (Über die Mundart der Deutschen in Pennsylvanien, vgl. die Ausführungen von Heinz Kloss in seiner Schrift: Nebensprachen.)

Die Deutschen betrachteten nicht wie die Engländer mit aller Selbstverständlichkeit ihre Sprache als einen Wert, den man nicht aufgibt. Sie waren im Gegenteil meist stolz, wenn sie einigermaßen in der fremden Sprache laudermwischen konnten. Sie kamen auch nicht, wie so viele Slawen und Romanen, in der Absicht, hier ein Vermögen zu erwerben und nach Rückkehr in die Heimat damit „frei“, Landbesitzer zu werden. Daher waren hier keinerlei Sprachverbote nötig, um den Deutschen ihre Sprache zu nehmen. Ein Verbot hätte vielleicht der Aufsaugung Widerstandswillen entgegengesetzt, wie in Europa Sprachnationalismus oft genug erst durch Verbote entzündet worden ist. Die Deutschen sahen zunächst meist zu den Englischsprechenden als der wirtschaftlich stärkeren und im sozialen Leben einflussreicheren Schicht auf und glaubten, mit der englischen Sprache sozial aufzurücken.

Gehalten hat sich das Deutschtum überhaupt nur da, wo es in geschlossenen Gruppen siedelte und in geschlossenen Gruppen kirchliche Gemeinden bildete, die im Deutschtum der Bibel einen Halt hatten, die auch deutsche Schulpflichten gegenüber den deutschen Kindern empfanden.

Die Deutschen in Amerika betonten häufig genug bei festlichen Gelegenheiten, sie seien wohl besonders treue Amerikaner, aber sie blieben doch auch Deutsche, sie würden keine Angelsachsen, auch wenn sie englisch sprächen. Das ist aber eine trügerische Hoffnung, wenn nicht die deutsche Sprache in Amerika eine lebendige Sprache bleibt.

Unter den „Deutschen“, die die deutsche Sprache nicht mehr verstehen, muß die heutige so erfreuliche Deutschtumsbewegung in dem Maße immer schwächer werden, wie die unmittelbaren Träger deutscher Familienüberlieferungen, deutscher Erinnerungen ins Grab sinken.

Auf die Dauer wird es nur soviel Deutsche in Amerika geben, wie die deutsche Muttersprache als ihr höchstes Heiligtum betrachten, wie als Kinder deutsche Lieder singen lernen und in deutscher Sprache die Erschütterungen ihres kleinen Daseins erleben. Dieses Deutschtum wird nur so weit erhalten bleiben, als Verständnis für die Bedeutung der deutschen Muttersprache Boden gewinnt und die Bereitschaft der deutschen Menschen wächst, für dieses ihr Seelentum Opfer, große Opfer zu bringen. Die Pflege der deutschen Sprache in Amerika ist besonders schwer. — Hier kann vielleicht der Rundfunk Wunder wirken, wenn die Geräte so vervollkommen sein werden, daß die deutschen Sender in Amerika störungsfrei gehört werden.

Jenes Deutsch-Amerikanertum aber, das schon nur noch in englischer Sprache in Treue der Heimat gedenkt und wohl kaum je für den geistigen Raum, dem es entsproß, zurückgewonnen werden kann, hat eine besonders hohe Weltmission. Diese Hunderttausende, Millionen, sind wie sonst niemand berufen, in der am weitesten verbreiteten Sprache der Erde Kündler des Selbstbestimmungsrechtes der Völker zu werden, Kündler der Menschenrechte, der Duldsamkeit gegenüber dem Volkstum wie gegenüber der Religion. Diese Gruppe der Deutschen, denen die Erinne-

rung an die deutsche Heimat noch Erinnerung an harte Pflichten bedeutet, müßte erkennen, daß die Arbeit für das Recht schlechtthin, für das unmittelbarste Recht jedes Menschen zur seelischen Selbstentfaltung in der Sprache seiner Väter, wertvolle Arbeit für die deutsche Heimat ist, für die geistige Heimat ihrer Väter. Sie können die geistigen und die wirtschaftlichen Waffen für diesen Kampf schaffen, sie haben so weiten Bewegungsspielraum für diesen geistigen Vorstoß auf das Weltgewissen wie sonst niemand auf der Erde.

Sie arbeiten damit für die höhere Ehre ihrer amerikanischen Staatsnation und für den Frieden und das Wohlergehen der ganzen Erde.

In der deutsch-dänischen Volksgrenze stehen ein Großstaat und eine Weltsprache neben einem Kleinstaat und einer Kleinsprache. Hier ist der Nationalitätenhader besonders deutlich als ein Gruppenwahn und Gruppenhaß zu erkennen, der künstlich geschürt ist, der leicht als sinnlos erkannt werden könnte. Denn jeder wirklich gebildete Däne im ganzen Bereich der deutschen Volkstumsgrenze wird notwendigerweise nicht nur imstande sein müssen, ein wenig deutsch zu lesen, sondern er muß die deutsche Sprache gut lernen, wenn überhaupt er wirklich ein Gebildeter sein will.

Hier an der deutsch-dänischen Volksgrenze würde ein organisches Nebeneinander der Sprachen leicht möglich sein, ohne daß wirkliche Störungen der menschlichen Entwicklung dadurch bewirkt werden, wie sie an anderen Stellen mit Notwendigkeit auftreten. Denn die Sprache des königlichen Hofes und der Bildung in Dänemark war ja so lange und in solchem Ausmaße das Deutsche, der Einfluß des deutschen Schrifttums war so stark, daß dieser deutsche Kultureinfluß notwendigerweise für die Entwicklungsgeschichte der dänischen Verkehrssprache Epoche bedeuten mußte. Die Dänen lernen darum ja eigentlich schon „Deutsch“, auch wenn sie kein deutsches Wort verstehen. Es sind nicht schroff verschiedene Formen der Menschlichkeit, die hier nebeneinander stehen.

Wenn an dieser Grenze Menschenvernunft herrschte und nicht Gruppenwahn, dann dürfte sich hier leicht ausgleichen lassen das Recht der west- und nordgermanischen Mundarten, der in Anlehnung an das Deutsche entstandenen nordgermanischen Kleinsprache, der westgermanischen Großsprache. Das wahre Beste jedes einzelnen und aller Gruppen dürfte für dieses Gebiet leicht zu finden sein. Es könnten hier im einzelnen und in Gruppen die Mundarten und Sprachen in verschiedener Weise Besitz sein; das Treuverhältnis zum Staate brauchte in keiner Weise davon berührt zu sein, ob nun westgermanische Mundart dem nordgermanischen Staat sich tiefer verpflichtet empfindet oder nordgermanische Mundart gegenüber dem westgermanischen Staat, mit dem sie sich durch das Blut der Schlachtfelder und durch starke kulturelle Bande verbunden fühlt.

Man kann wohl sagen, daß bei allen Entgleisungen in der Tat heute schon der Sprachkampf nirgends so ritterlich geführt wird wie an dieser Grenze. Hoffentlich wird dieses Gebiet bald zu dem ersten, in dem bei allem Stolz auf die Väterart völlige sprachliche Duldbung zu einer selbstverständlichen Pflicht der Gebildeten auf beiden Seiten geworden ist. Hier kann vielleicht am frühesten der Duldbungsidee gebient werden, zu deren Vertretung der Deutsche ganz besonders berufen ist. Vöslér sagt: „Der Gedanke der national-sprachlichen Duldsamkeit, aus Liebe und Stolz zu der eigenen und aus Verständnis für die fremde und dennoch verwandte Geistesart geboren, ist eine Errungenschaft der deutschen Forschung. Wenn wir ihn nicht verteidigen und nicht zur praktischen Geltung bringen,

wenn wir im Westen und Süden uns romanisieren, im Norden danisieren und im Osten slawisieren lassen, so ist er verloren, von den anderen Völkern wird keines aus eigenem Bedürfnis ihn ehren.“

Wenn im allgemeinen dem deutschen Volk das sprachlich-kulturelle Selbstbewußtsein gegenüber den Franzosen und Angelsachsen ermangelt, so fühlt es sich gegenüber den Italienern und Slawen nicht so schnell und leichtfertig bereit, seine Sprache aufzugeben.

Diesen Völkern gegenüber empfindet der Deutsche, daß sie von ihm viel lernten — und noch zu lernen haben. Die Vorkriegsverluste des deutschen Volkes in diesen Gebieten, soweit von ihnen geredet werden kann, traten nicht schon allein infolge der eigengesellschaftlichen Werbekraft der fremden Sprachen ein. In den deutschen Grenzstädten des Ostens ist es immer noch schwer, jemanden zu finden, der polnischen Sprachunterricht gibt. Man kann aber dort bei hundert Sprachlehrern für einen Pfifferling Französisch lernen.

Die Verluste an Volkshoden im Osten hatten andere Gründe als im Westen. Der langsame Gewinn von Einzelzellen aus fremdsprachlichen „Seinsgruppen“ hörte im Osten auf, nachdem der Sprachnationalismus erwacht war.

In Zeiten, in denen es noch kein auf einem Volkstum beruhendes Nationalbewußtsein gibt, hängt die Ausdehnungskraft einer Sprache im Wettbewerb mit anderen im wesentlichen von ihrer gesellschaftlichen Geltung ab. Es fragt sich immer, welches die „feinere“ Sprache ist, die Sprache der Herren, der Gebildeten, der Führenden. Auch wo eine Stadtbevölkerung von einer anderssprachigen Bevölkerung unterwandert wird, behauptet sich im allgemeinen doch die Stadtsprache, weil die Zuwanderer sie so weit als möglich zu erlernen suchen, um nicht an diesem Zeichen als Angehörige einer mindergebildeten und -geachteten Schicht erkannt zu werden. Erst unter den Lebensbedingungen des völkischen Nationalismus verändert sich dieses Kraftverhältnis der Sprachen. Jetzt erst bleiben die Unterschichten in viel stärkerem Maße ihrer Sprache treu, unter Umständen sind sie sogar stolz auf dieses Merkmal einer Klasse, die zwar gedrückte Unterklasse ist, die aber doch den Willen zur Macht und das Vertrauen hat, im Endkampf der Stärkere zu sein.

Die Entwicklung der letzten Jahre brachte der deutschen Sprache im Osten nicht nur einen starken Verlust an Werbekraft, unser Volkstum verlor auch in steigendem Maße Boden durch Abwanderung und Unterwanderung. Seine Nachbarn vermehrten sich stärker als es selbst und durchsetzten auch geschlossene deutsche Sprachniedlungen immer stärker.

Die Deutschen als die wirtschaftlich und zivilisatorisch höherstehenden Bevölkerungsteile sind Menschen höherer Lebensansprüche und damit geringerer Kinderzahl. So ergänzen sich die Zellen des deutschen Volkskörpers nur langsam und unvollkommen, während das Zellenwachstum des fremden, anspruchsloseren Volkstums mit doppelter, an manchen Stellen mit dreifacher Wachstumsgewindigkeit vor sich geht. Während bisher dieses geringere Wachstum durch freiwillige Übertritte Anderssprachiger zu der in diesen Gebieten stark lockenden, werbekräftigen deutschen Sprache ausgeglichen wurde, kommt es jetzt kaum noch

vor, daß Andersstämmige, daß Rumänen, Litauer, Polen, Ruthenen, Tschechen, um zu den Deutschen als einer bestimmten sozialen Schicht zu gehören, ihre Sprache aufgeben. Wenn man das Größenverhältnis der Bevölkerungsteile in solchen Mischgebieten vergleicht, so erscheint darum die Lage der deutschen Bevölkerung vor allem dann als erdrückend schlecht, wenn man die Altersschichtung bei der Betrachtung berücksichtigt. Die Zukunft gehört dem Volkstum, dessen Kinderstuben mit blühendem Leben gefüllt sind, nicht dem, das immer mehr ein Altersheim wird, in dem die Welken und Mäuden der Abendsonne nachschauen.

Die Stadt hat nur selten eine aus eigener Kraft sich erhaltende oder vermehrende Einwohnerschaft. Meist vernichtet sie nur Körperzellen des Volkstums, indem sie in ihnen ein zu hohes Wachsein ruft. Die Stadt lebt fast immer durch den Zustrom vom Lande. Bauernfamilien dauern durch Jahrhunderte, Stadtfamilien erlöschen meist in wenigen Geschlechtern. Die Deutschen, wo sie in Mitteleuropa inmitten anderen Volkstums wohnen, sind nun in besonderem Maße verstädtert. Nachdem in einer nationalbewußteren Zeit die vom Lande her einflutende Bevölkerung nicht mehr das Volkstum der Städter annimmt, sinkt der Gesamtanteil der Deutschen in der Gesamtbevölkerung in den östlichen und südöstlichen Gebieten.

„In Lettland beträgt die Zahl der Deutschen 70 964, das sind fast 4 v. H. der Gesamtbevölkerung nach der amtlichen Zählung vom 10. Februar 1925. Im Jahre 1914 waren es noch 5 bis 6 v. H. und 1845 mit Estland zusammen 11 v. H. Davon leben heute nur 12 500 Deutsche auf dem Lande, das sind noch nicht ein Sechstel der Gesamtzahl! Weit über die Hälfte der Deutschen jedoch (44 000) leben in Riga, 6100 in Libau, 2760 in Mitau, 5800 in den übrigen Städten.“ (Erich Wohlfahrt.)

Die gleichen Zustände gelten für die Deutschen in Polen und in verhängnisvoller Weise in der Tschechoslowakei. Ja, sogar wo deutsches Bauerntum neben fremdvölkischem Bauerntum steht, ist der deutsche Bauer in höherem Maße verstädtert, weniger geburtenkräftig als der fremde. — So etwa der Siebenbürger Sachse gegenüber dem rumänischen Bauern.

Zu der Schwächung durch das Nachlassen der sprachlichen Werbekraft und durch Unterwanderung kam nach dem Kriege eine so brutale *Verge waltigung* des Deutschtums mit allen, aber auch allen Mitteln, daß der Lebensraum des deutschen Volkes diesseits und jenseits der Reichsgrenzen zusammenzuschrumpfen begonnen hat.

Durch gesetzliche Bestimmungen, durch Minderheitsverträge sind die Deutschen zwar geschützt in der Tschechei, in Südslawien, in Polen, in Litauen, in Rumänien. Aber was bedeuten die papiernen Paragraphen gegenüber den Volkstümern, die entschlossen sind, vom Rechte des Stärkeren Gebrauch zu machen, so lange sie wissen, daß die Franzosen alle ihre Erfolge laut beklatschen und die Engländer verlegen die Augen zudrücken! Immer wieder zeigen die Deutschen, daß sie staatspolitisch zuverlässige Bürger dieser Staaten sind und in Zukunft sein wollen. Das Wort des Grafen Hunyady „Die deutsche Minderheit hat stets die treueste Anhängerschaft an den ungarischen Staat bekundet“, gilt für alle Staaten mit deutschen Minderheiten.

Die Leiden und Bedrückungen dieser Volksbrüder können hier nicht ausgemalt werden.

Wohl gibt es auch Gruppen und einzelne, denen ein gewisser Bewegungsspielraum für ihr deutsches kulturelles Leben geblieben ist. Die Regel aber ist Belästigung mit Nadel- und Dolchstichen. Ungerechte Besteuerung, Landwegnahme (heuchlerisch Bodenreform genannt), künstliche Erschwerung des wirtschaftlichen Fortkommens sind die wichtigsten Maßnahmen

der Zermürbungspolitik, die allgemein gegen diese deutschen Volksteile angewandt wird, um sie reif zu machen für die „Assimilation“. Unter ~~germanischer~~ ^{germanischer} Verdrückung zerbröckelt das Deutschtum dieser Gebiete heute stärker als je

Überall auf Erden ist das Fortleben der deutschen Sprache und damit des deutschen Volkes bedroht: In Nord- und Südamerika, im Elsaß und in Südtirol, in der Tschechei, in Jugoslawien, in Ungarn, in Polen, in Litauen, in Rußland.

Verschieden ist die Maske, in der die deutsche Sprache befehdt wird; hier ist es
 freche, schroffe, höhnische Gewalt, dort scheinheiliges Entgegenkommen, das langsam, lang-
 sam dem deutschen Volk seine Kinder entwendet.

Was sollen wir tun in dieser Gefährdung?

Die grundsätzliche Antwort ist leicht gegeben: Es muß überall dafür gesorgt werden, daß deutschsprechende Eltern deutschsprechende Kinder erziehen.

In der Wirklichkeit ist es aber in vielen, vielen Fällen sehr schwer, das als notwendig Erkannte auch in die Tat umzusetzen, es den Kindern zu ermöglichen, Deutsche zu werden. Die verschiedensten Maßnahmen müssen je nach der Sonderlage der einzelnen Volksteile getroffen werden.

Grundsätzlich gleich bleibt nur überall die Nothwendigkeit, dafür zu sorgen, daß die Erkenntnis vom Wesen und von der Bedeutung der Sprache in allen deutschen Menschen gepflegt und vertieft wird. Daß erkannt wird, wie Volksthum über Rassen und Räume wandert, daß Volksthum zerstört werden kann, daß heute jährlich ebenso viele Deutsche in fremdes Volksthum aufgesogen werden, wie während des Krieges jährlich für ihr Vaterland verbluteten.

Es muß überall erkannt werden, daß die *Hochsprache* das eigentliche Bollwerk des Deutschtums ist, nicht die Mundarten; diese sind einer fremden Hochsprache mit Notwendigkeit unterlegen.

Es ist das dumme und unbedingt falsche, anerzogene Vorurteil zu bekämpfen, als hätten andere Sprachen einen schöneren Klang und als wären sie leichter zu erlernen als das Deutsche. (In dem Abschnitt über Sprachbewertung ist gezeigt worden, wie sachlich unbegründet und töricht diese Vorurteile sind, wie der Schein trügt.) Es ist immer wieder darauf hinzuweisen, wie nachteilig im Politischen dieses falsche Vorurteil ist. Wie unklug wir handeln, wenn wir ein solches sachlich falsches Vorurteil verbreiten helfen. Der Widerstandswillen unserer Sprache ist notwendigerweise abhängig von dem Vertrauen in ihren Klang, ihre Schönheit und Gehaltstiefe. Nur wissender Stolz auf die wunderbare Beglückung, die derjenige erfährt, der in deutscher Sprache zum Menschen wurde, gibt dem deutschen Volkstum die Widerstandskraft gegenüber all den anderen Sprachen, die auf Zellenraub aus deutschem Volkstum ausgehen.

Jeder Deutsche muß wissen, welche Achtung er seiner Sprache schuldet. Er muß daran denken, daß er in Budapest, in Venedig, in Magdeburg, in Luzern und New York dort zu Mittag ißt, wo er auf deutsch nach der Speisekarte fragen darf. Kein Deutscher sollte mehr auf einem deutschen Dampfer reisen, auf dem der Schiffsparrer nur in englischer Sprache predigt — wie das auf Schiffen unserer größten Schiffsahrtlinie geschehen

ist. Deutsche Gelehrte gehören nicht auf europäische Kongresse, auf denen die in Europa am weitesten verbreitete Sprache nicht zu den Verhandlungssprachen gehört. Das Deutsche als Bildungssprache in den Schulen der Fremdvölker könnte bei mancher Gelegenheit lebhaftere Förderung von den Deutschen erfahren. (Einen Überblick über diesen Gegenstand geben die Berichte von F. Thierfelder in den sehr beachtlichen Mitteilungen der Deutschen Akademie.)

Die in slawischen, romanischen, ungarischen Volksboden hineinverstreuten Deutschen wie die im Reich müssen aber die besonderen Möglichkeiten und die Kräfte ihrer Sprache erkennen, „die in der Vielsältigkeit und Wertfülle, in der größeren Tiefe und Breite historischer Erfahrung, in ihrer sozialen und politischen Spannweite gegeben sind“. (M. H. Boehm.) Das Deutsche in diesen Gebieten „würde wahrscheinlich noch eine ganz andere Bedeutung haben, wenn der vulgo Reichsdeutsche, dessen Gesicht von der Schule her und aus mehrhundertjähriger Gewöhnung westwärts gerichtet ist, einmal den Blick gen Osten hebe und bloß einmal sähe, was los ist. Statt dessen verfaßt er z. B. mit heißem Bemühen und unter Aufwand einer Schar von Korrespondenten Geschäftsbriefe in jenem Duzend von ‚Staatsprachen‘, die dort von den Behörden und den staatlichen Wirtschaftsbetrieben als Verkehrshindernisse dem Reisenden in den Weg gestellt werden“. (M. H. B.)

Auch das Jiddische als eine deutsche Mundart, die besonders leicht Träger deutscher Hochsprache zu werden vermag, sollte in seiner nationalen Wichtigkeit für uns Deutsche erkannt werden.

Außer diesen ganz allgemeinen, grundsätzlichen Vorbedingungen des erfolgreichen Widerstandes eines Volkstums gegen die Einwirkung fremder Volkstümer — daß nämlich Wissen und Wollen für das Volkstum geweckt und geschult werden muß — bleibt noch eine Reihe von Möglichkeiten, wie in besonderen Fällen die Widerstandskraft eines Volkstums erhöht werden kann.

Hier genügt es, Mittel flüchtig zu machen, mit denen Schulen und Büchereien eingerichtet werden können. Dort muß erst noch das Recht auf Schulen und Büchereien erkämpft werden. An anderer Stelle wiederum ist vor allem der gesellschaftliche Zusammenschluß der Deutschen in Vereinen besonders zu fördern. Hier können Mittel der Technik besonders wirksam helfen, dort wiederum müssen vor allem geistig-seelische Kräfte angefeuert werden.

Die ungeheuren Fortschritte der Technik haben einerseits die Gefährdung der Volkstümer außerordentlich gesteigert, andererseits haben sie doch aber auch ganz neue und wirkungsvolle Abwehrmöglichkeiten geschaffen.

Fremdes Volkstum stürmt heute anders als früher auf tausend Wegen gegen die gefährdeten Glieder unseres Volkes vor. Durch die Entwicklung der Verkehrsmittel ist die Berührung jedes einzelnen mit dem fremden Volk außerordentlich viel lebhafter geworden. Gedrucktes aller Art dringt in einer früher nicht geahnten Massenhaftigkeit auf jeden einzelnen ein. Die Rundfunksender tragen die Klänge der fremden Sprache auch in das einsamste Gehöft.

Doch die gleichen Mittel, die Gefährdung bedeuten, können auch zur Stärkung und Erhaltung des Deutschtums angewandt werden. Die verbesserten Verkehrsmöglichkeiten erlauben viel häufigere und unmittelbare Berührung der Grenzler mit dem Kernvolk. Die Vervollkommenung des Flugwesens kann noch einmal sehr viel für gefährdete Sprachinseln bedeuten. Die Möglich-

keit, Zeitungen und Zeitschriften und Bücher zu versenden, ist außerordentlich verbessert. Jede deutsche Zeitung, jedes deutsche Buch irgendwo in der Welt, in Südafrika, in Australien ist eine Zugangspforte in den deutschen Raum. Die Möglichkeit, das Sachbild ganzer Zeitungsseiten durch Bildfunk zu übertragen, dürfte es bald auch wirtschaftlich schwachen kleinen Gruppen erlauben, deutsche Zeitungen zu drucken, die ebenso neue Nachrichten haben wie die örtliche fremdsprachliche Presse. Daß mit Rundfunksendern über staatliche Grenzen hinweg engste Verührung zu verstreuten Volksteilen hergestellt werden kann, ist längst allgemein bekannt. Eine wichtige Unterstützung versprengter Volksteile kann es bedeuten, wenn man ihnen zu erschwinglichen Preisen ein Empfangsgerät zu liefern vermag, das so wahlsharf ist, daß es auch die Störungsversuche feindlicher Sender zu vereiteln vermag. Die hier liegenden Möglichkeiten haben wir Deutschen noch längst nicht zielbewußt genug genutzt.

Die stärkste Sicherung des Deutschtums werden aber immer gesellschaftliche und gemeinschaftliche Zusammenschlüsse sein. Je lebhafter das Gemeinschafts- und Gemeindeleben ist, desto fester wird die Muttersprache gehalten werden. Die Kirchen haben sich außerordentliche Verdienste um die Zusammenfassung und den Zusammenhalt von Sprachgruppen als geistig-seelischen Lebensgemeinschaften erworben. Wer die Kirchen unterstützt, unterstützt in besonders wirksamer Weise das Volkstum. Gesangsvereine, Turnvereine, Sportvereine haben Wichtiges für die Erhaltung und die Pflege des deutschen Volkstums getan. Als sehr werbkräftig haben sich die Formen der deutschen Jugendbewegung erwiesen.

Wenn solch gesellschaftlicher und gemeinschaftlicher Zusammenschluß auch noch gegründet ist auf Siedlung in geschlossenen Volkstumsgruppen, so kann Volkstum auch in kleinen Inseln inmitten fremdsprachlicher Meere durch die Jahrhunderte dauern. Es werden allerdings hier in besonders kluger und geschickter Weise nicht nur die Kräfte des Gemeinschaftslebens genutzt werden müssen, die von den Kirchen und den bürgerlichen Vereinen entwickelt wurden, sondern auch die neuesten Erfahrungen der Jugendführung, der Gewerkschaften.

Dringendes Erfordernis der Gegenwart ist, daß die ganze Auswandererbewegung aus dem Reich nach diesem Gesichtspunkt geleitet wird, daß man versucht, die Auswanderer in geschlossenen Gruppen anzusiedeln und ihnen deutsche Kirchen, deutsche Schulen, deutsche Vereine, deutsche Universitäten zu geben. Im Berechtigungsweisen müßten Änderungen derart eintreten, daß ein Hinüber und Herüber zwischen allen deutschen Schulen der Erde möglich würde.

Ist genug ist der Kampf um die deutsche Sprache ein Kampf um die wirtschaftliche Behauptung der Menschen, die die deutsche Sprache sprechen. Kreditorganisationen, denen gegenüber die Banken und Verbände des Reiches ihre moralische Verpflichtung empfinden sollten, werden manchem Deutschen helfen können, ein Deutscher zu bleiben.

Alle Sicherungsarbeit für das Volkstum der bedrohten deutschen Volksteile bedeutet aber ein Bauen auf Sand, wenn nicht das Kernvolk seinem Staat ein solches politisches Machtgewicht zu geben vermag, daß die fremden Völker es nicht weiterhin wagen, wie bisher ihre deutschen Staatsangehörigen als vogelfrei anzusehen. Jede Arbeit an Macht und Ehre des deutschen Kernstaates ist zugleich Arbeit für das Auslandsdeutschtum. Wer den deutschen

Staat nicht mächtig wünscht, spricht damit den Verzicht auf das Lebensrecht des ganzen Volkes und seiner Kultur aus. — Daß die Auslandsdeutschen ihrerseits auch viel tun können, um Ehre und Ansehen und Wirtschaftskraft des Deutschen Reiches zu erhöhen, braucht nicht besonders betont zu werden.

Nur ein mächtiger Staat als Wortführer der unterdrückten Volkstümer wird es wagen dürfen, die heuchlerische Friedfertigkeit der Ausbeuter- und Unterdrückerstaaten in ihrer Verlogenheit aufzudecken und die Völker und Staaten an den Verhandlungstisch zu zwingen, an dem eine ehrliche Rechtserneuerung des politischen Lebens in Europa erarbeitet wird. Denn erst eine politische Neuordnung Europas wird „den Volkstumskampf in Rechtsformen pressen, aus denen er herausgebrochen ist“. (M. H. Boehm.)

Die wichtigste und wesentlichste Vorbedingung für alle Einzelarbeit und Einzelhilfe bleibt jedoch immer wieder die Schaffung des Wissens um die eigentliche deutsche Not als Not eines Sprachvolkes und die Schaffung des Willens in allen Teilen des Volkes, Nothelfer und Notwender sein zu wollen. Es gibt heute eine ganze Reihe von Vereinen und Einrichtungen, die es sich zur Aufgabe gesetzt haben, das Volksbewußtsein der Deutschen zu stärken und die in ihrem Volkstum bedrohten Brüder zu unterstützen.

Aber was bedeutet die Leistung all dieser Verbände und Einrichtungen gemessen an der Größe und Schwere der Aufgabe?

Beflemmend wenig!

Ja, man kann fast sagen, sie bedeutet Gefahr, denn sie kann die einschläfernde Beruhigung geben, es geschähe doch allerlei. In Wahrheit wird durch all diese Arbeit die Not der Deutschen nicht gelöscht, das Linderung bringende Tröpflein fällt noch fast nutzlos in die Glut.

Obgleich der Verein für das Deutschtum im Auslande behauptet, ein „Volksverein“ zu sein mit Millionen von Mitgliedern, ein wirkliches Bewußtsein von der Not der deutschen Brüder in der Bedrängung ist erst in sehr wenigen geweckt. Denn wenn diese Not wirklich allgemeiner als die Not von Brüdern erkannt wäre, dann müßte eine ganz andere Opferbereitschaft im ganzen Volk sich in großen Taten der Liebe äußern.

Was das Volk für seine Volksgenossen in Not leistet, ist aber noch weniger als das lumpigste Almosen. Für je tausend Mark, die unser Volk jährlich für Zigaretten und Alkohol und Genußmittel verschwendet, gibt es noch nicht zehn Pfennige für die Brüder in der Bedrängung. Nur wenige im Volk haben die ganze Größe ihrer Verpflichtung erkannt.

Die wesentlichste und notwendigste Arbeit für unser Volkstum bleibt darum zunächst noch die Aufklärungsarbeit, die Arbeit an den vielen, die Arbeit an der Schaffung eines heiligen, glühenden Bereitschaftswillens und eines klaren Wissens um die Kampfslage. Die Schulmeister allein können diese Arbeit nicht leisten — wenngleich die Sprachentarten in den Schulen noch eine ganz andere Rolle spielen könnten, als das bisher der Fall ist. Die Dichter und Künstler sollten hier eine Aufgabe sehen. Sie sollten uns lehren, die Heiligkeit und die Größe der Sprache zu verstehen, so daß die Auslandsdeutschen mit Grausen entdecken, was sie verlieren, wenn sie ihre Kinder der deutschen Sprache entfremden lassen. Es lebt nur das Menschliche in ihren Kindern weiter, dem Menschen gehen seine Kinder verloren.

Wenn wir die Ziffern der Statistiker hören, sollten wir sie uns zu lebendigen Menschen

u m d e n k e n, mit denen wir denken und fühlen, die Teil von uns selbst sind. Dort sehen wir den Schuhmacher, dessen Vater im Gesangsverein in Chicago noch so treudeutsch seine Lieder sang, der selbst nun dabei ist, ein Angelsachse zu werden, ohne daß er es merkt, wie er eine andere Seelenart annimmt. — Dort das Schulkind in Südtirol, das gestraft wird, wenn ihm ein deutsches Wort über die Lippen kommt, das mit allen Mitteln bearbeitet wird, der Balilla, dem italienisierenden Jugendverein beizutreten. — Dort den Bauern im Sudetenland, der von Jahr zu Jahr mit immer neuen Verfügungen immer stärker wirtschaftlich und kulturell entrechtet wird. —

Sie alle, all diese Nummern der Statistiken sind führende Seelen wie du und du! Sie empfinden das Unrecht, das die Vergewaltigung ihres Innersten bedeutet, wie wir alle es empfinden würden. Die Grenzen, die auf der Karte nur tote Striche sind, das sind Grenzen, die durch Herzen gehen, die blühende Gärten zerschneiden, die von den Vorfahren ererbt wurden. Die alles Familienerbe zu einem sehr unsicheren Besitz machen, der dauernd von habgierig funkelnden Augen umschlichen wird, Besitz, der täglich von der Willkür aus nichtigen Gründen weggenommen werden kann. Diese Striche auf den Grenzkarten sind Schnitte durch einen Körper, einen lebendigen, zuckenden Körper.

Das Unrecht, das deinen Brüdern geschieht, geschieht dir selbst. Es geschieht deinem idealen Ich, dem heiligen Vätererbe, durch dessen stilles Wirken du erst zum deutschen Menschen wurdest. Das Unrecht, das dem Glied eines Körpers angetan wird, wird an dem ganzen Körper verübt. Jede Zelle, die dem Volkskörper entrisen wird, bedeutet einen Verlust, der den Lebensschwung der übrigen Körperzellen schwächt und gefährdet.

Die Fürsorge für die Deutschen in der Bedrohung ist nicht nur Aufgabe beamteter Politiker, sondern Aufgabe des Volkes in allen seinen Gliedern, auch soweit sie nicht unmittelbar in Abwehrstellung gegen ein Fremdtum stehen. Die hier liegenden Pflichten sind nicht erfüllt, indem man nur einen Stimmentzel für einen „nationalen“ Abgeordneten abgibt. Nur rührige Zusammenarbeit aller vermag die Not zu wenden.

Der Deutsche ist nicht Verschwörer. Es wäre schlimm, wenn die Not ihn lehren müßte, auf den Lippen ein Lächeln und im Herzen den Haß zu tragen, verzweifelt und verbissen in den Kellern bei Fackelbrand Notwende zu beraten.

Uns Deutschen fehlt von vornherein solch ursprünglicher, unmittelbarer Haß gegen fremdes Volkstum. Das kann aber nur dann eine Tugend bleiben, wenn unsere Liebe um so heißer glüht. Sie muß Herzen und Sinne ganz erfüllen. Zu den schwersten Opfern für unser Volkstum muß uns diese Liebe bereit machen. Sie muß uns die Würde und Heiligkeit unserer deutschen Aufgabe so stolz und sicher empfinden lassen, daß unser Wille für alle Zukunft darin Kraft und Richtung findet. Sie muß klug sein und wissen, daß es um Sprache geht, die der deutsche Lebensatem ist, die Mutter unseres Volkstums.

Dem Deutschen in Not reichen wir die Hand: Halte aus!

Sprich, wie es wahrhaft dir zu Mut
Im eignen Fleisch, im eignen Blut,
Wie es die Jungen und die Alten
Bei dir zu Lande hielten und halten,

Sprich, wie sie sprechen in den trauten
Von Urzeit angestammten Lauten,
Sprich, wie dein Herz mit sich selber spricht,
Lasse von deiner Sprache nicht!

Friedrich Theodor Vischer.

Die Selbstzersehung des Volkstums

Der Volkskörper als Gruppe der Träger deutschen Volkstums, deutscher Menschlichkeit ist siech. Einerseits erreichen es die Gewaltmaßnahmen der Feinde, daß aus deutschen Kindern in großer Zahl fremdvölkische Erwachsene erzogen werden. Andererseits wachsen für die im natürlichen Wechsel des Lebens absterbenden Zellen nicht mehr in ausreichender Zahl junge und frische Zellen nach. Es werden nicht genug deutsche Menschen geboren, um den Ausfall durch die sterbenden auszugleichen.

Wenn auch das Reich des Volkstums im Geiste liegt und unsichtbar bleibt, die Träger, die körperliche Darstellung dieses geistigen Reiches, dieser bestimmten volkstümlichen geistigen Artung sind doch die lebendigen Menschen von Fleisch und Blut, die Menschtiere. Geist und Seele benötigen einen Leib, in dem, auf dem sie leben können, und eine Sprache wird erst wirkende Wirklichkeit in der lebendigen körperlichen Sprachgemeinschaft. Wo die Zellen des Volkskörpers sterben, ohne ersetzt zu werden, da stirbt auch Sprache, Volkstum, da scheidet das Reich des Geistes und der Herrlichkeit, da stirbt auch etwas von uns selbst, von dem seelischen Ganzen, aus dem wir leben. Und solche Zersehung des Volkskörpers hat eben begonnen.

Diese erschütternde Tatsache sei in einigen Zahlen belegt:

Wenn bei der heutigen durchschnittlichen Lebensdauer ein gleichbleibender Bestand der Volkszahl gesichert sein sollte, müßte jede deutsche Familie durchschnittlich 3 Kinder bis mindestens ins Alter von 5 Jahren aufziehen. (Grotzahn.) Diese Bedingung für die Erhaltung einer gleichbleibenden Volkszahl wird nicht erfüllt. Es werden nicht mehr von jeder Familie 3 Kinder aufgezogen, sondern 1,9 Kinder (1870–80 waren es 4,5, 1901–13 noch 4 Geburten je Familie).

Wir sind nicht nur nicht mehr ein wachsendes Volk, sondern ein sterbendes, und dieses Siechen des Volkskörpers bedeutet das Schwinden der unerläßlichen körperlichen Grundlage und Vorbedingung, auf der Volkstum als unsichtbares Vaterland, als zwischenmenschliches Reich sich erst ausformt und lebt und wirkt und sich behauptet gegenüber den feindlichen Einwirkungen der Welt.

(1923 kamen auf je 1000 Einwohner an Geburten in Berlin 9,4, in Paris 16,1, in London 20,2, in Warschau 23,9. Das muß vor allem jenen hochmütigen Nationalisten zu denken geben, die so gern die Franzosen und die Pariser im besonderen für so defakent ansehen und die Deutschen für so urwüchsig gesund.)

Die Frage nun, ob für das deutsche Volk eine höhere Geburtenzahl erwünscht ist oder

nicht, muß mit Entschiedenheit *b e j a h t* werden, gleichgültig, ob man das wirtschaftliche Wohl weniger Geschlechter ansieht, oder ob man — und darauf allein kommt es an — dem deutschen Volk als Sonderformwerdung schöpferischen Geistes, als sonderartig entfalteter Blüte des Menschentums eine große Zukunft wünscht. (Darüber S. 399, Anhang.)

Welches sind die Ursachen für diese Erscheinung, daß wir im Jahre 1928 im heutigen Reichsgebiet einen „Geburtenüberschuß“ von 323 014 Personen gegen 721 163 im Jahre 1913 hatten? — Sie liegen nicht in einem Versagen der körperlichen Zeugungskräfte. Nicht haben die Männer keinen Samen. Nicht sind die Mütterleiber unfruchtbar; trotzdem vielerlei Erfindungen die Geburtenverhütung so erleichtern, werden immer noch mehr schon im Mutterleibe wachsende Kinder abgemordet, als tatsächlich aufgezogen werden.

Der Geburtenrückgang hat vielmehr seine Ursache in einer Änderung der *W i l l e n s-*einstellung der Ehepaare, die aus verschiedenerei Erwägungen kommt.

Diese sind *n i c h t* volkswirtschaftlicher Art. (Es versagt sich niemand darum ein Kind, damit die *a n d e r e n* deutschen Volksgenossen einen leichteren Wirtschaftskampf haben sollen. Solche Erwägungen werden höchstens nachträglich als dumme Entschuldigungen genannt, überdies sind sie sachlich falsch.)

Diese Erwägungen sind in Wahrheit *e i g e n w i r t s c h a f t l i c h e r* Art.

Die wichtigsten Gründe, die den Heutigen die Geburtenbeschränkung nahelegen, seien hervorgehoben:

a) Keine, weniger Kinder bedeuten weniger *A r b e i t* und mehr *Z e i t* und *K r a f t* für andere Beschäftigungen. Wer keine Windeln zu waschen hat, kein Kind zu stillen und zu beaufsichtigen, keine Höschen zu nähen und keine Strümpfchen zu stopfen, kann während der Zeit einen Beruf wahrnehmen, oder spazieren gehen oder Bücher lesen.

b) Keine, weniger Kinder bedeuten *m e h r G e l d* für vielerlei Lebensnotwendigkeiten und Lebensgenüsse. Wo Geld nicht für die Kinderaufzucht ausgegeben wird, kann die Familie besseres Essen kaufen, sich besser kleiden, sich mehr und schönere Vergnügungen leisten, Bildungsmöglichkeiten eifriger nutzen. Jedes Kind kostet nicht nur einen Zahn, wie der Volksmund sagt, sondern es bedingt schlechtere Kleidung, schlechtere Nahrung, weniger Sport, keine Sonntagsausflüge mit dem Motorrad — wer soll auf die Kinder aufpassen? ja überhaupt kein Motorrad, kein Faltboot kann man sich leisten, keine Kinovorstellungen und weniger schöne Möbel, als sie der kinderlose Nachbar hat.

Summa: Man will heute weniger Kinder, weil man nicht *m ö c h t e*, daß die Kinder die Höhe der Lebenshaltung der *F a m i l i e* herabdrücken.

Diese *T a t s a c h e*, daß Kinder mit einer Senkung der Lebenshaltung in dem geschilderten Sinne erkaufte werden, ist richtig und kann vernünftigerweise ganz und gar nicht bestritten werden. (Fraglich ist allerdings, ob das, *a u f l a n g e S i c h t* für das Volksganze gesehen, auch stimmt, ob nicht kleinere Gesamtzahl von Gütererzeugern die Gesamtgütererzeugung so vermindert, daß für jeden einzelnen weniger bleibt.)

Wo nun die Frage des Geburtenrückganges besprochen wird, werden oft diese sicheren Tatsachen in einer fälschenden Verzerrung wiedergegeben. Man sagt: Weil die Not heute größer ist, weil die wirtschaftliche Lage so viel schwieriger geworden ist, darum können wir uns keine Kinder mehr leisten. Bei günstigeren Wirtschaftsverhältnissen, bei höherem Lebensstand infolge besserer wirtschaftlicher Lage, und insbesondere, wenn wir

nicht den Krieg verloren hätten, würden auch mehr Kinder aufgezogen werden.

Diese Behauptung, daß frühere Geschlechter mehr Kinder hatten, weil die wirtschaftliche Lage der einzelnen günstiger war, ist sicher falsch.

Der Nationalreichtum des deutschen Volkes, der durchschnittliche Reichtum, die Lebenshaltung des einzelnen steigt gerade während der Zeit außerordentlich, in der die Geburtenzahl am stärksten sank. Es gibt kein Gebiet der Lebenshaltung, auf dem sich nicht alle, ja alle Schichten der Bevölkerung in den Jahrzehnten zwischen 1870 und 1914 ganz beträchtlich verbesserten. Der Wohnraum je Kopf wuchs um ein Vielfaches. (Obgleich die Wohnnot auch heute immer noch vielerorts anerkanntermaßen schlimm genug ist.) Der einzelne gewöhnte sich schnell daran, mehr und besser zu essen, sich besser zu kleiden, mehr zu reisen, mehr Vergnügungen zu suchen. Die Zahl der Tanzsäle in Dorf und Stadt vermehrte sich gewaltig. Die Zahl der Kinder nahm bei dem wachsenden Wohlstand ab. Dieser Hinweis dürfte schon dafür genügen, daß allgemein höhere Lebenshaltung nicht mehr Kinder bedeutet, sondern das Gegenteil.

Noch viel plötzlicher und viel ungebrochener steigt dieser Nationalreichtum und diese Kurve der Lebenshaltung in Amerika. Und noch viel plötzlicher sinkt hier die Geburtenkurve. Trotzdem der amerikanische Arbeiter eine erheblich höhere Lebenshaltung hat als der deutsche, zieht er doch nur ebensowenig Kinder auf wie dieser. Eine Arbeiterfamilie von vier Köpfen verfügt in Nordamerika über fünf, in England über vier, in Frankreich über drei, bei uns nur über zwei Zimmer.

Diejenigen, die da behaupten, wir zögen keine Kinder mehr auf, weil unsere wirtschaftliche Lage infolge des verlorenen Krieges so schlecht sei, können wir auf Frankreich verweisen. Die Finanzminister dieses Landes haben in jüngster Zeit mehrfach gesagt, daß es dem Lande wirtschaftlich so gut gehe wie nie in der ganzen französischen Geschichte. Aber ein Anwachsen der Geburtenzahl ist dabei nicht zu bemerken.

Was sich beim Vergleich verschiedener geschichtlicher Wohlstandsstufen eines Volkes zeigt, läßt sich auch beim Vergleich verschiedener Wohlstandsschichten desselben Volkes im gleichen Zeitaugenblick erkennen. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß überall bei allen Völkern die wohlhabenderen Klassen der Bevölkerung, je besser ihre wirtschaftliche Lage, desto weniger Kinder haben. Nach einer Zusammenstellung von Charles Brouillet kamen um das Jahr 1890 auf tausend Frauen folgende Geburtenzahlen:

Stadtviertel	Berlin	Wien	Paris
sehr arm	221	209	140
arm	203	164	123
wohlhabend	195	155	111
sehr wohlhabend	177	153	98
reich	146	107	93
sehr reich	122	71	69

Wenn behauptet wurde, die Geburtenzahl der deutschen Familie ist zurückgegangen, weil sich ihre wirtschaftliche Lage verschlechtert hat, so darf dem entgegengehalten werden, daß das Gegenteil richtig ist. Man kann es geradezu als Gesetz aufstellen, daß, je besser es einem Volk, einer Familie wirtschaftlich geht, desto weniger Kinder aufgezogen werden. (Siehe Anhang S. 401.)

Wir brauchen uns nur das Leben unserer Väter, Großväter, Urgroßväter in allen Ein-

zelzügen lebendig genug vorzustellen, wie sie schliefen, sich kleideten, aßen, sich vergnügten, und wir müssen zugeben, daß gewiß das vergangene goldene Zeitalter nicht unglücklicher war als das unsere, daß es aber doch eine außerordentlich viel niedrigere Lebenshaltung hatte. — Vor hundert Jahren kam mehr als die Hälfte der deutschen Volksschulkinder im Sommer und Winter barfuß in die Schule. Noch vor 30 Jahren kamen sie im Winter in Holzpantoffeln, im Sommer barfuß. — Man vergleiche die Möbeleinrichtungen „des“ Richters, „des“ Lehrers, „des“ Arbeiters vor hundert Jahren mit der Möbeleinrichtung des Richters, des Lehrers, des Arbeiters heute.

— Man gehe über einen Kirchhof, dessen Acker viele Generationen trägt, und vergleiche die Grabdenkmäler der gleichen Gesellschaftsklasse. — Heute im Maschinenzeitalter arbeiten je 15 Sklaven für jeden Deutschen, je 30 Sklaven für jeden Amerikaner, daher ist heute dem Arbeiter vieles an Lebensansprüchen eine Selbstverständlichkeit, was früher für die Oberschicht ein unerhörter Luxus war. Der Geopolitiker Hennig sagt darüber: „Das ist ja überhaupt das Seltsame, daß die starke Vermehrung der Menschenmassen sowohl der einzelnen Kulturländer wie der ganzen Erde, nicht wie man erwarten mußte, zu einer durchschnittlichen Verarmung eines jeden Individuums, sondern im Gegenteil zu einer unverkennbaren und bedeutenden Vermehrung des durchschnittlichen Wohlstandes geführt hat. Heute würde kein einigermaßen besserer Arbeiter, kein städtischer Diensthote mehr in Räumen schlafen und wohnen wollen, wie sie im Anfang des 19. Jahrhunderts selbst von Königen und Fürsten nicht selten benutzt wurden. Schon in nur kleinen Wohnungen der Städte fängt das Badezimmer an, eine Selbstverständlichkeit zu werden, und noch vor einem halben Jahrhundert pflegte sich der alte Kaiser Wilhelm, wenn er baden wollte, die Wanne vom benachbarten Hotel de Rome auszuleihen.“ (197.)

Sicher scheinen uns also die Erkenntnisse:

1. Die Familien haben weniger Kinder, weil diese als wirtschaftliche Last empfunden werden, weil sie Einschränkung der Lebenshaltung bedeuten.

2. Die tatsächliche Lebenshaltung dieser Familien, die ihre Lage in der Tat als so drückend empfinden, daß sie keine Kinder wollen, ist heute viel höher als je.

3. Nicht weil die Lebenshaltung in dem, was sich die Menschen tatsächlich leisten können, so gesunken ist, sondern weil der Lebensanspruch in dem, was sie sich leisten wollen, was als unumgänglich nötig angesehen wird, so gestiegen ist, darum sind so wenig Kinder da. Eine Besserung der wirtschaftlichen Lage der Familien verbürgt also durchaus keine höhere Kinderzahl.

Die Ansprüche, die Lebensansprüche, sind so viel höhere geworden. Der einzelne will mehr Lebensgenuß, und er ist wählerischer in der Art des Lebensgenusses. So außerordentlich die Möglichkeit solcher Genußbefriedigung im Maschinenzeitalter wuchs, der Hunger auf Genußbefriedigung wuchs noch sehr viel stärker und schneller. „In dem Wettlauf zwischen Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung ist das Bedürfnis immer eine Pferdelänge voraus.“ (G. v. Mutius.) Daher kommt es, daß Unrast, Groll, Verbitterung, das drückende Gefühl, daß ihnen alles das versagt ist, was das Leben erst lebenswert macht, heute fast die ganze Bevölkerung ergriffen hat. Nur eine ganz dünne Schicht, die sehr viel dünner ist als die darunter lie-

genden Schichten glauben, hat dieses Gefühl wirtschaftlicher Beengung nicht. In dem Maße, wie die tatsächliche Lebenshaltung sich außerordentlich verbesserte, hat sich das Gefühl der Bedrückung erhöht, keinesfalls aber gemindert. Der amerikanische Arbeiter, der längst das erreicht hat, was der deutsche Arbeiter erstrebt, der längst das Auto besitzt, das dem deutschen als unerreichbares Ziel vorschwebt, ist doch mindestens ebenso unbefriedigt und gedrückt wie der deutsche. Der durch Not nicht mehr unmittelbar bedrohte, freier schwingende Geist ist auch der unbefriedigtere, der sich viel schneller bewegt und schneller Wünsche schafft, als sie die Hand zu erfüllen vermag.

Dieselbe Erklärung wie für den Geburtenrückgang ist auch noch für andere Krankheiten des Volkskörpers zu nennen. Auch die Landflucht ist im wesentlichen aus dem Wachsen der Lebensansprüche zu verstehen. Die Entvölkerung des flachen Landes, vor allem im Osten, das Hineindrängen in die Städte ist das Hindrängen in höhere Lebensformen. Es ist auch hier durchaus nicht immer nur an Kino und Tanzsaal zu denken, es steckt auch der Trieb zu wacherem Leben und tastende Freiheitssehnsucht in der Landflucht. „Stadtluft macht frei“. Max Weber sprach das schon 1895 in seiner Antrittsvorlesung aus: „Zwischen den Gutskomplexen der Heimat gibt es für den Tagelöhner nur Herren und Knechte und für seine Nachfahren im fernsten Glied nur die Aussicht, nach der Gutslokale auf fremdem Boden zu scharwerken. In dem dumpfen, halb bewußten Drang in die Ferne liegt ein Moment eines primitiven Idealismus verborgen. Wer es nicht zu entziffern vermag, der kennt den Zauber der Freiheit nicht.“

Es steckt in der Landflucht der Drang nach einem lebenswerteren Leben mit höheren Genüssen. Das Problem der Landflucht, das Problem der Siedlung ist durchaus das Problem des Menschen. Die Frage ist für uns Deutsche die, ob sich genügend Menschen finden, die bei der wirtschaftlich möglichen Anspruchsbefriedigung trotz der lockenden Städte auf dem Lande ausharren, ja, die aus ihnen aufs wartende Land zurück wollen. Die Frage ist, ob sich im deutschen Volk diese Menschen finden. Anderenfalls brauchten wir nur die Grenzen zu öffnen, und es würden Hunderttausende aus dem Osten einströmen, die glauben würden, in ein Paradies zu kommen, was die „Leichtigkeit“ der Lebensbedingungen in unserem deutschen Lande betrifft. Städtische Arbeitslose als Landarbeiter anzusiedeln oder auch nur aushilfsweise zu beschäftigen, wurde hundertfach erprobt, bisher fast immer mit Mißerfolg. Das Anspruchsniveau ist zu hoch geworden und läßt sich nicht mit einem Ruck zurückschrauben. Aus weltwirtschaftlichen Gründen läßt sich die Gegenleistung für die landwirtschaftliche Arbeit, die Gegenleistung an Essen, Trinken, Wohnen heute noch nicht so hoch gestalten wie für die Arbeit in der Stadt.

Eine Regierung, die die Lebenshaltung für Stadt und Land, die so verschieden geworden ist, ausgleichen wollte, die wirklich ermöglichen wollte, daß Landarbeiter die Löhne von Industriearbeitern erhalten können, ohne daß die landwirtschaftlichen Betriebe dabei zugrunde gehen, müßte die Kraft haben, die Ansprüche von drei Vierteln der Bevölkerung herabzusetzen, damit es einem Viertel der Bevölkerung besser geht. Ja mehr, die Ansprüche aller vier Viertel würden wegen der Verflechtung der deutschen Wirtschaft in die Weltwirtschaft geringer werden müssen.

Daher wird zur Siedelei für die nächsten Jahre noch immer Idealismus gehören, der

den Ausfall an wirtschaftlichen Gütern, die Arbeitsmehrleistung, die er für einen gleichen wirtschaftlichen Nutzen zu vollbringen hat, wettgemacht fühlt durch geistig-seelische Güter, durch einen Bauernstolz, durch das Bewußtsein, daß seiner Familie in einem anderen Sinne „ewiges Leben“ beschieden ist, daß sie wertvollere Zelle im Volksganzen ist, als die todgeweihte Stadtfamilie.

Die volkszerstörenden Wirkungen des Wachsens der Lebensansprüche können den bettel-mönchischen Bußprediger reizen, gegen den Luxus und den Mammonismus und den Materialismus unserer Zeit zu wettern, und Drosselung der Lebensansprüche schlechtthin zu fordern; zu behaupten, Steigerung der Zivilisationshöhe bedeute schlechtthin Sinken der Kulturhöhe.

Es sei ferne von uns, in dieses Horn zu stoßen. Im Gegenteil, fast möchten wir das sich hier zeigende Streben entschuldigen. Die Besserung der Lebenshaltung ist Begleiterscheinung des Volkwerdens der breiten Massen, Zeichen ihres Willens, Anteil haben zu wollen an den geistigen Gütern des Volkes. Immer mehr Glieder des Volkes rücken aus der Daseinsgruppe Bevölkering in die Wachseinsgruppe Volk. Immer mehr erwachen aus der Dumpfheit vegetativen Lebens in das hellere Licht bewußteren Strebens, bewußteren Mühens, ihre Tage nach eigenem Plan zu gestalten, bewußt zu entfalten, was in ihnen angelegt ist. Daß bei der Schnelligkeit dieser Menschwerdung vieles verschüttet wird, was in Jahrhunderten in traumsicherem Zugreifen an sittlichen und künstlerischen Werten erungen wurde, daß die lustigeren, größeren Häuser zunächst unerhört geschmacklos waren und die Form des Genusses entseßlich würdelos, daß man hinabstieg zu den Niggern, um von ihnen Formen des Zappels als Tanzsport zu entlehnen, das ist gewiß schlimm genug. Aber wenn wir über diese Auswüchse hinwegsehen, so dürfen wir doch sagen, wir wünschen unserem Volk die Befriedigung recht hoher Lebensansprüche: schöne Wohnung, Luft und Licht, freudige Kindheit, schöne Kleider, schöne Bücher, Muße und Erweiterung der Weltkenntnis durch Reisen. Und wir wünschen das allen, allen Volksgenossen.

Aber vom Gesichtspunkte volksorganischen Denkens darf das jedem nur in dem Maße gewünscht werden, in dem das Leben der Gesamtheit nicht mehr darunter leidet. Das Volk darf seine Gegenwart nicht verzehren auf Kosten der Zukunft, das Volk als Ganzes muß hart und unerbittlich gegenüber dem einzelnen sein, der sich wirtschaftliche Erleichterung mit bevölkerungspolitischem Raubbau am Ganzen erkaufen will.

Es werden mancherlei Gegenmaßnahmen zu ergreifen sein.

Für Staat und Steuergesetzgebung bleibt noch viel zu tun. Die Kindererziehung ist nach dem Beispiel Italiens als Leistung für die Gesamtheit anzuerkennen. Es ist dafür zu sorgen, daß die wirtschaftliche Möglichkeit der Anspruchsbefriedigung für Kinderreiche und Kinderlose grundsätzlich die gleiche ist.

Wichtiger aber noch als solche wirtschaftlichen Maßnahmen bleibt die Volkserziehung. Diese wird zunächst Aufklärung sein müssen, Schaffung des Wissens über die Bedeutung des Bevölkerungsschwundes. Denn ganz breite Schichten unseres Volkes wissen noch gar nichts von dem, was hier vorgeht. Sie wissen gar nicht, daß sie sich

am Volk versündigen. Diese Menschen, an deren Einzeldasein sich die Erscheinung der völkischen Schwindsucht am deutlichsten ausprägt, sind je für sich besonders gesunde, tüchtige, brave, strebsame Menschen, oft besonders gute Patrioten. Man kann ja für bestimmte Schichten der aufstrebenden Arbeiterschaft und Bauernschaft durchaus sagen: Je tüchtiger, desto weniger Kinder, desto stärker der Drang in die Stadt. Aber während sie längst als Staatsbürger, als Soldaten gelernt haben, sich als dienende Teile des Ganzen zu erblicken, besitzen sie als Volksgürger weder Wissensschulung über die Lebensbedingungen des Volksganzen, noch Willensschulung für die stillen Alltagsentscheidungen. Es ist ein Wissen zu schaffen, was die Schrumpfung des Volkskörpers, die Vergreifung und Verstädtterung (vor hundert Jahren wohnten noch neun Zehntel des Volkes auf dem Lande, heute nur noch ein Viertel) bedeuten. Es ist darauf hinzuweisen, wie im Osten diesseits der Grenze ein großer leerer Raum entsteht, während jenseits die Menschenmassen sich dichter und dichter häufen. Die Vielen müssen sehen lernen, daß hier Ausgleich der Spannungen durch Kriege ganz von selbst kommt, wenn nicht dieser Raum ohne Volk in der ganzen deutschen Ostmark wieder mit lebendigem Bauerntum ausgefüllt wird. Sie müssen erkennen lernen, daß dieser Gebärstreif in seinen Auswirkungen schlimmer ist als die Fahnenflucht im Kriege, daß dieser Rassefölbstbord, dieser Mord an der Zukunft darum ebenso verwerflich ist. Gewollte Kinderlosigkeit bedeutet freiwillige Unterstützung des Kampfes der Franzosen gegen uns, die alles dazu tun, um dafür zu sorgen, daß die 20 Millionen Deutschen, die es nach ihrer Meinung auf der Erde zuviel gibt, beseitigt werden.

Das Wissen um diese Dinge ist im deutschen Volk noch gering. Doch auch mit dem Predigen von der Gefährlichkeit der deutschen Auszehrung wäre noch nicht viel geholfen. Predigen von Tatsachenwissen verschlägt nicht im geringsten, wenn es nicht gleichzeitig glückt, die Willensbereitschaft zu dem zunächst unvermeidlichen Opfer auf Lebensgenuß zu wecken und zu stärken.

Diese gewaltige Aufgabe, eine aus tausend Bedingungen ganz allmählich und, wie es scheinen darf, zwangsläufig entstandene Geistesart und Willenshaltung im ganzen Volk von Grund auf umzugestalten, darf uns als unlösbar erscheinen.

Und doch, auch diese völkische Schwindsucht kann geheilt werden. Umwandlung des Zeitgeistes, Willensbeeinflussung eines Gesamtvolkes ist heute eine lösbare Aufgabe. Solche Sicherheit darf uns aus dem Wissen um das Wesen der Sprache erwachsen. Dieses Buch wäre nicht geschrieben worden ohne die Befeligung des Verfassers durch die feste Überzeugung, daß der Volksgeist noch in ganz anderem Sinne den Volkskörper erhalten hilft als der Einzelgeist den Einzelkörper, daß Volksgeist immer sprachgebundener, sprachbedingter Geist ist, daß also Erkrankung des Volkskörpers auf Erkrankung der Sprache beruhen kann, daß es dringendste Aufgabe der Stunde ist, die Föhrenden auf diese zunächst nicht recht glaubhafte Bedeutung der Sprache hinzuweisen. Deutsche Notwende erreichen wir nur über ein tieferes Verständnis des Wesens deutscher Not, und das ist unmöglich ohne eindringliches Wissen um das Wesen deutscher Sprache als der Schöpferin, der Erhalterin und der Zerstörerin deutschen Lebens.

Es muß weit ausgeholt werden, wenn der Schwund der Volkskraft als Erscheinung des Sprachlebens gedeutet werden soll.

Mit der Verschriftung beginnt das lebendige Denken in den Sprachen zu erstarren.

Zunächst ist mit Leichtigkeit erkenntlich, wie die äußere Lautform der Sprachen, wie das Formenleben erstarrt. Verschriftete Sprachen verschiedener Zeitepochen bleiben sich sehr viel ähnlicher als ungeschriebene Mundarten, da die Schrift die Wirkung der verändernden Kräfte stark abbremst.

Die Schrift benötigt die Einigung auf eine einzig richtige „Rechtschreibung“. Das braucht gar nicht die lautgetreueste, sinnvollste Schreibung zu sein. Für ein bequemes Lesen nötig ist nur, daß das gleiche Wort immer durch das gleiche Schriftbild dargestellt wird. Die Schrift muß mit Notwendigkeit in jeder Abweichung von der Regel eine schädliche Willkür sehen.

Nur wenig hemmt die Schrift die echten Lautwandel, die über die Spielformen des Bewegungsfeldes gehen und in denen sich der Klangwert eines Buchstabenzeichens für einen Laut in allen Fällen wandelt, in denen er vorkommt, ohne daß sich aber damit etwas an dem zahlenmäßigen Bestand des Systems an vorhandenen Klangelementen, an Lauten, ändert, die zur Bildung von Bedeutungseinheiten, Wörtern benutzt werden.

Stärker hemmt die Schrift aber diejenige Art von Lautwandeln, in denen Laute zusammenfallen oder sich in mehrere aufspalten. (Wo also für ein Buchstabenzeichen mehrere Laute oder für mehrere Buchstabenzeichen ein Laut treten würde, fällt man nicht die Schrift gleichfalls änderte.)

Stärker hemmt die Schrift auch sprunghafte Wechsel, in denen ein Laut durch einen anderen desselben Lautsystems ersetzt wird, also eine Änderung der Lautkombination eintritt, die den geistigen Akt des Begriffs andeutet. (*Sangen aus sungen in Angleichung an sang.*)

Immer wird die Schrift schon dadurch eine erhaltende Wirkung ausüben, daß mit den Schriftsprachen die Zahl der Menschen, die eine gleiche Sprachform gebraucht, sich gewaltig vergrößert und Einzelabweichungen sich damit sehr viel schwerer durchsetzen und allgemeine Regel werden. Die Sprachnorm wird fester unter der Herrschaft der Schrift, und daher hört nicht nur die Aufspaltung in verschiedene Sprechweisen auf, sondern auch die Weiterentwicklung der vereinheitlichten Sprachform.

Die wesentlichste Wirkung der Schrift ist aber die, daß nicht nur die Lautform erstarrt, sondern auch der **W o r t i n h a l t**, das schöpferische Denken, und die „Wirksamkeit“ des Wortes.

Und diese Veränderung des eigentlichen Sprachgehaltes ist außerordentlich viel schwerer zu erkennen und zu beschreiben als das Erstarren der äußeren Lautform.

Die g ü n s t i g e n Wirkungen der S c h r i f t sind laut genug gepriesen worden. Das Fehlen des Erlebniszusammenhanges beim geschriebenen Wort steigert das Bedürfnis zur klaren Festlegung der Begriffsinhalte. Das bedeutet zunächst einen Gewinn an Denktgeschwindigkeit und Ausdrucksdeutlichkeit, auf die Dauer aber auch einen verhängnisvollen Verlust an Ausdrucks k r a f t, an schöpferischer geistiger Schau, an Wirksamkeit des Wortes.

Jede Begriffsbenutzung bedeutet immer eine geistige Leistung für den Sprechenden. Bei jedem Sprechen werden Vorstellungen in von unserer Sprachgemeinschaft her gegebene begriffliche Ordnungseinheiten hineinvergliehen.

Für eine verschriftete Sprache ist nun notwendigerweise mit stärker bindender Kraft

festgelegt, in welcher Weise die Welterrscheinungen sprach„richtig“ begrifflich zu ordnen sind. Der Spielraum persönlicher Willkür, wenn man nicht „falsch“ sprechen will, wird kleiner. Das überpersönliche Gedächtnis einer alten Schriftsprache hält ferner eine solche Fülle von fertigen Gedankenprägungen bereit und hämmert sie mit unwiderstehlicher Kraft immer wieder den Lesenden ein, daß immer seltener geistige Eigenleistung, Neuvergleich beim Sprechen nötig wird. Das natürliche Bedürfnis zum Neuvergleich schwindet. Dies ist mit einer der Gründe, warum schriftlose Sprachen immer so sehr viel reicher an Metaphern, an Bildern, an Neuvergleichen sind.

Das können wir beobachten, wenn wir zu den Stufen unserer Sprache gehen, in denen sie noch nicht so stark verschriftet war, oder wenn wir schriftlose Mundarten von Primitiven ansehen.

In schriftlosen Zeiten hat die gebundene Form der Rede vor allem den Zweck, die sichere, unveränderte Überlieferung von mitteilenswerten Stoffen zu ermöglichen. Das wurde erstens erreicht durch die gebundene, feste Form, zweitens durch Abweichen von der alltäglichen Ausdrucksweise. Und diese Abweichung wird nun im wesentlichen gefunden, indem man beim „Dichten“ Sprachformen und Sprachbilder aus dem vorhandenen Bestand an alten Dichtungen nimmt. Bezeichnend für alle primitive Dichtung ist daher die Vorliebe für archaische, formelhafte Wendungen. Der Dichter will hier nicht Neutöner sein. Denn Bilderreichtum schlechthin bedeutet ja in dieser Zeit noch nicht Abweichung von der alltäglichen Form.

Die unmittelbare dichterische Bildhaftigkeit nicht verschrifteter Sprachen sehen wir am stärksten da durchbrechen, wo einerseits die Schrift angefangen hat, die genaue Überlieferung des Textes zu gewährleisten, wo man also die altehrwürdige gebundene Sprechweise aufgeben kann, wo aber andererseits die Schrift die Sprechenden noch nicht mit einer übergroßen Fülle von festen schrifttümlichen Wendungen überschüttet. Daher stehen die größten schöpferischen Sprachgeister zwischen diesen Zeitaltern: Rabelais, Wolfram von Eschenbach, Luther, Shakespeare. Sie schaffen ganz unbekümmert um „Sprachrichtigkeit“ mit der ungeschwächten Kraft des Neuvergleichs, wie sie mundartliche Sprecher kennzeichnet. Die Schriftsprache stellt ihnen noch nicht einen so großen Vorrat fertiger Prägungen zur Verfügung. Sie stehen daher unter dem Zwang, Neues in alte Begriffe hineinzuvergleichen oder neue Begriffe schaffen zu müssen, wo sie etwa von Welterrscheinungen sprechen wollen, die sie in den älteren und reicheren Kultursprachen zu beobachten gelernt hatten, für die aber im geläufigen Begriffsschatz ihrer Sprachgemeinschaft noch keine Einordnungsweise festgelegt ist.

Die Bildhaftigkeit ist noch in stärkerem Maße nackte sachliche Notwendigkeit, während sie heute oft genug nur ästhetisches Bedürfnis ist, im schlimmsten Falle Mache und nachträglich aufgeklebte Form.

Wenn lebendige Eigenleistung bei der Ordnung der Welt in die Sprachbegriffe hinein, wenn Neuheit, Anschaulichkeit und Frische des Denkens Wertmaßstab sind, dann darf oft genug der „Gebildete“ als der sprachlich „Verbildete“ erscheinen. Wenn der Musketier seine Erlebnisse zu Seinesgleichen frei von der Leber weg erzählt, weiß er sie häufig genug schlagkräftiger und eindrucksvoller darzustellen als der Gebildete. Die glücklichen Sprachfindungen von Kindern geben oft genug Gelegenheit zu verwundertem Aufschauen.

Berthold Otto ist unter den Neuern derjenige, der am deutlichsten diese Gefahr der Entgeistigung und Entseelung der Sprache unter dem Einfluß der Schrift erkannt hat und der entschlossen in der pädagogischen Bewegung die Eigenwertigkeit und Hochwertigkeit der Kindersprache betonte. Leider sind von allzu vielen Erziehern, die den erschütternd bedeutsamen Kern der Otto'schen Gedanken nicht erkannt haben, seine Versuche als eine überspannte Laune gewertet worden. Man sieht darin nichts als ein tieferes Sichbücken zur Kindesseele, nicht aber das „volksorganische Denken“, das die schöpferische Fruchtbarkeit des deutschen Geisteslebens bedroht sieht.

Dieses Bücken zur Kindesseele wird von der Verweichlichungspädagogik dieses Zeitalters immer wieder dahin übertrieben, daß man um des kindlichen „Eigenrechtes“ willen nicht wagt, es energisch hinzuziehen zu den Denkgewohnheiten und Pflichtauffassungen der Sprachgemeinschaft. Solch Eigenrecht des Kindes anzuerkennen bedeutet Sünde am Volk, wenn daraus mehr als Methoden abgeleitet werden. Aber man soll darum nicht das Kind in dem verderben, wo es tatsächlich dem Erwachsenen überlegen ist. Es verlangt allerdings außerordentlichen Takt und volles Verständnis dafür, in welcher Weise Denken sprachgebunden

ist, wenn einerseits das Kind rücksichtslos in seinen sprachlichen Denkgewohnheiten und Unvollkommenheiten verbessert werden soll und Angleichung an den allgemeinen Brauch zu erstreben ist, während es andererseits die ursprünglich in jedem Sprechen stehende Kraft des Neuvergleichs, des eigentlichen Denkens frei entfalten soll, ja wenn diese Kraft bewußt gepflegt und entwickelt werden soll. (Einen schönen Ansat zu solcher Bildung der Sprache und Bildung durch Sprache bietet das Buch von Seidemann, *Der Deutschunterricht als innere Sprachbildung*.)

Das Kind sagt: Die Schwalben „spielen“, wo der Erwachsene „fliegen“ sagt. Das Kind spricht von „Dufte“ statt von „Parfüm“, von „Wetteruhr“ statt vom Barometer, von Schlucklade statt von Schokolade (weil sie sich so angenehm schluckt), von „ich habe ein Mädchen“, wenn es vor Müdigkeit gähnen muß.

Der im Banne der Schriftsprache und der schriftsprachlichen Richtigkeit lebende Erwachsene findet so viele fertige Klischees vor, daß er sich nicht mehr um Neubildung eines Wortes oder um Neugebrauch einer alten Form zu mühen braucht. Ja, das Ergebnis seiner Mühe wird sogar oft genug als „falsch“ oder auch als zierig beurteilt werden. Heute haben wir ja fast nur den Dichtern das — leider von ihnen allzu häufig mißbrauchte — Recht gegeben, den sprachlichen Ausdruck eigenmächtig zu gestalten. Und Dichter, die Minister werden, ziehen schleunigst ihre Dichtungen aus dem Buchhandel.

So bedeutet Spracherziehung heute im wesentlichen Belehrung in der Anwendung des fertigen Schakes schriftstarrer Wendungen, nicht aber Pflege der ursprünglichen geistigen Kraft, die Vorbedingung jedes Denkens ist. Unmerklich erdrückt das Riesengewicht der fertigen Denkformen die Fähigkeit zu selbsteigenem Darstellen und Neuvergleichen. Die größere Geläufigkeit und Flinkheit des geistigen Verkehrs in stark verschrifteten Sprachen kann leicht den Glauben erwecken, als ob auch unter der erstarrten, vereisten Oberfläche die Ströme des Lebens gar lebendiger als vorher weiterfluteten. Wer etwa Goethes Prosa mit der heutigen Prosa vergleicht, der findet von Seite zu Seite Wörter, die ihre Bedeutung ein wenig gewandelt haben.

Die größere Flinkheit, mit der fertige Formeln jongliert werden, mag das Spiel des Geistes leicht sprühender und bunter erscheinen lassen als das suchende Denken, das sich auf eigenen, erst noch zu findenden Wegen mühsam vorwärts tastet. Wohl bleibt natürlich auch im Zeitalter der gedruckten Tageszeitungen dem einzelnen die Möglichkeit zum Neuvergleich, aber eine natürliche Bequemlichkeit läßt den Menschen die alt ausgetretenen Wege bevorzugen. Selbst unter den erstaunlichsten Fortschritten der Wissenschaft gerade dieses unseres Zeitalters sind viele, die doch nur Ernte sind, Ernte, in der schon Gewußtes ausgesprochen wird, und sie täuschen leicht über die Tatsache hinweg, daß wir dabei sind, hineinzugleiten in eine kulturelle Spätzeit schwindender geistiger Zeugungskraft, alexandrinischer Denkfarmut bei außerordentlichem äußeren Wissensreichtum. Es werden gewiß selbst da noch verblüffende wissenschaftliche Erfolge zu erringen sein, wo auch nur mit den fertigen Karten weiterhin geistreiche Lotospiele gespielt werden.

Geistiges Leben, lebensfördernder Geist, der unmittelbar aus Quellkräften aufbricht, ist diese Professorenwissenschaft nur noch selten. Unter unseren Philologen gibt es eine große Zahl, die sehr viel mehr wissen und sehr viel Richtigeres wissen als Wilhelm von Humboldt. Es hat aber seit hundert Jahren keiner mehr so fruchtbare Gedanken gehabt wie er. Die Heutigen sind häufig genug trockene Alexandriner, oder wenn ihnen ein weltmännisches Augenzwinkern gegeben ist, schaumschlagende Feuilletonisten. Die Massenhaftigkeit wissenschaftlicher Produktion und die Wissensmenge täuscht über den Mangel an neu-schöpferischer Tiefe hinweg. Diese Entwicklung ist als Sprachschicksal zu verstehen, das zu „Klarheit auf Kosten der Dichte“, zu „Ordnung auf Kosten der Fülle“ führt. (Korff.)

Dieser Gedanke von dem *Blas- und Unanschaulich- und Kraftloswerden* der Worte unserer zu stark verschrifteten Sprache ist gelegentlich in die Erörterung geworfen worden, wo gezeigt werden sollte, daß die *Fremdwörter* eine Verarmung des Sprachlebens bedeuten. Und hier ist in der Tat ein wichtiger Grund genannt, der den Kampf gegen die Fremdwörter rechtfertigt.

Im Gespräch mit den Menschen um mich, das selbst nur eine Handlung unter anderen Handlungen unseres sinnlich-körperlichen Menschen ist, hat das Wort immer seine Erklärung und Rechtfertigung und seine Fehlerverbesserung in der Welt der Tatsächlichkeiten.

Schrift übermittelter geistiger Verkehr unter Menschen aber ist unpersönlicher, ferner als das gesprochene Wort. Das vom Auge übermittelte Gespräch ist stärker nur „gedacht“, weniger „erlebt“ als das dem Ohr übermittelte. So wird auch das in Schriftsprachen gestaltete Denken immer *Lebensferner*. Es verliert nicht nur seine schöpferische Kraft, sondern es wird immer weniger Weisheit, lebendiges, vom Gefühl und Willen durchblutetes Wissen um unseren Weg und unsere Vollenbung. Wo aus der Nahberührung mit Menschen und Dingen nur eine mittelbare, eine Fernberührung durch Gedrucktes geworden ist, wo der Pulsschlag des Lebens nicht mehr durch die Begriffe und die fertigen Redewendungen hindurch zu spüren ist, da besteht auch die Möglichkeit, daß das Sprachdenken sich versteigt und *wirklichkeits- und lebensfern*, ja schließlich *Lebenshemmend* wird.

Eine gesunde Sprache — wie sie unserer Darstellung vom Wesen des Begriffs und des Sages zugrunde lag — dient dem Wohlergehen, der Gesundheit, der Lebenserhöhung der *Sprachgemeinscha*ft, des Volkes. Sie sagt nicht, was die Dinge an und für sich sind, sondern was sie für die Menschengruppe meiner geistigen Art *bedeuten* sollen, wie sie ihrem Lebenssinn entsprechend am besten, zweckdienlichsten aufzufassen und entsprechend zueinander zu greifen, zu begreifen sind. „Objektiv“ richtig ist das für die jeweilige Gruppe als richtig Erkannte. In einem gesunden Volksleben ist dieses „*Richtige*“ das, was *frommt*, dem Volke *frommt*, das „*Fromme*“. Was „biologisch“ richtig ist, erscheint als das „logisch“ Richtige.

Je weniger aber Sprache unmittelbar Teil des Lebens, Handlung unter Handlungen bleibt, die nach dem Lebensplan der Gruppe zweckmäßig sein müssen, wenn überhaupt sie den von den Sprechenden erwünschten Erfolg haben sollen, je mehr Sprache nur unpersönlicher, durch die Schrift übermittelter geistiger Fernverkehr unter Menschen wird, je matter die Prüfung ihrer Gruppenverantwortlichkeit durch die Wirklichkeit ist, je weniger lebensbezogen die Sprache ihre geistige Sonderwelt baut, ihr Eigendasein führt, desto mehr verliert sie ihren biologischen Instinkt, ihre traumsichere Fähigkeit, Leben zu entbinden. In den kalten Regionen des Intellekts tauchen neue geistige Ideale auf, die in hellerem Glanz schimmern und doch höchst lebensfeindlich sein können.

Zunächst freilich meistern die Sprachgemeinschaften mit einem immer klareren und lichterem Denken ihre Weltaufgaben immer *vollkommen*er. Dieser Schritt des Le-

bens zum Tode schillert in allem Glanz und aller Pracht. Die von den biologischen „Hemmungen“ befreite Sprache macht in jedem einzelnen Kräfte frei, die unter harten, nie geprüften Instinkttbedingungen verklümmern mußten. Jetzt entstehen mächtige Großstaaten, Wunderwerke der Wissenschaft und Technik, Höchstleistungen der Kunst. Der Mensch wird zum Herrn der Erde infolge seiner immer erfolgreichere Gemeinschaftsarbeit ermöglichenden Schriftsprachen. Der biologische Nutzen, wenn man auf das Lebenswohl der Sprecherschaft sieht, ist zunächst ganz unmittelbar und verblüffend. Die Lebenskraft der Sprecherschaft schwillt mächtig über die Lebenskraft alles anderen Geschöpfes an. Der Boden Deutschlands, der vor 3000 Jahren kaum mehr als 1 Million Menschen zu ernähren vermag, wird in seiner Nährkraft so gesteigert, daß auf dem gleichen Raum schließlich 3 Millionen, dann 8, dann 20, ja schließlich über 60 Millionen zu wohnen vermögen. Das Leben der Sprachgemeinschaft, der körperlich-animalischen Trägerschaft einer Sprache wird durch deren größere intellektuelle Leistungsfähigkeit auf das allerhöchste gefördert.

Doch bald sehen wir, wie der Höhepunkt dieser Lebenskraft erreicht und schließlich überschritten wird. Sehen wir, wie dieses Wachstum der Völker in den Hochkulturen in immer stärkerem Maße zu stocken anfängt, wie das geistige Leben des Volkes mit Raubbau an seiner Lebenskraft vor sich geht, auf Kosten der Sprachgemeinschaft als einer Blutsgruppe. Diese rückläufige Bewegung der körperlichen Kraft ist schon zu einer Zeit zu beobachten, in der die zivilisatorischen Leistungen noch ganz außerordentlich wachsen. — Wie ja auch die höchste geistige Leistungsfähigkeit beim einzelnen zeitlich hinter seiner körperlichen Höchstleistungsfähigkeit liegt. —

Anfangs wird die Tatsache des Kräfteschwundes durch die Erhöhung des Lebensalters der einzelnen und ferner dadurch verdeckt, daß die Sprachgemeinschaften der Hochsprachen immer aus Zellengewinn von fremdmundartlichen Sprecherschaften her wachsen und dadurch zunächst noch die Verluste wettgemacht werden, die schon durch zivilisatorische Selbstzersehung eintreten. Die vergangenen Kulturen Babylons, Ägyptens, Griechenlands und Roms zeigen uns das besonders deutlich. Für die heutigen abendländischen Völker, die über ihren Höhepunkt hinweg sind, ist das englische Volkstum der Vereinigten Staaten ein besonders mustergültiges Beispiel für diesen Fall: Amerikas Bevölkerung wächst noch stark, aber sie wächst im wesentlichen durch Aufsaugung fremden Volkstums. Doch wenn auch der Kräfteverfall der Spätkulturen zunächst verschleiert wird, schließlich muß ganz deutlich und offenbar werden, wie der dem Intellekt verfallene Geist den Körper auffrisst, den er selbst erst eigentlich geschaffen hat.

An ihren Sprachen sterben die Völker. Die gleiche Kraft, die Völker schuf und ihr gewaltig gesteigertes körperliches Wachstum ermöglichte, zerstört und vernichtet sie wieder, saugt ihnen das Blut aus.

Wo diese große Bewegung der Ablösung des Denkens von seiner Eingestelltheit auf den biologischen Zweck zum Bewußtsein ihrer selbst kommt, da entsteht das Ideal der reinen Wahrheit, der wissenschaftlichen Wahrheit. Es erscheint in immer höherem Maße das Denken selbst, die abstrakte „Wahrheit schon um ihrer selbst willen“ als Wert, ganz unabhängig davon, ob der Gegenstand des Denkens lebens-

bedeutsam ist oder nicht. Ja es entsteht ein Wahrheitsideal, das fast ein Wissen desto idealer und höher einschätzt, je weniger zweckhaft es ist, je weniger es aus der unmittelbaren Lebensschau aufgebracht ist und je mehr es instinktivem Wissen und unmittelbarem Lebensdrang widerspricht. Wie sehr dieses Wahrheits-Ideal eine Fiktion ist, nach seiner eigenen Forderung eine wissenschaftliche Unmöglichkeit, wie es letztlich doch ganz und gar keine voraussetzungslose Wahrheit gibt, wie solche „zweckfreie Wissenschaft“, eine Wissenschaft mit schlechteren, weil sinnloseren Voraussetzungen ist, soll hier nicht untersucht werden. Für die Ablösung des menschlichen Denkens von den Zwecken, vom unmittelbaren Erlebnis, die Gelehrten (mit Recht) für so besonders nur den Menschen eigentümlich ansieht, ziehen wir das Wort „Intellekt“ vor. Das Wort „Geist“ wohnt uns zu nahe am „Sinn“, an der vernünftigen, menschszwecklich bezogenen geistigen Tätigkeit. Wo der einzelne, der Gelehrte, sich diesem Spiel mit begrifflichen Zeichen hingibt – oft ist es eine genauere Untersuchung der Phänomene, der Tatsächlichkeiten, und die Abstimmung der Wortzeichen auf diese Untersuchungsergebnisse (Induktion), oft nur ein mittelbar auf die phänomenale Welt bezogenes Spiel mit diesen Zeichen, „reines Spiel“ (Deduktion, Spekulation), – da ist diese Gelehrtenarbeit oft außerordentlich mühsam und erfordert oft ungewöhnliche technische Gewandtheit. Wer sich ihr hingibt, wird oft einen anerkennenswerten Idealismus entfalten, ein monchisches Aufgeben seines sinnlichen Bedürfnismenschen, ein Heldentum eigener Art. Als „Volksdenken“ kann dieses auch so deutsche Ideal der wissenschaftlichen Wahrheit aber schlechthin gefährlich werden, wo es in Gebiete eindringt, in denen es versagen muß. Das Leben ist ein zu hoher Wert, als daß man es für ein Gedachthaben sterben lassen dürfte.

Der Intellekt zerstört erstens den sittlichen Wertgehalt der Begriffe, soweit er darin besteht, daß er das Vorrecht der Gemeinschaftsforderungen vor den Forderungen des Einzelmenschen betont. (Sittlicher Gehalt der Begriffe.) Zweitens zerstört er die Kraft, mit der diese Begriffe willensbestimmend auf die Hörer einwirken.

Dieses Schicksal der Sprachbegriffe sieht Burkamp, wenn er (Struktur der Ganzheiten 201) sagt:

„Das Bewußtsein der Werte, die dynamische Wirksamkeit der Werte kann im Lauf der Entwicklung weniger und weniger von wirklichen Gefühlen durchblutet werden, bis der schauerliche, ganz intellektuelle Automatismus der meisten alltäglichen Strukturen des erwachsenen Menschen (der Spätkulturen, fügen wir hinzu) entsteht.“ Die „kleine Vernunft des Geistes“ vergewaltigt immer stärker die „große Vernunft des Leibes“ (Nietzsche), das Denken vergewaltigt und vernichtet das Leben.

Der von diesen Zersekungserscheinungen noch unberührte Primitive stellt gar nicht das Recht der im Wort stekenden, aus Gemeinschaftsleben in das Wort hineingewachsenen Forderung auf eine bestimmte Willenshaltung in Frage. Die Aufforderung zu einem ganz bestimmten Handeln des einzelnen in einer ganzen Reihe von Lebenslagen, die mit den Worten an die Glieder der Sprachgemeinschaft übermittelt wird, muß notwendigerweise als der Möglichkeit nach vorhandener, im Gebrauch freiwerdender Gehalt im Wort stecken. Verständniszweck und Nutzen des Sprechens ist völlig an diese lebendige Kraft des Wortes gebunden, wie gezeigt wurde (s. S. 119), wenn auch dieses sein Vermögen verschleiert ist und ganz u n a b h ä n g i g vom Wort gegeben zu sein scheint.

Das dörfliche Gesage nimmt seinen Einfluß darauf, ob man mit Strohhäuten in die Kirche gehen darf, ob man barhäuptig zur Kirche gehen darf, ob ein Mädel vor der Hochzeit ein Kind haben darf. Um des dörflichen Gesages willen endet manch verzweifelte junge Mutter im Leich, werden die zerrissenen Hemden nicht auf die Leine gehängt, geht man nicht unter einer Leiter hinweg. Das dörfliche Gesage entscheidet darüber, was für braun gehalten und was braun genannt wird, was

für giftig gehalten und giftig genannt wird, was schön, häßlich, modern, teuer, gemein, sündig, hochehrenwert genannt werden soll. „Normen und Wertmaßstäbe, die ganze Grundlage seines sittlichen Verhaltens empfängt das Individuum von der Gruppe.“ (Wierlandt.)

Das, was auf diese Weise als Forderung da ist, die sich vor allem infolge des Geltungsbedürfnisses des einzelnen im Zusammenleben durchsetzte, als „Forderung des Zuschauers“ an den Handelnden (Wierlandt), ist zunächst in aller Selbstverständlichkeit Forderung, ohne daß darin schon die Beziehung auf das Gemeinschaftswohl e r k a n n t wird. Nur vereinzelte Forderungen e r s c h e i n e n auch schon früh als gemeinschaftsbedingt, so etwa die des Vereines „Heldentum“. Ein tugendhafter Mann, ein wahrhaft männlicher Mann hat sogar sein Leben „für den heimischen Herd“, „für das Vaterland“ zu opfern, das ist: für das Wohl der Gemeinschaft.

Bei der Mehrzahl der Forderungen jedoch bleibt im Leben in den Frühformen der Völker ihre Bezogenheit auf das Gemeinwohl durchaus u n e r k a n n t, ja sie wird oft stark durch ihre Verbindung mit dem religiösen Lebensgebiet verschleiert. Wo die auf dem Geltungsbedürfnis vor den Zuschauern beruhende Scham nicht genügt, die Befolgung einer Forderung zu erzwingen, wird die Übertretung der harten Gemeinschaftsforderung an den einzelnen, eine ganz bestimmte Haltung zu wahren, bestimmte Gebräuche zu befolgen, bei einem gesunden Volk in aller Selbstverständlichkeit mit den aller härtesten Strafen g e s ü h n t, mit Hängen und Steinigung und Brandmarkung, und sie erscheint schon früh als religiös, kirchlich, kultisch gebunden, obgleich diese beiden Denkreise des Sittlichen und des Religiösen nicht notwendigerweise aneinander gebunden sein müssen. Bei aller Verschiedenheit haben diese Denkfetten den gemeinsamen Nenner der A b h ä n g i g k e i t des einzelnen, hier von einem übermächtigen, übermenschlichen Wesen, dort von unausweichlichen, mit aller Sicherheit erhobenen sittenhaften Forderungen, die aus den lebensdienlichen Notwendigkeiten des Zusammenwirkens einer Gemeinschaft erwachsen.

In der christlichen Religion ist die Ineinssetzung beider Reihen zu besonders hoher Vollendung gelangt, sie fordert den Gehorsam gegenüber der Gemeinschaftsforderung als Gottesgehorsam schlecht hin. „Liebe Gott, indem du deinen Nächsten liebst.“

Für die Behauptung der Forderungen gegenüber den breiten Massen des Volkes war es ganz ungewöhnlich wirksam und wertvoll, daß die Gemeinschaftsbeziehung des sittlichen Sollens sich in der ursprünglichen Angst der Menschen verbarg, sich an das Bewußtsein ihrer Abhängigkeit von einer überpersönlichen, allmächtigen Wesenheit, von Gott, von Göttern fettete. — Und diese Bindung ist selbst für kulturelle Spärvölker wachster Geistigkeit nicht zu entbehren, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollen. Denn Leben und Lebensnotwendigkeiten können wohl erklärt werden, nicht aber kann der W i l l e des einzelnen zum Leben und zu den Lebensforderungen durch irgendwelche intellektuellen Züfteilen der Gemeinschaft allein irgendwie geschaffen oder auch nur gestärkt werden. —

Beim Wachwerden des Intellectes in der Gemeinschaft entsteht aber dieses Bedürfnis, die vom Munde des Priesters in feste Formeln gebrachten Forderungen der „S p r a c h e“, der Gemeinschaft, der Religion nun auch vor dem hinundher redenden, „Gründe“ suchenden Intellect zu rechtfertigen. Es genügt jetzt für viele der Forderungen nicht mehr die Erklärung: sie wird erhoben, weil sie immer erhoben worden ist; es wird vielmehr eine bessere Begründung für die Rechtsansprüche des fordernden Gottes, der fordernden

Kirche gewünscht. Auf dieser Entwicklungsstufe hat sich bei den abendländischen Völkern schon die Gesellschaft als politischer Verband abgelöst von der Gesellschaft als einem religiösen Verband, und auch die Ansprüche des religiösen Verbandes auf den verschiedenen Lebensgebieten, in Kunst und Wissenschaft und Kleidung und Wirtschaftsleben sind immer geringer geworden. (Wenngleich heute noch Nichtbeachtung bestimmter Kleidungsforderungen Ausschluß aus der Kirche zur Folge haben kann.) Es hat nicht nur der politische Verband in Staatsgesetzen das Mindestmaß der Gesellschaftsforderung an den einzelnen festgelegt und dem Aufsichtsreich der Kirche entzogen, auch für eine ganze Reihe von nur als „Sitte“, nicht als „Sittlichkeit“ betrachteten, gemeinschaftsbezogenen Gewohnheiten fühlt sich die Kirche nicht mehr für den Gehorsam gegenüber der Forderung verantwortlich. Für den noch gebliebenen Rest der von der Kirche, der Religion erhobenen Ansprüche an den einzelnen auf eine bestimmte Lebenshaltung, auf einen bestimmten Gehorsam in Dingen des Glaubens, wird in einem immer helleren Zeitalter eine rationale Erklärung des religiösen Weltbildes von der Theologie versucht.

Selbstverständliche Forderung ist hier noch, daß am Recht des Forderens, daß an der Grundforderung selbst, daß das Teil für das Ganze, der einzelne für seinen Nächsten zu stehen hat, keinerlei Zweifel versucht wird.

Auf der nächsten Entwicklungsstufe schließlich versucht die Wissenschaft zu erklären, warum an den einzelnen sittliche Ansprüche gestellt werden, warum er seine Triebe, seine Wünsche und Begierden in bestimmten Fällen abzubremfen hat. Wenn nun die Wissenschaft den „kategorischen Imperativ“ entdeckt, so gibt sie aber nur eine Bestimmung der gemeinsamen Merkmale aller verschiedenen Forderungen der Gemeinschaft an den einzelnen, sie löst nur die Grundregel aus all den verschiedenen Regeln ab, sie stellt den Gemeinschaftsbezug aller Sittlichkeit endgültig klar. Aber für die lebendige Wirklichkeit, Wirksamkeit der Gemeinschaftsforderung, der Sittlichkeit ist damit sehr viel weniger gewonnen, als es den Anschein hat. Im Gegenteil. Diese war in der Dunkelheit der Kirche besser gewahrt.

Die gesamte Entwicklung geht dahin, daß deutlich die „sittliche“ Forderung selbst matter und lauer erhoben wird. Der eigentliche Vorgang ist dabei weniger der, daß der einzelne „schlechter“, „unsittlicher“ wird, Geringeres von sich für die Gesamtheit fordert, zu der er gehört, als daß vielmehr die fordernde Kraft der Gemeinschaft selbst an den einzelnen nachläßt. Die Werturteile, die irgendein Erlebnis im einzelnen Menschen auslöst, werden andere, weil er durch den Begriffsschatz seiner Gruppe dazu erzogen worden ist, mit den die Welterscheinungen meisternden Begriffen andere werthafte herausgriffliche Eigenschaften zu verbinden. Selbst die Denker und Gelehrten des liberalen Zeitalters, die gegen die Einengung des einzelnen im Interesse des Ganzen ankämpfen, sind nicht die Ursache dieser Anschauungswandel, sondern nur ihr Ausdruck. Sie sind die Sprecher einer Entwicklung, die bei dem Überwuchern des Intellekts in den geistigen Gewohnheiten ausgelöst werden mußte. Die Entwicklung selbst ist zwangsläufig: Ein wacherer Intellekt bedeutet schlechtthin kritischere Einstellung zu den Gemeinschaftsforderungen, die als selbstverständliche Forderungen in einer dumpferen Zeit ganz ohne Murren und Widerspruch wenigstens erwägungslos anerkannt werden, wenn auch eine starke triebhafte Eigensucht den einzelnen immer wieder dagegen sündigen läßt.

Es ist durchaus nur gradlinige Fortführung dieser Entwicklung, wenn der Rationalismus die Duldsamkeitsforderung schafft: Jeder soll nach seiner eigenen Fassung selig werden, oder „Alles verstehen, heißt alles verzeihen“. Und die letzte folgerichtige Weiterführung dieses Intellektualismus ist es, daß schließlich sogar dem Verbrecher, dem Gemeinschaftsschädling, ein inneres „Recht“ für seine Haltung zuerkannt wird. Die vom reinen Intellekt geforderte „absolute“ Duldsamkeit hat gesiegt über die „sinnvolle“ Duldsamkeit. Diese hat ihre Grenzen am Wohl der Allgemeinheit. Die Sprecher dieser Entwicklung, die wohl Befreier aus Ketten der Konvention, aber zugleich auch Zerstörer des gesunden Volkslebens sind, werden oft als Helden gefeiert, und das Schicksal der Völker hängt davon ab, daß man früh genug erkennt, wie sehr diese Helden Volksverderber sind, und daß es allzu billiger Ruhm ist, den Einzelmenschen mit Raub am Volksganzen zu beschenken. Ein folgerichtiger Intellektualismus verzichtet auf den „Sinn“. Da wissenschaftliche Voraussetzungslosigkeit sein höchstes Ideal ist, muß er notwendig bei kühler, gelassener Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben landen. Kein Napier ist scharf genug, kein Fechter gewandt genug, um einen Denker, der sich für ein derartig voraussetzungsloses wissenschaftliches Denken, für solche Verallmächtigung des Intellektes entschieden hat, mit gleichartigen Waffen aus seiner Stellung zu vertreiben.

Und doch!

Es gibt noch lebendige Menschen unter den Deutschen. Menschen mit heißem Willen zum Leben und tiefer Sehnsucht nach der höchsten Form menschlichen Lebens. Der Intellektualismus bedeutete letzten Grundes Tod des „Menschen“ und Wiederauferstehung des „Tieres“ darin, daß er bei vollster Folgerichtigkeit die erst den Tiermenschen zum Menschenmenschen machende Gemeinschaft auflöst. Der einzelne wird unter dem Trugwahn seiner geistigen Selbstständigkeit aus der Gemeinschaft herausgelöst. Wahrhaft lebendige Menschen müssen demgegenüber aus dem Glauben leben. Aus der Bereitschaft, einem höheren und ewigeren Leben zu dienen als allein dem allzu kurzen einzelmenschlichen Körperlichkeit. Damit muß ihnen die höchste Entfaltungsform menschenwürdigen Lebens an eine bestimmte Willenshaltung gebunden scheinen, an eine Selbstaufgabe für die Gemeinschaft. Und diese Selbstaufgabe wird in unserem wachen Zeitalter oft genug bis zu einem sacrificium intellectus gehen müssen, der Geist muß der Seele geopfert werden.

Die Teilartigkeit des Menschen und die daraus sich ergebende Verpflichtung an ein Ganzes, eine Gemeinschaft, wird auf verschiedenen Entwicklungsstufen in verschiedenen Formen lebendig bewußt. Eine religiöse Blütezeit fordert: Liebe deinen Nächsten als dich selbst. Ein vom Staat wesentlich beeinflusstes Gemeinschaftsdenken sagt: Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben. — Es werden hier Forderungen gestellt, nicht Forderungen begründet.

Und auch die Lebendigen, Lebenshungrigen, Willensforderungen Geöffneten, Menschlichkeit Ersehrenden von heute können bei all dem funkelnden Fortschritt unseres Wissens nichts anderes tun, als mit aller Kraft fordern, das Recht der Gemeinschaftsforderung ohne Begründung ausrufen. Und sie können nur Erfolg haben,

wo unmittelbar Willen auf Willen einwirkt und neuen Willen schafft. Nur mit Gutsein ist zu helfen, nicht mit Klugsein. Nur neue Inbrunst vermag neue Lebensglut zu schaffen.

Ein helfendes Licht allerdings brennt sogar vom Turme der Wissenschaften her und zeigt der kommenden Zeit die Gemeinschaftsforderung in neuartigem Glanz, so daß es leichter werden kann, wieder an sie zu glauben. Die Nächstenliebe der Kirche, die Vaterlands-
liebe des Staates finden heute als Liebe zum Volk eine sehr viel tiefer bis in die Seele selbst dringende Erklärung. Es wurde deutlicher, wie alles höhere Menschentum überhaupt erst durch die Bezogenheit des einzelnen auf seine kulturelle Gemeinschaft, das Volk bedingt ist. Unter allen Gemeinschaften ist das Volk die echte und tiefste aller Gruppenpersönlichkeiten, die mit dem größten Recht von ihren Gliedern Dienst fordern darf. Das Volk ist die Gemeinschaft gleicher Menschartigkeit infolge eines gleichrichtenden Organs bei der Umgestaltung der Erscheinungswelt in eine höhere geistige Welt. Das Volk ist der Lehrmeister jedes seiner Glieder, wie die äußeren Ereignisse in ganz besonderer Weise zu Erlebnissen werden sollen. Diese echte Ganzheit des Volkes und die echte Teilartigkeit des einzelnen — hier handelt es sich um keinen auf einer nur eingebildeten Gruppe, nur auf Massenwahn beruhenden Achselklappenpatriotismus — rechtfertigt die weitgehendsten Verpflichtungen des einzelnen, wo überhaupt Leben gewollt wird, Leben der erst recht eigentlich Menschentum schaffenden Gemeinschaften gleichen Seelentums, der Sprach-
völker. Leben des einzelnen in wahrer Menschlichkeit, Leben, das sich nicht im Einzelindividuum erschöpft, sondern für das der einzelne nur tragender Teil, nur Einzelglied ist. Das Dasein des Menschen ist nur ein Hinstolpern in das Nichts, wenn es nicht bewußt oder unbewußt Dienst am weiterreichenden, den Tod des einzelnen überdauernden Leben seines höheren Ichs ist.

Gläubigkeit, Willensbereitschaft jenseits aller intellektuellen Rechtfertigung ist nötig, wo Leben wahrhaft gedeihen soll. Lebenswille ist letzte, nicht begründbare Voraussetzung des Lebens.

Und doch wird die lebensfeindliche Wirkung des Intellektes nicht einfach dadurch aufgehoben, daß man sich ihm ganz versagt, daß man sich von aller denkenden Welterfassung abschließt, daß man nur in mystischem Rausch träumt und glaubt und liebt und lebt. Das hieße die Gemeinschaft aufheben. Das hieße, die lebensfördernde, Gemeinschaft schaffende Kraft des Geistes zugleich verschütten. Es muß hier geduldig die Spannung zwischen Geist und Seele ertragen werden, und der so gefährliche Geist muß genutzt werden, soweit er Leben fördern hilft, und er muß entgiftet werden, wo er anfängt, lebensfeindlich zu werden. Es muß der Teufel mit Beelzebub ausgetrieben werden.

Die höhere Vernunft des Leibes braucht die kleinere Vernunft des Geistes als Diener und Helfer, allerdings nicht als Herrn.

Wer diesen Diener recht verstehen will, muß zu erkennen suchen, wie er aus einem Zwerg zu dem Riesen wuchs, der über sein rechtmäßiges Einflußgebiet hinausgriff. Wie dieser Diener sich entwickelte, ohne daß er sich dabei nach bewußtem Plan selbst gestaltet hätte. Wie die höheren Grade der Bewußtheit, der Wachheit, der Intellektualität in einem blinden Schicksalswalten ohne zielklaren Formungswillen wuchsen.

Der Bauer benötigt diesen Diener im Kampf um sein tägliches Brot noch nicht zu häufig. Auf der Stufe der Selbstversorger fertigt der Bauer sein Handwerkzeug selbst, ist er sein eigener Tischler, sein eigener Schmied, sein eigener Töpfer, sein eigener Müller.

Die Familie ist eine abgeschlossene Lebensgemeinschaft, und die Sprache ist wesentlich fast nur Mittel, um die Gemeinschaftsarbeit zu ermöglichen und zu erleichtern.

Dem Bauern in der erweiterten, stärker arbeitsteiligen Lebensgemeinschaft in Dorf und Stamm ermöglicht die Sprache auch diese so förderliche Arbeitsteilung, aber die viel stärkere Verührung mit den anderen Menschen, den Handwerkern und Kaufleuten hat nicht nur solchen technisch-ökonomischen Zweck, das gesellschaftliche Zusammenwirken zu fördern, sondern sie hat überdies ihre eigene erhöhende Kraft, ihren neuen Reiz in der Steigerung des Erlebens, in dem zweiten Leben, dem nochmaligen Leben in der geistigen Sonderwelt, in die Sprache alles Erleben umdeutet. Diese geistige Verührung mit anderen Menschen, die Geselligkeit bedeutet noch, abgesehen von ihrem praktischen Zweck, einen sonderartigen Genuß und Lebensreiz, eine Erhöhung des eigenen Erlebens, indem man an dem Erleben anderer Anteil hat. Man erlebt selbst die Gefahren der Freunde, ihre Nöte, ihre Freuden, indem man davon hört.

Dies ist der Reiz des *sele dream* der alten Germanen im *Beowulf*, „Saalsjubil“ hat man es übersetzt, der Reiz, der den Menschen zum Menschen drängt, der Reiz eines lebhafteren geistigen Lebens. Und letztlich sind auch viele der allerneuesten Erfindungen unserer hochentwickelten Technik auf diese eine Formel zu bringen:

Alle diese Errungenschaften der Zivilisation dienen

entweder dazu, unser unmittelbares, ganz persönliches körperliches-sinnliches Erleben zu steigern, indem sie es angenehmer und lebhafter gestalten. (Eine gute Mahlzeit, eine behaglich warme Wohnung mit Zentralheizung hat diese Wirkung, ebenso Kaufsmittel, Reisen und Wandern. Das Auto, das uns schneller neue Eindrücke, neue Bilder übermittelt als des Schusters Klappen.)

Oder sie dienen dazu, unser persönliches Erleben mittelbar zu steigern, indem wir an besonders hervorragenden Erlebnissen anderer teil haben. (Darauf beruht der Reiz aller „Geselligkeit“. Darum geht der Bauer in die Schenke und hört mit Spannung vom Förster, wie dieser beinahe heute früh einen Bock geschossen hätte. Darum liest er die Zeitung. Die Befriedigung beim Anschauen des Kunstwerkes besteht darin, daß der Maler uns sein Gesichtserlebnis nacherleben läßt. Der Reiz des Theaters, des Romans, des Gedichtes, des Kinos, des Rundfunks beruht darauf, daß wir das Erleben anderer, und zwar häufig Erlebnisse, wie sie nur selten einem der alltäglichen Sterblichen begegnen, miterleben dürfen.

Das stärkere Wachwerden des Lebens, das beim Menschen wesentlich gebunden ist an das über die Sprache ermöglichte Miterleben mit anderen Menschen, an das Sicherlebensfühlen von ihnen, gebiert ganz aus sich selbst mit Notwendigkeit den Hunger nach immer weiterer Selbststeigerung. Die Wachheit bedeutet erhöhtes Lebensbedürfnis, und sie schwingt sich in Selbstinduktion immer höher und höher, in immer hellere Intellektualität. Sie schwingt sich schließlich so hoch, daß der Hunger nach Wachheit, nach Lebensgenuß den körperlichen Bestand des Gruppenlebens gefährdet. Dieser Hunger wird schließlich zur verzehrenden Qual für den Menschen. Der Hunger nach den nicht erreichbaren Gütern vergällt die Freude am Genuß der erreichbaren. Je freier die Menschen werden, desto eingeengter fühlen sie sich. Gierig versuchen sie mehr Genuß in ihre Lebensspanne hineinzuraffen, als ihnen im Hinblick auf das Ganze der Lebensgruppe zusteht. Man verzichtet auf das Weiterleben, auf den morgigen

Tag des Volksganzen, damit die eben lebenden Volksteile die Nacht noch einmal lauter durchjubeln können. Mit anderen Worten, man verzichtet auf das Kinderhaben, um wacher leben zu können.

Hier ist nun die Verbindung aufgenommen zu einer Fragestellung, in deren Erörterung abgebrochen wurde: Wie der sich im Geburtenrückgang zeigende Kraftschwund des Volkskörpers, der körperlichen Trägerschaft der in einer Sprache ruhenden Geistigkeit, als Erscheinung des Sprachlebens zu deuten ist.

Wer imstande war, die trügerischen Gaukeleien der Sprache zu durchschauen, die uns Wesen und Leistung der Sprache anders erscheinen lassen, als sie wirklich sind, der muß sehen, wie sich hier zwei Gedankenketten aneinander schließen. Da Sprache im Einzelfall des Sprechens vor allem Sinnnehmung des Wortes aus dem Sprachgebrauch ist, da die entscheidende Sinngebung schon bei dieser Übermittlung des Begriffsgehaltes durch die Sprachgemeinschaft an den einzelnen vor sich ging, da die Sprache das sinnliche Zeichen und der Gehalt ist, der Gesamtbestand an Denk-, Fühls- und Willensgewohnheiten, so muß diese auf Selbsterziehung des Volkstums hinwirkende Denkweise notwendigerweise auch als Veränderung von Sprachgehalten verstanden werden. Dieses Wacherwerden des Gemeinschaftsdenkens, das Vordringen des Intellektes, das Schwinden des dem Gruppenleben dienlichen Willens muß sich als Spracherscheinung sehen lassen, als Verlust des Wortes an schöpferischer, Leben erhaltender, Willen beeinflussender Macht, an Suggestivvermögen gegenüber dem Hörer. Schon ein grobes Auge sieht ja, wie die Sprache das Werkzeug der Übermittlung des Wachseins ist: In der Kneipe, im Theater, im Roman, im Rundfunk, auf dem Markt, in der Kirche. Ein geschulteres Auge erkennt, daß sie nicht nur das Werkzeug, sondern daß sie das Wachsein selbst ist und daß die „Entsittlichung“ der Menschen, das Schwinden des Gemeinschaftsbezuges aus dem Denken immer auch eine Gewichtsverlagerung in den Worten bedeutet.

Es ist gezeigt worden, wie schon ein äußeres Sprachschicksal, die Verschriftung, eine Veränderung der Sprachgehalte in Richtung auf Intellektualismus hin bedeutet. Die durch die Schrift ermöglichte unleibhafte Berührung vergiftet das gesunde Blut des Gemeinschaftslebens, sie löst die Willensgehalte der Sprache von ihrer Beziehung auf das Gemeinwohl der Sprecherschaft. Es sind die vernichtenden Folgen dieser Wahrheit beschrieben worden, in der die Ansprüche schneller wachsen als die Mittel zu ihrer Befriedigung und in der schließlich helleres Wachsein durch Raubbau am Leben selbst erschlaffen wird. Damit ist die Richtigkeit der Behauptung erhärtet: Sprachschicksal ist Völkerschicksal. Die erste Stufe des Hineinwachsens in einen höheren Intellekt bringt eine gewaltige Erhöhung der völkischen Lebenskraft. Das Volk als körperlicher Organismus blüht auf zu äußerer Größe und Macht. Die zweite Stufe dieser Intellektualisierung bedeutet die Vergiftung des die Gemeinschaft rein körperlich erhaltenden Lebenswillens.

Es sei hier nochmals nachdrücklichst gesagt: Die einzelnen Menschen, an denen sich dieses Schicksal vollzieht, sind nicht „unsittlicher“, „schlechter“ als die Menschen eines gesunderen Zeitalters. Aber ihre Sprache fordert von ihnen weniger sicher nach dem Lebensplan der

Gemeinschaft. Die einzelnen Sprachbegriffe, die immer eine Beziehungssetzung von Welterscheinungen auf ein Wie hin bringen, auch auf ein Wie des Wertens hin, bringen jetzt ein weniger gruppenbezogenes Wertes als in gesunderen Zeiten. Indem die Gemeinschaft vom einzelnen weniger Aufgabe seiner Freiheit, weniger Selbstqual, geringeren Einsatz aller seiner Kräfte fordert, fängt sie an, sich selbst aufzugeben.

Die Gemeinschaft stirbt, wenn sie nicht mehr unduldsam ist und hart und herrisch, wenn sie es nicht mehr wagt, den Verbrecher mit ächtender Geste Verbrecher zu nennen. Wenn ein überspannter Intellektualismus das Gesamtwohl nur als Summe des Wohls der einzelnen zu sehen gelehrt hat, während das Volksganze doch etwas ganz anderes als solche Summe ist, während es Ganzes im Sinne des Organismus ist, der doch nicht nur eine Summe von Zellen, sondern eine Ordnung von für Lebenszwecke aufeinander bezogenen Zellen darstellt. Überdies ist Volk eine Größe von viel höherem Persönlichkeitswert und Persönlichkeitsrecht als die Einzelpersonlichkeit.

Die einzelnen dieser wachen Zeit schaden wohl dem Ganzen stärker als ihre Vorfahren in dumpferen Zeiten, wenn man auf die Auswirkung ihrer Haltung sieht. Aber echte Schuld kann nur da sein, wo ein Bewußtsein des Vergehens da ist, und auch Tugend ist nur wahrhaft groß, wo sie Kampf und Selbstüberwindung bedeutet. Das Gesamtmass an solcher Tugend ist gewiß heute nicht kleiner als in früheren Zeiten größerer Volksgesundheit. Man braucht nur an die unvergleichlichen Opferleistungen im Weltkrieg zu denken, an jenes unerhörte Heldentum, wie es in keiner anderen Epoche der deutschen Geschichte möglich gewesen wäre.

Also, die Menschen dieses Zeitalters haben nicht weniger Opfermut und Tugend und Männlichkeit, als die vergangener Zeiten. Sie sind vielleicht sogar tüchtiger, männlicher, straffer als die Menschen anderer Zeiten, aber sie sind noch nicht tüchtig genug gegenüber der besonderen Gefahrenlage dieser Zeit. Denn die volkerhaltende Tüchtigkeit der Vergangenheiten erwies sich in einem stumpfen, dumpfen Gehorchen gegenüber volkerhaltenden Trieben, ohne daß klarer empfunden wurde, was man für die Gemeinschaft tat, indem man Kinder aufzog und das Land bebaute. Das Wohl des Ganzen regelte sich in einem vegetativen Vorgang ganz von selbst, und die sittliche, das ist die volkerhaltende Forderung, wurde vom einzelnen anerkannt, ohne daß auch nur stärkerer Zweifel an der Berechtigung der Forderung selbst aufkam. Staat und Kirche und die ächtende, verkehrende Zuschauerschaft waren die strenge Exekutive dieser Gesetzgebung. Heute versagt diese aus geduldiger Anerkennung der mit Selbstsicherheit erhobenen Gemeinschaftsforderungen erfolgende Selbstregelung der Lebenskräfte. Die volkerhaltende Sitte ist im Schwinden und volkerstörende Sitte im Vordringen. Das ist nicht Schwarzseherei, sondern Feststellung unverkennbarer Tatsachen.

Die sich aus dieser Lage ergebende Aufgabe ist ohne weiteres klar: Das ganze Volk muß sich selbst wollen, es muß sein höheres Leben pflegsam hüten, indem es den dumpfen, vegetativen Prozeß heute bewußt leitet, der sich bisher von selbst ohne planende Geister regelte, auf den nur gelegentlich große Führer und Propheten des Volkes einen gewissen Einfluß ausübten.

Gut gebrüllt, Löwe, sagen da die Zweifler, aber du willst etwas Unmögliches. Wie das Sterben der Blumen und Tiere und alles Organischen Schicksal ist, unausweichliches, un-

erbittliches Schicksal, so liegt auch dieses vegetative Leben des Volkes jenseits menschlicher Einflußnahme. Auch das Sterben der Völker, der Kulturen ist schicksalsgewollt und kann durch kein Klugsein aufgehalten werden.

Der Blick in die Geschichte scheint in der Tat den Untergang des Abendlandes in gleicher Weise als zwangsläufig zu erweisen, wie er es für Rom und Athen gewesen zu sein scheint.

Und doch, schon dieser Vergleich der Völker mit Organismen läßt uns stocken. Jene Olbäume und Pinien, unter denen Ovid und Homer wandelten, sind verdorrt, jene Fische, die zu ihren Füßen spielten, sind tot. Und doch leben jene Olbäume und jene Fische. Es ist andere Materie durch ihren Körper hindurchgepult, durch Geschlechter von Enkeln hindurchgepult, aber sie leben noch. Der Organismus stirbt erst, wenn seine Gattung stirbt. Und das kommt allerdings auch vor. Aber es gibt Organismen, deren Gattung durch Jahrtausende, ja durch Jahrmillionen lebt; heute noch bauen dieselben Korallentierchen ihre Riffe, die zur Kreidezeit die untermeerischen Kaltgebirge schufen, noch heute leben dieselben Tausendfüßler, die im Blut der Bäume erstarrten und heute in Bernstein einschließen zu sehen sind.

Es wird nie jemandem einfallen, den Einzelmenschen des deutschen Volkes ewiges Leben geben zu wollen. Aber die Gattung vermag, im Bilde des Organismus gesehen, durch Jahrtausende zu leben. Und Volk ist in diesem Sinne auch ein Ausschnitt aus der Gattung Mensch, die nur an die großen Zeitalter der Erde gebunden ist. Solange überhaupt Mensch als Menschtier, als rein körperlich biologische Gattung zu leben vermag, können grundsätzlich auch die wandelbaren und anpassungsfähigen geistigen Arten leben, wenn nicht dieser Geist selbst krank wird und Auflösung und Tod der Gattungsgruppe bewirkt.

Lebt nicht das chinesische Volk schon durch Jahrtausende auf einer beträchtlichen Zivilisations- und Kulturhöhe, ohne daß es sich darum als körperliche Gruppe auflöste? Dieses Volk des Konfutsse und der anderen großen Weisen blieb in seinem Ahnenkult gesund als geistige Gruppe. Die Bilderschrift ließ das Gemeinschaftsleben auf der ersten Stufe der Intellektualisierung stehen bleiben und nicht zur zweiten vordringen, da das **L e b e n** der Sprache in dieser Schriftart nicht erstickt wurde. Es ist zu billig, die Chinesen einfach zu den ewigen Bauern zu rechnen, um die Zwangsläufigkeit alles Kultursterbens nicht durch dieses Beispiel widerlegt zu finden. Denn sie sind doch unleugbar ein Kulturvolk und haben trotzdem ein durch Jahrtausende reichendes gesundes Volksleben.

Noch aus einem anderen Grund ist der Vergleich der Völker mit den Organismen irreführend und nur Vergleich auf eine sehr grobe Äußerlichkeit hin: Man darf nicht Körperliches und Geistiges einfach gleichsetzen. Es ist der Geist zwar an einen Körper gebunden, trotzdem sind die Gesetze des Zellenlebens aber schlechtthin andere als die Gesetze des geistigen Lebens. Und die Völker sind körperlich-gesellschaftlich-gemeinschaftliche Gebilde, sind Ganzheiten erst durch ihre Geistigkeit. Das körperliche Sterben einer völkischen Gattung des höheren Tieres Mensch durch Erlahmen des lebensdienlichen Denkens und des Willens zum Leben der Gattung ist etwas anderes als die Vernichtung einer Ziergattung durch Bakterien oder durch stärkere Ziergattungen oder durch Erschöpfung des Lebensraumes.

Aber: Völker und Kulturen sind gestorben. Unsere abendländischen Völker sind dabei zu sterben, die Tatsache als solche ist gar nicht abzuleugnen. Abgestritten wird jedoch die Behauptung, daß der Völkertod unausweichliches Schicksal ist. Im Gegenteil, es läßt sich aus vielen Gründen die sichere Überzeugung verteidigen, daß dieser vegetative Vorgang des Werdens und Vergehens heute in der Tat bewußt gelenkt und geleitet zu werden vermag, daß das dumpfe und triebhafte Wachsen heute pflögsam betreut zu werden vermag und auch

noch hinter diesen Spätkulturen eine hellere und glanzvollere Zukunft möglich ist, als von irgendeinem Volk der Vergangenheit auch nur geträumt wurde.

Hier ist den Heutigen ihre große Aufgabe gesetzt, eine größere, als je in aller Weltgeschichte Menschenhirne und Menschenhände und Menschenseelen zu lösen hatten, eine völkische Willensbereitschaft zu schaffen, die sich auf ein schon von Schiller gewiesenes Ziel richtet:

„Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren. Was sie willenlos ist, sei du wollend! Das ist's.“

Montesquieu war nicht der erste, der das Sterben der Völker am Geist erkannte. Die Selbstzerfegung der Völker am gewaltig answellenden Intellekt ist immer schon von Verantwortlichen und Weisen empfunden worden. Die Bücherverbrennungen der Chinesen und anderer Völker sind vielleicht gar nicht nur aus der sinnlosen Zerstörungswut einer blöden Solbateska zu erklären, sondern aus dem aus dunklen Tiefen aufströmenden Wissen um das Gift im Wort, um die volksentnervende Macht der Zivilisation.

Daß „Bildung“ nicht grundsätzlich und unter allen Umständen Gewinn ist, wird vielerorts vor allem erkannt, wenn sie die eigentlichen Vermehrer körperlicher Volkskraft, die Frauen ergreift. Das klingt nicht nur bei den Zeitkritikern des sterbenden Rom auf, in dem Juvenal die gelehrte Frau verspottet, *quae docta nimis cupit et facunda videri*. Im Jahre 1801 wird in Frankreich ein Gesetzesvorschlag eingebracht, der den Frauen verbieten soll, lesen zu lernen. „*Portant défense d'apprendre à Lire aux Femmes.*“ — Schon als zum erstenmal der Förster oder der Gutsbesitzer mit dem Dorfschullehrer im deutschen Osten über die Landflucht klagten, nannten sie als Ursache die zu hohe Schulbildung der Dorfjugend. Wie der österreichische und russische Großgrundbesitz aus diesem Grunde sich bemühte, die Landbevölkerung in Unbildung zu halten, ist bekannt.

Es ist also überall der unmittelbare Eindruck, daß von einem bestimmten Bildungsstand an Geburtenbeschränkung und Landflucht, das Schwinden der körperlichen Grundlage des geistigen Raumes erfolgt, das Sterben der Sprecherschaften der Sprachen.

Aber das Heilmittel dagegen ist nicht Bücherverbrennung, nicht Drosselung der Bildung, — sondern im Gegenteil Steigerung der Bildung. Über die Halbbildung zur wahren Bildung, zur bewußten Opferbereitschaft aus Erkenntnis — wie sie heute selbst bei den durch „Bildung“ Bevorrechteten meist nicht vorhanden ist. Nicht verleugnen sollen wir die Zivilisation, sondern sie beherrschen, nicht sie zurückschrauben, sondern sie weit genug hinausschrauben. Größere Helligkeit, vollere Klarheit, mehr Bücher, bessere Bücher sind vonnöten.

Schaffung einer auf das Volkswohl eingestellten Willensartung ist das eigentliche Ziel, und doch bleibt es für die Führenden und Verantwortlichen in dem Kampf gegen die Selbstzerfegung ein Nebenziel, gegen den falschen Intellektualismus anzugehen. Sie müssen erkennen, wie sachlich unberechtigt der Optimismus des Aufklärungszeitalters war, als wäre der Intellekt grundsätzlich zur Meisterung aller Welt-

erscheinungen befähigt. Es handelt sich dabei gar nicht um einen schmerzlichen Verzicht, der uns ein nasses Auge bringen müßte, eine Zerknirschung etwa, daß wir infolge unserer Menschförmlichkeit zu klein und zu schwach und zu verwundbar wären, um mit diesen „Messern des Geistes“ spielen zu können, ohne uns selbst in den Finger zu schneiden. Im Gegenteil. Es handelt sich um eine Zurechtweisung des Intellektes in das Gebiet seiner eigentlichen Zuständigkeit, um Klarheit über seine Fehltritte und Sünden, über die er uns bisher gerissen genug hinwegzutäuschen vermochte. Es handelt sich darum, daß es als wissenschaftlicher Betrug entlarvt werden muß, wenn der Intellekt sich Übergriffe erlaubt, wenn er sich an Aufgaben heranmacht, zu deren Meisterung er ganz und gar nicht berufen und befähigt ist. So muß ihm vor allem die Welt der Werte notwendigerweise verschlossen bleiben, obgleich er bei ihrer Bewusstmachung Hilfsstellung zu leisten hat. Aber er darf sich nicht größere Rechte anmaßen. Wir müssen verstehen, wie es die grauigste und dümmste aller Illusionen ist, daß wir illusionslos, rein vom Intellekt her zu leben vermöchten. Es muß wieder die fruchtbare Spannung zwischen Intellekt und unmittelbar aufquellendem Gefühlsleben, zwischen Einzelwissen und gruppensförderlicher Weisheit hergestellt werden, die durch eine zu starke Vorherrschaft des Intellektes beseitigt wurde.

Es handelt sich dabei eigentlich nur darum, daß unter manchen Sachphilosophen längst sicher gewordene grundsätzliche Einsicht auch deutliche Erkenntnis der Gemeinschaft wird, eine Erkenntnis, die sich auch in allen Einzelfragen des Lebens durchsetzt. Das ist nicht leicht, denn wenn auch der immer Arm in Arm mit den Werten spazierende Intellekt zur Vordertür herausgeworfen ist, auch bei klugen Gelehrten sehen wir ihn doch zur Hintertür hereinkommen, schon weil seine Dienerrolle für ganz bestimmte Dienste unentbehrlich ist. Die bewußtere Auflehnung gegen den Intellekt, wie sie etwa in den Werken von Ludwig Klages und Leopold Ziegler und José Ortega y Gasset und vieler, vieler anderer unter den Modernen zu finden ist, geht gewiß in manchem fehl und ist nur bedingt von einem volksorganischen Standpunkt aus zu empfehlen. Die Bedeutung des Gemeinschaftsapriori ist hier zwar erkannt, aber aus diesem Ansatz werden nicht die Feststellungen abgeleitet, welches denn die eigentlichen Fähigkeiten und Berufenheiten des Dieners Intellekt sind. Erst eine viel tiefer bringende Sprachkritik, Sprachbiologie, Metaphilologie, als sie bisher von irgendeiner Seite vorliegt, wird diese Aufgabe ganz bewältigen. Aber die vorliegenden Anfänge, die von anderen Ausgangspunkten her auf das gleiche Ziel losgehen, sind doch höchst bedeutsam und zu großem Dank verpflichtend, und es steht zu hoffen, daß diese philosophische Wissenschaft nach einem Zeitalter der Irrungen wieder helfen wird, Leben zu fördern und zu erhöhen.

Die wichtigste, die praktische Aufgabe, wie unmittelbar auf den Willen eingewirkt werden kann, wie in allen Teilen des Volkes wieder ein Bewußtsein der Teilhaftigkeit und wie vor allem der Wille geschaffen wird, dem Ganzen auch unter Opfern zu dienen, wie aus dem Volk wieder ein gesunder, frischer, lebenskräftiger Körper wird, muß von vielen Seiten her angepackt werden.

a) Die gesellschaftliche, staatliche Organisation muß das Leben des gemeinschaftlichen, organischen Ganzen in anderem Maße in den Mittelpunkt ihrer Sorge stellen als bisher, wo sie immer nur an das Höchstmäß des Einzelwohls der Menschen einer Schicht oder bestenfalls der Summe aller Einzelglieder der Staatsbürgerschaft dachte.

Eine weltoffene, wirklichkeitsnahe Staatskunst wird dabei vor allem mit den Menschen rechnen, wie sie tatsächlich sind, nicht mit denen, wie sie sein sollten. Sie wird darum versuchen, so weit es irgend möglich ist, durch kluge Maßnahmen dafür zu sorgen, daß, wer sich für das Beste der Gemeinschaft müht, damit zugleich für sein eigenes Bestes sorgt. Sie wird darum die Leistungen für die Allgemeinheit gebührend lohnen, wirtschaftlich und mit Ehren und Ansehen. Sie wird die Kräfte, die in dem sich selbst regelnden vegetativen Lebensvorgang des Volkes der Gemeinschaftsforderung zur allgemeinen Anerkennung verhalfen, bewußt nutzen und stärken. Wie billig kann der Staat häufig genug das Ethos schaffende Geltungsbedürfnis des einzelnen zum Besten der Allgemeinheit nutzen! Das instinktlöse Versagen gerade unseres deutschen Staates gegenüber dem Volkswohl — das durchaus nicht das gleiche ist wie das Wohl der gegenwärtigen Staatsbürgerschaft — dürfte den Volksbewußten gegen diesen merkantilen Schutzmannstaat verbittern. Es ist traurig, daß man in das Ausland gehen muß, um Volksführer zu finden, die mit volksorganischem Denken an der Zukunft zu bauen wagen, selbst wenn die gegenwärtigen Staatsbürger darum schwerere Lasten zu tragen haben. Die Denkschrift des Reichsministers Groener zur Frage des Bevölkerungschwundes ist ein erfreulicher Anfang zur Neubestimmung.

b) Neben dem Staat steht die Kirche als die wichtigste, die Gemeinschaftsforderungen als Nächstenliebe pflegende Macht. Und das muß mit aller Entschiedenheit ausgesprochen werden, daß der Wert, den die Kirchen für unser Volk haben können, noch ganz und gar nicht voll ausgeschöpft ist. Das Zeitalter der Kirche hat durchaus nicht als überwunden zu gelten, so daß etwa neue Mächte an ihre Stelle treten müßten, weil sie ihre geschichtliche Sendung schon erfüllt hätte.

„Nicht nur zeitlich steht die Religion am Anfang aller Kultur, sie bleibt auch späterhin ihr heimlicher Mutterboden. Stirbt diese Wurzel ab, so wird die steigende Bewegung der Kultur durch die fallende einer bloßen Zivilisation abgelöst. Eine vom Kürwillen (vom Intellekt her gerichteten Willen) beherrschte Zivilisation aber führt unfehlbar zur Selbstzerfetzung.“ (Gerhard von Mutius. 101.)

Das Christentum als Lehrgebäude ist in höchstem Maße ein Schachhaus fruchtbarer Gruppenwissens, volksorganischen Denkens. Die Kirchen haben in langen, langen Zeiläufen so große Erfahrungen in der Menschenführung gesammelt, in der werbenden Beeinflussung von Menschen auch unter Ausschaltung intellektueller Belehrung, daß von den christlichen Kirchen her nicht nur dem einzelnen, sondern auch dem Volk Heil und Erlösung zu kommen vermag.

Das Abendland lebt heute im wesentlichen von der Religion, von der Religiosität, die es einmal vor vielen Jahrhunderten hatte. Aber es lebt unter Aufzehrung dieses Besitzes, es denkt nicht an seine Erhaltung und Mehrung. Es geht unter, wenn dieser Besitz weiter unter seinen Händen zerrinnt.

Eine wirkliche Beruhigung in der völkervernichtenden Heßjagd zwischen Wunsch und Erfüllung unermüdlicher Wünsche kann nur daher kommen, daß die Beruhigkeit in der Erfüllung der Gemeinschaftspflichten dem Menschen als wichtiger und erstrebenswerter erscheint als die äußeren Güter des Lebens, so schön und erstrebenswert auch diese bleiben. Und eine derartige Vertiefung und Vermenschlichung des Lebens ist nie eindringlicher gefordert worden als vom Gottessohn.

c) Es darf ferner mit Recht erwogen werden, ob nicht in manchen Gebieten die in anderen Gebieten gefährliche Pflege der Mundarten als sehr viel ernstere und wichtigere Aufgabe erkannt werden sollte, als es heute zumeist geschieht. Die Mundart, sofern

sie reine Mundart ist und nicht nur Hochsprache im Dirndlkleid — als solche ist sie faßlich — ist die noch nicht durch die Übergriffe des Intellectes verborbene Sprechweise. In ihr atmet noch die Freude am häuslichen Glück, die Liebe zur Scholle, der Friede des Weiterlebens im Enkel. Im Austausch für die Werte, die hier liegen, können selbst kleine Gefahren der Zweisprachigkeit in Kauf genommen werden, die auf-tauchen, wenn die mundartlichen Sprecher die Hochsprache zu erlernen haben.

d) Auch eine bewußtere und entschiedenere Einstellung der Schule auf ihre voll-erzieherischen Aufgaben wird mancherlei gegen die völkische Selbstzersehung vermögen. Die Schule muß es den jungen Menschen erleben lassen, daß er nicht nur Staatsbürger, son-derne auch Volksbürger ist. Sie muß ihm zeigen, welche Verpflichtungen ihm hier er-wachsen. Sie muß ihn in Ehrfurcht vor seiner Sprache erziehen und die lebendigen sprach-schöpferischen Kräfte des Sprachdenkens pflegen.

e) Bewußtere Sprachpflege sollte Angelegenheit des ganzen Volkes sein. Was Basil de Selincourt den Engländern predigt: „vitalize your English speech“, das dürfen auch wir Deutschen uns merken. Was bei uns im wesentlichen Aufgabe eines nicht sehr großen Vereins ist, das ist in Island Herzensangelegenheit des ganzen Volkes. In Zeitungen und Zeitschriften werden einzelne Wörter besprochen, und wer einen besonders treffenden Begriff prägt, der „wird eine bekannte und geachtete Persönlichkeit, gleichgültig, ob er ein Bettler, ein Bauer oder ein Bankdirektor ist“. Es gibt heute keinen notwendi-geren Dienst am deutschen Gedanken als den, allen Gliedern des Volkes die Würde, die Heiligkeit und die heimliche Gewalt der Mutter Sprache bewußt zu machen und eine tiefe Verantwortung gegenüber der Mutter der deutschen Zukunft zu pflegen.

f) Als die berufensten Hüter der deutschen Sprache und des deutschen Geistes werden die Dichter angesehen.

Von manchen unter den Heutigen muß gesagt werden, daß sie dieser Berufung nicht genügen, daß sie nicht Führer, sondern Verführer des Volkes sind.

Außer acht gelassen werden soll hier die Vergewaltigung des gesunden Sprachgefühls durch Neubildungen um jeden Preis, das hiererische, gespreizte Bemühen, unter allen Um-ständen anders zu schreiben als ihre Zeitgenossen, und sei es selbst auf Kosten der Gesund-heit unserer Sprache. Hier sei nur der Anspruch des Künstlers auf völlige, grenzenlose Freiheit bei der Ausübung seiner Kunst zurückgewiesen. Beanspruchen doch heute sogar an-gesehenere unter ihnen, daß Dichtung, daß Kunst volksverderberisch sein dürfte, daß es für den echten Künstler keine Rücksichten auf das Volkswohl gäbe, daß er allein der „Kunst für die Kunst“ zu dienen habe, und würde dabei auch das Volk vergiftet und vernich-tet.

Ein Kunstwerk ist nie etwas nur Gewirktes, das beziehungslos im luftleeren Raume steht, sondern immer zugleich auch etwas mit lebendiger Kraft Wirkendes. Eine lebendige Kraftquelle unter den Menschen, die dadurch beeindruckt werden.

In einem in seiner volkserhaltenden Sittlichkeit noch nicht angekränkelten Volksleben ist der Dichter immer, ob er sich dessen bewußt ist oder nicht, Wahrer und Mehrer der Volkstugend. Mit aller Entschiedenheit sagt noch der bedeutendste aller deutschen Kunst-kritiker im 77. Stück seiner Hamburgischen Dramaturgie: „Bessern sollen uns alle Gat-tungen der Poesie, es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglich ist es, wenn es Dichter gibt, die selbst daran zweifeln. Was jede Gattung am vollkommensten bessern kann, worin es ihr keine andere Gattung gleichzutun vermag, das allein ist ihre eigentlichste Bestimmung.“

Die Sicherheit des Tones, mit der die gemeinschaftliche Aufgabe der Dichtung hier ausgesprochen wird, ist heute allgemein verschwunden, wenn auch die wirklich bedeutenden unter den Dichtern sich immer wieder zur vollklichen Verpflichtung hindurchbringen. Nach der Aufstellung des *l'art pour l'art*-Prinzips gehörte es lange genug zum guten Ton, über die erhabenen Sätze Lessings die Nase zu rümpfen. Wir müssen uns bescheiden zu ihnen bekennen, unseres Erachtens spricht aus ihnen eine viel tiefere und gesündere Weisheit, ein wahrhaft künstlerisches Verstehen des Kunstmittels Sprache in seinen alleredelsten und bedeutsamsten Fähigkeiten. Die Forderung der Neutralität, die in dem *l'art pour l'art* liegt, entspringt entweder einem verhängnisvollen Mißverstehen des Wesens der Sprache, die gar nicht neutral sein kann, oder dem bewußten Willen, der Unsittlichkeit, der Nicht-artigkeit den Freibrief der „Kunst“ zu geben. Eine Art, eine Gemeinschaft, die sich nicht wehrt, wenn man sie bekämpft, ist krank. Gift bleibt Gift und muß gemieden werden, selbst wenn es in goldenen Violon gegeben wird.

Worte sind aus der Fülle des Lebens, aus dem Handeln geboren, und sie wirken hin auf Handlungen. Sie sind Tat. Faust sagt denselben Gedanken in zwei Fassungen, von zwei Seiten gesehen, wenn er „Im Anfang war das Wort“ übersetzt: „Im Anfang war die Tat“.

Dichtungen sind tatgebärende Taten, auch wenn sie in zarten lyrischen Versen träumen. Um ihrer gar nicht zu umgehenden Beziehung auf die „Sitte“ willen, auf die Denk- und Tunsgewohnheiten der Gemeinschaft steht jede Dichtung auch vor dem Richterstuhl: Was bedeutet sie nach ihrer geistigen Art für das Leben unseres Volkes? Was hier gewogen und zu leicht befunden wird, das ist schlechthin bekämpfungswert.

Wenn das Wort von der „Kunst für die Kunst“ die Tendenzhaftigkeit der Asterkunst bekämpfen soll, so steckt darin viel Berechtigung. Kunst als Reklamemache für politische oder soziale Programme ist nie in vollem Sinne „reine“ Kunst. Wenn wir fordern, daß die Kunst sich nicht gegen das Volkswohl vergehen darf, so ist damit ganz und gar nicht gemeint, daß sie tendenzhaft, zielhaft sich allein auf das Volkswohl einzustellen hätte. Es ist aber damit gemeint, daß sie nicht sich m i t t e l h a f t gegen das Volkswohl versündigen darf, wenn sie nicht bekämpfungswert oder verächtlich werden soll. Und diese Begrenzung der Kunst in ihrem Mittel, die nur eine unter ihren vielen Begrenzungen ist, schränkt ihr Wirkungsgebiet nicht im geringsten ein. Echter, gewaltiger Kunst wird diese Einschränkung gar keine Einschränkung sein, sondern allerhöchstens, wo sie überhaupt bewußt wird, eine heilsame Zucht und Erinnerung an ein notwendiges inneres Gesetz großer Kunst.

Nur der Literat, nicht aber der wahre Dichter verwechselt Freiheit gegenüber der „Konvention“ mit der Freiheit gegenüber der „Volksbezogenheit“. Wenn auch der Dichter immer Neufinder sein muß, sich unabhängig fühlen darf von dem Gewesenen und Gestrigen, so ist er doch nicht der Verpflichtung gegenüber dem Zukünftigen entbunden. Dafür hat Thomas Mann einmal schöne Worte gefunden bei der Eröffnung der Sektion für Dichtkunst in der Preussischen Akademie der Künste: „Wenn ich mich frage, auf welchem Wege die Bedenken des deutschen Dichters gegen das Staatlich-Gesellschaftlich-Akademische zu überwinden sind, so antworte ich: nicht auf gedanklichem Wege, nicht auf dem Wege der Überredung durch andere oder durch sich selbst, sondern auf dem Wege des inneren Erlebnisses und einer großen Entdeckung. Welcher Entdeckung? Jeder Künstler, besonders jeder Dichter von Wirkung, entdeckt zuerst mit Unbehagen, dann mit wachsender Freude und Nüchternheit, daß seine Einsamkeit und Beziehungslosigkeit eine Täuschung war, eine romantische Täuschung, wenn Sie wollen. Er entdeckt, daß er ein Ausdruck war, ein Mundstück,

daß er für viele sprach, als er für sich, nur von sich zu sprechen glaubte. Der deutsche Dichter entdeckt seine Sozialität."

Die biologische, nationalbiologische Aufgabe der Kunst ist auch in berebten Worten von Kolbenheyer dargestellt worden (764): „Kunst ist Lebensmacht, sie bleibt nicht jenseits von Gut und Böse eine schöpferische Handlung, sondern wird eine ins überindividuelle Fühlen wirkende Tat. Als solche steht sie außerhalb der rein ästhetischen Gesetze und ist den biologischen Ordnungsformen der Erhaltung, Steigerung und Zerstörung, Verwüstung des Lebens zugeordnet. Man kann keinem Volke, dessen Leben durch Kunst noch steigerungsfähig geblieben ist, das also die biologischen Werte seiner Kunst erlebt, das Recht streitig machen, sich vor einer Erschlaffung und Zerrüttung des Trieblebens durch Kunst zu schützen."

Im bunten Garten des Volkes verdienen die der Gemeinschaft dienenden Menschen Ehre und Achtung, die ihr gegenüber Gleichgültigen Gleichgültigkeit, die der Gemeinschaft schädlichen sind wie schädliches Unkraut mit Feuer und Schwert auszurotten, ganz gleich, in welcher Maske sie einherschreiten. Schlagt sie tot!

Der geniale Künstler wird in der Regel ein Einsamer sein, ein Vereinzelter, der gegen den Strom der Überlieferungen schwimmt, aber er wird nicht nur sein Volk nicht schädigen wollen, er wird sich als sein Prophet fühlen, als der berufene Seher, der hinter den Nebeln der Zeit die Hochziele sieht, die allein erstrebenswert sind. Er wird die Verpflichtungen erleiden, die ihm mit seiner Macht über die Menschen auferlegt sind, die Verpflichtungen, anzuführen und anzufeuern, aufzureißen und aufzurütteln aus dumpfer Alltäglichkeit und Mattigkeit, „aus der wunderlichen Schlaffucht, in welcher sie befangen liegen". (Kleist, Gebet des Zoroaster.) — „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben." Und die um das Leben Besorgten bitten Gott, daß uns wieder Dichter geschenkt werden möchten wie Schiller und Kleist, Arndt und Hölderlin, Mörike, Keller, Fontane und Raabe.

Staat und Kirche, Lehrer und Dichter erscheinen zwar als die unmittelbar Berufenen, wo dem Leben des Volkes gedient werden soll. Es darf aber nicht vergessen werden, daß jeder einzelne, daß auch der Geringste und Ärmste sein Maß an Verpflichtung zu tragen hat.

Nicht unter allen Umständen wird die notwendige Umwertung der Worte darin bestehen, daß härtere Selbstnötigung um der Gemeinschaft willen gefordert wird.

Wo Wert gegen Wert steht, die höhere Annehmlichkeit der Lebensart, die Volkstum vernichtet, gegen die geringere Annehmlichkeit der Lebensart, die Volkstum erhält, da wird die Entscheidung über angenehm oder unangenehm oft schon durch den gesellschaftlichen Geltungswert der beiden Lebensarten gegeben sein. Und dieser Geltungswert ist zweifellos etwas dem Menschen Anergogenes, ein Gewohnheitswert. Wenn jenes Bauernmädchen dort in der geschäftigen Muße seines Sonntagnachmittags, an dem es an einem neuen Umschlagtuch häfelnd im Garten sitzt, sich dabei ebenso „glücklich" fühlt wie dort ihre Gefährten, die parfümiert und in städtischer Eleganz Zigaretten rauchend im Tanzsaal tango und forttrotten, so ist die Werteinschätzung der Genüsse weniger durch innere Anlage, als vielmehr durch Erziehungseinwirkung bedingt.

Für eine ganze Zahl von Lebensgütern ist sogar sicher, daß die Güter des wacheren, höheren Lebens zugleich die gesunderen, auch im sittlichen Sinne wertvolleren sind: gute Bücher können eine größere Freude sein als Schnaps — wenn man entsprechend erzogen ist. „Um-

wertung" in unserem Sinne braucht durchaus nicht Lob der Armut schlechtthin zu bedeuten. Sie wird tatsächlich oft sogar Umtausch eines niederen gegen einen höheren Genuß und im ganzen Mehrung des Gesamtgenusses bedeuten, wo überhaupt Menschenwürde noch einen Sinn hat. Fröhlicher und innerlicher, tiefer, herzlicher, menschlicher und wacher wird dieses „sittlichere“ Leben sein müssen, auf das die Umwertung hinzuzielen hat. Wo seelische, geistige Befriedigungen über grob sinnliche Befriedigungen und die hohlen Vergnügungen eines letztlich doch leeren Lebens gestellt werden sollen, müssen allerdings fast immer Erziehungseinflüsse wirksam gewesen sein; diese hatten ihre sichersten Ergebnisse, wenn die Erziehung nicht als solche empfunden wurde, sondern als selbstverständlicher Brauch, als selbstverständliche Werteinschätzung überliefert wurde. Aber wo das unterbewußt aufquellende, immer sprachbedingte Ethos versagt, da müssen die Verantwortlichen in klar bewusster Erziehung volkserhaltende Sitte schaffen, in richtiger Kenntnis der Menschenseelen dem Gelingen, Lebenswertvollen zur Geltung verhelfen. Und hier wird eine ungewöhnliche Opferbereitschaft vonnöten.

Es wird ein heiliger Mut dazu gehören, das Feige wieder feig zu nennen und das Erbärmliche erbärmlich, wenn man sieht, wie wenig die Feigen und Erbärmlichen „dafür können“, wie wenig sie sich ihres Zustandes bewußt sind, wie sie eigentlich arme und gejagte und letztlich blinde Menschen sind, welche von dem Wunsch nach Befriedigung von Ansprüchen genarrt werden, die doch immer weit, weit den Befriedigungsmöglichkeiten vorausseilen. Diese Gehekten wissen gar nichts davon, wie eigensüchtig sie sind, daß sie wohl bereit waren, Leben zu nehmen, aber nicht, Leben weiterzugeben, daß sie das Pfund des Lebens selbst verzehren, statt damit zu wuchern.

Krank und dem Tode geweiht ist das Volk, in dem der heilige Mut nicht mehr aufbricht, die Selbstsucht wieder verächtlich zu nennen und sie zu entlarven, wo sie scheinheilig einher-schreitet.

Diese Erziehung hat gewiß ihre schwerste Aufgabe darin, den Willen zu packen. Daneben ist die Pflege des Wissens um die deutsche Not nicht zu vernachlässigen, wenn der Wille seine Richtung auf das wahre Beste des Volkes finden soll. „Ich war genötigt, Europa durch Waffen zu bändigen. Der nach mir kommt, wird es zu überzeugen haben, denn immer wird der Geist den Degen besiegen“, schrieb Napoleon auf Helena an seinen Sohn.

Diese Neurichtung des Willens wird Umwertung der Werte sein müssen, wird oft genug Entlarvung von Scheinheiligem bedeuten. Es muß die Jämmerlichkeit jener Nationalgesinnung offenbar werden, die nichts ist als Kampf einer Klasse um Vorrechte aus feudalen Zeiten, die nichts ist als nackte Eigensucht, die sich im nationalen Mantel versteckt. Zum Teufel mit dieser Art von Vaterlandsliebe und Teufelsknechtserei!

Manchen unserer guten Patrioten ist zu zeigen, wie die Saat, die sie bereit sind mit dem Schwerte gegen den bösen Nachbar zu verteidigen, von ihnen unbedachtsam zertrampelt wird. Gewiß ist auch ein scharfes Schwert und ein lebendiges Gefühl für die Ehre des Schwerter Notwendigkeit für ein Volk, das sich behaupten will unter anderen Völkern mit scharfen Schwertern. Aber es ist gar zu dürftig und schädlich, auch heute noch nur diese eine Seite des völkischen Selbstbehauptungskampfes zu sehen.

Die Umwertung muß vor allem die Anschauungen über das „Natürliche“ erfassen. Das Natürliche ist noch nicht schlechtthin das Sittliche. Das Vorrecht der volkserhaltenden Sitte gegenüber noch so „natürlichen“ Trieben nach Genuß und Lebenserhöhung ist

wieder aufzurichten, wo Volk mehr sein will als eine Herde von Menschenvieh. Aber auch das Unnatürliche und zugleich Unsittliche, das Dekadente, muß wieder das Verächtliche werden.

Diese Maßstabssicherheit wird wieder wachsen, wo es glückt, die Verstädtierung des Volkes abzubremfen. Denn nur in Verührung mit der gütigen Mutter Erde behalten die Triebe auf die Dauer ihre gesunde Gradheit. Nur aus jener tiefen Naturliebe, die aus dem Gefühl der Gebundenheit des Teils in eine göttliche Ordnung stammt. Die andere Naturliebe der Pflastermüden, für die Natur nur Nervenentspannungsmittel ist, kann hier wenig Wert haben.

Landleben, Verbundenheit mit der Scholle muß als Wert nicht nur dunkel geahnt, sondern klar als Idee geschaut werden, so daß ein tatkräftiger Bauernstolz daraus erwachsen kann. Wenn auf die Emanzipation des Arbeiters, der Frau, der Jugend nun — hoffentlich nicht zu spät — das Zuschußelbstkommen des Bauern folgt und in ihm sicheres Selbstbewußtsein auf seine besondere Leistung und Aufgabe wach wird, so liegt hier eine Möglichkeit völkischer Erneuerung von besonderer Bedeutung. Die Schrebergartenkolonien der Großstädte, die eine aus dunklen Tiefen stammende fromme Sehnsucht entstehen ließ, wirken heute schon Außerordentliches für die Erhaltung natürlicher Empfindungen. Vielleicht sind hier weise zu nutzende Anfahrsmöglichkeiten gegeben für die Schulung, die Gesinnungsschulung von Rückfiedlern, die gegen die Anziehungskraft der Städte gefeit bleiben.

Das Bild eines Bundes

Solch Ideal einer Wertwelt, eines Weltbildes, das auf das Wohl der Volksgemeinschaft abgestellt ist, läßt sich leicht erträumen und ausmalen, schwierig, unsagbar schwer ist aber die Aufgabe, ihm auch einem anderen Zeitgeist zum Trost Geltung zu verschaffen. Da kann leicht der aus Ohnmachtsgefühlen wachsende Kleinmut dem einzelnen verführerisch zuraunen: laß ab, gegen das unabwendbare, unerbittliche Schicksal zu kämpfen. Es ist vergeblich, denn „die heimliche Herzwärme der Menschheit ist aufgetrunken, verschüttet der innere Born, der Liederblüten und heilige Feste nährte, und es blieb ein mürrisch kalter Arbeitstag, mit dem falschen Glitter lärmender ‚Vergnügungen‘ angetan“.

(Klages, „Mensch und Erde“.)

Und doch dürfen wir diesem Ziel in der festen Zuversicht nachstreben, daß es erreichbar ist. Diese Zuversicht dürfen wir haben, wenn wir um das Wesen der Sprache wissen.

Die Wertungsgewohnheiten einer Gemeinschaft sind sprachbegrifflich gebunden. Übertragung von Wertanschauungen geht im wesentlichen über Sprachbegriffe vor sich. Diese Sprachgehalte sachlicher und werthafter Art wachsen zwar im allgemeinen ohne bewußten Rat, ohne ziel deutlichen Plan in einem tiefen Schicksal, und doch vermögen aber auch Einzelpersonlichkeiten durchaus Sprachgebrauch zu verändern, bewußt an den Gehalten der Sprache zu arbeiten. Als solche Arbeit an der Sprache ist die Pflege des Volkverantwortungsgeistes zu erkennen. In dieser Erkenntnis liegt das Anerkenntnis der gewaltigen Schwierigkeit, aber auch der Möglichkeit solchen Unterfangens.

Geworden ist der verantwortungsarme individualistische Geist, ohne daß jemand sich die Schaffung der Zersetzungskräfte bewußt zum Ziel gemacht hätte. Spengler weist einmal darauf hin, wie der reich befindete Vater in Spätzeiten zur lächerlichen Figur wird. Der Wunsch aller Wünsche in Völkern mit gesundem Lebenswillen, daß man als höchste Gnade Gottes „Kinder wie der Sand am Meer“ erfleht, erscheint einem siechen Zeitalter als schlechthin komisch. Solche Wertung ist immer über höhere Wahrheit gegangen, in höherer Wahrheit vollzogen, an Sprachbegriffe gebunden. Wie wir von der Sprachgemeinschaft lernen, daß Muscheln als Speise widerlich sind, daß der Fuchs schlau, der Esel dumm, der Jude gefährlich, so lernen wir heute, daß der Familienvater mit einer großen Schar von Kindern altmodisch und beschränkt ist. Begriffe wie Windel, Kinderwagen, Papa, Vater, Standesamt klingen heute anderswertig als vor hundert Jahren. Selbstverständlich ist das Wort als Lautzeichen, als Lautgruppe W-i-n-d-e-l völlig unschuldig und ganz unbeteiligt an den Wertgehalten des Begriffes. Eine frische „Maid“ erwärmt unser Herz, derselbe Klang (mite) bedeutet für den Engländer „Mile“ und erregt Abscheu. Es heißt aber, noch nicht die Kopernikanische Umkehr vollzogen haben, wenn man sagt, nur die Sache Windel, Kinderwagen, Maid, hätte für uns einen eigentümlichen Wert, nicht der Begriff. Der Begriff ist ja die von der Sprachgemeinschaft ganz wesentlich bedingte, in jeder Sprache andersartige sachliche und werthafte Vorstellungsweise der Sache, der Herausgriff an sachlichen und werthhaften Eigenschaften, die als begriffenotwendig aus dem an sich vorhandenen Zusammenhalt von Eigenschaften ausgewählt wurden, wie ausführlich gezeigt wurde.

Wie sich in jedem Begriff ein Erkennen auch auf Werteigenschaften hin darstellt, wird deutlich, wenn ich mir vergegenwärtige, daß derselbe Mensch Radfahrer, Vater, Preuße, Held, Onkel, Geizhals, Steuerbeamter, Herr, Mann genannt wird. Was in Held und Geizhals unmittelbar deutlich ist, der Wertton, das klingt auch noch, schwächer erkennbar, durch in Vater, Onkel, Mann. Im Wortgebrauch werden wir zu einem bestimmten Verfahren des Wertens erzogen, und wir werten unserer Erziehung gemäß, ohne daß jedoch im einzelnen Akt des Wertens das Wort als die unser Urteil bestimmende Kraft erkennbar ist, im Gegenteil, das Wort erscheint hier meist nur als nachträglich für ein Urteil gefundene Form zu Mitteilungszwecken, wie an anderer Stelle ausführlich beschrieben wurde.

Nun wissen wir, daß der Wertgehalt der Begriffe im allgemeinen vom Intellekt her, durch Belehrung wenig beeinflusst wird, er ist wesentlich an Erleben gebunden. Änderung der Wertnorm, nachdem eine andere Wertnorm üblich, das ist sprachrichtig wurde, kann nur bewirkt werden, wenn man erreicht, daß die Sprechenden anders erleben lernen, wenn die Worte Handlungen unter andersartigen Handlungen werden. Es ist schon einer der Hauptgedanken in Fichtes Reden an die deutsche Nation, daß auf den Willen wirkende Erziehung überhaupt nur im tätigen Leben, im Handeln möglich ist. Wer anderes Wollen lehren will, muß anderes Erleben lehren, und anderes Erleben lehrt man nur im Vorleben. Beispiel bedeutet hier alles, Lehre wenig, Lehre reicht nur soweit wie das Vertrauen, daß der Lehrende grundsätzlich nach seiner Lehre lebt.

Die Menschen, die einem anderen Wertgewicht der Worte, die anderen Wertidealen Anerkennung erkämpfen wollen, müssen sie vorleben. Solch Vorleben eines neuen Sprachgebrauches, eines neuen herben Heldentums muß aber in einer anders gewordenen seichten Welt nutzlos versichern, wenn ihm nicht Räume besonders günstigen Widerhalts

geschaffen werden. Darum müssen sich zunächst B ü n d e von Gleichgesinnten zusammenfinden, die aneinander Halt und Sicherheit haben, Brüderschaften gleicher Sehnsucht, gleichen Verstehens. Gemeinden, die in sich verkleinertes Abbild des Volkes sein wollen, die ein Musterbild des Ethos vorleben wollen, wie es das Volk als Ganzes haben muß, wenn es soll leben können.

Solche Gemeinschaftszellen gleichen Wertens, die bewußt auf die Idee eingestellt sind, daß ihr Gemeinschaftsleben dem Volksganzen zu dienen hat, vermögen aber durchaus „Sprache“ zu verändern, Sitte zu schaffen, Gewohnheiten umzubiegen, wie leicht an Beispielen zu erweisen ist. Die Werterziehung wirkende Kraft eines deutschen Jugendbundes der Vorkriegszeit reicht heute über die ganze Erde.

In bewußter Arbeit kann Volksethos in Richtung und Art überhaupt nur über Gruppenethos bestimmt werden. Die Predigt „an Alle“ muß nutzlos verhallen, weil Predigt immer schon Ethos als Rohstoff, als richtbaren Gemeinschaftswillen voraussetzt, weil sie eigentlich nur beim Zurechtrichten des schon vorhandenen Willens in den verschiedenen Lebensgebieten hilft. Hier allerdings wesentlich.

Aber wo ethischer Wille, Opferbereitschaft, sozialer Wille, der tragfähig ist für härtere Verpflichtungen, überhaupt erst geschaffen werden muß, da geschieht es nur im Erleben, und zwar im Gemeinschaftsleben, und nur eine in sich abgeschlossene, sich gegen die Umwelt bewußt wehrende Gemeinschaftszelle gleichen Gemeinschaftsdenkens kann hier wirkliche Neuwertung schaffen. Das sehen wir in voller Deutlichkeit an vielen geschichtlichen Beispielen, am Urchristentum, an den Mönchsorden, an den Ritterheeren, an den Pietisten, den Puritanern.

Man könnte auf die Familie weisen und sagen, daß hier schon die Volkszellen gegeben sind, daß die wertlebenden Familien schon für sich einen unsichtbaren Volkszellenbund bildeten. Nun ist gewiß die Familie die wesentlichste aller Einzelzellen, über die sich die Volkserziehung vollzieht. Und die Geschichte der abendländischen Kultur ist durchaus die Geschichte der Familie. Aber die Mehrzahl unserer Familien ist als Volkszelle krank und zieht zu wenige und zu stark verwöhnte Kinder auf. Die gesunden Familien erliegen dem Druck der Denkgewohnheiten der Mehrzahl.

Eine viel stärkere fordernde Kraft im Ethischen als die natürlichen, zwangsläufig entstandenen Gemeinschaften, vor allem, wo es um bewußtere, höhere sittliche Forderungen geht, entwickeln nach alter Erfahrung die W a h l g e m e i n s c h a f t e n. Darum bleibt doch ein auf Wahlfreiheit beruhender Volkszellenbund notwendig (der ein Bund von Familien werden wird), wo Volkserziehung werbekräftig und mit Aussicht auf Erfolg angenommen werden soll.

Auf Erziehung eines bestimmten Gemeinschaftsethos hinwirkende Gemeinschaftsgebilde haben wir schon in rechter Zahl, auch solche, denen das Ideal der Liebe zu Volk und Vaterland voranleuchtet. Die bestehenden Gruppen dieser Art scheinen mir aber noch wenig befähigt, in der besonderen Gefahrenlage des Augenblicks Wesentliches zu leisten.

Denkt man etwa an die Gruppen der a k a d e m i s c h e n J u g e n d, die so besonders laut dem Vaterland zu dienen versprechen, so wird hier wohl Erziehung zur Opferbereitschaft für das S t a a t s wohl gepflegt, das V o l k s wohl besteht aber nur selten als Gedankengröße. Es soll diesen Verbindungsstudenten nicht vergessen werden, daß sie wie ein

Mann zu den Fahnen eilten, als das Vaterland rief. Aber wie außerordentlich volksfeindlich sind diese Gruppen der führenden deutschen Jugend oft genug durch ihre Abkapselung, ihre „Erkluftbarkeit“, die sich nicht darauf richtet, die Werte lebenden, wertvollen Menschen von den wertlosen zu trennen, sondern die in der äußeren gesellschaftlichen Haltung einer durchaus überfeinerten Gesellschaft den Auswahlgrundsatz findet. Lebensgenuß bestimmt hier noch zu stark die Ethos bildenden Formen der Geselligkeit.

Die studentischen Verbindungen sind aber ein gutes Beispiel dafür, daß überhaupt und mit welcher Kraft Gemeinschaftszellen ein bestimmtes Ehrgefühl, ein starkes Gemeinschaftsethos zu schaffen vermögen. Nicht aber ist der Inhalt dieses hier lebenden Ethos schon in irgendeiner Weise volkserhaltend, trotz häufiger wohlmeinender Aufsätze in den Verbandszeitungen.

Ähnliches gilt für das Offizierskorps. Auch hier schafft der Gemeinschaftsgeist, der Korpsgeist eine bestimmte Haltung der zu meistern den Welt gegenüber. Und wenn auch das bewußte Ziel dieser Erziehung durchaus der Bereitschaft gilt, für das Volk auf dem Schlachtfelde das Leben zu lassen, von den stilleren Schlachtfeldern des Friedens, auf denen recht eigentlich die Entscheidungen über Sein und Nichtsein der Völker fallen, weiß dieses sonst so bewundernswerte Preußentum allzu wenig.

Die religiösen Orden kennen den Menschen in seiner Größe und seiner Schwachheit und nutzen die Erziehungswirkung der Gemeinschaft am allerbewußtesten. Aus ihren alten Erfahrungen ist viel zu entlehnen, wo es sich darum handelt, nicht nur Wissensbildung, sondern wirkliche Willensstärkung und Willensrichtung auch auf Entbehrungen zu erreichen. Doch wenn diese religiösen Orden zum Teil auch Gründungen gegen die Weltlichkeit der Kirche, gegen die Verpöpfung sind, ihr Ziel ist die Kirche, selten das Volk.

Die politischen Bünde wie Stahlhelm und Reichsbanner, Wehrwolf, Rotfrontbund und Jungdeutscher Orden, die Nationalsozialistische Partei, die ursprünglich für praktisch-politische Ziele gegründet wurden, die politische Freiheit oder Kampf für eine Staatsform auf ihre Fahne geschrieben haben, durften alle an sich erfahren, wie leicht Gemeinschaft mehr werden kann als die Vervielfältigung des Einzelwillens durch die gemeinsame Front mit gleichgesinnten Kameraden. Diese Bünde sind mehr als nur Bünde von Stäben, die um so vielmal schwerer zu zerbrechen sind, als sie einzelne Stäbe enthalten. Wie Saul das Königreich, so fanden sie alle, daß Gemeinschaft nicht nur Kräfte addiert, sondern Kräfte gebiert, die noch gar nicht in den zueinander gebundenen einzelnen vorhanden waren.

Noch deutlicher als bei den deutschen politischen Verbänden zeigt sich in der faschistischen Partei Italiens und der kommunistischen Partei Rußlands die Ethos bestimmende, die dem einzelnen nach seiner bestimmten menschlichen Haltung auch gesellschaftliche Geltung gebende Macht von Verbänden, die auf Kürwillen beruhen. Bei den Nationalsozialisten sehen wir, wie die aus Gemeinschaftsleben geborenen Kräfte mit besonderer Wirksamkeit von begeisterten Führern auf das Ziel einer nationalen Wiedergeburt des Volkes gerichtet werden. Ob das von ihnen geschaffene Ethos stark genug ist, sich auch gegenüber den hier gezeigten stillen Aufgaben einer Erneuerung der inneren volkserhaltenden Kräfte zu bewähren, ist heute noch nicht erwiesen.

Ein „Volksgellenbund“, der sich das Ziel setzt, Erziehungsgemeinschaft für gesundes, Volksleben tragendes Ethos zu sein, muß gewiß auch Macht erstreben, äußere Macht und Größe, aber er muß Geduld genug haben, immer nur in dem Maße wachsen zu wollen, wie das möglich ist, ohne daß der tragende Gedanke dadurch verwässert wird.

Von all den bestehenden Korps und Orden und Bünden ist viel für die Menschenführung zu lernen, am meisten aber von der Jugendbewegung.

Nicht gemeint ist hier jene literarische Jugendbewegung, die sich so gern als „Revolution“ bezeichnet, als Auflehnung gegen die Generation der Erwachsenen, jenes Literatentum, welches das alberne Wort von der Autonomie der Jugend in Umlauf brachte.

Nicht gemeint ist ferner jenes der Öffentlichkeit zumeist als Jugendbewegung bekannte überspannte Selbstbewußtsein in Pfadfinderhemd und Schillertragen, das eigentlich nur in den äußeren Formen etwas, im wirklichen Wesen nichts zu tun hat mit jener klassischen Zeit der Vorkriegsjugendbewegung, von der allein hier die Rede ist.

Gemeint sind jene kurzen Jahre des Vorkriegswandervogels, in denen deutsches Jugendleben in einer nicht kleinen Gruppe zu solcher Herrlichkeit und Schönheit und Tiefe aufblühte und ein so stark verpflichtendes und zugleich so wertvolles Ethos schuf, wie man es dem ganzen deutschen Volk wünschen möchte.

An dieser Jugendbewegung ist eine ganze Reihe von Bedingungen erkenntlich, unter denen sich besonders leicht eine Umwertung der Werte selbst gegen einen anderen Zeitgeist zu vollziehen vermag, unter denen ein hart forderndes Ethos sich Geltung verschaffen kann. Hier erweist sich, wie besonders die Jugend befähigt ist, Neuanfang zu leben, Abkehr von einem verrotteten Säkulum. Die Jugend hat einen leichteren Weg zu diesem Ziel, sie braucht nicht alte Gewöhnungen abzustreifen, sie braucht nicht höhere Ansprüche zurückzuschrauben, sie begnügt sich von vornherein bei geringeren Ansprüchen. — Wieviel schwerer ist es, die Gewohnheit des Rauchens abzulegen, als ihr von vornherein zu widerstehen. — Wo damit angefangen werden soll, den harten Forderungen eines nationalen Puritanerturns, einer spartanischen Genügsamkeit, einer freiwilligen Armut Geltung zu verschaffen, da vermögen unsere jetzigen Parteien nichts, denn sie dürfen immer nur sagen, was die vielen gern hören. Aber die Jugendbewegung der klassischen Zeit mußte härteren Forderungen an die Haltung des einzelnen Geltung zu verschaffen, als sie selbst die Kirchen dieser Spätzeit mit Nachdruck zu stellen wagen. Selbstverständlich muß auch versucht werden, die anderen Lebensalter dem neuen Ideal zu gewinnen, aber der zweckmäßigste Weg ist zunächst der des geringsten Widerstandes. Die Jugend ist von vornherein die Lebensstufe stärkeren Gefühls- und Willenslebens, wenigstens in dem Sinne, daß der intellektuelle Bereich hier verhältnismäßig schwächer ist. Wo es darauf ankommt, Willen an Willen zu entzünden, da rufe die Jugend.

An der Jugendbewegung sehen wir, welche Bedeutung die Abgeschlossenheit der Gemeinschaftszelle gegenüber äußeren Einflüssen hat. Wirklich schöpferisch und Kräfte formend war sie nur da, wo Bünde waren mit Gruppen. Wo ein lebendiges Gemeinshaftsleben auf Du und Du eine gemeinsame Haltung schmiedete. Die nicht „bündischen“ Auflösungsgebilde der klassischen Jugendbewegung, das literatenhafte Freideutschtum und die anderen Gruppen, die eigentlich nur Zeitschriftenleserkreise darstellen, erwiesen sich als unfruchtbar und unschöpferisch, ja als Erziehungsmächte zu zersekendem Intellektualismus.

Die äußere Kennzeichnung und Abgeschlossenheit war bei der Jugendbewegung der Hochzeit durch Kleidung und Abzeichen gegeben. — Und das ist recht wichtig, daß sich t bare Formen eine Gemeinschaft zusammenhalten, das farbige Band, das braune Hemd, die schwarze Kutte, der Sowjetstern, das Halantkreuz. — Noch wichtiger aber war die Kenn-

zeichnung, die bestimmte Lebensformen fast in das Gesicht schrieben, Gemeinschaftsleben in festen, sich überliefernden Sitten, mit Lied und Spiel und gebundenem Wort, mit bestimmten Bräuchen bei Wanderungen und Tagungen, bei Feiern und Festen, bei Feuer, Thing, nach dem Frühwecken.

Diese Formen allein für sich haben eine so starke belebende Kraft, daß die Verbände der Jugend p f l e g e, als sie die von der Jugend b e w e g u n g erarbeiteten Formen übernahmen, damit alle eine neue Blüte ihres Verbandslebens erfuhren. Die Kommunisten in ihrer Menschenklugheit nutzten diese Formen mit aller Gerissenheit.

An der Jugendbewegung erweist sich auch, daß die Gemeinschaftsverpflichtung schaffende Kraft eines Verbandes um so größer ist, je l e b h a f t e r, je fordernder das G e m e i n s c h a f t s l e b e n ist, je enger das Zusammenleben des Einzelmenschen mit dem Kreis der bestimmte Forderungen stellenden Zuschauer. Dieses Verpflichtungsgefühl ist aber nicht schon von vornherein darauf ausgerichtet, Werte zu schaffen: Auch die Schulklassen der Pennäler, ja selbst die Verbrecherbande haben ihre Ehre.

Die Ausrichtung dieser nach allen Richtungen lenkbaren Kraft auf wesentliche Werte, auf Werte, die dem Volksleben dienen, ist abhängig von den begeisternden F ü h r e r - p e r s ö n l i c h k e i t e n. Aber der Rohstoff Gemeinschaftswille, Gemeinschaftsethos, den diese Führenden formen, ist schon bei jedem Gemeinschaftsleben gegeben, und er ist um so stärker, je lebhafter das Gemeinschaftsleben, je umfassender und je treffender seine Formen sich auf die besondere seelische Lage der Gebündigten einpassen.

Dies war großartigste Leistung des Vorkriegswandervogels, daß seine Führer einen herben sittlichen Ernst, ein tiefes Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Volk in die durch ein Leben in passenden Formen für Gemeinschaftsethos aufgeschlossene Jugend zu legen wußten. Sie lehrten die Jugend, über Lustigkeit zu echter Fröhlichkeit zu kommen, zu der Fröhlichkeit, die immer nur in einem reinen Herzen wohnen kann.

Mit dieser hohen Lobpreisung der klassischen Zeit der Jugendbewegung wird nicht ein Ideal in eine nicht mehr prüfbarere Vergangenheit hineingekaut. Ein dem Wandervogel durchaus Fernstehender, der den Bundestag in Frankfurt a. d. Oder im Jahre 1914 miterlebte, berichtete darüber in der Täglichen Rundschau:

„Gewiß, des Wandervogels Wesen kann ganz nur erfassen, wer ihn auf der kleinen Fahrt begleitet, im Zusammenleben der Horde, in der treuen, fast einzigartigen Kameradschaft. Und das ist mit Recht dem Erwachsenen so gut wie verschlossen. Aber wer Augen und Ohren aufstut, konnte doch auch auf dieser Frankfurter großen Weihe- und Wanderfahrt genug des Überzeugenden erfahren von der wundervollen Mischung, in der hier stürmende Jugendlust und Begeisterungsfähigkeit sich vereinigt mit einem herben und strengen Lebensernst, einer vertieften, auch sich selbst gereiften Lebensart. Von der Ritterlichkeit und harmlosen Ungezwungenheit, mit der die Buben mit den Mädchen verkehren, einem neu gewordenen reinen Ton. Von der rührenden Fürsorge für den jüngeren Weggenossen, für den Ermüdeten oder irgendwie Bedrängten. Das ist weit mehr als nur ritterliche Kameradschaft und sozialaristokratisches Gemeinschaftsgefühl. Da steckt ein Stück Jochannitertum und das Beste des Christentums darin. Da reißt sich die übrigen, wenn es gilt, einem Ermüdeten den Rucksack zu tragen, und es wird das Wort wahr: „Einem trage des anderen Last, und so ihn dürstet, so tränke ihn.“ Da setzt einer dem anderen mit ernstem, fast feierlichem Wort zu und sagt ihm mit unverblümter Ehrlichkeit, daß ihm dies und jenes an ihm nicht gefalle und nicht im Geiste des Ganzen sei. Kein herbes Wort ist verpönt, nur eins ist verpönt: die Lüge. Gewiß, etwas Logenhaftes ist darin, etwas von einer deutsch-weltlichen, seelisch-künstlerischen Heilarmee auf der Grundlage gesunder Leibeskultur. Aber die Selbstkritik wird hier leicht jede Überspannung und Verfliegenheit im Keime ersticken. Er ist auf glücklichstem Weg, der Wandervogel. Diese Brüder vom gemeinsamen Leben, in sich und mit der Natur tief verwachsen, sind „Feind der eiteln Freuden dieser Tage“, aber in ihnen ist wie aus längst verschütteten Quellen eine neue d e u t s c h e F r ü h l i c h k e i t entglommen, eine innere Seligkeit, liebfrohe deutsche Laune, ein farbenfreudiges Augenöffnen, eine deutsch und derb zupackende Spielerfreude; mit laute,

Zeichensstift und Stützenbuch, mit Sang und Tanz und deutschem Schwankspiel fechten sie wie richtige Künstler um eine deutsche Kunst für sich. Und dann erst für die andern. Die Gleichgesinnten, denen der schöpferische Augenblick, der befreiende Ventilzug versagt war, sehen weit mehr in diesen mutwilligen Sommervögeln, als nur eine wandernde Spieltruppe voll unbefangener Naturfreude, so wertvoll auch das schon wäre. Sie finden, daß kaum jemals deutsches Wesen einen so reinen Gemeinschaftsausdruck fand wie hier."

Walter Fler hat uns ein Bild eines durch diesen Wandervogel entscheidend bestimmten jungen Menschen in seinem *Wanderer zwischen beiden Welten* gezeichnet. Er stellt vor uns den Menschen hin, der nicht als Landsknecht, nicht als Soldat eines Staates, eines Zweckganzen in den Krieg zog, sondern der Kämpfer für ein Sinn Ganzes ist, Glied eines Volkes, einer unsichtbaren Gemeinschaft der Seelen. Und dieser Wandervogel Wurde war der Vertreter eines Menschentums, wie der Wandervogel es oft geschaffen hatte. —

Hier ist der Blick auf die klassische Jugendbewegung der Vorkriegsjahre gelenkt worden, um zu zeigen, wie über Erleben in Flug darauf eingestellten Gemeinschaftszellen selbst in Spätzeiten Umwertung und Neuwertung im Sittlichen erreicht werden kann.

Da die Jugendbewegung nicht hielt, was sie versprach, da sie kläglich zerbrach, kann ihr weiteres Schicksal hier höchstens insofern von Bedeutung sein, als sich darin die Kräfte zeigen, die solch Zellenleben zersetzen. Es ist vor allem dieselbe Kraft, die überhaupt echte Gemeinschaftsbildungen, auch Völker zersetzt: der Intellektualismus. Hier tritt er in Gestalt der freideutschen Bewegung auf. Das Fest auf dem Hohen Meißner 1913 bedeutete schon Höhepunkt und Abstieg der Jugendbewegung.

Dieser Intellektualismus leugnete die Gemeinschaft, indem er die Autonomie der Persönlichkeit forderte. Der dem alten fordernden Wandervogeltum durchaus widerstrebende Grundsatz, daß jeder nach seiner Fassung selig werden mußte, wurde hier in die Formel gefaßt, daß jeder in seinem Selbstverantwortungseffizient das Maß seines Handelns finden mußte. Die selbstverständliche Folge dieser Einstellung ist, daß das Gemeinschaftsleben und der es darstellende und ermöglichende Bund für überflüssig gehalten werden muß; und in der Tat wurde diese Folge sogar in aller Form vollzogen, indem in der „Wandervogel-Revolution“ der große mächtige Vorkriegsbund aufgelöst wurde.

Ein matter Anfang, dieses Freideutschtum zu überwinden, ist gemacht worden, indem die Pfadfinderbewegung helfend beisprang und der „hündische Gedanke“ sich Anhänger warb. Hier ist wohl erkannt, daß das Ganze wichtiger ist als die Teile, daß die eigentümlichen schöpferischen Kräfte des Gemeinschaftslebens nur wirksam werden, wo überhaupt wirkliche Gemeinschaft da ist, die sich durchsetzt.

Aber diese Anerkennung der Gemeinschaft bezog sich eigentlich nur auf die Anerkennung der Ansprüche der Gemeinschaftsorganisation, des Vereinskörpers. Die Bundesführung in diesen Nachkriegsbünden erhielt ganz neue, sie fast allmächtig machende Befugnisse. Der Vereinskörper als solcher wurde stark gesichert gegen parlamentarische Treibereien. Aber das Recht des Bundes auf eine *Halbungsforderung*, das im Vorkriegswandervogel ganz selbstverständlich und gar nicht angezweifelt war — man nannte den Reher „Kaffee“, und damit war ein Ehren- und Geltungsurteil gefällt — hat sich durchaus noch nicht durchgesetzt. Der freideutsche Individualismus herrscht auf der ganzen Linie, und nur die außerordentliche Werbestraft und Haltekraft der *Formen* der Jugendbewegung schützt diese Bündchen vor dem Zusammenbrechen unter der freideutschen Ideologie. Schöpferisches Gemeinschaftsleben ist natürlich bei so starker Ablehnung des Rechtes der Gemeinschaftsforderung an den einzelnen nicht mehr möglich. Die fruchtbaren Spannungen zwischen Individuum und Gemeinschaft sind aufgehoben, indem die Selbstherrlichkeit des Individuums von keiner harten Bundesforderung angetastet wird.

Der Darstellung der Verhältnisse in der Jugendbewegung wurde so viel Raum gegeben, weil sie ein Musterbeispiel dafür ist, daß über *hau*p t durch bewußte, zielklare Maßnahmen der Führenden das *Gemeinschaftsleben* ein wertvolles *Ethos* mit harten Forderungen an die Selbstaufgabe schaffen kann. Von ihr sind Erfahrungen gesammelt worden, wie das Wertdenken eines ganzen Volkes durch Gemeinschaftszellen beeinflusst werden kann, wie auch die wesentlichen *Sprachgehalte*, die *sittlichen Werte* selbst in den Bereich *bewußter* Gestaltung gezogen werden können.

Eine Brüderschaft zur Pflege neuen deutschen Lebenswillens, des Lebens- und Erlebens-

gemeinschaft darstellen will, in der die Lampe des Talbot-Hauses brennen müßte, die im Handeln und Leben und Vorleben zu Wertanschauungen führen will, kann auch heute, wo wir schon stark im Absinken sind, noch das Ziel erreichen, der Selbstzersehung des Volkskörpers zu begegnen.

Eine solche Brüderschaft zur Pflege neuen deutschen Lebenswillens müßte wohl Neugründung sein, müßte sich aus kleinen Anfängen hocharbeiten, weil alle die bestehenden Organisationen schon zu stark durch Überlieferungen belastet sind, die erst zu überwinden wären. Es gibt gewiß außerordentlich wertvolle Turnvereine, die Volkserziehung im besten Sinne des Wortes wollen — die Mehrzahl der Turn- und Sportvereine betreibt nur Individualhygiene, getarnt hinter dem Mantel der Massenhygiene — es gibt Bünde verschiedenen Namens, Schulen und Kirchen, die vieles von dem zu erreichen suchen, was solcher Volkszellenbund erstreben müßte. Doch sehen wir noch nirgendwo die unerbittliche Härte mit der Klugheit der Menschenführung gepaart, die in diesem Zeitalter intellektueller Helligkeit vonnöten ist. Die im Volk wohl ihren Zielpunkt findende Härte und Unduldsamkeit und Kompromißlosigkeit, die ein solcher Bund haben müßte, ist aus einem Neuanfang leichter zu entwickeln als bei Bünden mit alten, weichen Überlieferungen. Herzlich verlacht und verlegt werden müßte in diesem Sprachorden alles, was gegen den neuen sittlichen Sprachgebrauch sündigt. Das Recht zur Freiheit im persönlichen Sichausleben wäre mit rücksichtsloser Entschiedenheit zu bestreiten.

Dieses müssen die Führenden erkennen: Es geht um die Erhaltung und Neuschöpfung der Gemeinschaftskräfte, es geht um Sprache, um eine sittliche Sprachaufwertung, um Gesundung der Sprache als der Gemeinschaftsseele. Und weiter: Solche Gesundung ist immer nur über Gemeinschaftszellen möglich.

Schon Lagarde sieht, daß Neuordnung und Neuwertung über Brüderschaften gehen muß:

„Was uns not tut, ist der Versuch, mit diesen Idealen praktisch Ernst zu machen, das Ideal der Herzen in eine sichtbare Gemeinde zu übersetzen, — — —“ — „Alles Geistige muß auf der Erde einen Leib haben, um in der Geschichte tätig sein zu können.“ — „Finden sich die Menschen für diesen Versuch in Deutschland nicht und nicht bald, so können wir nur auf die Zukunft unseres Vaterlandes verzichten: Deutschland wird dann noch eine Weile existieren, zu leben wird es bald genug aufhören.“ — „Gäb es wenigstens Verschworene unter uns, einen heimlich offenen Bund, der für das große Morgen säne und schaffe und an den alle sich anschließen könnten, deren ausgesprochenem Sehnen er das Wort böte: Wir sind es müde, mit Geschaffenem und Gemachtem abgefunden zu werden. Wir wollen Geborenes, um mit ihm zu leben, du um du. Wenn die Winde nur wehen wollten!“

Ein letzter Blick versucht das deutsche Schicksal in einer Gesamtschau zu erfassen:

Wir denken uns für jedes Jahrzehnt eine besondere Karte Mitteleuropas, auf der die jeweiligen politischen Grenzen bei gleichbleibenden Maßstäben eingezeichnet sind. Diese Kartenbilder seien zu einem Filmstreifen vereinigt. Wie aus der Veränderung der Körperumrisse eines Menschen auf den verschiedenen Bildern eines Filmstreifens eine Bewegung dieses Menschen wird, so würden auch die Staaten mit der Änderung ihrer Grenzen beim Ablauf des gedachten Filmes zum wachsenden und schrumpfenden Wesen werden.

In dieser Weise sei auf drei Filmen aus den Bewegungen von Staatsgrenzen, Rassegrenzen, Sprachgrenzen vor unseren Geist das körperlich lebendige Wachstum von Staaten, Rassen, Völkern gezaubert und miteinander verglichen.

Der Rassenfilm, der Film für die Gruppen gleicher biologischer Merkmale wäre nicht leicht zu zeichnen. Weit zurück in der Vorgeschichte wäre in langsamen Bewegungen die Bildung der 6 Rassen, der 6 begrifflich unterschiedenen Erscheinungsformen des europäischen Menschen in Mitteleuropa zu erkennen, — wenn es überhaupt solche Rassen gibt. In ruckweisen Bewegungen der Farbgrenzen würden sich auf diesem Film manche, aber nur manche der Kriegszüge und Stammeswanderungen abheben. In ruhigem Hin- und Rückfluten der Farbseen würde sich das natürliche Wachstum und der natürliche Schwund der Rassen zeigen. Mit Beginn der geschichtlichen Zeitrechnung würden wir eine ganz gewaltige Beschleunigung der Bewegungen beobachten, ein lebhaftes, starkes Ineinanderfluten der Farben; und mit dem Zeitalter der Eisenbahnen würde diese Mischungsbewegung zu einem lebhaften Schillern führen, so stark wirbeln jetzt die „Rassen“ durcheinander.

Den Staatenfilm, den Film der Gruppen gleicher gesellschaftlicher Ordnung, gemeinsamen politischen Willens, darf man zu sehen glauben, wenn man einen Geschichtsatlas durchblättert. Hier verändern sich die Grenzen gleichen Staatstums durchaus ruckweise. In bestimmten Jahren, an bestimmten Tagen werden hunderte oder tausende von Quadratkilometern von dem einen Staat abgetrennt, um einem anderen angegliedert zu werden. Durch die ganze deutsche Geschichte zu sehen und aufhörlich die Grenzen hin und her, wenn die Bewegung der Jahrhunderte auf dem Film in wenigen Minuten vor uns abläuft. Man würde nur gelegentlich und erst spät, als sich die Bewegung der Staatsgrenzen auf die Volksgrenzen hin auszubaldern beginnt, den Eindruck haben, daß sich hier das „natürliche“ Wachstum „natürlicher“ Wesenheiten zeigt.

Der Volksfilm hingegen, auf dem die Menschengruppen gleicher Wesensart, gleichen Welterfassens, gleicher Kultur dargestellt sind, würde in ganz gleichmäßigen, stetigen Bewegungen Wachstum und Verlust des deutschen Volksbodens zeigen.

Wir würden eine Bewegung beobachten, die der einer wachsenden Blume ähnelt, die wir mit der Zeiträume verkleinernden Lupe sehen. Eine etwas stärker anschwellende Bewegung im 13. Jahrhundert würde sich vielleicht aus diesen immer stetigen Bewegungen etwas herausheben: die große deutsche Ostwanderung über Elbe und Saale. Dieser östliche und südöstliche Volksboden würde zunächst bunt gefleckt erscheinen in dem Nebeneinander slawischer und darin eingesidelter deutscher Mundarten. Die kleinen Einsiderungsflecken verdichten sich zu größeren. Doch seit dem Zeitalter des Buchdrucks verliert diese Buntheit sich immer stärker in weiten unmittelbar an den Kern angegliederten Ostgebieten, und die Farbe des Kerns setzt sich gleichmäßig allgemein durch, bis der neugewonnene Volksboden umfangreicher ist als das Ausgangsgebiet. Dies ist die größte und für das Deutschtum bedeutsamste aller geschichtlichen Bewegungen, der wahrhaft bleibende Sieg des deutschen Volkes, wie sich das Geltungsgebiet der deutschen Sprache langsam und stetig räumlich mehr als verdoppelt.

Am Außenrande bleiben die Flecken deutschen Volkstums aber noch „wie ein Schrottschuß“, eingesprengt auf slawischen Untergrund, und mit dem Zeitgedanken des Nationalismus tritt Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Erstarren der Bewegung ein. Die kleinen Inseln vereinigen sich nicht mehr zu größeren. Die natürliche Aufsaugungskraft der kulturell überlegenen deutschen Sprache läßt nach, und unter dem Einfluß des verlorenen Krieges sehen wir sogar rückläufige Bewegungen. Mit Gewalt — und viel Erfolg — wird die Vernichtung der Außenposten des deutschen Volkstums versucht.

Das Nebeneinander der drei Filme müßte ganz überzeugend zeigen, daß sich in keiner Zeitepoche die Gebiete der Rassen, Staaten, Sprachen völlig decken, daß sie sich im Gegenteil in immer wechselnder Weise auf das allerdeutlichste überschneiden. Solange politische Geschichte noch Stammesgeschichte ist, wird es vielleicht manchmal scheinen, als deckten sich ungefähr die drei Gruppierungsweisen der Bevölkerung in einem gleichen geographischen Raum. Im helleren Licht der Geschichte sehen wir jedoch, wie Spracheinheit, wo sie vorhanden ist, allerdings immer die Dauerhaftigkeit von Staatsgebilden erhöht, wie aber doch die politischen Ereignisse im einzelnen ganz unbekümmert um rassische und zunächst auch um ethnische Gegebenheiten ihren Weg gehen.

Beim Vergleich des Volksfilms und Rassefilms zeigt sich, daß die Rasse in keiner Weise beeinflusst zu werden braucht, wo Volkstümer über Rassengebiete hinwegwandern. Die ursprüngliche Sprache kann bei einer rassisch gleichbleibenden Bevölkerung völlig ausgetilgt werden, die Rasse nur, wo auch die sie darstellende Menschengruppe ausgerottet wird. Wo Rasse bleibt und sich mit einer fremden Rasse mischt, bleibt sie doch mindestens als Mischungsbestandteil erhalten. Die Sprache hingegen kann restlos verschwinden, wo ihr Gebiet von einer fremden Sprache eobert wird. Die Menschengruppe, auf der ganz verschiedene Sprachen hintereinander leben, kann durchaus die gleiche bleiben.

Doch nicht ganz spurlos bleibt die Überlagerung einer Rassengruppe durch verschiedenerelei Volksgruppen. Die nachgeburtlichen Einwirkungen des Volkstums drücken sich schließlich sogar an der äußeren körperlichen Erscheinung aus, an Haltung, Gesichtszchnitt, im Erscheinungsbild: Ein D-Zugkellner kann die Deutschen von den Engländern unterscheiden, selbst ohne daß er sie sprechen hört.

Beim Vergleich des Staatenfilmes und des Völkerfilmes werden diejenigen Wandel im Volk wichtig, die darin bestehen, daß seit der Erfindung der Buchdruckerkunst Mundartengruppen durch Hochsprachen zusammengefaßt werden und feste kulturelle, seelische Einheiten bilden. Die historisch zufällige Verwandtschaft von Mundarten bedeutet noch nicht sehr viel für die geschichtlichen Schicksale der Stämme. Die Vereinheitlichung von Stämmen zu Völkern gleicher Wesensart jedoch wird von hoher politischer Bedeutung. Denn die Völker als Wesensgemeinschaften werden jetzt allmählich immer deutlicher auch zu Willensgemeinschaften. Die verschiedenen Völker Europas befinden sich heute auf verschiedenen Stufen dieser Entwicklung, aber die Gesamtbewegung bleibt die gleiche. Seit der französischen Revolution wird schließlich die Volkseinheit zu einer wesentlichen treibenden Ursache für Staatenbildung und die Beziehungen der Staaten zueinander sind wesentlich durch das Volkstum ihrer Staatsbürger bestimmt. Die Sprachgrenzen, die Grenzen gleichen Seelentums ziehen jetzt die Staatsgrenzen mit eigentümlicher Gewalt zu sich heran. Das deutsche Volk ist besonders spät und besonders schwach von dieser Bewegung ergriffen worden. Aber auch hier hatte die Sprache doch wenigstens die Kraft, die Einheit des großen Kernstaates auch gegen stärkere Widerstände zu ermöglichen und in schlimmen Niederlagen zu gewährleisten.

Wenn im Volksfilm die Deutschen als Volk unter Völkern gesehen werden, so erkennen wir, wie dies Sprachvolk im Westen, wo es einer festen und gesicherten Hochsprache gegenüberstand, zunächst schneller, dann langsamer, Gebiet verliert. Die Entscheidung steht noch aus für einige Gruppen, für die Luxemburger, einen Teil der Lothringer, die Elsäßer, die Südtiroler. Im Osten aber, wo die deutsche Hochsprache lange einen starken geschichtlichen Vorsprung gegenüber den vereinzelt ungeschriebenen slawischen Mundarten hat, wird lange Zeit Boden gewonnen. Aber diese Volksgruppen, die am weitesten vordrangen, sind wegen des verlorenen Krieges in höchste Not geraten, da die Feindstaaten ihnen mit Gewalt ihr Deutschtum nehmen wollen.

Neben dieser großen, weltgeschichtlich höchst bedeutsamen Bewegung, in der Völker nebeneinander in stillem, unbewußtem Ringen oder in lautem Kampf sich Bevölkerungsgruppen und geographischen Raum streitig machen, steht aber eine vielleicht noch wichtigere Bewegung, die Dichtigkeitsverschiebung innerhalb desselben Volkes. Die Anreicherung bestimmter Zeiträume des Volksbodens auf Kosten anderer. Das Anwachsen der Industriegebiete, der Großstädte; die Landflucht in weiten Gebieten des deutschen Ostens. Die Verstädterung des Volkes. Der Geburtenrückgang, der Bevölkerungsschwund.

Volk als körperliche Gruppe wird von dem zu hell und zu mach gewordenen Leben des Volksgeistes aufgezehrt. Das Blut vertrocknet im allzu grellen Licht des Geistes.

Solche Schau des deutschen Schicksals weist Aufgaben für den Lebendigen. Er fühlt die Verpflichtung zu helfen, daß unser deutsches Volk als Wesensgemeinschaft sich zur Willensgemeinschaft vollende. Auf gleichem Wesenswillen muß ein einheitlicher politischer Kürwillen wachsen.

Volk muß Nation werden. Das deutsche Volk soll nicht nur da sein, es soll wissen von seinem Dasein, es soll wissen von der Sprache als der heilig-heimlichen Mutter seiner Deutschheit. Mehr, das deutsche Volk soll sein Dasein wollen, und noch mehr, es soll etwas bedeuten wollen in seinem Dasein.

Zu solcher Selbstbehauptung gehört Macht. Körperliche Macht. Geistige Macht. Politische Macht in allen Formen. Eine sich auf verschiedene Ziele richtende Macht, die das eine Mal Kulturautonomie erstrebt, das andere Mal die Errichtung eines eigenen, kraftvollen Staates. Volkskörperliche Kraft. Überwindung der auf Selbstzersehung hinwirkenden Mächte.

Vor allem anderen gehört dazu das Wissen und das Wollen des einzelnen. Er muß die Verantwortung gegenüber jedem Wort fühlen, das über seine Zunge geht. Er muß im Volksganzen die höhere Persönlichkeit sehen, in der er sich über sich selbst hinaussteigert, in der er erhaben über seine zeitliche, körperliche Vergänglichkeit vollkommener und idealer lebt als in seinem stückhaften Einzelbasein. Jeden guten Gedanken, jede gute Tat, die das Gemeinschaftsdenken, die Sprache beeinflussend weiter lebt, erkennt er als Leistung an dem sich im Volk darstellenden höheren Ich. Erst im Volk vollendet sich die Einzelpersönlichkeit. Völker sind in noch höherem Maße geschlossene, eigenständige Gestaltungen des wachen Geistes, als es Einzelmenschen sein können: Völker sind Persönlichkeiten, weil sie Kinder der Mutter Sprache sind.

Morgen aber wird ein stilles, graues Heer sich rüsten für ein hartes Werk. Schweigend und in der Heiterkeit derer, die um ein hohes Ziel wissen, die Sinn und Wert des Einzellebens in der Erfüllung eines größeren, ganzheitlicheren Lebens sehen, werden sie Schulter an Schulter treten. Die Reichen werden ihren Reichtum hinter sich werfen und die Eitlen ihre Eitelkeiten. Sie werden in Armut und Einsamkeit gehen zur Heimat Erde, ins deutsche Land, das ewig jungfräulich der großen deutschen Wandelung harret. Sie werden pflügen und jäten und Kinder ziehen und einem Glauben und einer Hoffnung leben und heiligem Dienst.

Und die Winde werden wieder wehen.

Mein Volk,
einst werden alle Dinge knien
vor dir.
Wenn deine Seele wird entfliegen
hoch über Schöte, Städte in dein eigenes Herz.
Und du wirst blühen,
mein Volk.

Mein Volk.
In dir.

(Kurt Heynide)

Nachwort

Als wir nächstens an den Schießscharten standen und unsere Seelen in ihrer Einsamkeit das Geheimnis der Zukunft zu durchdringen suchten, war dies meine Frage an das Schicksal, ob mir die Lösung der mir besonders dringlich erscheinenden Aufgabe beschieden sein würde, zu zeigen, wie die Völker aus dem spracherwachsenen Geist leben. Die kurze Muße nach einer Verwundung nutzte ich daher, um wenigstens in aller Eile einen vorläufigen Überblick über das Erstrebte zu geben. Damals, 1916, entstand die Tatflugschrift: „Unsere Muttersprache als Waffe und Werkzeug des deutschen Gedankens“.

Mein Stern hat es gewollt, daß ich heute auf jene zu früh geborene Schrift eine umfassendere Darstellung folgen lassen kann. Diesmal verkürzte wirtschaftlicher Zwang eine ausführlichere Fassung um mehr als die Hälfte des ursprünglichen Umfanges¹.

Doch es soll hier nicht geklagt werden, denn es bleibt mir viel Grund zu freudiger Dankbarkeit für die Unterstützung, die ich von vielen Seiten fand. Auch an dieser Stelle spreche ich meinen Dank aus an das Preussische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, an die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, an die Deutsche Akademie in München. Besonders verpflichtet bin ich auch Herrn Ministerialdirektor Dr. R. Jahnke, Herrn Geheimrat Professor Dr. Fr. Panzer in Heidelberg, Herrn Dr. phil., Dr. rer. pol. Franz Thierfelder in München, Herrn Professor Ohnesorge in Frankfurt a. d. Oder, Herrn Ernst Pfeiffer in Trettn, Herr Studienrat P. Seidel in Frankfurt a. d. Oder.

Für die Durchsicht der fremdsprachlichen Beispiele danke ich Herrn Professor A. E. Dunstan vom East London College und Herrn Professor L. Caujolle in Tarbes.

Nur zu einem der möglichen Einwände, die, wie ich wohl weiß, in rechter Zahl am Wege liegen, sei hier ein Wort gesagt:

Als den Gedanken für eine Öffentlichkeit die Form zu geben war, fiel wohl die schwerste Entscheidung, indem ich einer Verantwortung entsagte, der wissenschaftliche Arbeit anderer Art durchaus zu genügen hat. Aus einer nach ihren Vorarbeiten in viele Wissensgebiete hineinreichenden, im strengen Sinne fachwissenschaftlichen Darstellung wurde der „Ap-

¹ Größere und wesentlichere Abschnitte, die weggelassen wurden, sind: Die Definition des Sages. — Der Satz als Urteil. — Die Grenzen der Übersetzungskunst. — Sprachzweck und Sprachmittel. — Der wissenschaftliche Begriff. — Die Sonderartigkeit des neuzeitlichen Nationalbewußtseins. — Der „Fortschritt“ in der Sprachentwicklung. — U. a. m.

parat" gestrichen, die genaue Quellenangabe der Zitate, die Bezugnahme auf das Für und Wider der Einzelforschung. Alles was nur gesagt war, weil es über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft hinausreicht, fiel. Es blieb allein, was nötig erscheint, damit das einheitliche Gedankengebäude in sich selbst Halt hat, aus sich selbst verständlich ist. Die hier gegebene Darstellung soll an keiner Stelle, wie das fachwissenschaftlich üblich ist, Fortführung eines anderswo begonnenen und als bekannt vorauszusetzenden Gespräches sein.

Es ist nur zu menschlich, daß man die Ergebnisse seines Mühens gern mit den Ergebnissen anderer vergleicht und herausstellt, wo man diese zu übertreffen glaubt. Auf einem so alten Kampffeld wie dem der Erkenntnistheorie, auf dem die wesentlichsten Fragen dieses Buches liegen, war dazu überreichlich Gelegenheit, zumal ich die feste Überzeugung habe, daß hier eine entscheidende Abkehr von sehr geläufigen wissenschaftlichen Tagesmeinungen vorbereitet wird. Der Verzicht auf die Widerlegung von für falsch gehaltenen Ansichten war schwer, oft sehr schwer, doch hoffe ich, daß auch die Stunde des Rede- und Antwortstehens noch kommen wird.

Die gewichtige Entscheidung, daß ich fachwissenschaftliche Ausführungen in eine Form übersetzte, die für Gebildete von ganz verschiedener geistiger Herkunft verständlich sein soll, wurde getroffen, weil dies Buch um der Not eines Volkes willen geschrieben wurde, weil es lebendige, Leben zeugende und Leben schützende Wissenschaft sein möchte. Dazu mußte es aus der fachwissenschaftlichen Vereinzelnung herausgehoben werden und berichtend, fragend, mahnend vor alle geistig Wachen treten. Mich beseelt das Vertrauen, daß aus diesem Gedankenzirkel reiche Anregungen für viele Lebensgebiete fließen. Der Erkenntnistheoretiker, der Soziologe, der Politiker, der Theologe, der Mediziner vermögen aus ihm Gesichtspunkte zu gewinnen, die für ihr Sondergebiet nützlich sein können, und vielleicht werden sie veranlaßt, von ihrem Gebiet aus das Wissen um die allgemeinen Fragen zu bereichern. Es war die fruchtbarste Zeit in der Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft, als Physiker und Juristen über den Ursprung der Sprache nachdachten. — Vor allem aber hoffe und wünsche ich, daß dieser Versuch den Menschen mit einer deutschen Verantwortung etwas zu sagen hat und daß er mithilft, unser deutsches Volk vorwärts zu tragen zu Freiheit und Ehre und gesundem Leben.

Georg Schmidt-Rohr

Dies Buch möchte Taten wirken. Es möchte zur Schaffung eines Wissens und einer Gesinnung beitragen. Es muß darum den Ehrgeiz haben, in viele Hände zu gelangen.

Wer an solchem Werk helfen will, wer vor allem zur Verbreitung des Buches in Gebieten besonderer Bedrohung beitragen will, kann das über die Deutsche Akademie in München tun. Unter den Stummen und Stillen im Lande dürfte mancher den Wunsch empfinden, recht viele möchten in das hier dargestellte Gedankenreich eingeführt werden. Eine Postcheckanweisung unter Deutsche Akademie, München, Nr. 8700 mit dem Vermerk: „Zur Verbreitung des Buches: Die Sprache als Bildnerin der Völker“ kann aus einem flüchtigen Gedanken eine helfende Tat machen.

Anhang

Was ein Volk sei

(Zu Seite 5)

Geschichtlich gesehen, ist Herder der erste, der mit wissenschaftlichem Ernst Völker als Persönlichkeiten erforscht und ihre Verschiedenheit zu erklären sucht. Vor ihm hatte schon die Renaissance nicht nur der Einzelpersönlichkeit das Bewußtsein ihrer Eigenheit geschenkt, sondern auch Gruppenpersonen etwas deutlicher in das geistige Blickfeld treten lassen. Aber nach tastenden, teils recht phantastischen Beobachtungen zur Völkerpsychologie erscheint erst in Herder die schöpferische Persönlichkeit, die in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ in ausführlicher und gründlicher Darstellung die besondere Wesensart der Völker aus dem Wirken einer bestimmten Zahl von Grundkräften zu erklären sucht. Man kann sagen, daß bis heute nicht auch nur eine solcher erklärenden Grundkräfte genannt worden ist, die Herder nicht schon kennt, und die besondere Größe dieses Denkers zeigt sich darin, daß er all die mannigfaltigen bedingenden Kräfte abwägend nebeneinander stellt, während in der Folgezeit die jeweilige Besonderheit der Volkspersönlichkeiten gern recht einseitig gesehen wird.

Fichte, vielleicht der einflußreichste unter den Kündern deutscher Eigenart und den Schöpfern eines deutschen Volksbewußtseins, leugnete den Einfluß von Klima, Rasse und anderen Bedingungen auf die nationale Wesensart völlig. Für ihn hat allein die Besonderheit der deutschen Sprache erklärende Kraft für die Charakterveranlagung und die Leistung des deutschen Volkes. Er sagt:

„Der Mensch wird leicht unter jedem Himmelsstriche heimisch, und die Volkseigentümlichkeit, weit entfernt, durch den Wohnort sehr verändert zu werden, beherrscht diesen vielmehr und verändert ihn nach sich. Auch ist die Verschiedenheit der Natureinflüsse in dem von Germaniern bewohnten Himmelsstriche nicht sehr groß. Ebenso wenig wolle man auf den Umstand Gewicht legen, daß in den eroberten Ländern die germanische Abstammung mit den früheren Bewohnern vermischt worden; denn Sieger und Herrscher und Bildner des aus der Vermischung entstehenden neuen Volks waren doch nur die Germanen. Überdies erfolgte dieselbe Mischung, die im Auslande mit Galliern, Kantabriern usw. geschah, im Mutterlande mit Slawen wohl nicht in geringerer Ausdehnung, so daß es keinem der aus Germaniern entstandenen Völker heutzutage leicht fallen dürfte, eine größere Reinheit seiner Abstammung vor den übrigen darzutun. Bedeutender aber, und wie ich dafür halte, einen vollkommenen Gegensatz zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft begründend ist die zweite Veränderung, die der Sprache.“

Der sachliche Gegenpol zur Erklärung Fichtes ist mit der Rasseidee gegeben, die in dem naturwissenschaftlichen Jahrhundert alle Erörterungen über völkische Eigenart

stark beherrschte. Sprachen sind für diese Betrachtungsweise nichts als Erzeugnisse von Rassen, geistiger Ausdruck rassistischer Art. Die Werke von Arthur Gobineau (*Essai sur l'inégalité des races humaines*), H. St. Chamberlain (*Grundlagen des 19. Jahrhunderts*), Hans Günther (*Rassenkunde des Deutschen Volkes*) — um in der breiten Öffentlichkeit bekannte, einflussreiche Werke zu nennen, ohne damit ein Urteil über ihren Wert zu fällen — sind Stufen der Entwicklung des Rassegedankens, die den Fortschritten der geschichtlichen Forschung und der Vererbungslehre entsprechen.

Nach Fichte ist L a g a r d e einer der bekanntesten Leugner der Erklärung völkischer Eigenart aus der Rasse. Oft genug ist sein Wort wiederholt worden: „Das Deutschtum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüte. Von unseren großen Männern sind Leibniz und Lessing sicher Slawen, Händel als Sohn eines Halloren ist ein Kelte. Kants Vater war ein Schotte, und doch wer wird diese undeutsch schelten? Wer wird uns schelten, wenn wir sie als Exponenten deutscher Art ansehen?“ — „Nationen entstehen nicht durch physische Zeugung, sondern durch historische Ereignisse. Historische Ereignisse aber unterliegen dem Walten der Vorsehung, welche ihnen Wege und Ziele weist, darum sind Nationen göttlicher Einsetzung: Sie werden geschaffen.“

Wie Landschaft und Klima die Entstehung und den Charakter von Völkern bestimmen, ist am großartigsten von R a s e l gezeigt worden.

Auf die Bedeutung des Willens weist R e n a n hin, wenn er sagt: „Avoir fait de grandes choses ensemble, vouloir en faire encore, voilà la condition essentielle pour être un peuple.“ Volk scheint ihm gegeben durch historische Überlieferungen, durch Sendung und Aufgaben, die einen gemeinsamen Willen schaffen.

Diese hohe Einschätzung des Willens ist bezeichnend für die Mehrzahl der modernen Soziologen, die sich an dieser Streitfrage versuchen. So stellt der Wiener Forscher F. H e r s (im Jahrbuch für Soziologie) die einzelnen ein Volk bedingenden Mächte nebeneinander und sucht ihre Bedeutsamkeit zu ermessen. Der Rasse läßt er nur den Wert eines leeren Wahns. Sprache, Boden, Religion hält er für wichtig, aber nicht für ausschlaggebend, und schließlich erkennt er allein in einem irrationalen G e m e i n s c h a f t s g e f ü h l das unterscheidende Merkmal des Volkes von anderen soziologischen Bildungen. „Ein konstituierendes Prinzip jeder Nation liegt also in dem mehr oder weniger bewußten und ausgeprägten Gemeinschaftsgefühl, das in der Regel sich zu einem von Zweckmäßigkeitserwägungen unabhängigen Willen zur umfassenden geschichtlichen Lebensgemeinschaft in einem Staat fortentwickelt, sonst aber mindestens zum Verlangen nach Dauer, Pflege und gesetzlichem Schutz (Autonomie). Wesentlich ist die Irrationalität.“

Die Unergründbarkeit für den Verstand betont auch Martin H a v e n s t e i n. Volkstum ist „nicht Begriff, sondern Instinkt, Trieb, Gefühl; es steckt in der unbewußten Tiefe unseres Wesens und formt im schöpferischen Dunkel alle unsere Lebensäußerungen, ehe sie zum Lichte des Bewußtseins emporsteigen“. Dieses unbewußt Gemordene glaubt er aber doch erklären zu können: „Soweit ich sehe, sind es in der Hauptsache fünf Faktoren, durch deren Wirken und Zusammenwirken ein Volk, eine Volkheit entsteht und fortbesteht: Die gemeinsame Abstammung, der gleiche Heimatboden, die gemeinsame Sprache, die gemeinsame Geschichte und der gleiche Kulturbesitz.“

Die geschlossenste Darstellung, die nach gründlichen Überlegungen über die Methode solcher Forschung die besondere Bedeutsamkeit der einzelnen Gesichtspunkte zu erweisen sucht, ist die von E. H u r w i c z, Die Seelen der Völker. Aber auch Hurwicz sagt demjenigen wenig, den die lebendige Bedeutung dieser Frage beunruhigt, der die Zündfäden zu den Dynamitfässern hin glimmen sieht, die Europa in die Luft sprengen sollen, der Klarheit

¹ In einem Aufsatz „Zur Soziologie der Nation“ (Archiv für Sozialwissenschaften 65,1) versucht Herß auch der Nation als Wesensgemeinschaft besser gerecht zu werden. Er unterscheidet Außennation, Innennation, metaphysische Nation.

sucht in den besonderen Weltanschauungsnotén dieser Zeitlege. Es geht ja in der Frage „Was ist ein Volk“ nicht nur um Erkenntnis um der Erkenntnis willen. Dieses Suchen führt zu Altären, auf denen Feuer brennen, und die entscheidende Frage ist, ob wir in die Blut hineinblasen oder ob wir sie ersticken sollen.

Satz und Verb

(Zu Seite 61)

Die geläufiger Weise in den semitischen und in manchen anderen Sprachen bestehende Möglichkeit, auch ohne Verbum, ohne Tätigkeitswort geschlossene Fügung zu bewirken, spricht nicht gegen unsere Ausführungen.

Wo solche Sprachen die Wortklasse des Verbums wohl besitzen, sie nur in manchen Fällen nicht benutzen, wie etwa dort, wo die Mehrzahl der indogermanischen Sprachen die Kopula verwendet, da vermag die abschließende Kraft des Satzes statt von der Wortform des konjugierten Verbums etwa allein von der intonatorischen Form einer Wortgruppe übernommen zu werden. So etwa im Polnischen und Russischen oder im Lateinischen: *Mors ultima ratio*. Hier blieb aber das Verb noch Kategorie *s c h a f f e n d*, und die Sätze ohne Verb sind Kategorie *n u ß e n d*, eine Kategorie nutzend, die durch das Verb geschaffen wurde, die aber auch noch von anderen Formmitteln als denen des Verbums allein getragen werden kann. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob die Kopula nachträglich entstanden oder ob sie weggefallen ist, wie neuerdings für die slavischen Sprachen behauptet wird.

Wo Sprachen die Wortart des Verbums als eine besondere Kategorie gar nicht besitzen und vom Adjektiv (und Substantiv) unterscheiden, wo die adjektivischen festen Zustandsmerkmale zusammen mit den im Erlebniszusammenhang *s i c h v e r ä n d e r n d e n* verbalen Zustandsmerkmalen, den Tätigkeiten, in einer Formklasse zusammengefaßt werden, — wie das im Deutschen nur gelegentlich der Fall ist: stehen, liegen, leuchten; beweglich, unruhig, springend — da vermögen die echten Tätigkeiten derjenigen Formklasse, in der Tätigkeiten und ruhende Merkmale zusammenfallen, der gesamten Klasse die Kraft zu geben, die Prädikatsillusion der geschlossenen Einzelvorstellung zu schaffen. Verba wie das deutsche stehen, liegen, leuchten, grünen sind durchaus ein diese grundsätzliche Möglichkeit erweisender Musterfall.

Wo Sprachen schließlich wohl Tätigkeitswörter besitzen, nicht aber damit schon Zeitwörter, die Zeitstufen, die ein relatives Zeitverhältnis zwischen Tatbeständen unter sich, zwischen Tatbeständen und dem Sprecher andeuten, da wird noch die Charakterisierung eines Einzelmerkmals als einer Tätigkeit besonders geeignet sein, den Auswahlakt auszulösen. Denn eine Tätigkeit ist immer nur vorstellbar, wo Zeit, eine bestimmte Zeit, als Anschauungsform *m i t g e g e b e n* ist.

Unsere Erklärungen über die Bedeutung des Verbums im Satz sollen nur zeigen, warum diese Wortart besonders gut befähigt ist, die Leistung des Prädikates zu übernehmen. Nicht sollten sie erweisen, daß sie die einzige ist, die dieser Aufgabe zu genügen vermag.

Aufspaltung von Schriftsprachen?

(Zu S. 256)

Die Schriftnorm ist durchaus nicht immer die Norm der gesprochenen Sprache. Es kann ein Zeichen von Halbbildung sein, wenn jemand so zu sprechen sucht, wie er es gedruckt gelesen hat. Der schriftsprachliche Ausdruck hat sehr oft sein geschmackliches und gesellschaftliches Wertgewicht dadurch, daß er in einem Spannungsverhältnis zur gesprochenen Sprache steht, daß er wohl im Vortrag, aber nicht in der Unterhaltung angewandt wird. Und diese Unterhaltungssprache eines gebildeten Berliners einerseits und eines gebildeten Wiener andererseits zeigt in der Tat heute noch bedeutend größere Unterschiede als ihre „Schreibe“, ihre geschriebene Sprache. Der Wiener trägt noch viel von der Wärme der bodenständigen Mundart in den späten Ankömmling, die gesprochene Hochsprache, die durch zivilisatorische Kräfte ihren Rang gewann. Es hat sich deutlich die Schriftsprache noch nicht ganz durchgesetzt gegenüber der Sprechsprache, sie ist noch nicht völlig vereinheitlicht. Nicht aber ist die ursprünglich einheitliche Sprechsprache an dieser Stelle schon wieder auf dem Wege der Aufspaltung. Es kann allerdings so scheinen, als wäre das der Fall, wenn wir den Bestand ganz ungeschichtlich ansehen. Wir stehen aber hinter Frankreich nur in der Entwicklungsgeschwindigkeit und in der Entwicklungstärke zurück, was die Vereinheitlichung auch der gesprochenen Sprache anlangt. Grundsätzlich ereignet sich bei uns dasselbe wie in Frankreich und England, die Mundarten werden von der Schriftsprache aufgefogen und halten sich am längsten als Verschiedenheiten in der Sprechform der für die verschiedenen Gebiete fast gleichförmigen Schriftsprache.

Auch das Englische spaltet sich nicht auf. Sowohl, was den Laut- und Formenstand wie den Begriffsbestand anlangt, ist ein größerer Unterschied zwischen den Mundarten der Bewohner von Devonshire einerseits und derer von Yorkshire andererseits als zwischen der Mundart eines Londoners einerseits und eines New Yorkers andererseits, so beträchtlich und sich unmittelbar aufdrängend die Unterschiede zwischen diesen letzteren auch sind. Die amerikanische Sprechsprache ruht auf Kolonialmundarten, und sie weicht wie das Südafrikanische, das Kanadische, das australische Englisch in der Tat von der Londoner Norm der englischen Hochsprache durchaus ab. Aber in der geschriebenen Sprache, soweit nicht Slang geschrieben wird, sondern Hochsprache, sind die Unterschiede zwischen dem Englischen und dem Amerikanischen nicht größer als zwischen dem Hochdeutschen Kellers und dem Storms. Emerson, Longfellow, Poe sind englische Klassiker. H. G. Wells wird, ohne daß er „übersetzt“ werden müßte, in Amerika mehr gelesen als in England.

Nur eine politisch gefärbte Brille sieht die Entwicklungsrichtung umgekehrt. Trotz H. L. Mendén ist im amerikanischen Englisch heute noch die vereinheitlichende Kraft der Schriftsprache gegenüber alten, auf Mundarten beruhenden vorhandenen Unterschieden der Sprechsprache größer als die auseinanderreibende Kraft, die etwa sich allmählich erst bildende Unterschiede der Sprechsprache so anwachsen ließe, daß schließlich zwei verschiedene Schriftsprachen aus der einen entstehen.

So forderte zwar Webster die Amerikaner schon vor hundert Jahren auf, Unterschiede zwischen ihrem Englisch und dem der Engländer herauszuarbeiten. „As an independent nation our honour requires us to have a system of our own, in language as well as in Government“, sagte er. Trotzdem auch immer wieder Professoren wie H. L. Mendén auftraten und mahnend an diese Sprachlehre erinnerten, stellte im Oktober 1930 eine große amerikanische Zeitschrift fest: Umfangreiche Romane, für die man je besondere Ausgaben für Engländer und für Amerikaner vorbereitete, wurden höchstens in 6–10 Wörtern verändert, von denen man glaubte, daß sie dem Engländer bzw. dem Amerikaner nicht geläufig wären. Mit aller Entschiedenheit wird behauptet: „It may be

taken that, to day, the literary languages of the United States and England are to all intents and purposes the same."

Das Schicksal der amerikanischen Sprache wird aber durch eine ganz neuartige Kraft entschieden werden, die bisher für Sprachschicksale noch nicht bedeutsam wurde und über die daher noch keine Erfahrungen vorliegen: durch den Sprechfilm. Wenn es allgemein üblich werden sollte, daß der amerikanische Film die Amerikanismen der Aussprache betont und vor die breiten Massen in Amerika ein Ideal der Aussprache bringt, das bewußt englische Ausspracheweisen ablehnt, dann vermag allerdings die Sprechsprache hier von der Lautform her zu erstarren, und es wird ihr nicht mehr glücken, sich weiter der Schriftsprache anzugleichen. Eine besondere amerikanische Sprache würde in der Tat entstehen. Vorläufig hat es nicht den Anschein, als ob die Entwicklung in dieser Richtung geht. Im Gegenteil. Trotz des seit dem Weltkrieg so geschwollenen kulturellen Selbstbewußtseins der Amerikaner gegenüber den Engländern scheint der Sprechfilm noch angleichend und ausgleichend zu wirken. In zehn Jahren wird diese Frage wahrscheinlich für immer und endgültig entschieden sein. Die politische Bedeutsamkeit dieser Entscheidung wird einer Welt, die von diesen Dingen mehr versteht, noch einmal den Atem verschlagen.

Die aus einer Schriftsprache entstandenen vielen romanischen Sprachen sind ein Beweis dafür, wie eine Sprache, die einmal Schriftsprache, Verkehrssprache gewesen war, allerdings auch verwildern kann und schließlich den Gesetzen des Wildlings gehorcht. Aber diese Auffspaltung setzte ein, als die Völkerwanderung, als gewaltige politische Erschütterungen die Sprache ihrer Aufgabe entkleidet hatten, eine wirkliche Verkehrssprache für das gesamte Sprachgebiet zu sein.

Außerdem hinkt der auf die Zukunft sehende Vergleich der englischen Sprache mit der lateinischen Sprache, die sich wirklich aufgespalten hat. Es ist nicht berücksichtigt, unter wie anderen Bedingungen alles Sprachleben seit der Erfindung der Buchdruckerkunst steht. Die unterschiedlich Gewordenes wieder vereinigende Macht der Schrift wird erst durch den Druck in ihre höchste Wirksamkeit hineingesteigert. Jetzt erst fängt die Sprache an, in ihrer Lautgestalt zu vollster Härte zu erstarren, auf der Stelle zu treten. Von der Sprache des ersten englischen Druckers sagt heute ein Engländer: „His language more than that of many contemporary writers agrees with our standard English.“ Die Schrift blieb zunächst nur das Werkzeug einer kleinen geistigen Oberschicht. — Dichten kommt von Diktieren, der mittelalterliche Dichter kann nur selten selbst schreiben. — Wenn auch diese Schriftsprache schon ihr eigenes Lebensgesetz hat, die lebendige, gesprochene Sprache gleitet doch unter ihr hinweg, verändert sich. Die althochdeutsche Schriftsprache, der die Ablösung von den Mundarten nur schlecht gelingt, weicht schließlich von den gesprochenen Sprachen so ab, daß eine neue, eine mittelhochdeutsche Schriftsprache geschaffen wird, die schon schwächer mundartlich abwandelt. Und auch sie entfernt sich immer weiter von den Richtigkeitsmaßpunkten der gesprochenen Sprachen, bis schließlich mit Luthers Bibel die Geschwindigkeit der Sprachveränderung mit einem Ruck abgedrosselt wird, wenigleich sie immer noch größer bleibt, als etwa die der französischen Sprachentwicklung: Racine wird heute noch in Frankreich mit Genuß gelesen, Goethes und Lessings Prosa ist für unsere Primaner schon formal zu schwere Kost.

Die südafrikanisch-holländischen Mundarten haben ihre eigene Schriftsprache entwickelt, die im Wettbewerb mit der europäisch-holländischen Hochsprache immer mehr Boden gewinnt. Auch hier wäre es unsinnig zu behaupten, daß ursprünglich voll Einheitliches, daß eine Hochsprache in Mundarten zerfallen wäre. Es ist eine bestehende Untergruppe von Mundarten, die nach den Gesetzen der Umschichtung eine eigene Entwicklung nahm, nicht von der Hochsprache zur Gesamtgruppe aufgesogen worden, sondern sie hat eine eigene Schriftsprache gebildet.

Bestehende Unterschiede zwischen der Sprache des Deutschen in Berlin und in Wien,

des Angelsachsen in London und in Chicago, des Franzosen in Paris und in Quebec dürfen also nicht einfach als Aufspaltungsercheinungen einheitlicher Sprachzustände angesehen werden. Richtiger ist es, sie zu deuten als Verschiedenheiten, die n o c h n i c h t von den ausgleichenden Kräften beseitigt worden sind. Nur wo auch die noch bestehenden Unterschiede der Sprechsprachen zu „Schrift“verschiedenheiten werden, wo zweierlei Schriftsprachen o r m Geltung erlangt, entstehen zweierlei Sprachen.

Geburtenrückgang erwünscht?

(Zu Seite 353)

Es war einmal Mode, von der Gefahr einer Übervölkerung der Erde zu fabeln. (Siehe noch Th. Lessings „Untergang der Erde am Geist“.) Das ist heute durchaus unsinnig. Die Geburtenziffern der abendländischen Völker sind im allergünstigsten Falle noch so, daß hier für eine gewisse Zeit mit einer gleichbleibenden Bevölkerung zu rechnen ist. Manche Völker aber, wie das deutsche, werden schon in den allernächsten Jahren sinkende Zahlen zeigen. Und auch die eben noch wachsenden Völker, die heute in der Tat noch eine ganz gewaltige Vermehrung der Gesamtbevölkerung der Erde bewirken, werden eines Tages von dieser Entwicklung gepackt werden — wenn sie in höherem Maße „Volk“ geworden sein werden.

Da also mit der Drohung der Übervölkerung des deutschen Siedlungsgebietes kein Kind mehr gruselig zu machen ist, wird der Bevölkerungsschwund aus anderen Gründen als höchst erfreulich dargestellt. Man gibt eine nationalökonomische Rechnung, die lange selbst von anerkannten Gelehrten für richtig gehalten wurde: wenn nur immer je 20 Menschen den Nahrungsraum zur Verfügung haben, der jetzt 100 Menschen befriedigen muß, dann habe jeder dieser 20 Menschen fünfmal soviel zu essen, fünfmal soviel Kleidung und Wohnung und fünfmal so große Lebensbequemlichkeiten und Genüsse wie heute jeder einzelne der hundert Menschen. Die Rechnung auf Völker angewandt wäre richtig, wenn Völker tatsächlich nichts als eine Summe von Menschen wären. Sie sind aber etwas ganz anderes, sie sind gemeinschaftliche Ganzheiten, arbeitsteilige Gemeinschaften. Und wenn auch hundert Menschen fünfmal soviel essen wie zwanzig Menschen, so erzeugen doch hundert Menschen in höheren Formen gesellschaftlichen, arbeitsteiligen Zusammenwirkens unter Umständen zehnmal soviel wie zwanzig Menschen. Infolge dieser Gesetzmäßigkeit, daß gemeinschaftliche Größen sehr viel mehr sind und etwas anderes als nur eine Summe von Teilen, hat von den hundert Menschen jeder einzelne m e h r zu essen, b e s s e r zu essen, bessere Kleidung als jeder von den zwanzig Menschen.

Die Kulturentwicklung ist ein so deutlicher Beweis für diesen auf den ersten Blick widersinnig erscheinenden Zusammenhang, daß darüber keine Worte mehr verloren zu werden brauchten, wenn nicht immer wieder diese faule Entschuldigung für völkische Lebensfeigheit gebracht würde. Der deutsche Volksboden war vor sechs Jahrhunderten, als er noch nicht ein Zwanzigstel der heutigen Bevölkerung trug, völlig übervöllert. Obgleich diese Menschen sehr viel genügsamer waren als die heutigen, konnte dieser Boden unmöglich mehr Menschen ernähren. Die große Ostwanderung ist der deutlichste Beweis dafür. Das Land war auch in der Zeit der Auswanderung nach Amerika übervöllert. Aber diese ebte bei wachsender Bevölkerungszahl ab, ja, wir nahmen während eines ganz ungewöhnlichen Bevölkerungswachstums sehr viel mehr ausländische Arbeitskräfte zu uns herein, als wir ins Ausland abgaben. Dieser gewaltige Menschenzuwachs erfolgte, während gleichzeitig die Nahrungsbedürfnisse und Kleidungsbedürfnisse der einzelnen ganz beträchtlich stiegen. Übervölkerung ist also durchaus ein relativer Begriff.

Während diese Zeilen geschrieben werden, geht im Lande das Gespenst des Hungers um. Mehr als sechs Millionen Menschen sind arbeitslos. Ein sehr dürftiges Denken sagt einfach: Fünf Millionen Menschen mit ihren Familien sind zuviel. Deutschland ist nach der vollendeten Rationalisierung der Industrieanlagen überbevölkert. — Selbst „nationale“ Zeitungen entblößen sich nicht, solche Behauptungen aufzustellen.

In den Vereinigten Staaten mit ihrem ungewöhnlichen Reichtum an Kohlen, Erz, Öl und fruchtbarem Boden wohnen die Menschen in einer so geringen Dichte, wie wenn man das Gebiet von England und Frankreich und Italien und dazu das Deutsche Reich und das weite europäische Rußland unserem deutschen Volk ganz allein zur Nutznießung überlassen würde. Trotzdem hat dieses so dünn besiedelte reiche Land etwa acht Millionen Arbeitslose. Es wäre also auch „überbevölkert“.

Im „überbevölkerten“, hungernden Deutschland entvölkern sich die Ostprovinzen von Jahr zu Jahr. Jenseits der Grenzen sitzen in immer dichteren Massen Heerscharen von Bauern, diesseits entstehen immer neue leere Räume. Im hungernden Deutschland können die Bauern ihren Roggen, ihre Kartoffeln nicht verkaufen, und die Regierung gibt in aller Form die Lösung: Einschränkung der Erzeugung! Und die Landwirte müssen immer noch fremde Arbeiter einführen, um die Ernte zu bergen. Überbevölkert ist Deutschland allerdings um mehr als sechzig Millionen, wenn es durch politische Mißwirtschaft nicht zur Entfaltung seiner wirtschaftlichen Schaffenskraft kommen kann.

Uber dieser Einwand allein, daß das wirtschaftliche Wohl jedes Einzelnen um so besser gewahrt werde, aus je weniger Menschen das ganze Volk besteht, müßte uns wenig gelten, selbst wenn er richtig wäre — was durchaus bestritten wird. Denn hier zeigt sich die gar zu klägliche Einstellung eines liberalen Zeitalters, in dem man das Volkswohl überhaupt nur als die Summe des wirtschaftlichen Wohls der jeweiligen einzelnen Volksgruppen zu sehen vermag.

Uns steht jedoch nicht das Einzelwohl jedes Einzelnen der heutigen Volksbürger voran, sondern das Gesamtwohl des Volkes als einer Gruppenpersönlichkeit mit Aufgabe und Sendung für eine ferne Zukunft. Uns gilt der Einzelne nur so viel, wie er als organisches Teil in einem gemeinschaftlichen Ganzen wert ist. Höchste menschliche Entwicklung bedeutet es, wenn der Einzelne das Geseß seines Handelns vom Wohl des Ganzen her erhält. Wenn er die Fackel des Lebens heller und leuchtender an die Kommenden weitergibt. Solche Einstellung muß die Geburtenfrage vor allem im Hinblick auf die völkische Zukunft sehen, muß die Lebensbedingungen des Volkes als einer Ganzheit unter anderen Völkern, anderen Ganzheiten erkennen.

Und bittere Sorgen müssen uns erfüllen, wenn wir die Geburtenziffern der jüngeren Völker lesen, die bedrohlich nahe Nachbarn sind.

Aus vielerlei Gründen sind sich so wenige im Volk der wirklichen Gefahrenlage bewußt. An Unangenehmes erinnert niemand gern, und am wenigsten eine Presse, die Geld verdienen will.

Die Erscheinungen zeigen sich nicht grob und deutlich, weil sie so allmählich vor sich gehen und das Gegenwärtige immer das Selbstverständliche ist. Man müßte Erlebnisbilder aus verschiedenen Jahrzehnten nebeneinander halten können, um deutlich zu erkennen, wie unser Volk dabei ist zu vergeisen, wie der Hundertsatz der Kinder immer kleiner wird. Die Fortschritte der Hygiene haben das durchschnittliche Lebensalter stark hinaufgedrückt, darum prägt sich der Geburtenrückgang in einer gewissen Übergangszeit nicht schon in einem Bevölkerungsrückgang aus. Aber das Leben des Einzelnen kann bei allen Fortschritten der Hygiene nicht beliebig verlängert werden. Wenn auch heute noch die wirkliche Lage stark verschleiert erscheint, so muß es doch bald ein schlimmes Erwachen aus der feigen Selbsttäuschung geben, in der heute noch die deutsche Öffentlichkeit befangen ist.

Je wohlhabender, desto weniger Kinder

(Zu Seite 354)

Diese Rechnungsweise des „Je – desto“ verliert nach den beiden äußeren Grenzformen des Nationalreichtums hin an Genauigkeit, und sie stimmt vor allem dann nicht ganz, wenn man die *Volkszahl* ansieht und nicht die Geburtenzahl. Es ist für geschichtliche Betrachtung deutlich, daß der Höchstzuwachs an Bevölkerungszahl *zwischen* den Punkten größter wirtschaftlicher Armut und größten Reichtums liegt. Der Bevölkerungszuwachs ist weder bei den Völkern niedrigster Zivilisation am höchsten, noch bei denen höchster Zivilisation, er erreicht sein Bestmaß da, wo einerseits die kulturelle, zivilisatorische Leistungshöhe einen sehr viel größeren Nahrungsraum geschaffen hat und eine bewußtere Gesundheitspflege die Sterbeziffer herabdrückt, während andererseits die Zivilisation den Lebenswillen des Volkes noch nicht stärker angefressen hat und die Lebensansprüche noch nicht so stark gewachsen sind, daß man sich die Kinderaufzucht schenkt, um wenigstens einen um ein Weniges größeren Teil der erhöhten Lebensansprüche befriedigen zu können.

Dieses Bestmaß ist von Frankreich, von England und Amerika und schließlich von Deutschland um die Jahrhundertwende erreicht worden, während der Osten es erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts erreichen wird. Wenn Rußland mit seinem Rieserraum in dieses Lebensalter hineinwachsen wird, wenn hier die Kraft dieses Alters nach den bevölkerungswirtschaftlichen Erfahrungen des Westens zielbewußter zur Stärkung der Volkskraft ausgenutzt wird als vom deutschen Staat, der in sinnlosem Raubbau seine Volkskraft hergab als Kulturdünger für fremdes Volkstum (Amerika), der sie in den Mietskasernen der Großstädte verkümmern ließ, dann wird der Osten, ohne daß Kriege nötig werden, in friedlichem Wachstum den Westen erdrücken.

Auf der Linie dieses Bestmaßes bewegt sich seit langem China, bewegen sich diejenigen Kolonialgebiete europäischer Völker, denen einerseits die Kolonisierung Befriedung bringt und Verkehrsmittel, die es ermöglichen, daß örtliche Hungersnöte sich nicht mehr so vernichtend auswirken können, während andererseits eine in religiösen und brauchtümlichen Ordnungen verankerte Sittlichkeit noch das Aufziehen von Kindern mit Nachdruck fordert. Wenn auch in Indien noch alle paar Jahre einige Millionen Hungers sterben, die Gesamtbevölkerung dieses Gebietes ist doch seit Beginn des vorigen Jahrhunderts von 100 auf etwa 350 Millionen gestiegen. – Anders steht es um kulturelle Gruppen von allzu geringer Widerstandskraft infolge ihrer zahlenmäßigen Kleinheit und vor allem infolge der geringeren geschichtlichen Festigkeit ihres religiösen sittlichen Systems. Wo sie mit europäischer Kultur in Berührung kommen, verbrennt der Volkskörper in sehr kurzer Zeit. (Indianer, Kolonialneger.)

Das Fremdwort

(Zu Seite 89)

Die Frage nach der Berechtigung der Fremdwörter im Deutschen ist nicht nur eine nebensächliche Stilfrage, sondern – und darin hat Fichte recht – es geht hier um Gesundheit und Krankheit des deutschen Geistes schlechthin. Der Deutsche Sprachverein hat sich zweifellos große Verdienste um das Deutschtum im tiefsten Sinne erworben, indem er immer wieder zu gewissenhafter Besinnung gegenüber dem Wortfremdling ermahnte.

Bei allem Für-und-wider im Fremdwörterstreit ist zwischen Gefühlsgründen und Sachgründen zu unterscheiden.

Grundsätzlich behaupten sich die **Gefühlsgründe** mit gutem Recht neben den Sachgründen. Es ist in der Tat schon mehrfach eine selbstverständliche Forderung der volkspersönlichen Sauberkeit, daß wir unsere Sprache nicht aus nichtigen Gründen mit fremden Flecken behängen sollten, und auch der Sprachgeschmack verbannt mit Recht die ihrem Klange nach nicht in unsere Sprache hineingehörigen Fremdwörter.

Nationaler Eifer ist aber im Unrecht, wenn er behauptet, daß schon grundsätzlich in jedem Fall das Fremdwort eine Sünde gegen den guten Geschmack ist. A. Moszkowski scheint mir in seinem Buch „Das Geheimnis der Sprache“ im Recht, wenn er darauf hinweist, daß ein Farbttler von erotischer Auffälligkeit auch unter dem Nordhimmel gelegentlich eine starke Gefühlswirkung haben kann, auf die selbst der Dichter nicht gern verzichten wird. Manche Fremdwörter wiederum passen ihrem Klang nach so in die deutsche Formenwelt hinein, daß nur der Kenner der Fremdsprache hier das Fremdwort als solches erkennt. Wörter wie Mode, Presse, Garbe, Start, Tank, Sport, Mine, könnten nach ihrem Klang durchaus deutsche Wörter sein.

Das entscheidende Gewicht muß aber bei den **Sachgründen** liegen. So sehr wir es bedauern mögen, daß wir für den Bedarf unserer Bevölkerung auf die Einfuhr von Gummi und Baumwolle angewiesen sind, auf die Erzeugnisse fremder Länder, so ist es doch durchaus eine nicht schon mit Gefühlsgründen allein zu beantwortende Frage, ob wir alle diese Dinge meiden sollten. Ebenso ist völlige Ablehnung jeder Einfuhr von sprachlichen Begriffsgütern erst dann gerechtfertigt, wenn ernste, sachliche Erwägung aller Folgen sie rechtfertigt. Es könnte auch hier Werte und Güter geben, deren Herkunft den nationalen Stolz und Geschmack verletzen muß, deren nationaler Nutzen aber doch so groß ist, daß man solche vielleicht bedauerliche Abhängigkeit vom Auslande dafür in Kauf nehmen sollte.

Sachliche Erwägung steht vor zwei Hauptfragen:

A. Sind die fremden **Begriffsgehalte**, die Inhalte der Fremdwörter zu vermeiden, oder stellt das Einfuhrgut an zunächst fremdartigen Vergleichsregeln einen wertvollen und erstrebenswerten Erwerb dar?

B. Sind die fremden **Wortkörper**, die fremden Klangzeichen für diese Begriffe zu meiden? Ist es, falls man überhaupt der Einführung der Begriffsgehalte zustimmt, besser, ihnen ihre fremde Lautgestalt zu belassen, oder sollte man ihnen ein Gewand aus heimischem Stoff und nach heimischen Formgesetzen geben?

Zu A: Für die Ablehnung schon der fremden Begriffsgehalte, der in einem Begriff beschlossenen sonderartigen Sehweise einer Klasse von Weltercheinungen auf eine Gruppe von herausgrifflichen Eigenschaften hin wird vor allem folgender Grund angeführt: Man behauptet, das fremde Denkmittel sei nicht nur überflüssig, es sei vielmehr grundsätzlich Gift für deutsches Denken. Jede Bereicherung des vorhandenen Begriffsschatzes vom Auslande her sei eine schädliche Beeinflussung. Es würde dadurch die dem deutschen Volk recht eigentlich wesenhafte Art der Weltauffassung verunstaltet. Vom Auslande käme grundsätzlich nur Artfremdes und darum schon Schädliches. Nicht nur intriguierten, sondern auch esprit schide sich nicht für einen echten Deutschen. Das Eigenwachstum des deutschen Geistes sei durch zu starke geistige Überfremdung vom Auslande her gestört worden und würde weiter gestört.

Brensig meint über die Einwirkung der Griechen und Römer auf uns: „Der Gang der Geschichte hat es gefügt, daß ein solches unseliges Geschehen (gemeint ist die Beeinflussung durch Fremdvölker) unser Geschlecht gerade da traf, wo es am tiefsten einschneit in das Wachstum des Geistes, wo es die edelsten, fruchtbarsten Zweige am Baum der Menschheit lähmte und verbog.“

Es ist der Zusammenhang zwischen dem alt- und neuuropäischen Weltalter, zwischen der griechisch-römischen und der germanisch-romanischen Völkergemeinschaft, letztlich zwischen dem griechischen und deutschen Geist, der hier gemeint ist. Auch er kann, wie das Verhältnis zwischen griechischer und römischer,

chinesischer und japanischer Entwicklung, als ein Vorgang der Befruchtung und also der geschichtlichen Förderung angesehen werden, und eben von denen, die so denken, wird er uns als eine der höchsten Gaben gepriesen, die je unserem Volk zuteil geworden sind. In Wahrheit aber war er Segen freilich auch, aber doch noch vielmehr Fluch; er hat Reichtum gespendet, aber noch mehr Verarmung verursacht; könnte man ihn aus dem Geschehen der neuuropäischen Völker fortdenken, sie und insbesondere das Deutsche hätten eine unvergleichlich viel eigenere, also stärkere Geistesentfaltung, und die Menschheit wäre um alle die von ihr getragenen Blüten und Früchte reicher.

An dem Latbestand ist an und für sich nicht der geringste Zweifel möglich: Dadurch, daß die Germanen noch kinderjung, biege- und bildsam wie weiches Wachs in die Hand der Griechen oder der vergriechlichten Römer gerieten, wurde an ihnen eine Abhängigmachung des Geistes vorgenommen, deren einzigartige Tragweite kaum völlig zu ermessen ist."

In „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte“, S. 327.) Die Stärke dieses Einflusses soll von uns nicht geleugnet werden. Noch an unserer alltäglichen Sprache können wir ihn erkennen. Und er ist noch sehr viel stärker, als der Laie bei schnellem Hinbliden sieht. Unsere Sprache hat ganz außerordentlich viel mehr Lehnbegriffe, als sich selbst dem Gelehrten ihrer Lautgestalt nach als solche ausweisen.

Die Möglichkeit der Störung der Eigenentwicklung durch wesensfremdes Begriffsgut ist in der Tat für jede Sprache vorhanden, wie ausführlich gezeigt wurde. (S. S. 178.) Aber wir sind doch geneigt anzunehmen, daß fremde Sprachen auch eine höchst wertvolle Bereicherung der eigenen bedeuten können, auf die man nicht verzichten darf. Wenn die Fremdbegriffe nicht einfach unverändert übernommen werden, wenn sie nur die Anregung zur Bildung von eigenen Begriffen sind, wenn sie umgeschmolzen werden in die eigene Denkweise, dann bedeuten sie einen erwünschten Neuerwerb. Die wesentliche Leistung des Sonderwortes, des Für-sich-bezeichnen von Erscheinungen mit einem Eigenzeichen ist die, daß es das Für-sich-sehen dieser Erscheinung von einem besonderen Standpunkt, auf besondere Eigenschaften hin sehr erleichtert. Jedes Neuwort bedeutet in diesem Sinne eine Bereicherung des Denkens.

Wie Eigen in seinem trefflichen Buch, *Der Irrgarten der Sprachen*, zeigt, hat die Mehrzahl der deutschen Fremdwörter, selbst wenn sie den Lautkörper der Fremdsprache behalten haben, ihren Begriffsumfang und Begriffsinhalt aus deutschem Sprachgeist umgewandelt, er ist infolge der schon bestehenden Gesamtunterschiedlichkeit des Denkens passend geworden für den Gebrauch in einer deutschen Begriffswelt. (S. S. 149.) Solche Nutzung fremder Sprachen dürfte grundsätzlich durchaus eine Bereicherung des deutschen Denkens bedeuten können und oft genug auch bedeutet haben. Diese Möglichkeit der Bereicherung sollte daher beachtet werden. Man muß dabei allerdings verantwortungsbewußt die Gefahr sehen, daß solche zweifellose „Bereicherung“ eine „Überfremdung“ ist, wenn der Fremdbegriff mehr bedeutet als nur die Anregung zu einer neuen, aber doch deutscher Art gemäßen Sehweise. Aus dieser Quelle kann Gift für das Eigenwachstum bringen, es können aber auch aus ihr schöpferische, lebendige Kräfte fließen.

Zu B: Wenn auch grundsätzlich die Bereicherung der Muttersprache durch den Hinblick auf in fremden Sprachen mögliche Auffassungsweisen als wünschenswert anerkannt wurde, so blieb noch die Frage offen, ob solche Neubegriffe in der fremden Form, in der fremden Lautgestalt übernommen werden sollen oder ob sie umzuprägen sind in eine dem deutschen Formengeist entsprechende Gestalt.

Während wir eine Antwort auf diese Frage suchen, werden wir uns bewußt, wie außerordentlich verschiedenartige Begriffe aus der Fremde stammen, und es ist unmittelbar deutlich, daß sie eine verschiedenartige Behandlung zu erfahren haben. An den einen werden wir das fremde Gewand mit aller Entschiedenheit ablehnen. Die anderen werden wir unberührt als Fremdwörter auch der Form nach bestehen lassen, bei einer dritten Gruppe werden wir schwanken.

Die erste Gruppe, die Fremdwörter, die entschieden abzuweisen sind:

Mit Sicherheit werden wir die Fremdklänge ablehnen, die gar keine „Neube-

griffe" bringen, keine sonderartigen Gesichtspunkte des Sehens, sondern die allein wegen ihrer fremden Form bevorzugt wurden, wo also das Fremdwort nur *Fremdform* ist, nicht neuer Gehalt.

Eine bekannte und schon benannte Sache wird mit einem neuen Namen behängt, an einen neuen Lautkörper gebunden, nur um einen neuen, besonderen Wert der Sache vorzutauschen. Nicht nur der Kaufmann nennt seine deutschen Waren, seine deutschen Angelhaken und Kunstseidenstoffe und seine deutschen Speisen mit einem englischen oder französischen Namen. Einem in Fremdtümelei befangenen Volk, das die Dinge misachtet, die „nicht von weit her“ sind oder nicht von weither zu sein behaupten, scheint die Sache mit dem fremden Namen an Wert zu gewinnen. Darum wird so gern den alten Bekannten ein neumodisches, fremdartiges Gewand angezogen. Der häusliche Eierkuchen erscheint wirtshaus- und weltfähig als omelette. Und nicht nur die Sache erhöht ihren Wert durch ihre fremdsprachliche Bezeichnung, auch der Sprecher sichert sich größere Achtung, wenn er durch Benutzung fremder Wörter zeigt, daß er fremde Sprachen beherrscht.

Diese Wörter, die einer verächtlichen Ziererei und Fremdsakerei ihr Dasein verdanken, sind zweifellos nicht nur leicht zu entbehren, ihr Verschwinden würde für die deutsche Sprache einen Gewinn bedeuten. Darum fort mit Waggon, Coupee, Appartement, komfortable, Friseur, Goal, Etage, Sou terrain, manicüren, Malheur, adieu, egal, retour, Pavillon, Teint, Karton, Trottoir, Portemonnaie, Rendezvous, Tram, Hotel, Restaurant.

Eine zweite Klasse von Fremdwörtern hingegen wird wohl kaum jemand zu ver-deutschen wünschen: Für die hunderttausende von chemischen Verbindungen ist der internationale Name der angemessene, und es dürfte niemand etwas daran finden, daß die enge internationale Zusammenarbeit in dieser Wissenschaft sich auch in ihren Denkformen ausprägt. Daher: Oxyd. Daselbe gilt für viele Fachwörter der anderen „erakten“ Wissenschaften: Osmose, Kryptogamen. (Nicht aber gilt das für die Wertwissenschaften!) Auch einer anderen Gruppe von Fremdwörtern wird selbst von den verbissensten Sprachreinigern heute nicht mehr oder nur selten das Heimatrecht im Deutschen abgesprochen: den *Lehnwörtern*. Wörter wie Mauer, Keller, Kirche, Wein, schreiben, dichten, Priester, fein, Ball leben schon so lange in der deutschen Sprache, ihr Lautkörper ist so umgeschliffen, ihre Bedeutung so auf die Gesamtordnung deutscher Begriffe umgestellt, daß sie nicht mehr als Fremdlinge empfunden werden und ihr uneingeschränktes Bürgerrecht anerkannt wird.

Eine dritte Gruppe von Fremdwörtern stellt uns vor eine Gewissensfrage: Hierzu gehören etwa Milieu, Musik, Organismus, Type, elektrisch, Fabrik, Sport, Kontrast, abstrakt, Interesse, Maschine, Note, Energie, Mode. Hier empfinden wir deutlich einen „Neubegriff“, einen Gesichtspunkt des Weltbeurteilens, der nicht schon in einem eigenen deutschförmigen Wort vorhanden ist. Wir werden sehr oft die Sinnschattierung, die mit dem Fremdbegriff gegeben ist, nicht missen wollen, und es steht darum in Frage, ob wir als Klangzeichen für diese Sonderbegriffe die fremde Form wählen oder ob wir eine neue deutsche Form dafür bilden.

Oft genug wird behauptet, die mit den Fremdwörtern gegebenen Denkmöglichkeiten sollten wir dem deutschen Geist nutzbar machen, wir sollten nicht verzichten auf dieses Für-sich-sehen einer Klasse von Welterscheinungen, das sich in solchen Fremdwörtern darstellt, wir vermöchten aber auch schon mit dem vorhandenen Bestand an muttersprachlichen, deutschen Wörtern, gleiche Gehalte auszudrücken, wenn wir nur ziel- und verantwortungsbewußt voringen. — Es bleibt hier festzustellen, wieweit das richtig ist, welche Möglichkeiten bestehen, um solchem Denkbedürfnis mit deutschförmigem Sprachgut zu genügen.

Um die vorteilhaften mit manchen Fremdwörtern gegebenen Vergleichsweisen von Welterscheinungen auf eine besondere Auswahl ihrer Eigenschaften hin auch unserem Volk zu schaffen, stehen uns folgende Möglichkeiten offen:

- a) Oft genug wird der am besten entsprechende deutsche Begriff eine annähernd gleiche im besonderen Fall erwünschte Einzelvorstellung rufen wie der Fremdbegriff. Es wird der genau g l e i c h e Gegenstand durch die beiden Wörter nach einer nur wenig unterschiedlichen Regel herausgrifflicher Eigenschaften benannt. (Vgl. darüber die Ausführungen über die Verschiedenheit des logischen Aufbaus der Welt in verschiedenen Sprachen.) Die leisen Blickunterschiede zwischen dem fremdsprachlichen und dem muttersprachlichen Wort werden oft so unwesentlich und geringfügig sein, daß in unserem immer nur andeutenden Sprechen das muttersprachliche Wort den Mitteilungszweck in ebenso genügender Weise erfüllen wird wie das fremdsprachliche. Oft genug wird Umwelt oder Umgebung durchaus das sagen, was in einem besonderen Satz mit Milieu gesagt werden soll.
- b) Manchmal aber genügt selbst das mit Eifer gesuchte, am besten entsprechende Wort der eigenen Sprache nicht. Das fremde Wort stellt eine nützliche, erwünschte besondere Sehweise auf eine sonderartige Gruppe von herausgrifflichen Eigenschaften hin dar, eine Sehweise, die in der eigenen Sprache mit keinem Wort bezeichnet ist. Trotzdem ist man hier nicht zwangsläufig an das fremdförmige Wort gebunden. Auch hier kann durch ein besonderes Verfahren ein deutscher Ausdruck geschaffen werden, wenn man nicht einfach das fremde Wort für den Sonderbegriff übernehmen will. Zweierlei Möglichkeiten gibt es hier:
 - a) das nächstliegende Mittel ist natürlich die A b e n g u n g. Durch Abengung mehrerer weiter muttersprachlicher Begriffe wird der engere neue Begriff geschaffen. Es wird aus mehreren Begriffen die Gruppe der herausgrifflichen Eigenschaften zusammengestellt, die im Begriff der fremden Sprachen an ein einzelnes, eigenes Zeichen gebunden ist. Daher ist die „Übersetzung“ des Fremdwortes meist eine „Zusammensetzung“, eine Umschreibung durch Gruppen von Wörtern, unter Umständen durch ganze Sätze. Die Teile einer solchen Abengung bleiben aber selbständig. Lockere Abengung. (Beispiel aus Sarrazins Verdeutschungswörterbuch: Loyalität ersetzt durch redliche Gesinnung.)
 - ß) solche Abengung kann aber so umständlich sein, daß sich größere Kühnheit daran wagt, ein N e u w o r t zu prägen, einen Abgriff. Dies Neuwort ist meist auch eine noch nicht gebrauchte Zusammensetzung, eine Abengung, die sich aber doch als Einheit eines Einzelwortes darstellt mit einem f e s t daran gebundenen neuen, eigenen, besonderen Sinn. Feste Abengung. Wir haben etwa die Neuworte Abgriff, Einenger, Ahnenseelengruppe gebildet und bestimmt, welchen Wert sie mindestens in diesem Buch haben sollen.

Es ist zu prüfen, welche Vorteile und Nachteile die Ausdrucksweise mit den alten, h e i - m i s c h e n Wörtern und mit den neugebildeten Eigenbezeichnungen, die aus dem alten Begriffsbestand gebildet sind, gegenüber der F r e m d f o r m für den „Neubegriff“ hat. Und hier sind wir am Kernpunkt der Fremdwörterfrage angelangt.

Es wird behauptet:

- I. Die Fremdform ist schwerer verständlich. Die geistige Einheit des Volkes wird dadurch zerrissen.
- II. In der Fremdform werden die Gedanken nicht klarer, sondern unbestimmter und blasser dargestellt.
- III. Die Fremdform macht uns in der Welt wegen unserer Ausländerei und wegen unseres Mangels an deutschem Selbstbewußtsein lächerlich.

Zu I:

Es wurde an anderer Stelle gezeigt, warum wir in der größeren Fremdwörterarmut des Deutschen gegenüber dem Englischen einen Vorzug unserer Sprache sehen dürfen. (S. S. 200.) Die Stellungnahme wurde wesentlich durch Berufung auf den Fichteschen Gedanken gerechtfertigt, daß eine fremdwörterarme Sprache für alle Schichten des Volkes verständlich ist.

Zu scharfe Grenzen zwischen den Bildungsklassen sind für die Volkseinheit störender und gefährlicher als die wirtschaftlichen Klassengrenzen. Und das Fremdwort errichtet solche Schranken, oft genug in bewusster Absicht, in bewusstem wissenschaftlichen Klassendünkel. Bildungseinheit, nicht -gleichheit, ist aber Vorbedingung für wahre Volksgemeinschaft. Das aus deutschem Sprachgut geformte Neuwort wird im allgemeinen ein leichter zu erwerbender Besitz sein als das Fremdwort. Denn die Bestandteile des Neuwortes geben schon einen Hinweis auf seine Bedeutung. Die selteneren Fremdwörter werden bei ihrem ersten Auftauchen außer aus dem Zusammenhang nur durch den Bedeutungsanhalt verstanden, den uns die Kenntnis der fremden Sprachen gibt, aus denen sie entnommen wurden. Dieser Anhalt fehlt demjenigen, der die fremde Sprache nicht genügend beherrscht. Wer nicht Geld und die Möglichkeit zum Erwerb von Fremdsprachen hatte, ist hier also von vornherein benachteiligt. Die aus der Muttersprache stammenden Wörter hingegen, denen wir zum ersten Male begegnen, werden uns meist verständlich sein, falls sie geschickt gebildet wurden. Wir werden sie meist selbst dann verstehen, wenn sie nicht unmittelbar in unserem Weltbafsein erlebt werden. Wir werden sie verstehen, „wenn wir nur recht denken“. (Fichte.) Der hier aufgewiesene Nachteil des fremdförmigen gegenüber dem deutschförmigen Wort scheint uns außerordentlich bedeutsam zu sein. Das innere Wesen des deutschen Volkes scheint uns entscheidend mitbestimmt zu sein durch die Tatsache, daß unsere deutsche Sprache in ihrem Begriffsbestand verhältnismäßig urtümlich, verhältnismäßig fremdwörterarm ist.

Zu II:

Die Behauptung, das Fremdwort verleite zu verschwommenem und unklarem Denken, scheint uns meist, aber nicht in allen Fällen richtig zu sein.

Was eben als ein besonderer Nachteil hingestellt wurde — daß nämlich der Sinn des Fremdwortes nicht schon durch Nachdenken und Beziehung auf den übrigen Wortschatz zu finden sei —, das kann auch als Vorteil angesehen werden. Die Einfuhr von Fremdwörtern ist nicht immer nur aus gezielter Afferei zu verstehen: Ein echtes, berechtigtes Mitteilungsbedürfnis der Wissenschaft vor allem benötigt oft ein nicht schon durch möglichsterweise irreführende Vorstellungen belastetes *b e z i e h u n g s a r m e s* Neuwort und findet es am bequemsten im fremdsprachlichen Wort. Jeder Sprachbegriff ist immer weit, offen, vieldeutig; er wird erst in einem Verfahren der Abengung eindeutig. Aber immer ist zur Bildung der *e i n e n* und *w i r k l i c h e n* Vorstellung des „Begriffs für dich“ aus dem „Begriff an sich“, ja aus dem „Sach für dich“ noch ein eigenmächtiger, willkürlicher Auswahlakt nötig. (S. S. 67.) Die Wissenschaft benötigt eine möglichst geringe Spanne zwischen dem Begriff an sich und dem Begriff für dich. Jede *i r r e f ü h r e n d e* persönliche Willkür der eigenmächtigen Ergänzung soll vermieden werden. Zu diesem Zwecke bildet die Wissenschaft Neubegriffe, Abgriffe. Sie bestimmt in einzelpersönlicher Sehung, auf welche genannte Gruppe von Eigenschaften hin allein eine Erscheinung in die Begriffsklasse zu ordnen ist und das Begriffszeichen verdient. Für so als Abgriffe gesetzte Neubegriffe lassen sich nun sehr bequem Teile von griechischen und lateinischen Wörtern verwenden, denn diese sind nicht, wie die Neuwörter aus eigenem Sprachgut, immer schon aus dem Sprachgebrauch der Gemeinschaft mit vieldeutigem Sinn beladen. Das so neugebildete, für einen besonderen Zweck gebildete Fremdwort, und gelegentlich auch das aus

einer lebenden Sprache übernommene Fremdwort erscheint mit ziemlichem Recht als geeignet, einen so kleinen Kreis von Bedeutungen zu umfassen, daß es als wissenschaftlich eindeutig gelten kann.

Im weiteren Gebrauch allerdings, und besonders, wenn solch wissenschaftliches Fremdwort aus der geschriebenen in die gesprochene Sprache übergeht, unterliegt es dem Schicksal aller Sprachbegriffe. Es wird vieldeutig. Das eingebürgerte Fremdwort ist ein Altwort geworden mit der ganzen schillernden Bedeutungsweite der Altwörter. Ja, solche innerhalb des Gesamtwortschazes beziehungsarmen Altwörter können besonders leicht eine Sprache unanschaulich und verschwommen machen. Die so oft aus Einzelwillkür entstandenen Fremdwörter erscheinen von vornherein als vogelfrei zu ganz persönlich willkürlicher Sinngebung. Da sie meist beziehungslos innerhalb der Gesamtheit der Begriffe stehen, haben sie keinen Halt an anderen Wörtern, deren Bedeutungswert schon im Sprachgebrauch verankert ist. Sie standen schon ungegründet im Sprach-all, als sie noch begründete (abgriffhaft bestimmte) Fremdwörter waren.

Fremdwörter haben keine Wurzeln und sind deshalb in einem tieferen Sinn immer ungenau, scheinogenau. Sie versuchen (vergebens!) der Sprache zu entrinnen, als gäbe es die „Sache an sich“ ganz losgelöst von den Auffassungsweisen der Sprechenden. Diese durch Jahrhunderte als besonders „wissenschaftlich“ ausgegebene Sehnsucht nützt ein gefährliches Als-ob, wie endlich auch in der Wissenschaft erkannt wird. (Wissenssoziologie.)

Da die Fremdwörter schon von ihrem Ursprung her immer an Unanschaulichkeit leiden, da ihnen die unmittelbare Lebenswärme fehlt, werden solche „Sprachbegriffe“ gewordenen Fremdwörter besonders gefährliche Begriffsmollusken, Notbehelfe für diejenigen, die gelehrt und gebildet erscheinen wollen, ohne über wirkliche Denkraft — und das ist immer in Begriffe ordnende Vergleichskraft — zu verfügen. Das als Abgriff eben noch nützliche Fremdwort ist nun zu einer Gefahr für die Eindeutigkeit und Lebenstiefe des Ausdrucks geworden.

Das Fremdwort kann also zwar in der Tat dem Gelehrten ein genaueres, eindeutigeres Sprechen ermöglichen. Es kann aber auch das sprachliche Kleid der Gedankenarmut und Gedankenblässe sein.

Wenn der Gelehrte bei der Suche nach dem eindeutigen Neuwort so gern Bildungen aus Formteilen fremder, ja wenn möglich toter Sprachen bevorzugt, so geschieht es, weil dies für ihn der billigste Weg zum beziehungsarmen Neuwort ist. Die Bestandteile der lebendigen eigenen Sprache sind zu sehr überfättigt mit Gehalten. Es ist hier zu befürchten, daß Bedeutungsbestandteile in das Wort eindringen, die nicht erwünscht sind. Die Bestandteile der fremden Sprachen sind hingegen gleichsam leere Form, sie warten von vornherein darauf, daß ihnen erst vom Sprecher ein besonderer Inhalt eingeblasen wird.

Das Neuwort in der fremden Form befriedigt also in der Tat auf besonders billige Weise das Bedürfnis nach einem beziehungsarmen Neuwort. Das Billigste ist aber noch nicht das Beste. Das Neuwort aus dem eigenen, heimischen Bestand der Sprache vermag dieselbe Aufgabe zu erfüllen wie das fremdförmige. Es ist zu besonderer Eindeutigkeit befähigt, wenn es nur geschickt genug gebildet war, und es hat überdies den großen Vorzug, daß sein Inhalt auch von denen leichter zu erschließen, durch Nachdenken zu gewinnen ist, die die fremde Sprache nicht beherrschen. Das bringt nicht nur den Gewinn, daß die Deutlichkeit der äußeren Form die eigenständige Deutlichkeit der inneren Form am besten gewährleistet, und daß ferner die Bildungseinheitlichkeit des Volkes wächst. Es bedeutet überdies, daß das Denken lebensnäher und schöpferischer bleibt.

Wenn die Worte ihre Beziehung auf das sinnhaft gelebte Leben behalten, auf die An-

schaunungen der Wirklichkeit, dann bleibt auch notwendigerweise das Denken in diesen Worten lebendiger und wirklicher, wirkender. Um der Fruchtbarkeit und Einheitlichkeit und Höhe des Volksdenkens willen müssen wir wünschen, daß es langsam und ohne Bruch aus der Welt des Erlebens in die Welt des reinen Denkens hinüberwächst.

Die erstrebenswerteste Art von Neuwort, von Abgriff, ist also zweifellos das aus den lebendigen Zeilen der Sprache in schöpferischem Gestalten neugeformte Wort. Es nützt die Fülle des Sprachgebrauches, ohne von ihr irregeführt zu werden. Es fügt das Neudenken in deutsche Überlieferungen ein, es formt es in Übereinstimmung mit dem bestehenden Begriffsgut und seinen allgemeinen Denkformen. Selbst wenn das Fremdwort nicht aus dem Hochmut bevorzugt wird, daß nur die entsprechend „qualifizierte“ Klassensprache den „adäquaten“ Ausdruck hergebe, bekennet es doch immer eine gewisse Feigheit und das Mißtrauen, daß es nicht glücken möchte, die falschen Beziehungen, zu denen das muttersprachliche Wort infolge seines Beziehungsreichtums neigt, auszuschalten. Darum nimmt man beziehungsleere oder beziehungsarme Worte oder Wortbestandteile aus Fremdsprachen. Große Sprachkunst wird immer gerade in dem Beziehungsreichtum der muttersprachlichen Formteile einen besonderen Wert sehen und durch geschickte Bildungen die Vorteile dieses beglückenden Reichtums nutzen, die Nachteile meiden. Nicht wird es feig auf die Vorteile verzichten, um den Gefahren aus dem Wege zu gehen. Doch dazu gehört großes Können und scharf prüfendes Denken. (Ein mit störendem Sinn belastetes „Neuwort“ gebraucht etwa Kalepky, wenn er Prädikat mit Verlaufs überseht.)

Wenn nun auch das Neuwort aus dem muttersprachlichen Bestand durchaus die ideale Forderung bleiben sollte, geringere und auch nur durchschnittliche Sprachkraft wird häufig genug unter Nutzung von Fremdsprachen neue Wörter bilden oder in den Fremdsprachen schon bestehende Wörter übernehmen müssen. Es werden die Fremdwörter mit eingebürgertem Begriffsumfang nur dann durch deutsche Wörter zu ersetzen sein, wenn man mit ihnen ebenso Gutes auszudrücken vermag wie mit den Fremdwörtern. Ich muß mich hier durchaus als Sünder bekennen, der des Ruhmes ermangelt, den er gern vor der von ihm als Hochziel erkannten völlig fremdwortfreien Sprachform haben möchte.

Zu III:

Die Fremdform ist zu vermeiden, weil sie uns wegen der Fremdtümelei lächerlich macht.

Zweifellos ist es sinnvoll, die Berechtigung des Fremdwortes auch unter diesem Gesichtspunkt zu prüfen. Hier scheint uns in der Tat ein beachtlicher Grund gegeben zu sein, warum wir auf das allerlebhafteste uns bemühen müssen, bei allem Streben nach neuen, vom Auslande her angeregten Denkweisen doch in der eigenen inneren und äußeren Form unseres Denkens zu bleiben.

Die Deutscherheit der äußeren Form sollte uns, schon wegen des Schildes, den wir der Welt zeigen, eine sichere Verpflichtung sein. Und wir sollen diese Verpflichtung empfinden, selbst wenn wir erkennen, daß die Engländer und Franzosen ganz und gar keinen Grund haben, über unsere Fremdwörtersucht zu lächeln.

Wie stark und in durchaus schädlicher Weise das Englische mit Fremdwörtern übersättigt ist, kann gar nicht genügend betont werden. Aber auch dem Franzosen gegenüber, der gern mit einem gewissen Spott auf die deutschen Fremdwörter steht, dürfen wir mit gutem Recht darauf hinweisen, daß er in einem Glashaus sitzt. Wir brauchen gar nicht an die vielen hundert Lehnwörter aus dem Germanischen zu denken, die das Französische zieren (wie auberge, guide, if, guerre, honte, épée usw.).

Auch die aus dem Lateinischen und Griechischen stammenden Wörter, die das Französische seit der Renaissance aufnahm und die einen ganz wesentlichen Bestandteil dieser Sprache ausmachen, sind in vollem Sinne Fremdwörter. Es ist völlig irreführend und falsch, wenn

man sagt, daß ja nur die Mutter beerbt wurde. Es ist eine seit so langem tote Mutter, die da beerbt wird, daß dieses Erbgut in durchaus demselben Sinne Fremdgut ist, wie wenn solche Wörter in das Deutsche oder Englische übernommen werden.

Ihrem Laut- und Formcharakter nach verhalten sich diese von Buchmenschen in die Sprache gebrachten lateinischen Wörter zu den echt französischen des alten, ursprünglichen Bestandes, der in mündlicher Überlieferung von Geschlecht auf Geschlecht weitergegeben wurde, wie etwa gotische Wörter zu den neuhochdeutschen. Wollte man von den gotischen Wörtern *azēts* (leicht), *filigri* (Höhle), *fagrs* (passend), *liuta* (Heuchler) Wörter für den Gebrauch im heutigen Deutsch oder im heutigen Englisch formen, so wären diese Wörter genau so beziehungslose Fremdwörter in diesen neuen Sprachen, wie es viele lateinische Wörter im heutigen Französisch sind. Wenn wir aus der gotischen Sprache Wörter für den heutigen Gebrauch bilden, so wohnen wir nicht in Räumen, die unsere Vorfahren bewohnten, sondern wir benutzen nur die von ihnen bewohnten Gebäude als Steinbrücke für unsere Neubauten. Ein Grieche und Römer würde von seiner griechischen und römischen Sprache allein aus nie verstehen, welches denn die Bedeutung der aus den alten Steinbrücken geschlagenen Wörter ist, wenn er von *Transpiration*, *Aspiration*, *Perspiration*, *Conspiration*, von *Elektrizität*, von *Kathode*, *elastisch*, *Motor* hört. Auch das Wissen darum, was die Silbe *spir*, und die Silbe *trans* und *per* in seiner eigenen Sprache bedeutet, hilft ihm nicht, den Sinn der neuen Wörter zu finden.

Wir möchten das Ergebnis unserer Untersuchung so zusammenfassen: Es ist Pflicht eines jeden Deutschen gegenüber seiner Muttersprache, die Fremdwörter zu vermeiden, soweit das bei redlichem Bemühen möglich ist. Doch soll der gedankliche Gehalt des von ihm Gesagten unter diesem Streben nicht leiden.

Brücken zum Schrifttum

Es wird nur eine Auswahl aus der benutzten Literatur gegeben.
Bevorzugt werden dabei Bücher mit reichen Literaturangaben.

E. Abel:

Über die Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise. (Herb. Dümmler, 1869.)

Archiv für das gesamte Auslandsdeutschtum. (Dresden 1931.)

Les Aspirations autonomistes en Europe. (Paris. Alcan, 1913.) (Lehrt uns unsere Pflicht gegenüber dem Elsaß.)

Ch. Bally:

Le langage et la vie. (Paris 1926.)

H. Bang:

Staat und Volkstum. (Beyer & Söhne.)

Ernest Barker:

National Character and the Factors in its Formation. (Methuen, 1927.)

Otto Bauer:

Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. (Wien 1907.)

G. L. Beer:

The English Speaking Peoples.

Karl Bergmann:

Deutsches Leben im Lichtkreis der Sprache. (Dietzweg.)

Im Spiegel der Sprache. (Dümmler.)

Le Bilinguisme et l'éducation. Travaux de la conférence internationale tenue à Luxembourg du 2 au 5 avril 1928. Luxembourg: Maison du livre.

Blätter für Deutsche Philosophie. (4. B. Heft 1. 1931.) (Darin u. a. hochbeachtliche Auseinandersetzung Weisgerbers mit Husserl.)

M. H. Boehm:

Die deutschen Grenzlande.

(In Vorbereitung: Das eigenständige Volk; Volkstheoretische Grundlagen der Ethnopolitik und Geisteswissenschaften. Göttingen 1932.)

Gustave le Bon

Lois psychologiques de l'évolution des peuples. (Alcan, 1922.)

Reinhard Buchwald:

Die Wissenschaft vom deutschen Nationalcharakter. (Jena 1917. Eugen Diederichs Verlag.)

Albrecht Burckard:

Staat und Klima. (1928.)

Fr. Burgdörfer:

Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung. (1929.)

Wilhelm Burkamp:

Begriff und Beziehung. (Leipzig 1927.)

Rudolf Carnap:

Der logische Aufbau der Welt. (1928.)

E. Cassirer:

Philosophie der symbolischen Formen. (Besonders Bd. I und III sind wesentlich.)

Zur Theorie des Begriffs. Kantstudien Bd. 33.

- Ferd. Lauf:**
 Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker. (Lehmann 1929.)
- H. Delacroix:**
 Le Langage et la pensée. (Paris 1924.)
- Hellmuth Demy:**
 Was ist Sprache? (Weimar. Böhlau, 1930.)
- Wilhelm Eigen:**
 Der Irrgarten der Sprachen. (Ferd. Dümmler Verlag, 1929.)
- Karl Otto Erdmann:**
 Die Bedeutung des Wortes. (Haessel, 1922.)
 (Sehr lesenswert zur Ergänzung unserer Ausführungen über das Wesen des Begriffes.)
- J. Fels:**
 Begriff und Wesen der Nation. (Münster 1927.)
- F. N. Find:**
 Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung. (Marburg 1899.)
 Haupttypen des Sprachbaus. (Aus Natur und Geisteswelt.)
- Fittbogen:**
 Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslandsdeutschtum wissen muß. 1929.
 Wie lenne ich das Grenz- und Auslandsdeutschtum kennen? (Überblick über die gesamte Literatur. 1927.)
- H. Freyer:**
 Sprache und Kultur. (Die Erziehung III, 1927, 65—78.)
- D. Funke:**
 Innere Sprachform. Reichenberg 1924. (31. Heft. Prager deutsche Studien.)
- Gustav Gerber:**
 Die Sprache als Kunst.
 Die Sprache und das Erkennen. (Beide Berlin 1885.)
- Onisofor Ghibu:**
 Der moderne Ultraquismus. (Weyer & Söhne, 1910.)
- Julius Goldstein:**
 Deutsche Volksidee und deutsch-völkische Idee. (Berlin 1927.)
- Adolf Grabowski:**
 Staat und Raum. (Centralverlag, 1928.)
- N. F. S. Grundtvig:**
 Schriften zur Volkserziehung und Volkheit. (Eugen Diederichs, Jena.)
- (Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums. [Hirt, Breslau.] Beginnt Sommer 1932 zu erscheinen. Soll das maßgebliche Handbuch über diesen Gegenstand werden. Nicht benutzt.)
- Handwörterbuch der Soziologie.** Herausgegeben von A. Vierlandt. (Enke, 1931.)
- H. Harmen:**
 Die deutsche Bevölkerungsfrage im europäischen Raume. (Beihfte der Zeitschrift für Geopolitik. Berlin 1929.)
- Carlton Hayes:**
 Nationalismus. (1929.)
- H. Heller:**
 Sozialismus und Nation. (Berlin 1925.)
- Richard Hennig:**
 Geopolitik. Die Lehre vom Staat als Lebewesen. Teubner, 1928. (Sollte Schulbuch werden!)
- Wilhelm Henß:**
 Die Zweisprachigkeit als pädagogisches Problem. (Im ethnopolitischen Almanach, 1931.)
- Herbert Hyden:**
 Nationality and its Problems. (London 1920.)
- Friedrich Herz:**
 Rasse und Kultur. (Kröners Verlag, 1925.)
- Wilhelm Heuer:**
 Warum fragen die Menschen warum? (Winter. Heidelberg 1929.)

- Rudolf Hildebrandt:
Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt.
(18. Aufl., 1928.)
- Hjelmslev:
Grammaire générale.
- Hugo von Hofmannsthal:
Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation.
Wert und Ehre deutscher Sprache. „Gedanken einiger deutscher Männer über die deutsche Sprache.“
(Bremer Presse, 1927.)
- Philipp Hördt:
Muttersprache und Volkserziehung. (1926.)
- El. Hurwicz:
Die Seelen der Völker. (Perthes, 1920.)
- Gunther Ipsen:
Sprachphilosophie der Gegenwart. (Junker u. Dünnhaupt.)
- Jesperesen:
Nation, Mankind, Individual. (Leubner, 1925.)
- René Johannet:
Le Principe des nationalités. (Paris. Nouvelle Librairie Nationale.)
- Edgar J. Jung:
Die Herrschaft der Minderwertigen. (Berlin 1930.)
- E. Kieferitzky:
Die Schönheit unserer Muttersprache. (Leubner.)
- Fritz Klatt:
Die geistige Wendung des Maschinenzeitalters. (Potsdam 1930.) (Darin sehr klug über die „Sprache als geistiges Mittel der Gruppierung“.)
Sprachgestaltung und Volkwerdung. (In: Das junge Deutschland. September 1929.)
- Heinz Kloss:
Nebensprachen. (Niederländisch, Deutsch, Jiddisch, Afrikaans, Friesisch, Pennsylvanisch-deutsch.)
(Braumüller.)
Sprachtabellen. (Vierteljahresschrift für Politik und Geschichte. 1929. 2.) Hochbedeutsam infolge der Aufgabenstellung. Es wird untersucht, welche verschiedenen Arten des Nebeneinanderlebens mehrerer Sprachen möglich sind.
Spracherhaltung. (Archiv für Politik und Geschichte. 1927.)
- Friedrich Kluge:
Deutsche Sprachgeschichte. („In großen Zügen wollte ich vielmehr den Zusammenhang von Sprache und Volkstum für unser Deutsch geschichtlich schildern.“)
- Friedrich Koppé:
Volk als Begriff und Idee. (Kranich Verlag, 1930.)
- Korff:
Geist der Goethezeit.
- Hjalmar Kußleb:
Mord an der Zukunft. (Berlin 1929.)
- Gerhard Lehmann:
Das Kollektivbewußtsein. (Junker u. Dünnhaupt, 1928.)
- S. Lichtenstaedt:
Das Auslandsdeutschtum in Europa. (1928. Hubers Verlag, Dieffen vor München.)
- M. Luserke:
Die Grundlage deutscher Sprachbildung. (1925.) („Der Bericht über einen Versuch, das Dichten auf der Schule zu lehren, und die Auswertung desselben als ein Beitrag zur Erfassung des deutschen Wesens.“)
- Luß Madensen:
Name und Mythos. Sprachliche Untersuchungen zur Religionsgeschichte und Volkskunde. (Leipzig, Eichblatt-Verlag, 1927.)
- Bronislaw Malinowski:
The Problem of Meaning in Primitive Languages.

- Frig Mauthner:
 Beiträge zu einer Kritik der Sprache. (1901.)
 Wörterbuch der Philosophie.
 Die Sprache. (Literarische Anstalt Rütten u. Loening.)
 Muttersprache und Vaterland. (Zellenbücherei.)
- A. Meillet:
 Les Langues dans l'Europe nouvelle. (Payot. Paris.)
- Friedrich Meinecke:
 Weltbürgertum und Nationalstaat.
- E. A. Meredith:
 National Language and National Character. (Princeton 1884.)
- Ludwig Mises:
 Nation, Staat und Wirtschaft. (1919.)
- Waldbemar Mittherrich:
 Der Nationalismus Westeuropas. (Neuer Titel. Nationalismus, die Geschichte einer Idee.)
 (Leipzig 1920.)
- Mitteilungen der deutschen Akademie in München.
- Alexander Moszkowski:
 Das Geheimnis der Sprache.
- Richard Müller-Freienfels:
 Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur. (München II. 1930.)
- Gerhard von Mutius:
 Wort, Wert, Gemeinschaft. (München 1929. E. Reinhardt.)
- Nation und Nationalität, Jahrbuch für Soziologie. (Verlag G. Braun.) (Beiträge von F. Herz,
 G. R. Steinmetz, M. H. Boehm, G. Rostenstein, E. v. Karman.)
- Fr. J. Neumann 1888:
 Volk und Nation. (Junker, Leipzig.)
- John D. Oakesmith:
 Race and Nationality. An Inquiry into the Origin and Growth of Patriotism. 1919.
- Ogden, C. K.:
 The Meaning of the Meaning. (London, 1923.) Hochbedeutend.
- Berthold Otto:
 Volksorganisches Denken. (Hauslehrerverlag.)
- E. Otto:
 Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft. (Bielefeld 1919.)
- Friedrich Panzer:
 Nationalität und Sprache. (Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung 2, 1.)
 Volkstum und Sprache. (Dietzweg, 1926)
- E. Pastor:
 Entwicklung der deutschen Sprache. (Eugen Diederichs Verlag, Jena.)
- Fr. Paulhan:
 La double Fonction du langage. (Alcan.)
- Charles H. Pearson:
 National Life and Character. A Forecast. (London 1913.) (Sehr anregend.)
- Wilhelm Pfeiffer:
 Deutsche Volkstumsgeographie. (G. Westermann.)
- Paul Pietsch:
 Deutscher Sprache Ehrenfranz. (Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 1915.)
- Hartmut Piper:
 Die Gesetze der Weltgeschichte. (Leipzig 1929.)
- Hans Präsant:
 Die Verbände des deutschen Schutzbundes und ihre Veröffentlichungen. (Schutzbundverlag, 1928.)
- J. Rehmke:
 Logik oder Philosophie als Wissenslehre.
- John Ries:
 Beiträge zur Grundlegung der Syntax. Was ist ein Satz? (Tausig & Tausig, 1931 [August 1930].)

- Jacob Robinson:
Das Minoritätenproblem und seine Literatur. (Walter de Gruyter, 1928.)
- Paul Nohrbach:
Deutschland. Tod oder Leben? (München 1930.)
- F. de Saussure:
Cours de linguistique générale.
- Phil. Scheidemann:
Für Volk und Vaterland.
- Max Scheler:
Die Wissensformen und die Gesellschaft. (1926.)
Probleme einer Soziologie des Wissens.
- Wilhelm Schmidt:
Rasse und Volk. (München. Kösel, 1927.)
- E. F. Schmidt:
The Language Medium Question. (Pretoria 1926.)
- G. Schreiber:
Nationale und internationale Volkskunde. (Heft 4/5 der Forschungen zur Volkskunde.)
- A. Schröder:
Wortbedeutung und Nationalcharakter. (Neuphilolog. Monatschrift I, 3.)
- Schuchardt-Brevier:
Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft. Zusammengestellt von L. Spizer. (Halle 1922.)
- Joh. Schulz:
Die Muttersprache. (Denzil. Saft, Kanada.) (Ein Büchlein warmer Liebe. Für Auslandsdeutsche.)
- Seago (Dorothy Wilson):
An Analysis of Language Factors in Intelligence Tests. (1925.)
- A. Sechaye:
Les Mirages linguistiques. (Journal de Psychologie. Mai, Juni 1930.) („Nous croyons que, de tous les objets que l'homme est appelé à observer, il en est peu que, par la nature même des choses, il voit plus mal que son propre langage.“)
- W. Seidemann:
Der Deutschunterricht als innere Sprachbildung. (Leipzig 1927.)
- Basile de Sélincourt:
Pomona, The Future of English.
- Othmar Spann:
Vom Wesen des Volkstums.
Was ist deutsch? (Berlin 1929.)
- D. Spengler:
Untergang des Abendlandes. Bd. 2: Völker und Städte. Darin über Sprache.
- Leo Spizer:
Anti-Chamberlain. (Leipzig 1918.)
- Wilhelm Stapel:
Antisemitismus und Antigermanismus.
Volksbürgerliche Erziehung.
- Kurt Stavenhagen:
In Nation und Staat. „Volk und Muttersprache.“ (Braumüller, 1930.)
- Jr. Stehlich:
Die Sprache in ihrem Verhältnis zum Nationalcharakter. (1882.)
Die Sprache in ihrem Verhältnis zur Geschichte. (Kengersche Buchhandlung, 1892.)
- Aug. Steiger:
Pflege und Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz.
- Walter Sulzbach:
Nationales Gemeinschaftsgefühl und Wirtschaftsinteresse. (Leipzig 1929.) Hier wird erwiesen, daß die Rechtfertigung des Nationalismus mit Wirtschaftsgründen meist sachlich unbegründet und heuchlerisch ist.
- Franz Thierfelder:
Deutsch im Unterricht fremder Völker. (In Mitteilungen der deutschen Akademie, 1931.)

- Andreas Thomsen:**
Der Völker Werden und Vergehen. (1925.)
- Kurt Trautner:**
Staaten und nationale Gemeinschaften. (H. Oldenbourg, 1929.)
- Ferd. Tönnies:**
Gemeinschaft und Gesellschaft.
- Hans Uebershaar:**
Osa. Eigenart der Völker. (Leipzig, Weicher, 1923.)
- Herm. Ufenner:**
Götternamen. Versuch einer Lehre von der religiösen Begriffsbildung.
- Waihinger:**
Die Philosophie des Als-ob.
- Volk und Rasse:**
1929, Januar, besonders wichtig. Geburtenbewegung des Deutschtums in Mitteleuropa.
- Volk und Reich:**
Zeitschrift. (Volk und Reich-Verlag, Berlin.)
- K. Voßler:**
Geist und Kultur in der Sprache. (Heidelberg 1925.) Von den unseren sehr abweichende Ansichten eines Ästheten.
- Ethel Bushnell Waring:**
The Relation between Early Language Habits and Early Habits of Conduct Control. (1927. Teachers College. Columbia Univers. New York City 1927.)
- Wegweiser**
durch das Grenz- und Auslandsdeutschtum und durch seine unterrichtliche Behandlung. (W. d. A. Wirtschaftsunternehmen. Dresden A 1, Wilsdrufferstr. 16.)
- L. Weißgerber:**
Muttersprache und Geistesbildung. (Göttingen 1929.) (Sehr lesenswert. Das Beste über das Wesen des Sprachbegriffs. Reiche Schrifttumangabe.)
Die Zusammenhänge zwischen Muttersprache, Denken und Handeln. (Zeitschrift für deutsche Bildung, VI. 1930.)
Persönlichkeits- und Volkserziehung durch die Muttersprache. (Zeitschrift für Deutschkunde, 1931.)
(Eine ausführliche Bearbeitung des Gegenstandes „Volk und Sprache“ ist in Vorbereitung.)
- Leo Weismantel:**
Der Geist als Sprache. (Benno Filser, Augsburg.)
- H. Wernicke:**
Unsere liebe Sprache. (Zur Fremdwörterfrage.)
- Fr. Wertheimer:**
Deutschland, die Minderheiten und der Völkerbund.
- D. Will:**
Die Tauglichkeit und die Aussichten der englischen Sprache als Weltsprache. (Breslau, Diss., 1903.)
- E. Winkler:**
Grundlegung der Stilistik. (Bielefeld 1929.)
- Wilhelm Winkler:**
Statistisches Handbuch für das gesamte Deutschtum. (Verlag Deutsche Rundschau, Berlin.)
Statistisches Handbuch der europäischen Nationalitäten. (Braumüller, 1931.)
- W. F. Winkler:**
National- und Sozialbiologie. (Leipzig 1928.)
- K. F. Wolff:**
Rassenlehre. (Mannus Bibl. 39. — 1927.)
- M. Wundt:**
Was heißt völkisch? (Beyer & Söhne.)
Staatsphilosophie.
- Israel Sangwill:**
The Principle of Nationalities. (Gut, obgleich während des Krieges geschrieben.)

Gliederung

Teil I. Das Sein

Um die Frage „Was ist ein Volk?“ für eine förderliche Beantwortung reif zu machen, werden alle Einzelbedingungen je für sich betrachtet, die das bestimmte Sosein eines Volkes erklären. Es wird herausgestellt, wie weit und in welcher Weise Sprache, Raum und Rasse, Staat, Kirche, Klasse je für sich Vielheiten von Einzelmenschen zu Gruppeneinheiten von selbsteigener Wesensart zusammenschließen und welches das Rangverhältnis dieser so bedingten Gruppengebilde untereinander ist. Der Maßstab des Vergleiches ist, wie weit diese Gebilde eigenständige Gruppenpersönlichkeiten darstellen.

Die Sprache als Gruppenseele schaffende Macht

Jede Sprache lehrt ihre Sprecherschaft eine besondere Weise des Denkens

Das Wesen des Begriffes und die Verschiedenheit des begrifflichen Aufbaus der Welt in verschiedenen Sprachen	12 - 49
Die Rolle des Begriffes im Sprachganzen. Die Abengungen als Gegenbewegung zum Zusammengreifen im Begriff	50 - 72
Begriffsverschiedenheit bedeutet nicht notwendigerweise, daß verschiedene Weltgegenstände da sind und gesehen werden. Sie bedeutet aber:	
daß eine verschiedene Auswahl von ihnen der Beobachtung empfohlen wird,	97 - 98
daß die gleichen Gegenstände in verschiedener Weise, auf eine unterschiedliche Auswahl aus ihren Eigenschaften hin gedacht, geistig erfaßt werden . .	80 - 96
	98 - 102

Jede Sprache lehrt ihre Sprecherschaft eine besondere Weise des Empfindens, des Wertens und des Handelns

Die Bedingtheit des sachlichen, sittlichen, geschmacklichen „Gewissens“ durch die Sprache	103 - 113
Nicht nur auf das Wählen der Art und Weise des Wertens und damit des Handelns hat die Sprache Einfluß, sondern sie hilft auch, den Willen zum Handeln selbst zu entzünden	114 - 119
Verschiedene Sprachen lehren verschiedenes Fühlen, Werten, Wollen	120 - 125

Der Einzelne und seine Abhängigkeit von der Gruppenseele seiner Sprachgemeinschaft	126 - 140
--	-----------

Sprachen nebeneinander

Entwicklung - Entfaltung	141 - 152
Wertung der Bauformen und der Begriffsgehalte	153 - 161
Die Bedeutung der Schrifthaftigkeit der Sprachen	
ihrer verschiedenen Art nach (Chinesisch)	165 - 168
ihrem verschiedenen Grad nach	
Mundarten und Hochsprachen	169 - 175
Großsprachen und Kleinsprachen	176 - 181
Wesen und Bedeutung der Zweisprachigkeit	182 - 196
Vom Wert Rang der deutschen Sprache	197 - 207

Die Rasse als Gruppenseele schaffende Macht

Rasse und Seele	208—223
Rasse und Sprache	224—234
Die Fragwürdigkeit des Rassebegriffs	235—242

Der Persönlichkeitswert der Ahnenseelengattung

Vielen Forschern leuchtet die Unsinnigkeit des Unterfangens ein, den Begriff „Rasse“ auf den Begriff „Volk“ zu beziehen. Sie halten es aber doch für nötig, Volk als eine von den Blutsahnen her gegebene Gruppeneinheit gleichen Seelentums zu sehen

243—244

Der Persönlichkeitswert der „Kulturgemeinschaft“

245—248

Der Raum als Gruppenpersönlichkeit formende Macht

249—251

Die Staatsbevölkerung als Gruppenpersönlichkeit

252—258

Die Kirche, die wirtschaftliche Klasse als Gruppenseelen formende Mächte

259—263

Die Klasse als Wesenseinheit

264—266

Was ist ein Volk?

267—282

„Volk“ ist ein vieldeutiger Sprachbegriff, unter dessen Einheit sprachgebräuchlich Menschengruppen begriffen werden, die sich unmittelbar als ihrer Wesensart nach deutlich unterschiedliche Gruppengebilde erweisen. Eine eindeutige Begriffsbestimmung ist daher nicht in dem Sinne möglich, daß gesagt wird, was eindeutig Volk genannt wird, sondern nur in dem Sinne, welches wirkliche, auch für wissenschaftliche Erkenntnisarbeit genügend wesenseinheitliche gesellschaftliche Gebilde denn „Volk“ genannt werden sollte. Unsere Wahl fällt auf die Sprachgemeinschaft. Die Gründe dafür:

- 1.) Dies ist die häufigste unter den vielen verschiedenen Bedeutungen des Wortes.
- 2.) Dieses gesellschaftliche Gebilde ist die echteste Wesensgemeinschaft.
- 3.) Für praktisch-politische Zwecke wird „Volk“ oft so verstanden.
- 4.) Dieser Inhalt des Begriffes ist im wissenschaftlichen Sinne eindeutiger und gegenständlicher als etwa die „Ahnenseelengattung“.
- 5.) Für die Kennzeichnung der Begriffsgrenze zwischen Mensch und Tier wird häufig die ausgebildete Sprache als notwendiges Merkmal genutzt. Es liegt darum nahe, verschiedene Sprachen auch als kennzeichnendes Merkmal für die Scheidung von besonders wesentlichen Gruppierungen der Menschheit anzusehen.

Volk ist die aus der Kraft der Sprache gewachsene Gemeinschaft einheitlicher Geistigkeit und einheitlichen Seelentums, es ist Gruppenpersönlichkeit von Eigenprägung, die ihre Glieder in eine bestimmte Wesensart hineinzwingt.

Teil II. Das Sollen

Nachdem die Bedingungen klar liegen, aus denen überhaupt Völker sind und leben, läßt sich erweisen, was geschehen muß, um ein bedeutungsvolles Sein und beruhigtes Leben unseres deutschen Volkes zu sichern: Wenn unser Volk sich so behaupten können, muß die Wesensgemeinschaft, das Volk, zu einer Willensgemeinschaft, zur Nation werden. Volk muß sich behaupten gegenüber Fremdvölkern. Volk muß geeicht werden gegen die Krankheit der Selbstzersehung.

Volk soll Nation werden

Um seiner Selbstvollendung als Persönlichkeit willen. Volk soll auch gegen Widerstände Nation werden. Solche Widerstände erwachsen aus den ungerechtfertigten Ansprüchen

der Menschheitschwärmer	284—288
der Rassegläubigen	
Der nordische Gedanke	289—290
Der Antisemitismus	291—303
des Staates	304—318
der Klasse, der Kirche	319—324

Fremde Völker als Feinde 325—352

Die Selbstzersehung der Volkskraft 352—381

Geburtenrückgang und Landflucht.

Dieser Kraftschwund ist eine Krankheit der Sprache, des wesentlichsten Trägers des Gemeinschaftslebens.

„Krankheit“ und „Gesundheit“ der Sprache grundsätzlich gesehen.

Die äußere Sprachstarre durch Schrift und Druck.

Die innere Starre, die Intellektualisierung des Denkens, die Entfälschung der Sprache, das Nachlassen der gruppenbezogenen Kräfte in der Sprache.

Die Möglichkeit der Abhilfe: Bild eines Bundes.

Nachwort

Anhang

Was ein Volk sei	394—395
Satz und Verb	396
Aufspaltung von Schriftsprachen?	397—398
Geburtenrückgang erwünscht?	399—400
Je wohlhabender, desto weniger Kinder?	401
Das Fremdwort	401—409
Brücken zum Schrifttum	410—415
Gliederung	416